Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Fünfte vermehrte Auflage.

Erster Band.

Aus dem Mittelalter.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

Aus dem Mittelalter.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Neuer Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

Meinem lieben Freunde

Dr. Salomon Hirzel.

Es sind jetzt sieben Jahre, da schrieb ich Ihren Namen vor die erste Auflage der „Bilder aus deutscher Vergangenheit." Damals war meine Absicht, an Aufzeichnungen vergangener Menschen aus den letzten Jahrhunderten einige der großen Gedanken darzustellen, welche das Leben unserer Nation gerichtet haben, und einige der klugen Lehren, welche aus dem Strom der Geschichte für die Zukunft geschöpft werden können. Gern kehrte ich zwischen anderen Arbeiten zu diesen anspruchslosen Illustrationen unserer politischen Geschichte zurück, das erste Buch wurde in einem zweiten: „Neue Bilder" fortgesetzt. Seit einem Jahre wünschen Sie andere Auflagen. Da beide genannte Arbeiten ergänzend in einander reichen, so war geboten, sie in ein Werk zusammenzufügen.

Hieran knüpfte sich der Wunsch, weiter zurückzugreifen und auch Stimmen aus dem frühen Mittelalter sprechen zu lassen. Denn eine aus allen Jahrhunderten gewählte Reihe von Zeugnissen machte vielleicht möglich, Eigenthümliches der Cultur und des Gemüths in seinem Werden, Wirken, Vergehen ähnlich zu beobachten, wie wir gesetzliche Wandlung an Baum und Blüthe begreifen, und ferner, einige der höchsten leitenden Ideen unserer Geschichte zwar nicht neu zu erweisen, aber in neuer Beleuchtung zu zeigen. Freilich, in dieser ältesten Zeit sind die Berichte, welche Detail des Privatlebens gewähren, sehr spärlich, unsere Kenntniß der wichtigsten Lebensformen ist unsicher, die Literatur sehr umfangreich, fast an jedem Satze alter Historiker hängen Streitfragen unserer Wissenschaft. Dennoch war unvermeidlich, gerade die älteste Zeit germanischer Geschichte bis zu Karl dem Großen ausführlicher zu behandeln, weil nur aus ihr das Verständniß für die bedeutsamsten Bildungen im spätern Mittelalter zu holen ist. Es ist ein langer Weg, der von dem reisigen Gefolge des Ariovist zu den Edelleuten Friedrichs des Großen führt und von den römischen Cohorten der Heruler zu dem Bundesarmeecorps der Baiern, und doch haben zweitausend Jahre unserer Geschichte in Tugenden und Schwächen, in Anlage und Character der Deutschen weit weniger geändert, als man wol meint. Es rührt und es stimmt heiter, wenn wir in

der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt. — Gern hätte ich bei eigener Zuthat reichlicher die Quellen angemerkt, aber dadurch wäre ein Buch zu sehr belastet worden, das keinen höhern Ehrgeiz haben darf als den, ein bequemer Hausfreund zu werden.

Dieses Buch soll ein selbständiges Ganze sein, und zugleich erster Theil eines Werkes, welchem die früher herausgegebenen Bilder in drei Bänden folgen. Der zweite Band umfaßt die Jahrhunderte der Habsburger und der Reformation, der dritte die Zerstörungen und Neubildungen des siebzehnten Jahrhunderts, der vierte das Jahrhundert Friedrichs des Großen und die neue Zeit.

Bei diesem Zusammenschluß ergab sich ein kleiner Uebelstand: die Einleitung, welche bisher den Bildern vorstand und doch einmal zu dem Werke gehört, konnte nur der neuen Arbeit dieses Bandes vorgesetzt werden.

Die Ereignisse des Jahres haben das Buch aufgehalten. In dieser Zeit wurde uns das Glück, zu erleben, was die Beschäftigung mit deutscher Vergangenheit zu einer sehr frohen Arbeit macht. Seit dem Staufen Friedrich I. haben neunzehn Generationen unserer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutschen Reiches entbehrt, im zwanzigsten Menschenalter

gewinnen die Deutschen durch Preußen und die Siege de
Hohenzollern zurück, was vielen so fremd geworden ist wi
Völkerwanderung und Kreuzzüge: ihren Staat.

Daß ich diese Monate eines unermeßlichen Fortschritte den Anfang einer neuen Periode deutscher Geschichte, nebe Ihnen durchlebte in gemeinsamer Sorge, Hoffnung, Erhebung daran soll den treuen Freund die neue Widmung erinnern.

Am 18. Oktober 1866.

Gustav Freytag.

Einleitung.

Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der früheren Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden. Was sie am meisten begehren, das würde ihre Seele elend machen, und was sie jetzt gedankenlos oder grollend von unserer Bildung empfangen, es würde ihnen so fehlen, daß sie über dem Mangel verzweifelten.

Man versuche, sich in die Gefühle eines deutschen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn seines Hauses mit starker Geisterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauses, das er sich jetzt in altdeutschem Styl, unter englischen Anlagen aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau selbst umschließen, düster, geflickt, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes gesetzt, oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenster gefügt*), und

*) Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Glasscheiben, wenigstens in den Städten, allgemein, erst seit dieser Zeit kommt das Behagen der Stube und die Freude am wohnlichen Raum in das Volk. Noch 1546 hielt man es der Erwähnung werth, daß die Schlafkammer in Luther's gräflicher Gastwohnung zu Eisleben durch eingefügte Fenster wohl verwahrt war.

große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Ueberfall zu vertheidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Mordbrennern, oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Theil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Gesellen mit finstrer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 schon ruchlose Lohnsoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde, spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule, dann hüten wol die Knaben die Gänse und das Kleinvieh der Mutter*), oder sie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterkost gedörrt werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt, mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren, wol auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. Sie ist treu, wirthschaftlich, stolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrocat des Hauses, sie sieht argwöhnisch auf Gewand und Schmuck der Rathsfrauen in der Stadt, welche

---

*) Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänsehirt abgesetzt, weil er die Schnäbel aller Gänse mit einem Hölzchen auseinander gespannt hatte, um sie zur Ordnung zu bringen.

Marder und Zobel, sammetne Kleider, Perlen im Haar und Edelsteine im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verklärt auch ihr Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlitz und Geberde; aber was damals in den Häusern der Edlen, ja an Fürstenhöfen noch als züchtig und dem ehrbaren Weibe erlaubt galt, in Rede und vertraulichem Scherz mit dem eigenen Mann, das müßte jetzt an der Frau des einfachen Handwerkers nicht selten als unanständig verurtheilt werden.

Das Tagesleben des Grundherrn ist ein Wechsel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd ist nicht schlecht. Wo der regellose Axtschlag nicht den Forst verwüstet hat, wachsen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald ineinander, selten in regelmäßige Schonungen und Schläge getheilt; noch hört man das Geheul des Wolfes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbrust ziehn die Jäger aus gegen Raubthier, Hirsch, Reh und Schwein, zu Roß mit den Hunden werden die Hasen im Garne erlegt, und sorglich wird auf jeden rohen Waidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag sich noch gegen andere Feinde waffnen, als gegen Isegrim oder gegen den alten Gebieter des deutschen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe giebt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehnsherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anspruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirsche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirsche und Schweine, die seine Saaten verwüsten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn schlug, in hartes Gefängniß setzte und verstümmelte, weil er auf der Wildbahn umherschlich. Nicht selten schwirrt im Waldesdunkel ein tückischer Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein

gewappneter Haufe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menschen selbst die Jagd um Freiheit und Leben *).

Ist aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, so folgt das Gelage, endloses Zutrinken, wüstes Geschrei, selten eine Nacht, wo die Gesellschaft ohne Rausch auseinander geht. Das Trinken ist gerade zu dieser Zeit ein nationales Leiden geworden, es verdirbt Fürsten und Gutsherren, Bürgern und Landleuten die Manneskraft. Die Gäste bei Jagd und Trunk sind Standesgenossen des Gutsherrn, theils ältere Stegreifjunker, welche hinter dem Becher den Fürsten unendlich fluchen und von Reiterstücken erzählen, die sie im grünen Wald gegen das Krämervolk der Städte verübt, theils jüngeres Geschlecht, das sich gewöhnt hat, den Nacken vor großen Lehnsherren zu beugen, hochmüthig tragen diese das Barett mit vergoldeter Tresse, welches der fürstliche Hof bei einem feierlichen Aufzuge seinen Dienern schenkt.

So geht es durch die Woche, am Sonntag aber ist es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören, vielleicht eine endlose Predigt aus der Schule des Flacius, voll Haß gegen die Calvinisten, die Päbstlichen, den Rottengeist Schwenkfeld oder selbst gegen den „Mamelucken" Melanchthon, ein fanatisches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des jüngsten Tages, oder wol gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn selbst, seinen Hochmuth, seine Völlerei und seine Kargheit gegen den Diener Gottes. — Dürftig und unregelmäßig ist der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Quartblätter, welche bei besonderer Veranlassung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grausamen Schlacht, welche die Söhne des türkischen Kaisers einander lieferten, von einem

*) Lebensbeschreibung Sebastian Schärtlin's zum Jahr 1560.

besessenen Mädchen, oder: wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm gestochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelsängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten absingt, darunter das willkommenste, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geschickt wurde. Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebenstreit, eine Beschreibung der Augsburger Todtenfeier Kaiser Karl V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark. Außerdem bringen noch einzelne Streitschriften auf das Schloß, die theologischen Confutationes des unglücklichen Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen, oder eine der zahlreichen Grumbach'schen Invectiven, und auch der Gutsherr streitet beim Trunk eifrig für Major oder Flacius, und über den Mord des Bischofs von Würzburg.

Solches Leben, eintönig und arm, trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getödteter Mann in der Flur gefunden ist, oder wenn die vom Schlosse ein altes Mütterlein des Dorfes bezüchtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im ersten Fall saumselig und gleichgültig, im andern leidenschaftlich, grausam, voll Blutdurst. Und ein Aerger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit selten, Processe und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs und Steigbügel auf der Landstraße das Geld zur Zahlung seiner Schulden gesucht und in der Fehde Rache genommen für sein gekränktes Recht; jetzt erhebt sich widerwärtig über die Willkür und Selbsthülfe des Einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unsicheres, langsames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen scheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünstigt. Aber schon ist der Proceß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld kostet und den

Gutsherrn zum stillen Diener des Juristen der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harnisch mit Lanze und Faustrohr auf schwerem Ritterpferde, aber er ist nicht mehr übereifrig, in großem Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Der bürgerliche Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden sitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adelichen Grundherren, selbst im Turnier wird am liebsten nach Ring und Mohrenkopf gestochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, so findet er nützlicher sich durch diesen vom Pferde stechen zu lassen, als ihm mannhaft zu widerstehen*). — Der Bauer freilich muß Vieles dulden und Vieles liefern. Die Ahnen des Gutsherrn haben ihn, auch wo er sonst frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinsen muß an Getreide, Frohnden und Geld, verschlingt den größten Theil seiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landstraßen sind schlecht und unsicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält sich und seinem Haushalt das Leben, aber die baaren Einnahmen sind gering. Alles ist theuer geworden in der letzten Generation, das neue Gold, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, sammelt sich in den großen Handelsstädten, aber es kommt weniger davon auf sein Gut, als er für sich und seine Familie zum standesmäßigen Schmuck gebraucht.

Eigensinnig steht er auf Allem, was er für sein Recht hält, und sucht seinen Vortheil bald im Anschluß, bald in Widersetzlichkeit gegen seinen Lehnsherrn. Im Gefolge desselben zieht er auch wol zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen seiner Landschaft gegen die Auflage neuer Steuern, aber ein warmes und stätes Gefühl für sein Land hat er nicht. Er fühlt

*) So läßt sich Georg Schweinichen 1564 dem Kurfürst August zu Ehren vom Pferde fallen.

sich deutsch nur im Gegensatz zu Italienern und Spaniern, die er haßt, und er sieht mit eigennützigem Interesse auf Frankreich, dessen König die verruchten Calvinisten durch die neue Feuerkammer verbrennt, aber deutsche Lutheraner um gutes Geld zu werben weiß. Auch die Landschaft seiner Heimat ist keine politische Einheit, der Staatsbau seines Lehnsherrn ist noch ein schwaches Gerüst, seine Treue und Anhänglichkeit sind nur zufällig; dauerhaft und fest ist nur der Egoismus seines Standes. Ein nackter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verwegener That treibt, nicht einmal zu festem Anschluß an seine Standesgenossen. Nur in einzelnen Stunden adelt ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und That; aber seine Bildung, sein Verständniß der Welt, ja sein Pflichtgefühl und seine Redlichkeit sind nicht größer, als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler.

Ein Jahrhundert ist vergangen, man schreibt das Jahr 1660, seit zwölf Jahren ist der große deutsche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenschlosses sind geborsten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geschwärzt, ihre Wuth Speicher und Kisten geleert, allen Hausrat zerschlagen. Jetzt hat der Gutsherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierrat. Die großen Fenster sehen herab auf ein ärmliches Dorf, dessen Hütten erst zum Theil aufgebaut sind, und auf eine Flur, die erst seit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung bestellt wird. Die Schafheerde ist fast ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr ernährt nicht mehr Reisige und Ritterpferde, in dürftigem Schuppen steht eine Kutsche, ein ungefüger Kasten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umschließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlösser und starkes Eisenwerk schützen die Zugänge, denn noch ist die Gegend unsicher, Zigeuner und Räuberbanden nisten

in der Nähe, die Tagesunterhaltung sind Einbrüche und gräuliche Mordthaten, die durch Männer mit geschwärztem Gesicht verübt worden. Es ist größere Ruhe und Ordnung im Hause und große Stille im Dorfe. Der Polizeisinn ist mächtig geworden in Deutschland und der Gutsherr selbst hat ein scharfes Auge auf Kinder, Dienstboten, Bauern. Die Dorfschule ist in traurigem Verfall; aber ein armer Kandidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. Noch geht manche wilde Gestalt im Schloßhofe aus und ein, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlassene Soldaten, die in bürgerlichen Dienst getreten sind, als Förster, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausherr über die Schwelle schreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von seinem Haupt, statt des Ritterschwertes hängt der schlanke Degen an seiner Seite, steif und förmlich sind, wo er repräsentirt, Bewegung und Sprache, Ew. Gnaden nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheirathete adliche Frauenzimmer ist „Fräulein" und „Damoiselle" geworden. Noch trägt die Schloßfrau das Schlüsselbund an der Seite, sie ist stark in Recepten und abergläubischen Hausmitteln und leidet an Geistererscheinungen in einem alten Schloßthurm, der den Krieg überdauert hat. Aber schon wird das Spinnrad versteckt, wenn ein Besuch naht, dann wird schnell ein plümerantenes Kleid übergeworfen, der dürftige Familienschatz, silberne Becher und Kannen auf den Tresor gestellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt Reverenz zu machen, wird in ein Libereykleid gesteckt und in dem Zimmer ein wohlriechender „Rauch" hervorgebracht. Der besuchende Junker erscheint als alamode Galan in Tressenkleid und Perücke und wechselt mit den Frauen vom Haus weitschweifige Complimente, er ist der unterthänigste Sclave der tapfern ansehnlichen Damen, rühmt die Tochter als englische Gestalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren. Aber diese gedrechselten Complimente sind schlechte Tünche über rohen Sitten, noch werden sie durch gemeine Stallwörter und Flüche

unterbrochen; und wenn die Complimente ausgegeben sind, und die Unterhaltung behaglicher läuft, dann richtet sie sich am liebsten auf Dinge, die nicht mehr zweideutig sind; auch die Frauen sind gewöhnt, darauf zu hören und zu antworten, nicht mit der naiven Unbefangenheit früherer Zeit, sondern mit heimlichem Vergnügen an dem Gewagten solcher Unterhaltung, denn es gilt, schmutzige Anekdoten modisch zu erzählen oder durch Räthselfragen mit arger Lösung die Frauen zu artig affectirter Verlegenheit zu bringen. Aber auch solches Gespräch ermüdet, bald übt der Wein seine Wirkung, die Lustigkeit wird lärmend, das Ende ist ein „dichter" Rausch auf alte deutsche Manier. Und dazu wird aus Gipspfeifen Tabak geraucht, und ist der Grundherr ein Cavalier von Education, so schnupft er aus silberner Dose. Wieder ist das Waidwerk die männlichste Unterhaltung des Gutsherrn, er führt den letzten Vertilgungskrieg gegen die Wölfe, welche während des Krieges zahlreich und frech geworden sind, und er zeigt unter seinem Jagdzeug Pürschröhre und gezogene Röhre. Aber er steigt nicht mehr als bewaffneter Reitersmann zu Pferde, sein Harnisch ist verrostet, sein Unabhängigkeitssinn ist gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, vielleicht wirbt noch ein jüngerer Sohn des Hauses um eine Fähnrichstelle in des Kaisers Heer, der Schloßherr selbst fährt zu Hofe als seines durchlauchtigsten Herrn getreuer Diener.

Noch ist er ein gläubiger Mann, der streng auf kirchliche Bräuche hält, er ist gewöhnt, in Arndts wahrem Christenthum zu lesen, vor der Mahlzeit wird nie das Gebet vergessen, aber schon sieht er auf das theologische Gezänk der Geistlichen mit der Ironie eines Lebemannes herab. Es ist ihm nicht mehr unerhört, mit solchen zu verkehren, welche wenig Glauben haben, er fühlt einen Widerwillen gegen leidenschaftliche Sektirer, aber er ist der katholischen Kirche und den Jesuiten gegenüber sehr wohlwollend. Sein Dorfpfarrer ist devot geworden, in dürftiger Lage unter verwilderten Beichtkindern hat auch dieser von seinem

geistlichen Hochmuth verloren, er versucht sich kümmerlich durch Ackerbau zu nähren, betrachtet als Ehre, an der Tafel des Gutsherrn zu speisen, und hat dann die Aufgabe, die starken Scherze seines Patrons zu belächeln und die Tagesneuigkeiten christlich zu beleuchten. Bei Festen im Schloß wird ihm wol die Ehre, ein schwülstiges Gedicht in harten Alexandrinern zu überreichen, worin er Venus, Musen und Grazien auffordert, den Geburtstag der Schloßfrau festlich im Olymp zu begehen. An solchen Tagen wird auf dem Schlosse auch eine Musik gemacht, dann ist die Kniegeige, Viola da Gamba, das modische Instrument.

An Markttagen sendet der Krämer aus der Stadt dem Gutsherrn die Postzeitung, welche mit ihren Beilagen aus mehren kleinen Blättern besteht; sie geht aus dem Schloß zur Pfarre, dann wol zum Schulzen und Förster. Was sonst im Schlosse gelesen wird, sind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tartarischen, römischen oder eines nie dagewesenen Volkes sich mit Perücke und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten; oder Geschichten von Abenteurern und groben Schelmen, vor Allem Anekdotenkram, Kuriositäten, Geistererscheinungen, gefundene Schätze, Mordthaten, aber auch schon Erörterungen über Naturereignisse, die ersten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politisirt; er mißtraut dem Schweden; er bewundert den seligen Kardinal, Pariser Perücken, Degen und Complimente. Schon längst hat die Abhängigkeit von französischer Münze und Sitte begonnen, wer von Paris erzählen kann, ist ihm ein geehrter Gast. Er spricht mit Abscheu von dem königsmörderischen Wesen in England, aber fast mit Gleichgültigkeit von den Türkenkriegen des Kaisers, sofern nicht ein Sproß seiner Familie dabei betheiligt ist. Als Mitglied der Landschaft reist er noch zum Ständetage, aber es sind nur die Privilegien seines Standes, die er in schwacher Widersetzlichkeit gegen die fürstlichen Räthe zu erhalten sucht; er beugt sich antichambrirend, und besticht, um seinem Verwandten

eine Stelle bei Hofe zu sichern oder ein Amt, welches wenige Kenntnisse fordert. Nur schwer entschließt er sich, einen seiner Söhne das Recht studiren zu lassen, damit dieser einst als fürstlicher Rath das Interesse der Familie fördere. Hof, Regierung, Landschaft sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen. Deutschland ist ihm eine unsichere geographische Erscheinung, liebend und hassend denkt er selten daran; auch er hat nichts als seine Familie, den Egoismus seines Standes und die zufälligen Persönlichkeiten, an welche ihn Dienst und Neigung binden. Und wenn man hohe Ansprüche und Selbstgefühl von seinem Wesen abzieht, und den Kern desselben vergleichen will mit einem Leben unserer Zeit, so würde jetzt der eigensinnige Zunftmeister einer kleinen Stadt wahrscheinlich mehr Inhalt, Tüchtigkeit und Redlichkeit besitzen als er.

Wieder sind hundert Jahre verflossen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat sich Vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften in unserm Herzen zahlreiche Erinnerungen und es genügt, Einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vasen, über der Thür der Hausflur ein plumper Engel, der in geschnörkelter Muschel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirthschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben fast alle Gipsdecken und einige sind mit Stuck verziert, auch ist schon ein Reichthum an Hausrat sichtbar, gute Möbeln von Eichen- und Nußbaumholz, schön geflasert und ausgelegt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Rosabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porcellantisch, auf ihm bunt-

gemalte Kannen, kleine Tassen, Möpse und Liebesgötter aus der neuerfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein herbes, strenges Regiment; Frauen und Dienstleute sprechen leise, die Kinder küssen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgiebt Steifrock und hohe Frisur, heftige Bewegungen, große Leidenschaft stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten.

Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt, ein wenig um die Landwirthschaft zu sorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch spanische Schafe die Wolle deutscher Heerden verbessern will*), und er baut im Brachfeld noch mit Besorgniß die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll. Es ist ein stilles, einfaches und pedantisches Leben im Hause, die Mutter schüttelt den Kopf über Gellert's schwedische Gräfin, die Tochter liest entzückt in Kleist's Frühling und singt am Clavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälchen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nöthigen; an hohen Festtagen erscheint der anmuthige Trank der Chocolade. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemuthet, die Behörden sind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat sich die Majestät seines Souverains erhoben und vor dem großen Herrn bedeutet auch er sehr wenig, auch er hat zu besorgen, daß sich seines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in

---

*) Die ersten spanischen Schafe ließ Friedrich der Große zwar schon 1748 kommen, aber erst 1765 begann in Sachsen die Zucht der Electoralschafe. Von ihnen stammt die große Verbesserung unserer Schäfereien.

der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirthschaft, sie befehlen ihm einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm Maulbeerbäume zu pflanzen und senden ihm Eier von Seidenwürmern ins Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen groß ziehe. Es ist eine freudenleere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Tasche, seine Thränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Noth, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist größer, reicher und besser als irgend einer von seinen Ahnen war. Rauh ist die Zucht seiner Generation, unmild die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Weltkenntniß des anspruchsvollen Gutsbesitzers sind noch nicht größer, als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternbeamten, aber schon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Sehr viel härter und ärmer als jetzt ist das Leben in jeder Periode deutscher Vergangenheit. Aber nicht einzelnes Unerträgliche macht uns die alte Zeit so unheimisch, in der ganzen Methode zu leben, in allem Denken und Empfinden ist etwas Grundverschiedenes.

Und sieht man näher zu, so liegt diese Verschiedenheit zwischen einst und jetzt zumeist darin, daß in jeder Generation unsrer Ahnen die Seele des Einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volkes untergeordnet war. Das ist noch aus den letzten Jahrhunderten deutlich zu erkennen. Vor Allem aber beruht darauf das Fremdartige des Mittelalters.

Durch Ordnung und Zucht ist seit deutscher Urzeit der Einzelne an sein Volk geschlossen. Aber in Gemüth und Sitte, in ältester Sprache, in Glauben, Poesie und Recht erscheint uns die schaffende Kraft des Individuums noch gebunden. In ganz anderm Sinne ist der Einzelne im Mittelalter ein Theil der Volkskraft, als jeder von uns.

Denn der Einzelne an sich war rechtlos und schutzlos. Sicherheit vor dem Verderben, jede Förderung seines Lebens erhielt er nur durch engen Anschluß und Unterordnung unter Genossen. Die Familie und Blutsverwandtschaft ist nicht nur wie jetzt der gemüthliche Mittelpunkt, von welchem das einzelne Leben erobernd in die Weite strebt, sie ist auch die schützende Mauer, welche dem Angehörigen im Kampf mit den Fremden Angriff und Vertheidigung sichert. Die Pflicht gegen Angehörige steht höher als gegen das gemeine Gesetz. Ob ein Blutgenosse gefrevelt habe, es ziemt, ihn zu vertheidigen, vor dem Verfolger zu retten, ja vor Gericht sein Eideshelfer zu werden. Auch die Ehe ist noch vorzugsweise eine Verbindung zweier Familien, in welcher beide das eigene Interesse suchen. Wie ungerecht das Begehren an Andere sei, den Angehörigen ist löblich, auch zum Schaden Fremder auf der Seite ihres Mannes zu stehn. Wo nicht Gewalt hilft, da hilft Bestechung und List. Das Regiment der Landesherren wie der Städte ist voll Gunst und Animosität. Auch die Mehrzahl der hohen Reichsfürsten ist der Bestechung zugänglich. Aber wie schwach das Gesetz, wie ungebildet der Sinn für Recht auch sein mochte, einiger Ersatz war vorhanden. Tief lag in dem Wesen der Deutschen das Gefühl für Billigkeit, sehr mächtig war ein gleichmäßiger Sinn, der die Verhältnisse des Lebens unbefangen abwog. Und dieser Sinn, in unsicheren und ungesetzlichen Zeiten der unermüdliche Feind ausschreitender Selbstsucht, bewahrte Familie und Volk vor Verwilderung.

Der größte Theil menschlicher Thätigkeit wurde unter dem Schutz einer Gesellschaft gewagt. Gesellig lebten schon die deut-

schen Heidengötter, in großer Stammgenossenschaft schwebten Asen, Riesen, kleine Geister verbunden, gemeinsam ist das Schicksal, welches sie alle trifft. In Schaaren saßen die seligen Helden in der Walhalla; einzeln, einsam, neidvoll ward das Unholde gedacht, der Drache, die finstere Todesgöttin. Auch das Christenthum folgte dem Zuge der jungen Völker, auch seine Engel und Heiligen ordneten sich gern in Schaaren, 11,000 Jungfrauen, 10,000 Ritter, auch das gemeinsame Hausen der Mönche unter einem Dach ist deutscher Natur gemäß. Jede politische Kraftentwicklung erscheint in Form eines Bündnisses, Ritterbünde, Städtebünde, die Hansa. Immer sind es in der Hauptsache Gleichberechtigte, die sich so zusammenschließen, die gesammte Nation besteht aus vielen solchen Kreisen, selbst die höchsten Häupter des Volkes, die Kurfürsten, üben ihr Recht in stolzer Genossenschaft. Jede solche Verbindung sucht sich sorglich nach Außen abzuschließen, sich nach Innen durch eine Organisation zu befestigen. Gewaltig ist der Zwang, den sie ihren Mitgliedern auflegt. Die Zunft schreibt dem Handwerker vor bis zu den letzten Kleinigkeiten, wie er arbeiten soll, den Stoff, die Form, den Preis seiner Waare. Jeder Zunft wird wieder durch die größere Genossenschaft der Stadtregierung bis ins Kleinste verordnet, welche Arbeit sie schaffen darf, welche nicht; endlos sind die Collisionen der Zunftinteressen, Eifersucht und polizeiliche Verordnungen. Und wie die Arbeit, so überwacht die Gemeinde auch alles andere Thun ihrer Bürger: was jeder nach seinem Stande an Schmuck und Kleidern tragen darf, wie viel Gerichte bei Hochzeit und Taufen, wie viel Spielleute erlaubt sind, was an Lohn, was an Geschenken zu geben, Alles ist festgestellt, geordnet jede Leistung und Gegenleistung.

Noch gab es kaum eine öffentliche Meinung. Von dem guten Zutrauen der Genossen hing das Selbstgefühl des Einzelnen ab, bei ihnen stand seine Ehre, Freude, Erwerb und Sicherheit; erst bei ihnen empfand er die Berechtigung seiner Existenz. Zwingend

war auch daher der Drang nach Vereinigung. Jede neue Lage trieb schnell zu neuem Zusammenschluß mit Gleichen. Sehr auffallend erscheint zuweilen dies alte Bedürfniß. Man denke an die Clubhäuser der Hanseaten in ihren nördlichen Handelsstationen, fast mönchisch war der Zwang im Verschluß ihrer festen Gebäude, in enger Tischgesellschaft geregelt bis auf Worte und Geberde, befestigt durch die härtesten Strafen. Aus allen Theilen Deutschlands liefen die Landsknechte in ein Fähnlein zusammen, und sogleich übten sie feste Ordnung, durch welche sie sich Disciplin erhielten, sie selbst Kläger und Richter über ihresgleichen. Vor der Meerfahrt wählte die Gesellschaft der Reisenden sich Schultheiß, Richter und Beamte, welche Recht sprachen, mit Geld büßten, ja Körperstrafen verhängten, und wenn am Schlusse der Reise der Einzelne des Zwanges ledig wurde, mußte er ihnen schwören, keine Rache zu üben wegen Kränkung oder Beschädigung, die er unter dem Schiffsgesetz erlitten. Aehnlich bei Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, überall, wo ein gefährliches Unternehmen zu bestehen war. Als im Jahre 1535 fünfundzwanzig Männer aus Amberg wagten, die Höhlen des „ungeheuren" Berges zu erforschen, war das erste, daß sie am Eingang der Höhlen „handelten", sich zwei Hauptleute verordneten und den Schwur thaten, gehorsam zu sein und Leib und Leben bei einander zu lassen. Und es wurde ernst genommen mit solchem Gelöbniß.

Auch in der Kunst des Mittelalters ist derselbe Grundzug. Zunächst in dem Leben der Künstler. Die großen Gebäude der würdigsten Genossenschaften, Kirchen und schmuckvolle Rathhäuser, sind wenigstens seit der Herrschaft des germanischen Stils durch die engverbundenen Gesellen der Bauhütten aufgerichtet. Glasmaler und Bildermaler sind Mitglieder von Handwerkerinnungen, sogar die Dichter, ritterliche Liedersänger und Meistersänger der Städte, spielen in solchen Vereinen. Und wieder in den Gedichten, wie sehr tritt das Genossenleben in den

Vordergrund. In den deutschen Heldenliedern kämpft Genossenschaft gegen Genossenschaft, je volksmäßiger die Sage wuchert, desto zünftiger werden die Kämpfe, z. B. in den Gedichten von Chrimhildes Rosengarten. Derb, oft drollig ist die Laune, welche in den gereimten Erzählungen und Fastnachtsscherzen zu Tage kommt, auch hier sind es nicht vorzugsweise charakteristische Züge einzelner unsittlicher Individuen, welche verspottet werden, nicht der Geizige, nicht der Heuchler, es sind die Thorheiten großer Genossenschaften, der Bauern, Pfaffen, fahrenden Schüler, Aerzte, oder ganzer Communen: der Kalenberger, Schildbürger, oder der Mitglieder unserer ältesten Genossenschaft, der Eheleute. Und die reiche, schöne Spruchweisheit des Mittelalters von Freidank bis zu den Sprichwörtern des Volkes, beruht sie nicht auf demselben Bedürfniß, gemeinsame Ordnung und gültige Formel zu finden, welcher sich das innere Leben des Einzelnen unterordnet?

So kam überall das Leben des Individuums erst in der Gemeinschaft zum vollen Ausdruck. Und als eigenthümliche Schönheit der jungen Volksseele empfinden wir zuweilen die Verbindung eines lebhaften Freiheitsgefühls mit gehorsamer Unterordnung. Wer von seinen Genossen gerichtet war, der war nach der Empfindung alter Zeit doch in seinem Selbstgefühl geschädigt, und ihm ziemte zu erklären, daß er den Genossen darum nicht zürne. Wer von den Landsknechten im peinlichen Malefizgericht zu bitterem Soldatentod verurtheilt war, dem war schicklich, mit lautem Wort Jedem, der ihn treffen würde, seinen Tod zu verzeihen und um Verzeihung bat ihn selbst der Profoß, bevor er ihn in die Speergasse stieß. Solche behende Fügsamkeit der Vorfahren erscheint uns in einer Zeit voll von lyrischem Einzelleben vielleicht beneidenswerth, aber im Mittelalter fügte man sich nicht mit der bewußten Resignation, welche uns nöthig ist, oder mit der werthvolleren Freudigkeit, welche wir unsern Nachkommen wünschen, es trieb die bittere Noth, die innere Armuth und Unfreiheit der Individuen zur Einordnung in den

Zwang der Gesellschaft. Und wenn wir jetzt vielleicht zu sehr den gefiederten Sängern gleichen, von denen jeder ein eigenes Gebüsch beansprucht, so sind die Menschen der Vorzeit geselligen Vögeln ähnlich, bei denen zuweilen erst der Schwarm eine lebendige und fertige Einheit darstellt.

Und mit dieser Eigenthümlichkeit alter Zeit hängt eine zweite zusammen. Alles Menschenleben, vom Kaiser bis zum fahrenden Bettler, von der Geburt bis zum Tode, vom Morgen bis zur Nacht ist durch festes Ceremoniel, sinnvollen Brauch, stehende Formeln eingehegt. Ein merkwürdiger schöpferischer Trieb arbeitet unendliche Fülle von Bildern, Symbolen, von Sprüchen und energischen Bewegungen heraus, um jede Erdenhandlung zu idealisiren. Wie das Volk sein Verhältniß zum Göttlichen, wie es alle menschliche Thätigkeit verstand, ist darin ausgedrückt. Es ist ein völliges Umschaffen des realen Lebens zu bedeutungsvoller Bildlichkeit; und es ist die Methode naiver Zeit, dem Menschen „Zucht“ zu geben. Oft schuf das Volk solche Formen nur um freudigem Behagen lebhaften Ausdruck zu finden, in andern Fällen wirkte der Drang, Geistiges auch sinnlich wahrnehmbar zu machen, und das Bedeutende, was in dem einzelnen Geschäft lag, zu imponirendem Ausdruck zu bringen, oft sollte dadurch das Zufällige, Kleine geweiht und an Hohes angefügt werden. Endlich dient vieles Ritual zum Schutzmittel gegen schädlichen Einfluß überirdischer Gewalten; in diesem Falle hat Wort und Handlung geheimnißvolle Wirkung. — Bei jeder Rechtshandlung ist mimische Bewegung, bildliche Action. Wer für den erschlagenen Blutgenossen vor dem Gericht Rache forderte, dem war Aufzug, Geberde, Wortlaut der Klage, ja das Wehgeschrei vorgeschrieben; jede Veräußerung und Besitzergreifung von Haus, Land und fahrender Habe, jede Belehnung, jeder Vertrag hatte bedeutungsvolle Geberde, bestimmte Worte, an denen die Gültigkeit hing. Mit stehenden Redensarten ruft der Herold zum Ritterspiel, gratulirt der Pritschmeister dem Bogen-

schützen, fordert der Freiwerber die Braut, ladet der Hochzeitbitter die Gäste, begrüßt der zuwandernde Geselle sein Handwerk, bringt der Zecher seinen Gefährten den Trunk. Beim Anbruch des Tages war bedeutungsvoll, welcher Fuß zuerst den Boden berührte, welcher Schuh zuerst über den Fuß gezogen wurde, welche fremde Gestalt zuerst den Wanderer anging; bei jeder Mahlzeit, wie das Brod auf den Tisch gelegt wurde, wohin das Salzfaß gestellt. Jede Sorge um den Körper, Kürzung des Haares, Baden, freiwilliges Blutlassen hatte bestimmte Zeit und schickliche Ordnung. Wenn der Landmann im Frühjahr die erste Scholle umwarf, wenn er die letzte Garbe einbrachte und ein letztes Aehrenbüschel auf dem Felde stehen ließ, alle Arbeit im Sommer und Winter war mit ernstem Brauch geschmückt; an jedem bedeutsamen Tage des Jahres hingen eigenthümliche Gewohnheiten, um jede große Function des Lebens, um jedes Fest standen sie in überreicher Fülle. Viele Trümmer solcher Sitte haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Lächelnd bewahren wir einige, die meisten sind uns unnütz, sinnlos, abergläubisch geworden.

Der größte Theil dieser selbstgeschaffenen Habe war den Germanen aus dem Heidenglauben, ältestem Recht, angestammter Poesie gekommen. Auch die Kirche des Mittelalters folgte demselben Zuge, das Leben ihrer Gläubigen zu idealisiren. Zu alten sinnigen Bräuchen fügte sie neue. Auch sie mühte sich, mit ihren heiligen Strahlen jede Menschenthätigkeit zu weihen. Immer reichlicher wurde der Gottesdienst, das Ceremoniel erhielt kunstvolle Ausbildung. Und wie sie mit dem Mysterium ihrer Sacramente die großen Stationen des Lebens geweiht hatte, versuchte sie auch als Rivalin heidnischer Ueberlieferungen die kleinere Thätigkeit des Tages an sich zu fesseln. Sie weihte Brunnen und Thiere, sie gab sich her, durch ihren Segen Blut zu stillen und Geschoß der Feinde abzulenken. In dem volksthümlichen Bestreben, das höchste Geistige dem Gläubigen sinn-

lich wahrnehmbar zu machen, hat sie aus einer Anzahl heiliger Sprüche und symbolischer Handlungen sogar die ersten Anfänge des mittelalterlichen Drama's entwickelt. Aber indem die Herrschlustige so angelegentlich dem schöpferischen Triebe des Volkes entgegenkam, geschah es, daß ihr eigener geistiger und sittlicher Gehalt durch die Masse der Aeußerlichkeiten verkümmert wurde. Wenn ihr Luther siebenunddreißig unbiblische Verbildungen des Christenthums vorwarf, vom Ablaß bis zu den Butterbriefen, dem Weihsalz und der Glockentaufe „mit zweihundert Gevattern an einem Strick", so hatte der Reformator allerdings keine Veranlassung, daran zu denken, daß die alte Kirche zu solchen wuchernden Auswüchsen auch deshalb gekommen war, weil sie einer einzelnen Richtung des germanischen Volksgemüths zu viel nachgegeben hatte.

Aus dergleichen gebotenem Ausdruck setzen sich oft längere Handlungen von dramatischem Schein zusammen. Die zünftigen Handwerker vor der geöffneten Lade, die vollen Brüder beim Weinkruge finden Freude darin, stundenlang gegebene Formeln wie im Spiel zu wiederholen, dann wechseln Rede und Gegenrede mit mimischen Bewegungen. Sich in diesem Vorgeschriebenen sicher zu bewegen, war besondere Freude. Der Eingeweihte, Wissende, Gebildete jedes Lebenskreises wurde daran erkannt, er erhielt Gelegenheit, stattlich zu repräsentiren, mit Selbstgefühl sein eigenes Wesen in die überlieferte Form hineinzulegen. Allerdings hat jedes junge Volk das Bestreben, in solcher Weise sich das Leben einzubilden, unter den Deutschen aber arbeitete überreich der geheimnißvolle Trieb.

Er gab viele Gelegenheit zu dramatischer Handlung, aber grade er ist charakteristisch für eine durchaus undramatische Periode der Volksbildung. Denn nicht aus dem Innern des Menschen quillt Wort und charakteristische Geberde, von außen her treten sie mit imponirender Gewalt an den Einzelnen, ihn leitend, formend, beschränkend.

Solche Gebundenheit durch Ordnung und Zucht gehört der epischen Zeit des Volkes an.

Wie das deutsche Gemüth sich in dieser langen Zeit innerer Unfreiheit darstellte, soll auf den folgenden Blättern gezeigt werden. Aber auch, wie das Leben des Volkes sich allmälich zu größerer Freiheit heraufarbeitete. Nicht die politische Geschichte der Nation soll erzählt und durch Berichte aus alter Zeit bestätigt werden. Nur wie das Leben Einzelner, zumeist der Kleinen, unter den großen politischen Ereignissen verlief und durch den Zug der deutschen Natur gestaltet wurde, wird in einer Reihe von Bildern gezeigt.

Das Mittelalter des deutschen Volkes zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste reicht von den Anfängen deutscher Geschichte bis zum Ende der Hohenstaufen. Er umschließt die Römerkriege, die Völkerwanderung, die Einführung des Christenthums, die Gründung und Blüthe des mittelalterlichen Staates, die Herrschaft der römischen Kirche.

Der zweite Abschnitt beginnt mit dem Heraufkommen des Hauses Habsburg. Er umfaßt die Auflösung des alten Staatsverbandes und die Befestigung der Territorialhoheiten, das Aufblühen der Städte und den Beginn der Geldwirthschaft, die Verwilderung des niedern Adels und die Zunahme der bäuerlichen Unfreiheit, die großartige Colonisation der Slavenländer im Osten und den Beginn des Kampfes gegen die römische Kirche. Aus ihm führt die Erfindung des Bücherdruckes zu der Reformation.

Mit der Reformation geht die neue Zeit des deutschen Lebens auf. Nach der mächtigen Erhebung des sechszehnten Jahrhunderts zerstört im siebzehnten eine furchtbare politische Katastrophe, aus Schwäche und Erstarrung erwacht im achtzehnten Jahrhundert der moderne Geist.

Was im Folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt

wird, ist meist Bericht vergangener Menschen über ihr eigenes Schicksal. Es sind zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Gruß, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalles.

Und wenn jedes solche Bild eine Ahnung davon giebt, daß sich in der Seele jedes Menschen auch ein Miniaturbild von der Persönlichkeit seines Volkes findet, so wird eine nach der Zeit geordnete Reihe dieser Berichte, wie zufällig und willkürlich auch Manches darin sein mag, doch noch etwas Anderes erkennen lassen. Wir werden die Bewegung und allmäliche Umwandlung einer höheren geistigen Einheit, die uns hier ebenfalls wie eine geschlossene Persönlichkeit entgegentritt, wahrnehmen. Und darum helfen auch diese kleinen Bilder vielleicht ein wenig zu lebendigerem Verständniß dessen, was wir das Leben eines Volkes nennen.

Denn überall erscheint uns der Mensch durch Sitte und Gesetz, durch die Sprache und den ganzen gemüthlichen Inhalt seines Wesens als kleiner Theil eines größeren Ganzen. Zwar empfinden wir auch dies Größere als geistige Einheit, welche, wie der Einzelne, irdisch und vergänglich erscheint, aber als ein Gebilde, welches sein Erdenleben in Jahrhunderten vollendet, wie der Mann in Jahren. Wie der Mann, entwickelt auch das Volk seinen geistigen Gehalt im Laufe der Zeit, gefördert und

gehemmt, eigenthümlich, charakteristisch, originell, aber mächtiger und großartiger. Und weiter. Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen flutet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen lebendigen Einheit wird. Welcher Mensch hat die Sprache erschaffen, wer das älteste Volksrecht erfunden, wer hat in erhobener Stimmung den poetischen Ausdruck, den Vers erdacht? Nicht Einer erfand dies für seine praktischen Zwecke, es war ein gemeinsames geistiges Leben, welches in Tausenden, die zusammen lebten, aufbrach. Alle großen Schöpfungen der Volkskraft, angestammte Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung, sind für uns nicht mehr die Resultate einzelner Männer, sie sind organische Schöpfungen eines höheren Lebens, welches zu jeder Zeit nur durch das Individuum zur Erscheinung kommt und zu jeder Zeit den geistigen Gehalt der Individuen in sich zu einem mächtigen Ganzen zusammenfaßt. Jeder Mensch trägt und bildet in seiner Seele die geistige Habe des Volkes, jeder besitzt die Sprache, ein Wissen, eine Empfindung für Recht und Sitte, in jedem aber erscheint dies allgemeine Nationale gefärbt, eingeengt, beschränkt durch seine Individualität. Die ganze Sprache, das gesammte sittliche Empfinden repräsentirt nicht das Individuum, sie stellen sich nur dar, wie der Accord in dem Zusammenklingen der einzelnen verbundenen Töne, in der Gesammtheit, dem Volke. So darf man wol, ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volksseele sprechen.

Und sieht man näher zu, so erkennt man mit Verwunderung, daß die Entwickelungsgesetze dieser höhern geistigen Persönlichkeit sich merkwürdig von denen unterscheiden, welche den Mann frei machen und binden. Für sich und seine Zwecke lebt der Mensch, frei erwählend, was ihm schade oder nütze; ver-

ständig formt er sein Leben, vernünftig beurtheilt er die Bilder, welche aus der großen Welt in seine Seele fallen. Aber nicht mehr bewußt, nicht so zweckvoll und verständig wie die Willenskraft des Mannes, arbeitet das Leben des Volks. Das Freie, Verständige in der Geschichte vertritt der Mann, die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwange einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprocessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt.

Von solchem Standpunkte verläuft das Leben einer Nation in einer unaufhörlichen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze. Jedes Menschenleben, auch das kleine, giebt einen Theil seines Inhalts ab an die Nation, in jedem Manne lebt ein Theil der schöpferischen Gesammtkraft, er trägt Seele und Leib aus einer Generation in die andere, er bildet die Sprache fort, er bewahrt das Rechtsbewußtsein, alle Resultate seiner Arbeit kommen dem Ganzen wie ihm selbst zu gute. Millionen leben so, daß der Inhalt ihres Daseins still und unbemerkbar mit dem großen Strome zusammenrinnt. Nach allen Richtungen aber entwickeln sich aus der Menge bedeutende Persönlichkeiten, die als gestaltende größeren Einfluß auf das Ganze gewinnen. Zuweilen erhebt sich eine gewaltige Menschenkraft, welche in großen Gebieten auf eine Zeit lang das übermenschliche Leben des Volkes beherrscht und einer ganzen Zeit das Gepräge eines einzelnen Geistes aufdrückt. Dann wird unserm Auge das gemeinsame Leben, welches auch durch unser Haupt und unser Herz dahinströmt, fast so vertraut, wie uns die Seele eines einzelnen Menschen werden kann; dann erscheint die ganze Kraft des Volkes auf einige Jahre im Dienste des Einzelnen, ihm wie einem Herrn gehorchend. Das sind die großen Perioden in der Bildung eines Volkes. —

Aber kein Volk entwickelt sein Seelenleben ohne Zusammenhang mit andern Nationen. Wie die Individuen einander auf Seele und Leib einwirken, so ein Volk auf das andere. Von dem geistigen Inhalte einer Nation geht in die andere über. Auch die praktischen Bildungen einer Volkskraft, sein Staat, seine Kirche werden durch die fremden Gewalten fortgebildet, gehemmt, zerstört. Eng ist die Verbindung der Völkerseelen in Europa, vielfach der Gegensatz ihrer praktischen Interessen. Unaufhörlich erfährt eine Nationalität durch die andere Stärkung, Trübung, Umbildung. Zuweilen gewinnt die energische Entwickelung einer bestimmten Volkskraft auf lange Zeit überwiegenden Einfluß auf andere, so daß sie diesen durch Jahrhunderte ihr Abbild eindrückt. So thaten einst die Juden, die Griechen, die Römer. Auch das deutsche Volk hat diese Einwirkung fremder Kraft zu Glück und Unheil erfahren. Aus der antiken Welt kam der heilige Glaube des Gekreuzigten zu den wilden Söhnen des Urvaters Tuisco, mit ihm zahllose Traditionen des Römerreiches, das gesammte Leben der Kriegerstämme umbildend; durch das ganze Mittelalter war das Volk bemüht, den fremden Erwerb zu eigener Habe umzuarbeiten. Und wieder, am Ende dieser Periode begann eine neue Einwirkung der antiken Welt. Wieder strömte geistiger Inhalt des Alterthums, ein lange verschütteter Quell. Aus ihm kam der Idealismus der Humanisten, der Vorgänger Luther's, der Idealismus der deutschen Dichter, der Vorgänger der Freiheitskriege. Und dagegen aus der romanischen Welt drang in die deutsche mit gewaltsamem Fordern der Despotismus des siebenten Gregor und des dritten Innocenz, die Devotion der restaurirten Kirche, die Eroberungslust Frankreichs. Da wurde Deutschland verheert und das Leben des Volkes kam in tödtliche Gefahr; aber das Fremde, welches übermächtig eingedrungen war, half auch zur Genesung. Was die Fremden schufen in Wissenschaft und Kunst, Italiener, Franzosen, Engländer, auch

das breitete sich über das deutsche Leben, und an dem fremden Erwerb klammerte sich die deutsche Bildung fest vom dreißigjährigen Kriege bis auf Lessing.

Es ist Aufgabe der Wissenschaft, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen. Ihr sind die Seelen der Völker die höchsten geistigen Gebilde, welche der Mensch zu erkennen noch befähigt ist. In jeder einzelnen suchend, jedem erhaltenen Abdruck der vergangenen nachspürend, auch die Splitter der zerstörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, sucht sie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menschengeschlechts auf der Erde als eine geistige Einheit zu erfassen, mehr ahnend und deutend als begreifend. Während frommer Glaube die Idee des persönlichen Gottes mit unbefangener Sicherheit über das Leben der einzelnen Menschen stellt, sucht der Diener der Wissenschaft das Göttliche bescheiden in großen Bildungen zu erkennen, welche, wie gewaltig sie den Einzelnen überragen, doch sämmtlich am Leben des Erdballs haften. Aber wie klein er sich ihre Bedeutung auch gegenüber dem Unbegreiflichen, in Zeit und Raum Endlosen denken möge, in diesem immerhin begrenzten Kreise liegt alles Große, was wir zu erkennen fähig sind, alles Schöne, was wir je genossen, und alles Gute, wodurch wir je unser Leben geweiht. Für Das aber, was wir noch nicht wissen und zu erforschen bemüht sind, eine unermeßliche Arbeit. Und diese Arbeit ist, das Göttliche in der Geschichte zu suchen.

1.

Aus der Römerzeit.

Die ersten Namen germanischer Völker kamen, soweit unsere Kunde reicht, aus griechischem Berichte nach Rom; sie klangen nicht von der nahen Donau oder dem Rhein, sondern aus der fernen Ostsee. Ein Handelsfahrer aus Massilia, Pytheas, nennt um 300 v. Chr. die Gutonen als Anwohner des brandenden Bernsteinmeeres, die Teutonen als Händler des Bernsteins; ihm war auffallend, daß in den Nordländern das Getreide nicht auf freiem Felde, sondern in Scheuern gedroschen werde. Seinem Reisebericht wurde wenig geglaubt. Als Scipio Aemilianus sich einmal nach den Fahrten des abenteuernden Mannes erkundigte, und von seinen griechischen Gelehrten beschieden wurde, daß Pytheas ein arger Lügner gewesen sei, da ahnte der Zerstörer Karthagos schwerlich, daß jene beiden fabelhaften Völker des Nordmeeres einst dem stolzen Rom entsetzlicher sein würden, als Hannibal gewesen, ja daß sie in die Siebenhügelstadt einziehen sollten als Eroberer, und daß ihre Könige im Purpurkleid eines Triumphators auf knieende Römer, auf die Säulen und Tempel der römischen Götter herabschauen würden. Denn die Teutonen wurden zweihundert Jahre nach Pytheas ein Theil des Kimbrerheeres, welches den ersten Ansturm der Germanen gegen das Römerreich unternahm, die Gutonen aber waren der nördliche Zweig des großen Gothenvolkes, welches die letzten entscheidenden Schläge gegen das römische Italien führte.

Das erste Wort deutscher Sprache, welches uns aufgezeichnet ist, wurde etwa um 200 v. Chr. aus Gallien nach Rom getragen. Es war das altgermanische Wort für Beamter, und bezeichnete ein den Römern fremdes Treueverhältniß des Dienenden zu seinem Herrn. Der Sinn, welchen der Deutsche mit diesem Worte verbunden hat, ist bis zur Gegenwart bedeutsam für sein Gemüth und für seine Geschichte gewesen*).

Die erste Rede eines Deutschen, welche uns zufällig erhalten blieb, waren die Worte, welche ein Mann aus dem heutigen Mecklenburg im Jahre 109 v. Chr. zu Rom sprach. Als diesem der römische Begleiter das ausgestellte Bild eines alten Hirten wies und frug, wie hoch er das Meisterwerk wol schätze, da antwortete der Teutone: „Einen solchen Menschen möchte ich nicht geschenkt haben, selbst wenn er lebendig wäre."

Seit dieser abweisenden Kritik antiker Kunst vergingen den Deutschen sechszehnhundert Jahre, in denen sie gegen die römische Macht kämpften oder ihr dienten, und in strenger Abhängigkeit von römischer Bildung allmälich zu einem Culturvolke wurden. Aber lange Zeit nach jenem Teutonen stand wieder ein Deutscher aus den Bergen der Hermunduren zu Rom. Er las mit frommer Einfalt am Altar der Augustinerkirche die römische Messe; da drang während der heiligen Handlung zuchtloser Zuruf seiner römischen Ordensbrüder so widerwärtig in sein Ohr, daß ihm die Ansicht kam, die Römer, welche seit dem Heidenpriester Bonifacius die Gedanken seines Volkes gerichtet hatten, seien ruchlose Kinder der Hölle. Und er löste den deutschen Geist von Rom.

Diese sechszehnhundert Jahre von dem Kimbrerkriege bis auf Luther umfassen das erste Jugendalter der deutschen Nation, eine lange politische Geschichte, voll von Blut und Völkermord, von

*) Das Wort, welches der römische Dichter Ennius gebrauchte, war ambactus, gothisch andbahts, der Gefolgemann; andbáhti, das Ambet, Amt.

ungeheuren Thaten und unermeßlichen Leiden, von fröhlich grünender Volkskraft und von verderblichen Stürmen, in welchen die jungen Blüthen welkten. Und doch sind es im letzten Grunde nur wenige große Richtungen des Volksgemüths und Charakters, welche nächst der geographischen Lage und den Einwirkungen von außen das Schicksal unserer Nation bestimmt haben. In Millionen verschiedenartig geformter Individuen äußerten sich dieselben Bedürfnisse des Herzens, dieselbe Auffassung der Pflichten und Rechte wirksam. Wo das Volk sein Leben formte, wo es liebte und zürnte, wo es eroberte und verdarb, stand es unter dem Zwange seiner natürlichen Anlagen und unter dem Zwange der Gewohnheiten und idealen Stimmungen, welche ihm seine Ahnen vererbt hatten. Jedes Geschlecht schuf Neues aus der vorhandenen Habe, aber sehr langsam vollzog sich die Umwandlung der uralten Zustände und Neigungen. Für das ganze Mittelalter der Deutschen ist entscheidend, wie sie in der Urzeit auf den Schollen des deutschen Ackerbodens saßen, und wie sie den trotzigen Egoismus des Landbauers durch ihre Hingabe an ideale Empfindungen adelten.

Die Kenntniß der ältesten Zustände unserer Nation verdanken wir den Schriftstellern der antiken Welt; demnächst unbehilflichen Aufzeichnungen, welche uns aus dem frühen Mittelalter über Schicksale, Recht, Poesie, Glauben unserer Vorfahren erhalten sind; endlich Vielem, was mit unserer Sprache im Volke selbst als alte Ueberlieferung, Lebensordnung, Gebrauch, Aberglaube bis zur Gegenwart lebendig blieb. Durch die heimischen Traditionen ergänzt unsere Geschichtswissenschaft die Berichte der Griechen und Römer.

Unter diesen Berichten ist uns die Germania des Tacitus so sehr die Hauptquelle, daß wir den Werth aller andern Nachrichten aus früherer und nächstspäter Zeit darnach schätzen müssen, ob sie die Schrift des Tacitus beistimmend ergänzen oder ob sie ihm widersprechen.

Die Stadt Rom bot im Jahre 98 nach Chr. reichlich Gelegenheit, Kunde über Germanien einzuziehen. Zahlreich waren die Sklaven und Freigelassenen deutscher Geburt, in der deutschen Leibwache der Kaiser stand mancher bewanderte Mann, dazu kamen vornehme Geiseln, flüchtige Fürsten und Häuptlinge und häufige Gesandtschaften kluger Volksführer. Auch müssen die Akten des Senats und das kaiserliche Cabinet lehrreiche Berichte römischer Grenzbeamten enthalten haben. Dennoch stehen im Vordergrunde der Germania durchaus solche Eindrücke, wie sie ein angesehener Römer in Deutschland selbst und im persönlichen Verkehr mit germanischen Häuptlingen empfangen mußte. Die Geschichtschreibung des Alterthums kannte nicht das reichliche Eintragen kleiner schildernder Züge, welches uns seit dem Aufblühen der Romanliteratur lieb geworden ist, sie besaß dafür einen rhetorischen Zusatz, den wir gern entbehren. Tacitus vollends war kein Detailmaler; daß aber eine Reihe sehr lebendiger Anschauungen in seiner Seele lebte, als er die Germania schrieb, ist trotz der knappen Form des Büchleins unverkennbar. Auf solchen Anschauungen, wie sie nur der Sinn eines fremden Beobachters festhält, ruht das abwägende Urtheil über Ursprung und Nationalcharakter der Deutschen, über das Aussehen der Landschaft, über die Balkenwände und die glänzenden Farben am Giebel der Häuser; daß darin silbernes Tafelgeschirr gleichmüthig unter dem irdenen Hausrath aufgestellt werde; darauf ferner die Schilderung des Tageslebens im Hause und der Behandlung des Gastes, die Beschreibung der Mahlzeit und das strenge Urtheil über Gersten- und Weizen-Ale, ein Getränk, „das zu einiger Aehnlichkeit mit Wein zusammengefälscht sei"; darauf die Beobachtung über den Unterschied der Pelzröcke bei Rheinländern und Binnendeutschen, die Bemerkung, daß die Einzelnen so unpünktlich bei der Volksversammlung erscheinen. Vor Anderm aber bezeichnet die Stellung des Beobachters, daß die ausführlichste aller Schilderungen die des deutschen Gefolge-

wesens ist, und zwar gerade so, wie es sich im Haushalt eines Häuptlings darstellte.

Den persönlichen Verkehr des fragenden Römers mit einem klugen Volkshaupte verräth auch die kurze Deutung mancher Sitten: der Verlobungsbräuche, der Pflicht und Ehre des deutschen Weibes, wie ein Mann trauern müsse, daß der Verlierer im Spiel verbunden sei, sich der verlorenen Freiheit zu entäußern, mit dem verwunderten Zusatze des Römers: „ihnen heißt das Redlichkeit.“

Daß die Eindrücke eines vornehmen Reisenden die Grundlage der Germania sind, wird endlich durch Manches klar, was wir darin vermissen. Der Kaufmann im deutschen Dorfe, der Officier in seiner Grenzstation hätte vieles Andere gesehen, auffallende Rechtsbräuche, Märkte, Handelswege, Verkehr und Unterscheidendes der Stämme. Bei Schilderung deutscher Gastmähler und geselliger Zusammenkünfte erwähnt der Berichterstatter gerade nicht die stehende Festfreude der Deutschen, den Vortrag des Sängers, während er doch sehr genau den Waffentanz leichtgeschürzter Jünglinge beschreibt, mit dem Zusatze: nur diese und immer dieselbe Aufführung bei jeder Gesellschaft. Wir wissen, daß dies so ausgedrückt, nicht richtig ist. Ein römischer Krämer oder Centurio hätte in der Trinkhalle eines Häuptlings wol zuerst die langen einförmigen Lieder und den leidenschaftlichen Antheil der Hörer auffällig gefunden. Bei einem vornehmen Fremdenbesuch dämpfte das Zartgefühl des Hausherrn den unverständlichen Gesang, dessen Inhalt außerdem in vielen Fällen nicht schmeichelhaft für die Römer war, und man wählte eine Unterhaltung, welche ohne Dolmetsch verständlich wurde. Ebenso ungenügend ist der Bericht über germanische Bewaffnung. Auch hier wissen wir, zum Theil aus spätern Schriften des Tacitus selbst, daß er Auffälliges übergeht. Gerade die eigenthümlichen Stammeswaffen werden nicht genannt, — begreiflich nicht die auffällige Keule

der Gothen, — aber auch nicht das Messer der Niederdeutschen, nicht die kurzgriffige Doppelaxt der Istävonen, altnationale Waffen, welche seit Kenntniß der römischen Kriegskunst wol verdrängt, nicht neu eingeführt werden konnten, und welche doch den folgenden Geschlechtern an Sachsen und Franken sehr wohl bekannt waren*). Offenbar hat der Erzähler (Cap. 6) die Bewaffnung eines einzelnen Stammes vor Augen, bei dem er kriegerische Uebungen schaute.

Auch der zweite Theil der Germania, der Völkerkatalog, ist aus kurzen Notizen zusammengesetzt, die ein Römer nach dem Berichte kundiger Germanen aufzeichnete. Namen und Lage der Völker sind im Ganzen sehr richtig und wohlgeordnet, wie der Vergleich mit anderweitigen Nachrichten ergiebt; aber der Römer, welcher sie niederschrieb, weiß von den meisten Völkern nichts weiter, als hie und da eine kurze Angabe seiner Gewährsmänner über Cultus, Bewaffnung, Regierungsform, gerade solche Anekdoten, welche einem Germanen merkwürdig erschienen. Daß Tacitus nicht wesentlich mehr weiß, als er berichtet, muß man annehmen, weil er den Mangel an Einzelheiten hier und da durch eine kleine schwungvolle Betrachtung zu verdecken bemüht ist, und weil ihm wesentliche Völkerverhältnisse, z. B. der Vandalenbund, die Existenz der Burgunder, die Nordgrenze der Hermunduren, die Ostgrenze des Suebenbundes, vor allem die ganze Gruppe der Gothenvölker unklar geblieben sind. Und doch mußte, wer Lagerung und Namen der meisten Völker einem Römer so genau angab, auch mehr von ihnen wissen.

Sogar die Landschaft, in welcher diese Reiseeindrücke gesammelt wurden, ist zu erkennen. Wald und Sumpf des niederdeutschen Flachlandes, das einzelne Gehöft, das

*) Sie sind sogar auf den farbigen Bildern der notitia dignitatum, deren Abfassung etwa in das Jahr 400 fällt, zu erkennen.

große Haus, in welchem Herrenkinder und Unfreie neben dem Vieh wohnen, die großen Schafheerden von kleinem Schlage, weisen nach dem deutschen Nordwesten. Dahin auch das blonde Haar und der gleichmäßige Typus der hohen Gestalten. Zuverlässig waren nicht alle Germanenstämme blond, z. B. nicht die Burgunder, welche sich im vierten Jahrhundert sogar für Blutverwandte der Römer hielten. Auf Niederdeutschland leitet auch das Hervorheben des seelenführenden obersten Gottes und der heiligen weißen Rosse; auch in den Namentafeln stellt Tacitus beide Male die niederdeutschen Namen des Ingo und der Marsen an die Spitze. Entscheidend endlich ist, daß die Germania besser über die nordwestlichen Stämme unterrichtet ist, als über die näheren an der Donau. Von Hermunduren, Markomannen, Quaden weiß Tacitus nichts Heimisches zu berichten, die Bevölkerung des Zehntlandes hat der Berichterstatter nicht besucht, sonst würde er Genaueres über ihre Sprache und Zusammensetzung wissen, unsicher folgt er darin der gewöhnlichen Annahme. Dagegen sind die Verhältnisse der Bataver und ihres Stammvolkes, der Chatten, sowie der benachbarten Friesen, Chauken, Cherusker zwar kurz, aber genau angegeben. Rechnet man dazu das schöne Denkmal, welches Tacitus der Tüchtigkeit der Chauken gesetzt hat, und das abfällige Urtheil über die Cherusker, welche damals mit Chauken und Chatten verfeindet waren, so wird sehr wahrscheinlich, daß der Reisende seine Anschauungen am Unterrhein gesammelt hat, vielleicht sogar die Gastfreundschaft eines vornehmen Batavers oder Chauken genoß. Die Bataver sind das erste Volk, welches Tacitus aufzählt.

Nun ist allerdings möglich, daß Tacitus die Notizen, welche er in der Germania verarbeitete, zu Rom von persönlichen Bekannten erhielt. Wenn man aber den warmen Ton und die gehobene Weise beachtet, mit welcher er die Vorzüge deutscher Natur hervorhebt, wird man die Vermuthung nicht abhalten

können, daß er selbst der Reisende war. Eben darauf weist die Bestimmtheit, mit welcher als gemeingültig gesetzt wird, was gerade dem fremden Beobachter wiederholte Eindrücke gab; darauf auch die eigenthümliche Kunst der gedrungenen Darstellung, welche kleine Erinnerungen eines Ausflugs schwungvoll zu verarbeiten suchte. Sogar die Widersprüche, welche zwischen einzelnen Schilderungen der Germania und andern Thatsachen sind, die Tacitus in den spätern Geschichtswerken überliefert, verrathen, daß ihm hier zum Theil lebhafte und vorübergehende Einzelbilder das Gemüth füllten. Wenn er z. B. über die Integrität der Deutschen urtheilt, sie tragen keine Sorge um Geld und Besitz, so steht diese Nachricht leider im Gegensatz zu Manchem, was er uns selbst über die Zugänglichkeit deutscher Häuptlinge berichtet. Die Germania ist nicht in der rhetorischen Tendenz abgefaßt, den Römern ein geputztes Gegenbild aufzustellen, sondern mit der Empfindung, welche einem hochgesinnten Manne durch wohlthuende persönliche Eindrücke erregt wird.

Daß Tacitus in der Halle eines Batavers, Friesen oder Chauken deutsches Ale zu trinken genöthigt war, ist für uns nur eine fröhliche Vermuthung; ernster stimmt der Gedanke, daß der letzte große Geschichtschreiber des römischen Alterthums auch der erste war, welcher uns genauere Kunde von unsern Vorfahren zugetragen hat. Und es ist nicht mißverstandene Pietät, wenn wir den Mann hoch halten, der das Tüchtige der Germanennatur so warm im Herzen trug.

Wir aber, haben wir auch ein Recht, uns als Söhne der alten Germanen zu betrachten, denen der Römer Antheil bewies? Die Frage ist nicht unnütz, sie ist zuweilen auch von deutschen Gelehrten verneinend beantwortet worden. Man hat Kelten und Slaven großen Theil an unserm Blut und Wesen zugeschrieben, und man hat von anderer Seite mit besserem Grunde gelehrt, daß unsere Bildung weit mehr auf der römi-

schen Welt, als auf der Weisheit alter Gothen und Sigambrer beruhe. Dies Buch will versuchen, solcher Frage eine Antwort zu finden. Doch ein kurzer Bescheid sei schon hier gestattet. Es ist wahr, wir Deutsche sind, wie jedes Culturvolk, nicht nur durch den unablässigen Zufluß fremder Einwanderer in den achtzehnhundert Jahren unserer Geschichte mit fremdem Volksthum gemischt, es hat sich auch ein guter Theil des modernen deutschen Lebens auf slavischem Grunde emporgerungen, und wer eine — in Wahrheit unausführbare — Schätzung wagen wollte, wie viel germanisches und wie viel fremdes Blut in unsern Adern rollt, der würde wol ein Drittheil unserer Bevölkerung aus fremdem Urquell ableiten dürfen. Es ist ferner wahr, daß wir die Grundlagen unserer geistigen Habe dem classischen Alterthum verdanken, und daß Millionen stolzer Germanenkrieger verdorben sind, damit wir Adoptivenkel der römischen Welt werden konnten. Aber unser Gemüthsleben, die Weise, wie wir die Welt in unsern Seelen aufnehmen und abspiegeln, unsere charakteristischen Neigungen und Schwächen, unser Idealismus, auch die Grundlagen unserer Sitte sind so gut wie der Goldschatz unserer Sprache ein Familienerbe der Germanen des Tacitus, ein Erbe, welches mit unwiderstehlicher Gewalt uns allen Gemüth, Gedanken, Erfindung im Zwange deutschen Wesens ausbildet. Dies ist ein unzerstörbarer Besitz, der trotz vielen Wandlungen in der Zeit und trotz unablässiger Einwirkung des Fremden uns eigenthümlich und ebenso original geblieben ist, wie deutsches Wesen in der Urzeit war. Durch ihn wird alles fremde Blut, das in unsere Bevölkerung rinnt, in deutsche Art umgesetzt. Wir vermögen die Strömung dieser Volkskraft, welche jetzt breit dahin fließt, in ununterbrochener Folge bis zu den Stämmen zurückzuführen, welche die Germania nennt, und deshalb sind wir in Wahrheit die Nachkommen jener Alten, und wer von ihnen berichtet, spricht von unsern Ahnen.

Zur Zeit des Tacitus war den Germanen Westgrenze

der Rhein, Südgrenze die Donau; im Norden bewohnten sie den größten Theil Skandinaviens, im Osten hatten sie Gebiet von ungemessener Ausdehnung noch weit über die Weichsel hinaus inne. Seit jener Zeit haben sie alte Sitze im Osten den Slaven überlassen, das Land aber im Süden der Donau und einige Landschaften jenseits des Rheins erworben, einen großen Theil des Gebiets zwischen Elbe und Weichsel verloren und wiedergewonnen, außerdem England, Schottland und die entfernten Nordinseln besetzt. Die Grenzen ihrer Sitze auf dem Festlande sind also gegen jene Römerzeit nicht auffallend verändert; was sie im Osten einbüßten, haben sie im Westen und Süden zum Theil angefügt. Aber es ist nur die kleinere Hälfte der alten Germanenvölker, deren Enkel dieses Landgebiet füllen. Die größere Hälfte hat sich in Italien, Gallien, Hispanien zu den alten Landesbewohnern und fremden Einwanderern gesellt, die heimische Sprache verloren und ein neues Volksthum gefördert, welchem der germanische Zusatz die Kraft zu leben gab. Im baltischen Norden hat germanisches Blut gedauert, von England aus in neuer Zeit mit der alten Colonistenkraft fremde Welttheile unterworfen.

Verhängnißvoll aber für das Erdenschicksal der Germanen zwischen Weichsel und Rhein ist bis zur Gegenwart der Umstand gewesen, daß sie zur Römerzeit in dem Mittellande Germaniens nicht altheimisch angesiedelt waren. Gerade hier umschloß ein hohes Waldgebirge als riesiger Festungswall drei Seiten einer weiten Landschaft, die nur nach der Donau hin dem Einströmen der Völker geöffnet war. In dem heutigen Böhmen hatte sich mitten unter Germanen der keltische Stamm der Bojer hinter den Bergen behauptet. Erst hundert Jahre vor Augustus gelang es dem großen Suebenbunde, vom Norden her die Fremden auszutreiben und das fruchtbare Gebiet zu colonisiren. Aber das Reich der Markomannen wurzelte nicht fest am Boden, schnell brach es unter römischen Intriguen zu=

sammen, die deutschen Colonisten zogen südwärts an die Donau, und die alte Heimath der Bojer wurde seitdem den angrenzenden Suebenvölkern eine Erweiterung ihres Landbesitzes, ein unsicherer und wahrscheinlich dünn bevölkerter Erwerb. Daß dies Mittelland Germaniens nicht durch angestammte Bevölkerung besiedelt war, deren Heiligthümer und Heimathsgefühl an die Scholle banden, das ist ein Schade der deutschen Geschichte geworden, den wir noch heute fühlen. Denn leicht verloren sich in der Völkerwanderung die Deutschen aus dem neuen Lande, und slavische Stämme zogen geräuschlos in die fruchtbaren Thäler. Als nun im Mittelalter das ganze Odergebiet im Osten von Böhmen wieder durch deutschen Pflug und Bürgersinn germanisirt wurde, blieb das große geschützte Ringland der Mitte in der Hand eines fremden Volkes. — Daß es den Deutschen so schwer wird, zu einem Staate zusammenzuwachsen, soll man nicht vorzugsweise aus einer Schwäche deutscher Natur erklären, es ist eben so sehr ein Verhängniß, welches auf der Bildung des deutschen Bodens und der Urgeschichte unseres Volkes ruht. In den Grenzländern der Donau und Oder entstanden im Mittelalter Marken, welche allmälich der Kern größerer Staaten wurden, das Herzland Germaniens lag fremd hinter Felsen und Wäldern; in langen Zwischenräumen brach dort ein wildes Kriegsfeuer auf, welches über die Gebirge fahrend die deutsche Entwickelung störte. Als endlich dem Lande die deutsche Oberherrschaft aufgezwungen war, fiel es zu dem Süden, dem es geöffnet lag, aber noch heute dauert dort, rings von Deutschen umgeben, eine fremde Nationalität*).

*) Die Dauer der Bojer in Böhmen berechtigt zu der Vermuthung, daß die Germanen bei ihrer ersten Besiedelung Deutschlands nicht aus dem Donauthal, sondern vom Nordosten eindrangen und sich fast rings um die böhmischen Gebirge ausbreiteten, während die spätere geräuschlose Besetzung durch die Slaven vom Südosten erfolgte.

In dem übrigen Deutschland saßen die Germanen, als sie den Römern bekannt wurden, bereits seit undenklicher Zeit. Kein Bericht eines Römers, keine heimische Stammsage, hat eine Erinnerung an den ersten Einzug von Osten bewahrt, ja wir dürfen aus den später erfundenen Wandersagen der Franken und Sachsen schließen, daß den Deutschen selbst schon in der Römerzeit die Erinnerung an frühere Wohnsitze verdämmert war. Sie waren die Eingebornen, die „Thiuda“, das Volk, ihre Sprache im Gegensatz zu jeder fremden die thiudisca, Volksprache, das Land ihr Heim, sie erkannten einander sämmtlich als Stammgenossen, welche in vielen Dialekten dieselbe Sprache redeten, auf demselben Götterglauben und denselben Rechtsanschauungen ihre Familie, Gemeinde und Poesie entfaltet hatten. Bitterlich haderten die einzelnen Völker um Ackerland und Grenzen, sie blieben sich auch im tödtlichen Hasse wohlbewußt, daß sie von demselben göttlichen Ahnherrn herkamen, und daß ihre ältesten Stammhelden Brüder waren. Große Völkergruppen waren durch gemeinsame Heiligthümer und Cultusstätten verbunden, durch Ehen der Fürsten und durch erprobte Bundestreue im Kampfe. Sie hatten uralte Genealogien auch der Völker. Darnach ordneten sich die Völker zwischen Oder und Rhein in drei Gruppen. In Niederdeutschland wohnten die Söhne des Ingo. Die Erstgeburt und das Heiligthum seines Hauses war bei dem Volke, welches mit priesterlichem Namen Marsen, sonst Chauken hieß. Zu diesem Geschlecht gehörten unter andern Kimbrer und Friesen. Im Rheinland saßen die Söhne des Isto auf langgedehnter Grenze, nicht so fest war ihr Familienbund, der Kampf mit den Römern hatte bei ihnen schon zerstörende Wirkung gethan. Majorat des Hauses und Heiligthum stand wahrscheinlich bei den Sigambern (Gambriviern). Zu diesem Geschlecht gehörten Chamaven, Brukterer, Chatten, Bataver, Usipier, Tenktrer. Im Binnendeutschland waren die Kinder Hermin's angesiedelt, deren Mehrzahl als Sueben in großer Eidge-

nossenschaft vereinigt stand. Alterswürde und Bundesheiligthum besaßen die Semnonen. Zu dieser großen Familie zählten sich die Cherusker, Hermunduren, Markomannen, Quaden, Langobarden; von den Angeln und ihren Nachbarn, welche zusammen die Genossenschaft der Nerthusvölker bildeten, ist zweifelhaft, ob sie zu den Kindern Ingo's oder Hermin's gehörten. Oestlich von dieser dreigetheilten Masse saßen in dem weiten Flachland der Oder die Burgunder und der große Bund der Vandalenstämme; sie stellten in Sprache und Sitte den Uebergang zu der größten Familie deutscher Völker dar, zu den Gothen, unter denen Gutonen, Heruler, Rugier, Gepiden zu dem nördlichen Zweige, Bastarner, Alanen, Ost- und Westgothen zum südlichen gehörten. Aus den Niederdeutschen bildete sich in den nächsten Jahrhunderten der Sachsenbund, ferner aus Trümmern verschiedener Völker am Rhein, unter denen die Kinder des Isto überwogen, die Franken; aus den erobernden Colonisten des Zehntlandes die Alemannen, welche meist dem Suebenstamme angehörten. Noch heut füllen die drei alten Familien des Ingo, Isto, Hermin das deutsche Gebiet zwischen Elbe und Rhein als Sachsen, Franken und Schwaben-Alemannen. Allerdings viel gemischt und nicht mehr in den alten Grenzen. Die nördlichen Sueben sind nach dem Süden gezogen, die Franken haben sich zwischen ihnen ins Binnenland eingedrängt. In Oberbaiern aber und Oberöstreich wohnen Gothenenkel, Nachkommen der Heruler und Rugier; die Burgunder dauern in Bern, die Friesen unvermischt auf ihren Inseln; in Nordalbingien Trümmer der meisten Nord- und Ostseevölker des Tacitus, im Innern haben Niedersachsen, Chatten und am Thüringer Wald auch Hermunduren die alten Sitze bewahrt. Aber bereits in der Römerzeit ist ein innerer Gegensatz erkennbar zwischen Niederdeutschen und zwischen Rhein- und Binnendeutschen. Er beruht auf ihrem Hausbau und ihrer Ackerwirthschaft und arbeitet unmittelbar nach der Völkerwanderung Sprache, Sitte und politisches Schicksal zu scheiden.

An der Nordgrenze ihres Reiches und in der Nähe des Rheins stießen die Römer mit den Germanen zusammen; von diesen Kämpfen und den Völkern, welche darin Ruhm und Untergang fanden, ist uns die meiste Kunde überliefert. Auf den östlichen Völkern liegt noch durch mehre hundert Jahre tiefes Dunkel. Demungeachtet ist die Annahme irrig, daß die beste Kraft der Germanen und ihre höchste nationale Cultur an der Römergrenze gewesen sei. Vieles weist darauf hin, daß die stärkste Gewalt deutscher Natur sich in den größten Verhältnissen fern im stillen Osten geregt habe. Denn nicht am Rhein, sondern im Osten der Elbe waren die Heiligthümer der größten Eidgenossenschaften, im deutschen Nordosten sind, soweit unsere Kunde reicht, zuerst und am häufigsten goldene Schaumünzen geprägt, dort die zahlreichsten Runeninschriften gefunden worden. Im Osten hatte sich auch bei mehren Völkern bereits der alte lockere Verband der Dorfgemeinden und Gaue zu einer festern politischen Einheit unter Königen zusammengezogen. Aus diesem fernen Osten ergossen sich wenige Jahrhunderte später die edlen Stämme der Gothen, Vandalen, Langobarden, Burgunder über das Römerreich, und gerade diese Völker erwiesen höhere Empfänglichkeit für römische Bildung, als die Deutschen des Rheins und der Nordsee, ja so auffallend schnelle Anfügung, daß wir mit Sicherheit auf eine nicht geringe heimische Vorbildung des Geistes und Gemüthes schließen dürfen.

Auch darf man nicht meinen, daß diese östlichen Germanen ganz außer Berührung mit antiker Bildung gelebt haben. Während die Deutschen am Rhein durch Gallier und Römer von der fremden Welt des Südens erfuhren, drang zu den östlichen Völkern von den Hellenen her andere Kunde. Wenig betreten waren die Handelsstraßen, welche aus Hellas durch das Skythenland nach der Ostsee führten, aber sie bestanden seit uralter Zeit, und wir wissen, daß eine derselben das Oderthal entlang lief. Mit den Abenteurern, welche darauf schritten,

zog auch mancher geistige Erwerb aus dem griechischen Leben in das deutsche: Wanderweisheit, Sage und kluge Erfindung. Doch was griechische Berichte von diesem alten Zusammenhang der Völker melden, klingt nur leise, als undeutliche Sage, in unser Ohr.

Dort am äußersten Nordsaum der Erde, erzählten die Hellenen, lebe ein friedliches Geschlecht, fromm und glücklich, in Wäldern und Lichtungen, den Sommer in vieltagigem Licht, den Winter in langer Nacht. Dort sei einem Greise der seligste Tod, nach fröhlichem Mahl von heiliger Felsklippe in das Meer zu tauchen. Auch den Namen eines Volkes kannten die Hellenen. Von den Attakern meldete die Sage, daß sie im Morgen ihres langen Sommertages säeten, am Mittag ernteten, am Abend die reifen Baumfrüchte sammelten und während ihrer langen Nacht in Höhlen hausten. Zweifellos war ihre Existenz; denn sie hatten einst jahrelang dem delischen Apoll die Erstlinge ihrer Früchte gesandt, und Jungfrauen ihres Stammes waren die Ueberbringer gewesen. Als diese Boten auf der Fahrt durch die Zwischenvölker geschädigt wurden, hatten die Attaker ihre Spenden noch eine Zeit lang an die Nachbarn abgegeben, und die Weihgeschenke waren so von Volk zu Volk gewandert; endlich war auch dies abgekommen. Vielleicht ist nur ein Zufall, daß der Name dieses nördlichen Volkes an den Namen der Aduatuker klingt, welche als Theil des Kimbrerstammes bei dem Zug nach Italien in Gallien zurückblieben, Bewahrer der Volkshabe. Aber die Nation, welche von dem Tage, an welchem sie zuerst in das helle Licht der Geschichte tritt, einen Wandermuth zeigt und eine Freude an kühnen Fahrten in die Fremde, wie keine andere, hat auch vorher nicht ganz unbekümmert um die übrige Welt auf altem Erbe gesessen. Sogar in politische Verbindung mit den Hellenen waren germanische Stämme schon vor dem Kimbrerkriege gekommen. Die macedonischen Könige hatten ein Bündniß mit dem gothischen Stamme der Bastarner gesucht,

und ein Zusammenstoß der Römer mit germanischen Soldtruppen des Philipp und Perseus war nur durch den schnellen Sturz des macedonischen Reiches verhindert worden. Den Römern aber waren bis zum Jahre 113 vor Chr. die Völker fremd, welche ihre Erben werden sollten.

In diesem Jahre überschreiten ungeheure Schwärme eines fremden Volkes die Grenze der Taurisker im heutigen Kärnthen. Der römische Consul Papirius Carbo eilt mit seinem Heer nach Norden, besetzt die Alpenpässe und verbietet den Fremden den Aufenthalt, weil die Einwohner Gastfreunde der Römer seien. Die Fremden entschuldigen sich, sie haben nicht gewußt, daß die Eingeborenen unter römischem Schutz stehen, und sie sind bereit, das Land wieder zu verlassen. Das Abkommen wird geschlossen, der Römer aber giebt dem Heerzug täuschende Boten mit, welche ihn auf Umwegen in einen Hinterhalt locken; dort überfällt sie der Consul bei Noreia in Kärnthen. Der erste feindliche Zusammenstoß der Germanen und Römer wird durch Schurkerei eines Römers herbeigeführt. Aber bei dieser ersten Schlacht schleudern auch die Götter der beiden Nationen ihre Blitze in den Kampf der Männer. Ein Gewitter verkündet nach Germanenglauben den Zorn der Himmlischen, wenn unheilbedeutender Hagel auf die Schilde schmettert, ziemt dem Menschen, den Kampf abzubrechen*). Dieser Zufall rettet die geschlagenen Römer vor Vernichtung. Die Germanen aber weichen trotz ihrem Sieg aus dem römischen Schutzland nach Gallien.

---

*) Derselbe Glaube der Deutschen hilft dem Kaiser Mark Aurel zu seinem großen Sieg über die Quaden, er beherrscht auch noch die christlichen Franken. So vereitelt der Hagel im J. 537 die Mordpläne der Brüder Chlothars, sie und ihr Heer werfen sich unter den Schilden zu Boden und bitten Gott um Verzeihung, daß sie etwas gegen ihr Blut unternommen haben. Ebenso verhindert im Jahr 557 ein Gewitter die Schlacht zwischen den Söhnen Chlothars.

Nach dieser ersten Begegnung erfuhren die Römer Näheres von der drohenden Gefahr. Die Fremden werden bald Cimbern, bald Teutonen genannt, ihre Zahl ist unermeßlich, sie wird auf 300,000 Häupter geschätzt, auch diese Menge ist noch unter der Wirklichkeit, sie führen Weib und Kind auf gedeckten Wagen mit sich, dazu Rosse, Jochvieh und Hunde, sie berichten, daß sie aus fernem Norden herangekommen sind, wo noch ein Theil ihres Stammes wohne, jahrelang sind sie gewandert, im Winter haben sie unter fremden Völkern gerastet und sich geschlagen, in guter Jahreszeit sind sie weiter gezogen. Sie waren, wie es scheint, zuerst mit den Bojern in Böhmen zu Kampf und Genossenschaft gekommen, und Keltenhaufen hatten sich an sie angeschlossen, aber dem Kern nach waren sie ein fremdes Volk.

Vier Jahre lang hausen sie in Gallien, ohne die römische Grenze zu verletzen. Hier tritt ihnen im Jahr 109 ein zweites römisches Heer entgegen, wieder um gallische Gastfreunde zu schützen. Die Kimbrer aber suchen nicht den Kampf, sie senden zum Consul Silanus und bitten dringend, ihnen Land anzuweisen, sie wollen dafür den Römern Kriegsdienste thun. Der Consul aber zieht ihnen sofort entgegen und greift sie an, er verliert die Schlacht, sein Lager, das Heer; der Weg nach Italien steht den Germanen offen, in Rom herrscht großer Schrecken. Doch wieder brechen die Fremden nicht in römisches Gebiet ein, sondern sie senden eine Gesandtschaft an den Senat und wiederholen die Bitte um Landanweisung; auch als diese verweigert wird, achten sie die römische Grenze und wenden ihre Waffen gegen keltische Gaue. Wieder vergingen vier Jahre, drei große römische Heere standen im römischen Gallien an der Rhone. Das erste Heer unter Marcus Aurelius Scaurus lagerte, so scheint es, außerhalb des römischen Gebietes; er wurde gänzlich geschlagen und als Gefangener vom Kimbrerkönig in der Versammlung niedergestoßen, im Zorn oder zur

Abwendung eines bösen Omens, weil er vor den Germanen die Römer unbesiegbar genannt hatte. Zum Führer des andern Heeres sandten jetzt die siegreichen Germanen aufs neue eine Botschaft, zum dritten Male suchten sie Frieden, baten um Land und um Saatkorn*), der hochfahrende Servilius Cäpio aber fügte den Gesandten solche Schmach zu, daß sie kaum mit dem Leben davonkamen. Da thaten die Germanen nach heimischem Brauch ihr schweres Schlachtengelübde, Alles im feindlichen Heer den Göttern zu senden, wenn diese den Sieg verliehen. Am nächsten Tage stürmten sie bei Arausio das befestigte Lager des Consuls und vernichteten gleich darauf in einer dritten Schlacht auch das dritte römische Heer unter Cnejus Mallius. 120,000 römische Krieger und Troßleute sollen in diesen Schlachten geblieben, nur zehn Mann entronnen sein. Was von Römern nicht im Kampfe fiel, wurde den Göttern getötet, alle Rosse erstochen, alle Rüstungen zerschlagen, alle Kriegsbeute, alles Gold und Silber des römischen Lagers zu Hauf getragen und tief in den Rhonestrom versenkt. Aber während Rom zitterte, und die verweichlichten Stadtleute in die Schiffe stürzten um aus Italien zu fliehen, wandten sich die Sieger zum dritten Mal abwärts gegen die streitbaren Völkerschaften der Pyrenäen und der Belgen. Die Römer gewannen zwei Jahre Zeit, den panischen Schrecken zu überwinden und neuen Heeren unter Marius die feste Kriegszucht einzuüben. Endlich im Jahre 102 kamen die Germanen wieder dem römischen Lande nahe, diesmal mit dem Entschluß, in Italien einzubrechen. Da ereilte sie ihr Geschick. In zwei Heeren suchten sie den Weg. Aber Marius vernichtete bei Aquä Sextiä das Heer der Teutonen und Ambronen. Heiß war die Schlacht, hinter den Germanen riefen ihre Frauen mahnend zum tapferen Kampf und ihre Kinder paukten heftig auf das Lederfell der

*) Granius Licinianus (Bonn) p. 17, 15.

Wagen und erregten ein donnerndes Getöse, die Götter zu mahnen, daß sie hilfreich herabschauten. Die Männer fielen oder wurden gefangen, die Frauen setzten den Kampf fort und sandten dem Römer eine Botschaft, sie wollten sich ergeben, wenn man ihre Ehre schone und sie zu Dienerinnen der Vesta mache. Als das verweigert ward, töteten sie ihre Kinder und sich selbst. Unterdeß waren die Kimbrer über die Alpen in das italische Gebiet hinabgestiegen, hatten im Etschthale ein römisches Heer zurückgeschlagen, das fruchtbare Land in Besitz genommen und in Germanenweise aufgetheilt*). Ruhig saßen sie hier ein Jahr lang, und erwarteten, ob man wagen werde, sie herauszufordern. Noch ein Jahr genossen sie den milden Himmel des Wunderlandes, zu dem schon oft lockende Schilderung ihren Wunsch erregt haben mochte. Da nahten die römischen Heere. Die Kimbrer zogen dem Feinde entgegen, und sandten nach heimischer Kämpferart dem Marius das höfliche Gesuch, Zeit und Ort der Walstatt zu bestimmen. Marius wählte den nächsten Tag und die raudische Ebene, wußte aber das Heer der Kimbrer zu überraschen bevor es geordnet war, und erfocht mit seinem Collegen Catulus einen glänzenden Sieg. Wieder kämpften die Frauen der Germanen, als die Männer gefallen oder gefangen waren, lange trieben sie die anstürmenden Römer von der Wagenburg ab. Dann erstachen und erdrosselten sie die Kinder und einander, schlangen das Leitseil um den Hals und peitschten die Rosse, richteten die Deichseln der Wagen auf und hingen sich daran. „Unzählig war die Menge der Frauen, welche sich selbst töteten“, sagt der römische Bericht.

*) Das Gesetz des Appuleius Saturninus (Appian. Civ. 1, 29) meint doch die von den Kimbrern in Italien occupirten und ein Jahr lang besetzten Aecker. Es war die Absicht, durch ihre Vertheilung nach römischem Recht sowol Veteranen auszustatten, als den Transpadanern das Bürgerrecht zu verschaffen.

Man beachte wohl den Verlauf dieses Germanenzuges, die Deutschen fürchten nicht die Kriegsmacht der Römer, denn sie schlagen ein Heer nach dem andern, und bewundernd sprechen die Römer es aus, daß diese Fremden Furcht gar nicht kannten. Aber sie scheuen doch das menschenreiche Gebiet des kriegsstarken Volkes, nicht der Sieg verlockt sie, nicht die Beute, lange nicht die Genüsse des Südens. Das ist nicht die Laune wilder Barbarenhaufen, und nicht das unstäte Treiben plündernder Räuber, sondern die Erwägung Land suchender Auswanderer. Sie wollen keinen Krieg auf Tod und Leben, vielmehr ruhige Seßhaftigkeit, und sie wissen, daß in Italien ohne den guten Willen der Römer für sie genügender Ackergrund nicht zu finden ist. Immer wieder erbitten sie diesen, dreimal abgewiesen, bestehen sie noch auf ihrem Willen, stierköpfig und mit treuherziger Einfalt. Erst nach elf Jahren unsicheren Lagerns entschließen sie sich, das Land von dem römischen Volke zu ertrotzen. Auch jetzt begnügen sich die Schaaren, welche in Italien eindringen, mit der Weise gewaltsamer Ansiedelungen, wie sie unter Germanen und Celten bräuchlich war, sie besetzen einen Landstrich am Po, theilen die Aecker und wahrscheinlich die Bebauer, und fangen an sich häuslich einzurichten, als herrische Pflüger und Säer. Das Saatkorn, welches sie in Gallien von dem Servilier erbeten hatten, nehmen sie zuletzt von den römischen Unterthanen, und meinen den Streit über das besetzte Land durch einen Völkerzweikampf in vereinbarter Schlacht zu beenden.

Die gefangenen Knaben der Germanen empörten sich, als sie erwachsen waren, gegen ihre römischen Herren; im Kriege des Spartacus sanken sie gegen die Legionen dahin, das Schwert in der Faust, reihenweis, alle die Todeswunde vorn in der Brust. Der Theil des Kimbrervolkes aber, welcher in den alten Sitzen zwischen Nord- und Ostsee zurückgeblieben war, fühlte sich durch den großen Götterfluch geschlagen und zahlte mit ehrlichem

deutschem Gewissen seine Buße. Er sandte an Kaiser Augustus den heiligen Braukessel, über welchem einst die Ausgezogenen das Reisegelübde abgelegt, als Sühne, und ließ den Großneffen des Marius um Verzeihung bitten, daß vor hundert Jahren die Stammgenossen den Römern ein Unrecht zugefügt. Augustus rühmte sich dieser Gesandtschaft unter den Großthaten seines Lebens, welche er vor seinem Abscheiden niederschrieb, damit die Nachwelt auf ehernen Tafeln davon lese.

Seit dem Kimbrerkriege rann das Blut der Germanen auf römischen Schlachtfeldern in Strömen dahin, Ungeheures wurde von ihnen geübt und geduldet, aber kein Ansturm gegen das Römerreich, selbst nicht die entscheidenden Siege späterer Jahrhunderte zeigen die wilde Großartigkeit, die alterthümliche herbe Sitte und die verhängnißvolle Begabung des deutschen Stammes so mächtig, als jener erste Zug.

Wol eine halbe Million Germanen war in dem zwölfjährigen Kampfe vertilgt; die Römer aber sollten merken, daß dies ein kleiner Theil des neuen Volkes war.

Von den Kimbrern war ein Gau, 6000 Aduatuker, in Gallien zurückgeblieben; sie schlugen sich nordwärts, und setzten sich durch Krieg und Vertrag unter den Belgen fest; als Cäsar ein Menschenalter später die Politik seines Verwandten Marius gegen sie fortsetzte, wurden aus ihrer Gaustadt 59,000 in die Sklaverei verkauft, und damit war das Leben des Stammes noch nicht gebrochen. So schnell ist bei jungen Völkern der Zuwachs durch fruchtbare Ehen und durch Anschluß stammverwandter Männer.

Schon Cäsar sah mit Erstaunen, daß die Ansiedlung der Kimbrer nicht die erste und einzige Colonisation durch die Fremden gewesen sei; die kriegerischen Völker der Belgen, fast der dritte Theil Galliens, rühmten sich germanischer Abkunft und waren mehrfach mit deutschen Gemeinden durchsetzt, die erst seit Menschengedenken über den Rhein gekommen waren. Der

Römer erfuhr, daß in Germanien selbst ein unablässiges Drängen der Völker sei, daß auch die keltischen Helvetier von derselben Wanderlust angesteckt, ihre engen Grenzen zwischen Jura und Alpen unerträglich fanden und Anstalt machten, Weib und Kind aufzupacken und in Gallien einzudringen, und er mußte zwei Drittheile dieses Volkes erschlagen, damit dem Ueberrest die alten Sitze geräumig dünkten. Gefährlicher war, daß bereits der große Centralstamm der Germanen, die Sueben, seine Colonistenzüge über den Rhein in die Nachbarschaft der römischen Provinz sendete; die Güte der Aecker, die Anmuth des Landes hatte den ersten Einwanderern behagt, sie hatten Schwärme ihrer Stammgenossen nachgezogen, schon waren sie unter ihrem König Ariovist massenhaft im Nordwesten des Jura angesiedelt, sie saßen herrisch auf den Aeckern, nicht im Lager zusammengeballt, und erhoben von den Galliern Tribut, hatten den Sequanern zuerst den dritten Theil ihres Bodens genommen und unter sich vertheilt; eben war ein neuer Germanengau, die Haruden, 24,000 Köpfe stark, zu ihnen gestoßen, und sie hatten den unglücklichen Sequanern befohlen, auch das zweite Drittel ihrer Aecker zu räumen. Und wieder lagerte am Rhein neue Mannschaft aus hundert Suebengauen, bereit, herüberzubrechen. — Auch am Niederrhein waren die Deutschen in Bewegung. Dort drängten die Usipier und Tenktrer, zwei kleine Gauvölker, Söhne des Isto. Von den Sueben aus ihren Sitzen gescheucht, zogen sie drei Jahre heimathlos umher, endlich fielen sie über die Menapier, setzten sich in ihre Häuser, lebten den Rest des Winters von dem Vorrath derselben und sendeten Gesandte an Cäsar mit der alten Bitte um Ackerland oder Gewähr des occupirten Bodens; sie versprachen, nützliche Freunde zu sein.

Der große Staatsmann der Römer dämmte auf einige Zeit diese Einbrüche der Germanen. Nach ihm bot das Kaiserreich durch Jahrhunderte seine stärkste militärische Kraft auf, den Rhein und die Donau zu behaupten.

Die Söhne und Enkel des Augustus führten die römischen Feldzeichen tief in die Waldschluchten des gefährlichen Landes, ihre Flotten fuhren in die Wasserstraßen, welche Nord- und Ostsee verbinden, ihre Legaten schanzten Kastelle an deutschen Kriegspfaden, ihre Staatskunst hetzte Volk gegen Volk, Häuptling gegen Häuptling. Mehr als einmal wurden römische Legionen vernichtet, aber auch die Völker zwischen Rhein und Elbe wurden zerrieben und verkleinert. Mit fast periodischer Regelmäßigkeit ward das Männerblut auf deutschem Grunde vergossen, Weiber, Kinder und Heerden in die römischen Standlager getrieben, deutsche Söldnerschaaren in römischen Dienst genommen und für Erhaltung des Staates verbraucht. So gelang es dem Schwert und Gold der Südländer durch fast hundert Jahre, nicht Germanien zu beherrschen, aber wenigstens den Ueberschuß deutscher Kraft, der vorher über die Grenzen gefluthet hatte, im Lande selbst zu vernichten. Doch während dieser unaufhörlichen Arbeit, die Bevölkerung des furchtbaren Landes zu verdünnen, erlahmte die römische Kraft. Glückte es am Rheine, die Auswanderer abzuwehren, so stießen sie an der Donau gegen die Grenzen. Nach den Kriegen Marc Aurel's wurde ihr Andrang übermächtig, von neuem begann germanische Besiedelung des römischen Bodens, immer rücksichtsloser, immer beengender.

Wol ahnte der Römer seit den Kimbrerkriegen, daß Germanen die Bezwinger des weltbeherrschenden Roms sein könnten. In den Berichten über diesen ersten Einbruch ist Schreck, Grauen und widerwillige Bewunderung zu fast poetischen Farben gemischt. Daß hier ein großartiges und sehr eigenthümliches Volksthum zum Kampf gegen die alternde, antike Welt herausforderte, wurde allgemein empfunden. Und dies Gefühl der Scheu und des Schreckens verloren die Römer seitdem nicht, wie oft sie auch über germanische Heere siegten. Dieselbe unbestimmte Furcht lauerte hinter ihrer Freude, wenn sie gefangene

Fürsten der Deutschen im Triumph aufführten, wenn ihr Fuß auf römischer Thürschwelle an einen berauschten deutschen Trabanten ihres Kaisers stieß, wenn die deutschen Gefangenen im Amphitheater einander gegenseitig niedermetzelten, wenn die kaiserliche Staatskunst Germanenhäuptlinge bestach, verderbte und mit Herrengewalt absetzte. Vier Jahrhunderte vergingen, in denen der Germane dem Bürger der weltbeherrschenden Stadt alltäglich und vertraut wurde. Immer aber haftete in den Seelen der Römer Etwas von dem überwältigenden Eindruck, den die Fremden zuerst in den Jahren des Marius gemacht hatten. Nicht nur das Stadtvolk von Rom starrte nach dem Geschlecht der fremden Riesen. In unablässiger Sorge hingen auch die Blicke des römischen Staatsmannes an der Nordgrenze des Reiches, dort zwischen einzelnen unfruchtbaren Siegen die größten Niederlagen, die ärgsten Demüthigungen, eine nie endende Gefahr von Menschen, welche überreich hatten, was die besten der Römer schmerzlich an ihrem Volke vermißten.

Was dem Italiker auffiel, war zunächst die Naturgewalt des fremden Volkes: die hohen Leiber, das blonde Haar, die weiße Haut mit dem milden Roth der Wangen, der scharfe und trotzige Blick der blauen Augen. Mit Wohlgefallen sah der Römer auf die kräftigen Züge des deutschen Antlitzes, er fand nichts Nationales darin, was seinen Schönheitssinn abstieß, wie z. B. die Ziegenaugen in den einförmigen Gesichtern der Perser. Daß germanische Stattlichkeit auch von dem modischen Rom gewürdigt wurde, beweisen die Versuche römischer Damen, sich ein deutsches Aussehn zu geben durch blonde Perrücken, deren Haar aus Deutschland zugeführt wurde, und durch Benutzung der röthlich färbenden Haaröle und Seifen, womit die Krieger der Germanen ihr langes Haar vor der Schlacht strählten. So schön erschien der jugendliche Leib der Deutschen dem Südländer, daß der neue Christenglaube den Boten des Herrn, den Engeln, und einigen Heiligen germanischen Typus verlieh. Als

der römische Stadtpräfect, welcher später Papst Gregor I. wurde, auf dem Sclavenmarkt Knaben aus Angeln aufgestellt sah, welche ein Händler importirt hatte, frug er vor den blonden Locken, den weißen Leibern und holden Kindergesichtern, „woher sind sie zugebracht?“ „Von der Insel Britannien, dort sehen die Menschen so aus.“ Wieder frug er: „sind die Leute dort Christen oder Heiden?“ Man sagte ihm: „sie sind Heiden.“ Da seufzte er tief und rief: „Wehe, daß der Geist der Finsterniß Menschen umfängt, die solch strahlendes Antlitz haben; lieblich sind die Locken ihrer Stirn und doch entbehrt ihre Seele der ewigen Huld. Wie heißt ihr Volk?“ — Man versetzte: „sie werden Angeln genannt.“ — Und er rief: „Mit gutem Fug, denn sie haben ein Engelsangesicht und sollten Miterben der Engel im Himmel sein.“ Darauf ging er zum Papst, bat diesen, den Angeln einige Diener des Wortes zu senden, und erbot sich selbst zu dem Werk*).]

Auch Sinn und Haltung der Deutschen flößten den verkehrenden Römern Achtung ein: die Mannhaftigkeit, das Freiheitsgefühl, der Stolz. Die Fremden galten für verständig und aufgeweckt, sie wußten in kluger Rede Bescheid zu geben. Wenn deutsche Gesandte sich im Theater eigenmächtig auf die Ehrenplätze setzten, so gaben sie schnell dafür einen Grund an, der dem Selbstgefühl der Römer wohlthat. Kurz, scharf, behend sprach und gestikulirte der Stadtrömer, der Germane begeistert, nachlässig oder mit fester Sammlung. So oft der Germane mit dem Römer handelte, trat der Gegensatz ihrer Naturen nicht zum Schaden des Deutschen hervor. Gegenüber dem eigennützigen und habgierigen Welschen, der scharf darauf hielt, daß Leistung und Gegenleistung genau sei, nichts darunter und darüber, legte der billige Sinn des Deutschen und sein freundliches Herz noch eine Zugabe auf das zu Gewährende; er nahm und gab Ge-

*) Beda, eccles. hist. II. 1.

schenke als ein hochsinniger Mann, dem nicht der Werth der Sache am Herzen liegt, sondern die wohlwollende Meinung. Freilich sah der scharfe Blick des Römers auch die Schwächen deutscher Natur, daß der Germane ein unmäßiger Trinker war, und daß er auch bei nüchternem Muth waghalsig spielte wie ein Trunkener. Aber bezeichnend ist doch, daß die Urtheile der Römer und späteren Griechen selten eine Abneigung gegen die gefährlichen Fremden verrathen, häufig das Gegentheil.

Trotz alledem erweckten die deutschen Hünen Furcht; auch im ruhigen Verkehr war ihrem Gemüth nicht zu trauen, denn sie waren leicht gereizt, ihr gemächliches Behagen wurde unterbrochen durch plötzliche Ausbrüche wilder Leidenschaft. Wenn sie einmal aufflammten, bedrohten sie mit Vernichtung, was ihnen nahe kam, und diese deutsche Wuth war schon im kaiserlichen Rom berüchtigt.

Noch mehr im römischen Heere. Wenig beliebt war der Dienst gegen die Germanen auch den kriegsharten Legionen, mehr als einmal weigerte ein Heer den Zug gegen diese Barbaren, noch zur Zeit des Julian graute dem Soldaten vor ihrem schrecklichen Schlachtgesang und unwiderstehlichen Ansturm. Denn auch im Kampf war der Germane weit anders als der Römer. Sich vorsichtig decken, die Kraft sparen, unnützes Wagniß vermeiden, jede Gunst des Terrains benutzen, den Rückzug offen halten, aus jedem Lager eine Festung bilden, war römische Kriegskunst. Wild anstürmen, sich rücksichtslos aussetzen, sorglos der Tapferkeit des Einzelnen und dem Schreck, den man dem Feinde einjagte, vertrauen, war deutsche Art. Der römische Soldat schützte bei dem Kampf Haupt und Schultern mit Eisen, den Leib mit dem Lederwamms, der germanische Fußkämpfer warf vor der Schlacht seine Kleider ab und kämpfte zuweilen nackt bis auf den Schurz über den Lenden, trotzig mit bloßer Brust dem feindlichen Geschoß entgegendringend. Wenn andere Völker einmal einen Sieg über römische Heere erfochten,

so verdankten sie ihn strategischer Kunst ihres Feldherrn oder ihrer leichten Beweglichkeit, ferntreffenden Pfeilen und flüchtigen Rossen. Bei den Deutschen war die ganze Kraft bei dem Fußvolk, gerade wie bei den Römern, und ihre Schlachtordnung und Aufstellung war mangelhaft. Aber die Hauptsache verstanden sie wundergut, sie rückten dem Römer dicht auf den Leib, schmetterten schwere Wurfwaffen auf seinen Schild und fuhren in mächtigem Sprunge nach, das Schwert in die feindliche Brust stoßend. Ihnen war der Kampf wie ein Fest, sie schmückten und banden dazu ihre lockigen Haare wie Mädchen, er war zugleich eine religiöse Feier, mit Gesang zu ihrem Gott brachen sie in die Feinde. Wohl wußte der Römer, daß ihre Dauer in der Schlacht nicht so groß war, als ihre Wucht, die riesigen Leiber schmolzen in der Hitze des Kampfes, zumal im südlichen Lande.

Auch der römische Politiker bemerkte, daß Etwas in dem Gemüth der Germanen ihrem Gegner leicht machte, sie zu entzweien und zu verleiten. Ihre Führer galten ihm zum Theil für verschlagene Männer, und sie wurden zuweilen unberechenbar, weil in ihnen deutsche Wildheit aufflammte, jäher Zorn und Alles zerstörender Grimm, und weil sie einem phantastischen Zuge ihres Gemüthes unterworfen waren, den sie Treue nannten. Aber sie waren auch von billigem Sinn, zum Vertrauen geneigt, durch kluge Gründe bestimmbar und für Schmeichler zugänglich. Sie waren stolz; wer den Anspruch erhob zu führen, ordnete sich schwer unter, und vergaß im gekränkten Selbstgefühl, was der Vortheil seines Volkes war. Ihr hochfahrender Geist machte den Verkehr mit ihnen unbequem, aber er bot einem klugen Mann doch in der Regel Gelegenheit, Einfluß zu gewinnen. Daneben freilich sah der Römer auch die nationalen Vorzüge, kinderreiche Ehen, Treue der Gatten und Gehorsam der Kinder, Hingabe der Einzelnen an frei gewählte Verpflichtung, Frömmigkeit, feste Sitte und geheiligten Rechtsbrauch in der

Gemeinde, Theilnahme aller Freien an den politischen Interessen ihrer Landschaft, trotz der Dürftigkeit des nordischen Haushalts eine Fülle von idealen Empfindungen. Und was das Gefährlichste war, innere Zustände und festgewurzelte Neigungen, welche diesen Kräftigen den Zwang auflegten, sich erobernd auszubreiten.

Vorsichtig suchen wir die ältesten Grundlagen des deutschen Lebens zu verstehen. Damit dies aber leicht werde, möge der Leser erst das leidige alte Bild aus der Phantasie entfernen, welches die Cherusker Armins und die Sueben Marc Aurels als ungeschlachte Barbaren darstellt, die ihren Leib in rohe Thierfelle hüllten, nur des Raubkrieges und der Beute gedachten und die gerade im Uebergange vom wandernden Hirtenleben zur Ackerwirthschaft waren, als sie durch Klänge aus dem Süden von dem deutschen Boden weggelockt wurden, an dem sie nur lose hafteten. Solche Vorstellung vermag gegenüber zahlreichen Thatsachen in keinem Punkte zu bestehen.

Schon in der Urzeit, als die Germanen sich in den Hochebenen Asiens von ihren Brüdern, den Indern und Persern, den Griechen und Italikern, schieden, waren sie, wie der gemeinsame Sprachschatz der urverwandten Völker ausweist, Ackerbauer und Viehzüchter, welche Schar und Sech auf ihren Wagen nach dem Westen führten; Heerdenbesitzer mit Rossen, Rindern, Schafen und Schweinen, ja, mit dem kleinen Geflügel unserer Höfe; Hausväter, welche in rechter, geweihter Ehe mit einer Frau den Haushalt, Knechte und Mägde regierten, welche Häuser bauten, welche ihr Acker- und Weideland nach gesetzlicher Form vertheilten. Sie brachten eine rechtliche Ordnung ihres Lebens mit und hatten die Welt, die sie umgab, in welche sie ehrfürchtig und begehrlich blickten, durch einen Glauben und eine Weisheit gedeutet, welche Ausdruck eines reichen und tiefen Gemüths war. Ihre Götterwelt war schon damals gestaltenreich; das Größte, was aus der Natur in ihre Seele drang, und das heim-

liche Kleinleben der Natur war personificirt, sie nahten den Ueberirdischen durch Opfer und Göttertrank, sie ehrten und fürchteten schon damals zwei Kreise göttlicher Wesen, welche einander bekämpften. Die Wolken am Himmel waren die Heerde des Fruchtbarkeit spendenden Gottes, der vernichtende Bergstrom war die Schlange, welche feindselig gegen ihr Ackerland niederschoß, Himmel und Erde wurden verehrt als der liebe Vater und die große Mutter. Sie verstanden auch schädliche Einwirkung überirdischer Gewalten durch Beschwörung zu bannen; sie spuckten das Schädliche ab oder wiesen ihm die Zunge; sie hatten heilkräftige Sprüche gegen Krankheit, gegen den bohrenden Wurm im Finger und Zahn, und gegen zerbrochene Glieder, Sprüche, deren Worte noch jetzt ebenso in unsrem Volke klingen, wie sie in den Veda der Inder verzeichnet sind: es soll gefügt sein Glied zu Glied, Bein zu Bein und Blut zu Blut. Und wenn das germanische Mädchen wissen wollte, ob ein stiller Herzenswunsch Erfüllung finden werde, so faltete sie ein Blatt des wilden Mohnes oder der Hagerose zusammen und zerklatschte es an den Muskeln des Armes, ebenso wie die Hellenentochter. Vieles Gemeinsame in Glauben, Sage, Recht, Sitte, haben die Germanen seit jener gemeinsamen Urzeit treu bewahrt. Aber wie in den Söhnen eines Hauses, sobald sie die gemeinsame Zucht des väterlichen Daches verlassen, sich schnell eine große Verschiedenheit der Anlagen und des Charakters entwickelt, so auch bei den Völkern. Wahrscheinlich schieden Germanen und Italiker sich später von einander, als Germanen und Griechen; und doch ist im Ganzen betrachtet, der Zustand der Germanen in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ungleich ähnlicher den griechischen Verhältnissen der epischen Zeit, welche die reale Grundlage der homerischen Poesie wurden, als der ältesten Genossenschaft römischer Bauern an den Hügeln der Tiber. Wenn man die Halle des Odysseus oder das schöne Haus des Menelaos in die Wälder und die Winternächte an der Weser oder Elbe ver-

setzt, so wird in vielen einzelnen Zügen trotz einer scharf ausgeprägten Verschiedenheit des Nationalcharakters die Aehnlichkeit unverkennbar: die Völker im Uebergange von einem Regiment der Häuptlinge zur Königsherrschaft, die Wohnsitze in Wahrheit ländliche Gehöfte, darin die große Halle des Häuptlings mit dem Herd, als Versammlungsort der Volkshäupter und des persönlichen Gefolges, mit hölzernen Vorrathskammern und Schlaflocalen; und in dem Dorf ein freier Platz für Volksversammlungen und Turnspiele. Ebenso stimmen die festlichen Mahlzeiten, bei denen jeder an besonderem Tische speist, das fröhliche Gelage, das Lied des Sängers. Aehnlich ist sogar der Landbau mit vorwiegender Weidewirthschaft, und ähnlich die Stellung der Frauen im Hause, sehr verschieden von späterer griechischer Sitte. Ebenso die Freude an Kampf und wunderbaren Abenteuern, bei den Nordgermanen ähnliche Schiffersagen und das schön geglättete Ruderschiff für Handel, Seeraub, Auswanderung junger Volkskraft. Auch die edle Gastlichkeit, die Reinheit alter Sitte in der Volksmenge, und darüber die finstern Leidenschaften in den Geschlechtern der Vornehmen sind gemeinsam. Ja bei näherer Betrachtung würde sich in den Blockhäusern der Germanen eine höhere Gemüthsentwickelung erkennen lassen, und vielleicht in ihrer Landwirthschaft eine übergroße Festigkeit eigenthümlicher Rechts- und Besitzverhältnisse, welche zur Auswanderung zwingt, weil sie höhere Bodencultur unmöglich macht. Groß ist in der That die Aehnlichkeit. Aber eine große Verschiedenheit ist ebenso auffallend.

Die Hellenen wuchsen in sehr günstiger geographischer Lage durch fortwährende leise Nachhülfe fremder Volkskraft zu hoher Culturblüthe herauf, während die Germanen unter dem strengen nordischen Himmel langsam bis zu einem Punkt ihrer socialen Entwickelung kamen, wo sie die höhere Bildung Fremder nicht mehr in ihren alten Sitzen mit dem eigenen Wesen verarbeiten konnten, sondern gezwungen waren, in Massen einer

Cultur entgegen zu ziehen, welche theils tötend, theils erhebend ihr ferneres Erdenleben bestimmen sollte. Denn die antike Bildung entwickelte sich im engen Zusammenhange aller Völker des Mittelmeeres. Egypter, Phönikier, Griechen, Italiker und die Südkelten bilden in diesem Sinne eine große Gesellschaft, welcher die Erfindungen der Industrie wie die Fortschritte in Gesetzgebung und humaner Sitte bis zu gewissem Grade gemeinsam sind. Leicht schwimmt, was in dem einen Volk Bedeutung gewonnen hat, auf den purpurnen Wogen des Südmeers zu dem andern hinüber; die Buchstabenschrift und das Gewicht zum Wägen des Geldmetalls werden von den Häfen Phönikiens bis zu den Säulen des Herkules getragen, ebenso die Bräuche der Kaufleute und Schiffer, die Kunst der Handwerker, die geschickte Verarbeitung der Rohstoffe, Gewebe und Luxusbedürfnisse. Aber auch die bürgerliche Ordnung des Lebens reicht aus einem Volke in das andere; wo der Seefahrer anlegt und der fremde Händler seine Waaren feil bietet, wo der Colonist an fremder Küste ein Heimwesen errichtet hat, da wird der Raum, in welchem die Landgenossen sitzen, durch Mauer und Thurm vor dem Ueberfall geschützt; schnell theilen sich die umschlossenen Burgleute in die schaffende Arbeit, ein Theil der Männer setzt sich auf die Ruderbank, ein anderer findet lohnend, feine Gewebe am Webstuhl zu verfertigen, zierliche Thongefäße zu formen, nutzbare Stoffe im Ausland zu suchen und zu bearbeiten, das Leben der Stadt erblüht im Gegensatz zu dem des Landmannes. Eine Stadt holt von der andern Gesetz und Ordnung, das Heiligthum mächtiger Götter gewinnt Ansehn auch bei entfernten Völkern. Der Gastfreundschaft Einzelner folgen Verträge und Bündnisse der Völker, die ersten Grundsätze eines internationalen Rechts finden allgemeine Anerkennung. Allmälich wird diese Verbindung der Mittelmeer-Völker fester, sie gewöhnen sich, im Verkehr die hellenische Sprache zu gebrauchen, sie werden endlich genöthigt, die Oberherrlichkeit eines

Stadtvolkes anzuerkennen, welches ihnen Gesetze giebt, seine Heere und Beamten über sie stellt. Die Geschichte des Alterthums ist im Grunde die Geschichte des allmälichen Zusammenwachsens der Küstenvölker am verbindenden Meere dreier Welttheile, welche von den ersten Anfängen ihrer Cultur auf einander angewiesen sind. Bedeutsam aber für die ganze antike Bildung ist, daß sie sich seit sehr früher Zeit in ummauerten Städten vollzieht, welche den fahrenden Seeräuber abhalten und die Landschaft beherrschen. Nach dem Muster hellenischer Städte fügen die Bauern Latiums die Maße ihrer Mauern und Thürme, die Tempel ihrer Götter, die Pfunde und Erzstücke, welche sie prägen, die Schiffe, welche sie bauen, die großen Maschinen, durch welche sie Stadtmauern fällen, ja Einiges von den Tafelgesetzen, denen sie gehorchen. Von Phönikiern und Hellenen erhalten die Kelten des Mittelmeers nicht nur farbige Gewänder, den Goldschmuck ihrer Häuptlinge, die griechische Schrift, auch die Mauern ihrer Städte.

Weit anders war die Erdenstellung der Germanen; sie sind das erste und in vieler Hinsicht das einzige Herrnvolk der Erde, welches zur Herrschaft berufen wurde, ohne vorher in tausendjährigem engem Zusammenhange mit der Cultur fremder Völker gewesen zu sein. Die Hellenen hatten, bevor sie den phönikischen Händler verdrängten, Alles, was die Phönikier stark gemacht hatte, sich selbst angeeignet; die Römer hatten sich zu halben Hellenen geformt und entdeckt, daß sie nahe Verwandte der Athener und Kleinasier waren, bevor sie die Herrschaft über Griechenland und Asien antraten. Die Germanen aber waren, als sie ihre bewaffneten Colonistenfahrten gegen den großen Culturstaat des Mittelmeeres begannen, ein fremdes Volk, und wie die Römer sagten, nur sich selbst ähnlich. Auch ihnen hatte nicht ganz die Verbindung mit dem Süden gefehlt, aber in allen Hauptsachen stand ihr Volksleben außerhalb der Cultur des Mittelmeeres. Zwischen Berg und tiefem Thal,

in Feld und Wald, an den Gestaden eines ruhelosen Oceans, wo Fluth und Ebbe die Brandung gegen das Land schob und senkte, waren sie geworden durch eigene Kraft, durch ihr Klima und ihren Boden. Und sie wußten das selbst. Als sie mit den Galliern und den Römern zusammenstießen, fühlten sie stolz, daß sie die stärkern und bessern Männer waren, und ihre Weisen merkten durch Schaden des Volkes, daß die Quellen ihrer Kraft klein wurden, wenn sie aus den Bechern des Südens tranken, in schönen Häusern saßen und mit Geld feilschten. Schon zu Cäsars Zeiten hatten die Sueben die Einfuhr des Weins verboten, und ihre Häuptlinge hatten dem Römer erklärt, weshalb sie auf erobertem Grunde den Einzelnen ihres Stammes geschlossenen Eigenbesitz nicht gewähren könnten, sie müßten kriegstüchtig bleiben, und die Latifundien seien ein Unglück, feste Wohnung mache weichlich, Ungleichheit des Landbesitzes mache den kleinen Mann unzufrieden. Daß diese eigene Art bei fortgesetztem Verkehr mit den Fremden nur schwer zu bewahren sei, empfanden freilich schon Ariovist und Armin.

Die Germanen hatten keine Städte, welche den Namen verdienten, und sie wollten keine haben. Der Deutsche sah an dem Nordmeere nur einzeln die Schiffe fremder Kauffahrer, im Binnenland genügte ihm zum Schutz seines Heims, des Hofes oder Dorfes, das Waldverhau, der Zaun und Graben, sein Wächter der Hund, und das Vertrauen auf die eigene Kraft und die Furcht, welche sein Stamm einflößte. Aber nicht das allein; es war auch in seinem Gemüth eine andere Art von Muth, ihm däuchte höher, der Gefahr zu trotzen, als sie klug zu vermeiden. Wie er beim Kampfe noch einen Theil seiner Kleider abwarf und die entblößte Brust dem Feinde darbot, so schien ihm auch unrühmlich, sein Haus an das des Nachbars zu drängen, und enge Gassen zu ziehen in steinerner Umfriedung. Seit er vollends die Städte der Fremden kennen gelernt hatte, ihre Verlockungen und die Gefahr, die das enge Leben der Ehrlichkeit eines wackern

Kriegers bereitete, haßte er die ummauerten Orte als Gefängnisse und Verderber der Manneskraft. Auch andere geheime Neigung machte ihm die Mauern verhaßt, er war gewöhnt, im Freien zu athmen, Licht und Luft, Sonne, Mond und Gestirne, die wechselnden Bilder der Natur, die er sich fromm mit göttlichem Leben erfüllt hatte, hielten ihn fest. Noch im vierten Jahrhundert vermieden siegreiche deutsche Heere in den Städten zu lagern, die sie eingenommen, „in den Gräbern, die mit Netzen umspannt sind."

Wie kam es doch, daß die Kimbrer und Teutonen, unvergleichlich stärker als die Kelten, selbst in Gallien nicht die Sitze finden konnten, welche sie begehrten? Leicht verscheuchten sie die keltischen Landleute und setzten sich in ihren Häusern fest; aber überall erhoben sich in den gesegneten Landschaften der Rhone und Seine, ja selbst an der Maas steinerne Stadtmauern und hohe Kastellthürme über die Ebene; dorthin flüchtete der keltische Landmann mit den Heerden und dem Vorrath, den er zu retten vermochte; an den wohlgefügten Steinen dieser Landesvesten brach sich der Ansturm der Fremden, und wenn sie auf die leeren Aecker zurückkehrten und die Pflugschare zur Hand nahmen, so waren sie, ihre Hausgenossen und Zugthiere, bei jedem Ausfall einer feindlichen Bürgerschaft dem Verderben preisgegeben. Die Städte zu erobern, fehlte ihnen Kriegskunst und Erfahrung, die kleinsten Erfolge kosteten schwere Opfer. Alle Größe und Tüchtigkeit, alle Schwäche, welche die Deutschen bis in das zehnte Jahrhundert nach Chr., länger als ein Jahrtausend zeigen, die Liebe zur Heimath und daneben der unerhörte Wandertrieb, die Stetigkeit ihres Rechts und Ackerbaues, und daneben die Sehnsucht und Freude an Cultur und Genuß der Fremde, ihre heldenmäßige Urkraft und ihr Ungeschick für große politische Thaten sind die Kennzeichen eines durchaus eigenthümlich organisirten Volks, dessen Sitte, Recht, Idealismus und Lebensgewohnheiten sich fast ausschließlich im Ver-

band freier Landgemeinden entwickelt haben, und deren Schicksal wird, einen Kampf um das Leben mit anders gebildeten Culturvölkern auszufechten, bei denen die Städteverfassung den Landbau verdorben hat, deren Capitalwirthschaft übermäßig entwickelt ist, welche sich gewöhnt haben, die Arbeit des Landmanns als unerschöpflichen Born für Erpressungen des Städters zu betrachten.

„Die Germanen wenden auf den Ackerbau wenig Sorgfalt. Sie genießen auch nicht viel Getreidekost, meist Milch, Käse, Fleisch, viel Wild. Das Heerdenvieh ist ihr liebster Schatz, auch dies meist unansehnlich, selbst die Rosse nicht schön gebaut und keine Renner," berichten Cäsar und Tacitus einander ergänzend. Und Cäsar fügt an zwei Stellen hinzu: ihr Acker ist nicht Privateigenthum und getrennter Besitz von bestimmter Größe, die Vorsteher und Häuptlinge theilen alljährlich den Geschlechtern und Genossenschaften, welche zusammen siedeln, Maß und Stelle des Ackers zu und zwingen sie, im nächsten Jahr zu anderem überzugehen*). — Tacitus dagegen berichtet: „Die Aecker werden je nach der Zahl der Anbauer in vorläufigen Losen durch die Gesammtheit besetzt, bald nach einer Bonitirung unter ihnen aufgetheilt. Die weiten Fluren machen die Auftheilung leicht. Die Saatfelder werden von Jahr zu Jahr gewechselt und es ist Ackerland übrig."

So lauten die ältesten Römerberichte. Cäsar konnte seine Ansicht bilden aus der suebischen Colonisation in Gallien und etwa noch von dem Boden her, welchen Sueben auf der deutschen Seite den Ubiern genommen hatten; Tacitus hat vielleicht neu besetzte Felder der Chatten und ihrer Nachbarn gesehen.

---

*) De bello gall. 6, 22. Daß es Land unter Fremden war, wird auch durch die für dies Verfahren angeführten Gründe wahrscheinlich. — Diese Stelle ist wie bei Tacitus, Germ. 26, sehr verschieden gedeutet worden.

Es sind flüchtige Bemerkungen in Grenzländern gemacht. Auch sind es, wohl zu bedenken, Fremde, welche aus anderem Klima und anderer Landesart urtheilen. Daß den Römern nach der Gartencultur Italiens und Galliens der deutsche Feldbau dürftig erschien, ist begreiflich, fanden sie doch ihr Getreide: Spelt, Weizen und Gerste nicht als gewöhnlichste Ackerfrucht, sondern Hafer, dessen Grütze sie verachteten, und Roggen, den noch Plinius ein unholdes Gewächs aus der Alpengegend nennt, welches Grimmen verursache. Aber schon im Jahr 301 n. Chr. wurde das Korn des deutschen Schwarzbrodes in kaiserlichem Decret als dritte Handelsfrucht der Getreidebörsen Griechenlands und Kleinasiens aufgeführt. Und aus der anspruchvollsten Halmfrucht, welche auf neuem Boden und bei rohem Bau den Ertrag versagt, aus der Gerste braute der Deutsche sein heimisches Getränk, das Bier; aus Honig aber seinen Meth. — Wenn den Römern auffiel, daß in den deutschen Fluren jährlich ein großer Theil des Ackerlandes nicht unter dem Pfluge lag, so sollen wir beachten, daß die Germanen durch rauheres Klima und alte Gewöhnung auf reichliche Fleischnahrung angewiesen waren und deshalb den Bau der Halmfrüchte zu Gunsten der Weidewirthschaft einschränken mußten.

Daß der Bau der Brodfrüchte ein alter und verhältnißmäßig intensiver war, müssen wir aus den Berichten der Römer über die Menschenzahl schließen, und aus zahlreichen Thatsachen, welche ebenfalls die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung ergeben. Wenn die Germanen am Rhein den disciplinirten Heeren der größten Erdenmacht durch Jahrhunderte siegreichen Widerstand leisten konnten, wenn Cherusker, Chatten, Bructerer, Bataver und andere Völker von geringer geographischer Ausbreitung nicht einzelnen Legionen, sondern großen römischen Heeren furchtbar wurden, nicht ein Mal, sondern bei selten ruhendem Kriege durch mehr als ein Menschenalter; wenn ein Markomannenhäuptling siebenzigtausend Mann Fußvolk und

viertausend Reiter fast in Legionsweise disciplinirte; wenn die Römer nach hundertjährigen verwüstenden Kriegen zwischen Rhein und Elbe immer noch mit gewissem Nachdruck die gewaltige Menschenmasse der Deutschen hervorheben, so liegt der Schluß doch nahe, daß die einzelnen Völkerschaften, welche mit ihren Bundesgenossen zuweilen mehr als hunderttausend Krieger ins Feld stellten, in ihrer Volkszahl oft über die Hunderttausende hinausgehen mußten. Auch in später Zeit werden die Römer nicht müde, über die Menschenmenge, welche Germanien enthält, zu erstaunen. Unendlich, unvertilgbar erscheint ihnen die Volkskraft. Oft werden Stämme als zerschlagen, versprengt, ausgerottet geschildert, in der nächsten Generation sind sie wieder vorhanden und wieder furchtbar. Und die Deutschen selbst wußten, daß sie zahllos waren, wie die Bäume ihrer Wälder. Noch im achten Jahrhundert nach allem Mord und Untergang in der Wanderzeit verglich der liebenswertheste unter den deutschen Geschichtschreibern der Völkerwanderung, der Langobarde Paul, Warnefried's Sohn, das öde Italien mit dem gefüllten Germanien, er meint, daß der Norden mit seinem Eis und Schnee die Vermehrung der Menschen begünstige, der Süden durch seine Krankheiten die Völker dahinraffe. Daraus sei zu erklären, daß so große Völkermassen im Norden geboren würden, weit mehr, als der Boden ernähren könne, deshalb sei Germanien so voll von starken Leuten und deshalb seien diese zur Auswanderung genöthigt. Ganz dieselbe Auffassung, daß ihr Land zu menschenreich sei und die Fülle der Lebenden nicht zu ernähren vermöge, haben die ersten Colonistenschaaren, welche mit den Römern zusammenstießen, Kimbrer, Sueben, Alemannen; die unablässigen Grenzfehden, das Drängen der Völker wird von ihnen selbst in den meisten Fällen durch das Bedürfniß größern Landbesitzes erklärt, und durch sieben Jahrhunderte erschallt der Ruf: Ackerland oder Krieg an den römischen Grenzen.

Unbegründet ist auch die Annahme, daß die Germanen nicht

treu an ihrem heimischen Boden hingen und der zähen Liebe zum Grunde der Ahnen ermangelten, welche allen Bauervölkern eigen ist. Zu den alterthümlichsten und ehrwürdigsten Bräuchen ihres Glaubens gehörte die Götterweihe, wodurch sie die Grenzen der Gemeinde und des Volkes zu schützen suchten. In festlichem Zuge geleiteten sie an hochheiligen Tagen den Wagen, das Schiff, die Zeichen ihrer Gottheit um die Marken; bis über das Mittelalter dauerte der Brauch bestätigender Umzüge. Mehr als jedes andere Volk hat der Deutsche sich Haus und Hof, Flur und Wald mit dem vertrauten oder beschwerlichen Volk kleiner Geister belebt, die geschäftig um ihn walten und zu ihm in einem Verhältniß stehen, in welchem sehr früh sein derber Humor und poetischer Sinn sichtbar werden. Sein gesammtes Dorfleben ist gemüthvoll hergerichtet. Auch die Römer rühmen die Wärme und Stärke der Hausgefühle an den Deutschen, nicht nur der Menschen unter einander, auch ihre Freude an den Hofthieren. Sogar Ariovist wirft dem Cäsar entgegen, nur Hoffnung auf hohes Glück und hoher Preis habe ihn vermocht, sein Haus und seine Lieben zu verlassen; auch Armin mahnt seinen Bruder Flavus über den Bach an Mutter, Haus und Heimat. Einem seßhaften Mann von tiefer Empfindung wird niemals leicht, von der Heimat zu scheiden.

Ja noch mehr. Wir haben sichere — zu wenig beachtete — Zeugnisse dafür, daß die Germanen ihr Eigenthumsrecht am heimischen Grund und Boden mit einer merkwürdigen Zähigkeit festhielten. Sogar die Auswanderer verzichteten nicht auf ihr Anrecht an die Dorffluren ihrer Heimat, und ihre Rechte scheinen für so heilig gegolten zu haben, daß sie durch keine Zeit und Verjährung genommen wurden. Und zwar offenbart sich dies großartige Rechts- und Heimatsgefühl gerade in der wilden Zeit, in welcher, wie man wol annimmt, die Völker im Wandertaumel den alten Bauernfleiß verloren hatten.

Als König Alboin im Jahre 568 die Langobarden aus

Pannonien nach Italien führte, schloß er mit den befreundeten Hunnen einen Vertrag, in dem er seinen Langobarden die Eigenthumsrechte an dem alten Landgebiet vorbehielt, wenn sie in irgend einer Zeit wieder heimzukehren genöthigt würden. — Zu diesem Zuge warb er einen Sachsengau aus der Gegend des jetzigen Halberstadt. Auch diese Sachsen, zwanzigtausend Mann, dazu Weiber und Kinder, sicherten sich vor dem Auszug bei den Stammgenossen ihre Rechte an der Heimat, aber die Frankenkönige besetzten ihren Landstrich mit Suebenvolk. Nach vier Jahren wurde den Sachsen Italien verleidet, weil ihnen die Langobarden nicht gestatten wollten, in eigenem Rechte zu leben, sie brachen auf, zogen durch das fränkische Gallien, und erhielten von den Frankenkönigen Geleit, welche doch ihr Recht an die Heimat respectirten. Sogar die neuangesiedelten Sueben an der Bode erkannten, daß die Sachsen ein Recht auf den Boden hatten. Sie boten ihnen nach germanischer Sitte erst ein Drittel, dann zwei Drittel des Grundes, und als die Sachsen trotzig auf ihrem vollen Recht bestanden, gab es einen Kampf, in dem so viel von der Kraft beider Ansiedlerhaufen aufgerieben wurde, daß die Ueberlebenden neben einander Raum hatten. — Auffallender ist eine andere weite Fahrt im Vertrauen auf Siedelrechte, welche die Heruler unternahmen. Dies wanderlustige, vielgetheilte Volk hatte ursprünglich in der Nähe der Odermündung und auf den dänischen Inseln gesessen. Von dort war ein Theil im dritten Jahrhundert nach Süden gezogen*); ein anderer hatte sich bei den stammverwandten Nordgothen in Skandinavien niedergelassen. Als nun um das Jahr 491 der südliche Theil der Heruler durch Vertrag mit Ostrom in Illyrien Sitze erhielt, wollte der königliche Stamm derselben nicht die Donau überschreiten, sondern beschloß, zu den Brüdern in Skandinavien zurückzukehren. Der

*) Sie kämpften gegen Claudius Gothicus im großen skythischen Kriege.

Stamm zog nordwärts. Und dieser Zug scheint von allen Völkern, mit denen die Haufen in Berührung kamen, als ein ehrenwerthes Unternehmen in Götterschutz aufgefaßt worden zu sein, denn überall gestattete man ihnen bereitwillig den Durchmarsch. Die Völker der Sclavenen öffneten ihnen die Grenzen; dann wanderten sie durch eine große Einöde, kamen zu den Varinern auf der nordalbingischen Halbinsel, von diesen zu den Dänen, nirgend trat man ihnen feindlich entgegen. An der Nordküste Jütlands setzten sie sich auf Schiffe, landeten in Skandinavien, wurden dort von den Nordgothen freundlich aufgenommen und erhielten genügenden Landbesitz. Nach Jahrhunderten war das Gefühl der Zugehörigkeit und eines Anrechts der Heruler an den Boden noch so groß, daß es ihnen Vertrauen zu der weiten Wanderung geben konnte, und daß dieses Vertrauen nicht getäuscht ward.

Aber besonders lehrreich ist ein früherer Fall. Schon unter Marc Aurel um 160 nach Chr. hatten sich die Vandalen aus Schlesien und der Lausitz bis hinab zur Donau gedehnt, in den nächsten Jahrhunderten hatten sich ihre Ansiedler allmälich bis zu der Marosch und dem Schwarzen Meere ausgebreitet. Dort von den Hunnen unterworfen und durch das Völkergetümmel an der Nordgrenze von Byzanz gedrängt, brachen sie wieder auf und unternahmen von 405 nach Chr. den kühnen Zug nach Spanien, von da gingen sie im Jahre 429 nach Afrika und gründeten das Vandalenreich von Carthago. Der Theil des Volkes aber, welcher in den alten Sitzen geblieben war, lebte seitdem reichlich auf den geräumten Aeckern.

Als nun die Schlesier*) erfuhren, daß Genserich Afrika

---

*) Procop. de bello Vand. 1, 22. — Es ist nicht überliefert, ob die Gesandtschaft von den zurückgebliebenen Silingen aus dem Oderthal, oder von dem untern Donaulauf nach Carthago ging, doch ist nur das Erstere anzunehmen, denn es handelt sich hier um alten sichern Volksbesitz, während die Landbesiedelung in Ungarn und am Pontus erst wenige Gene-

erobert hatte, freuten sie sich darüber, weil sie die ausgezogenen Stammgenossen jetzt für versorgt hielten. Da sie aber doch diesem Glück in der Fremde nicht recht trauten, lag ihnen daran, Eigenthumsrecht an den Aeckern der Ausgezogenen zu erhalten, damit ihre Verwandten nicht etwa wieder heimkehrten, um ihre Güter zurückzufordern. Sie sandten also eine Gesandtschaft nach Afrika, wünschten Glück zur Eroberung und baten, daß ihnen die Aecker der Ausgezogenen durch Schenkung in aller Form abgetreten würden, damit sie dieselben bis zum Tode vertheidigen könnten. König Genserich und die Vandalen waren dem Wunsche geneigt, nur ein alter Häuptling erhob sich und that Einspruch, indem er sagte: „Nichts auf Erden ist dauernd, Alles was besteht, vergeht, und was Niemand ahnt, kann geschehen." Die Andern verlachten die Weisheit des Greises, der König aber fiel ihm bei, und der Wunsch der Gesandten ward nicht erfüllt, die Vandalen in Afrika verzichteten nicht auf ihr Eigenthumsrecht an den heimischen Gütern. Als eine spätere Generation derselben durch Belisar in Afrika zerschlagen wurde, erschien ihr jener Ausspruch des Greises wie eine Prophezeiung. Aber wie ihnen nicht bestimmt war, zur Heimat zurückzukehren, so wurden auch die Zurückgebliebenen durch fremde Völker überzogen, der Name der Vandalen verschwand in Afrika, wie in den alten Sitzen. — Solch eisenfestes Halten des heimischen Landbesitzes und so hohe Auffassung der Bodenrechte sind nur bei einer Nation möglich, deren Leben auf einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen

rationen alt war und außerdem bei dem Völkerwogen an der Donau gar nicht Gegenstand solcher Verhandlungen sein konnte. Man vergl. über die Silinge Müllenhoff zu: Mommsen, Verzeichniß der Röm. Provinzen um 297 S. 524. — Unter den eingewanderten Slaven Schlesiens bewahrte der Zobtenberg, eine alte Cultusstätte, und seine Umgegend den Namen Slenz.

Production von Feldfrüchten und auf einem Heerdenbesitze beruht, der im Wirthschaftshofe zusammengehalten wird, und nur bei einer Nation, welcher viele Jahrhunderte einer festen Gemeindeordnung diese sittlichen Vorstellungen tief in die Seele geprägt haben.

Auch erkennen wir deutlich aus den Römerberichten, wie der deutsche Landwirth damals lebte, im Norden in Einzelhöfen, meist aber in geschlossenen Dörfern. Wahrscheinlich hatte, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee schon die ersten einfachen Dämme gegen die schwellende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Fluth über dem Wasser erhielten, schon weideten seine Haideschafe im Sommer in dem Grün des neuangeschwemmten Bodens*). Im Binnenland aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er schon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Heerden von Borstvieh lagen im Schatten der Laubwälder, und die geräucherte Waare aus Deutschland war unter Diocletian ein namhafter Handelsartikel, die westphälischen Schinken wurden den Marsen und Menapiern abgekauft und bis nach Griechenland und Kleinasien verfahren. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, langlockige Schafe an den trocknen Berglehnen. Mit dem Flaum der großen Gänseheerden wurden weiche Pfühle gestopft. Der fremde Händler, welcher Luxuswaaren und gute Geldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Land-

---

*) J. Arends: Ostfriesland und Jever, II, 190, hat die Spuren uralter Cultur auf versunkenem Grunde gesammelt. Die Nordseeküste von Borkum bis hinauf nach Sylt dehnte sich zur Römerzeit einige Seemeilen weiter nach Norden, das Abspülen hatte schon begonnen, als Plinius schrieb, seitdem hat das Meer im Ganzen mehr genommen als gegeben. Der Dollart, der Zuydersee (1164) wurden erst seit den Kreuzzügen, die Jahde erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert in mehrern großen Fluthen ausgerissen.

manns fuhr, tauschte von ihm die hochgeschätzten Gänsefedern, Schinken und Würste aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, sogar Toilettengegenstände: blondes Haar der Sclaven und jene feine Pomade zum Haarfärben. Schon kaufte er deutsche Möhren auf, welche sein Kaiser Tiberius als Delicatesse empfohlen hatte, er sah mit Erstaunen in dem Garten seines deutschen Gastfreundes riesenhafte Rettige und erzählte seinen Landsleuten, daß ihm ein Deutscher wilde Honigwaben von acht Fuß Länge gewiesen habe.

Auch das Handwerk rührte sich in den Häusern, gerade so kunstvoll, wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann; am angesehensten war die männliche Thätigkeit der Schmiede. Eisen war theuer, aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen; die Schneide der Schwerter und Messer wußte man zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldschmied faßte die Hörner des Urs mit edlem Metall zu Trinkgefäßen, er fertigte Halsketten und Armringe, zuweilen mit sinnigen Arabesken von Schlangenwerk, und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster eingeführter Münzen und römischer Legionsorden. Die Bewohner des Seestrandes bauten ihre Wogengänger, die Schiffe, höchst praktisch für den starken Wasserschwall der Nordmeere, mit zierlicher Schnitzarbeit versahen sie die gekrümmten Steven und zogen buntgefärbte Segel an den Mast. Auf dem Webstuhl, dem uralten Besitz der Indo-Germanen, webten die Frauen in unterirdischem Raume, dem Tung, der gegen die Kälte mit Dünger belegt wurde, leinene und wollene Stoffe, sie färbten mit Färberröthe und blauem Waid, sie verfertigten wasserdichten Flaus und feine Franzen und Borten und stickten mit der Nadel. Die nationale Tracht der Deutschen war — außer dem Pelzrock — der Rheno, ein regendichtes wollenes Wamms bis zum Nabel, den Aermern nächst dem Schurz um die Lenden und dem ledernen Bundschuh zuweilen das einzige Kleidungsstück; wer etwas auf sich hielt,

trug darunter ein enges leinenes Unterkleid. Auch die Pelzröcke wurden, wenigstens im Binnenland, wo man werthvolle römische Stoffe nicht leicht erhalten konnte, sorglich gefertigt und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter saß auf seiner oder des Blutgenossen Hufe, oder schuf im Haushalt des Häuptlings. Auch der Nachbar Schmied war ein Landwirth wie jeder Andere. Die Germanen wußten eben zu machen, was sie brauchten. Daß sie ihren Bedarf geschickt verfertigten mit allen nöthigen Werkzeugen, ist selbstverständlich, denn wir wissen, daß viele dieser Werkzeuge zu den frühesten Erfindungen des Menschengeschlechts gehören, und schon in den Zeiten, welche vor aller Geschichte liegen, und lange bevor man Metalle verarbeitete, mit erstaunlichem Scharfsinn erdacht worden sind.

Bedeutsam aber für die Schicksale der Germanen war die Weise, in welcher der Einzelne auf dem Boden saß. Nur als freier Grundbesitzer, als Mitglied einer Gemeinde galt er im Volke, und eisenfest war sein Besitz in das Gemeindeeigen gefügt. Eigenthümerin der Dorfflur ist die Gemeinde. Nur Haus, Hof, den umzäunten Garten und die Heerde besitzt jeder Grundbesitzer als freies Eigen. Zunächst an den Wohnungen liegen Aecker und Wiesen, in Loose oder Hufen getheilt, welche von den einzelnen Besitzern zu eigenem Vortheil bewirthschaftet werden. In weiterem Kreise darum der Wald, die Weide, das Ried, der Teich, sie werden von der Gemeinde verwaltet, dem Mitglied der Genossenschaft steht nur im Verband mit den Andern das Nutzungsrecht daran zu, denn er darf sein Weiderecht nur ausüben, wenn er Rosse, Rinder, Schafe, Borstenvieh und Federvieh in der Gemeindeheerde darauf sendet. Auch im Bau der Aecker und Benutzung der Wiesen ist er durch die Gemeinde beschränkt, auch dieser Theil der Dorfflur wird in bestimmter Zeit des Jahres von den Heerden der Gemeinde beweidet, die Zeit des Fruchtbaues und Heu-

gewinnes ist ihm durch Gemeindebeschluß bestimmt, sogar die Früchte, welche er auf dem Acker bauen darf, sind ihm vorgeschrieben. Aber wie Haus, Hof und Heerde nach Volksrecht auf seine Erben übergehen, so auch der ganze ideale Eigenthumsantheil, den er an dem Gemeindeeigen besitzt.

In dieser halb socialistischen Genossenschaft sind die Antheile der Einzelnen an Acker und Wiese, Wald, Weide, Besitz- und Nutzungsrechte ursprünglich gleich. Aber solche Gleichheit ist auf die Länge nicht zu bewahren, und schon in der frühen Römerzeit scheint diese Ordnung eine Zerstückelung der Antheile und ihre Vereinigung in einer Hand nicht verhindert zu haben. Denn ob der Hufenantheil des Einzelnen nur in ideellem Anrecht an das Gemeindeeigenthum, oder ob er in festem Eigenthum bestand, er wurde vererbt, er war wahrscheinlich auch überall veräußerlich, soweit dies bei einem geldlosen Volke möglich war. Wer um schwerer That willen seine Heimat verließ, der mußte doch wol seinen Gemeindebesitz aus der Hand geben, oder er mußte ihn, um die Buße zu bezahlen, gegen Viehhäupter und was sonst in ältester Zeit Wehrgeld war, eintauschen. Wenn ein Markgenosse ohne Söhne starb, mußte doch sein Antheil an Verwandte fallen, die derselben Markgenossenschaft angehören konnten, oder wenn ihm das Recht, in solcher Art zu vererben, nicht zustand, wurden doch die Loose der Nachbarn durch das seine vergrößert. Raffte vollends der Krieg oder eine Krankheit die Dorfgenossen hinweg, so kam ihre Flur entweder an einzelne überlebende Erben, oder an benachbarte Gemeinden, oder an solche, die sich ihrer bemächtigten. Und es ist im Laufe der Zeit gar nicht möglich, auch wenn die Bewegung des Grundbesitzes in jeder Weise erschwert ist, große Ungleichheiten zu verhindern. Gerade die Strenge, womit auf neuem Grund die demokratische Gleichheit der Loose gefordert wurde, läßt erkennen, daß in altem Besitz bereits die Ungleichheit als eine Verkürzung Einzelner empfunden wurde.

Das Pflugland der Dorfflur war bei den meisten Völkern Germaniens — einen Theil der Ingosöhne ausgenommen — in drei Theile getheilt: Winterfeld, Sommerfeld, Brachfeld; jedes dieser drei Felder nach Boden und Lage wieder in kleinere Einheiten, und an jeder dieser Einheiten in jedem Felde hatte jede Hufe einen Antheil. So bestand die Ackerfläche jeder Hufe aus einer Zahl viereckiger Ackerstücke, welche in den drei Hauptfeldern der Dorfflur vertheilt lagen, möglichst gleiches Ackermaß in jedem der drei Felder. Wir haben darüber aus der Römerzeit keine deutliche Nachricht, aber nach der Völkerwanderung ist dies System vorhanden, es ist bis in den hohen Norden verbreitet, es ist auch einem Theil der Slavenstämme altheimisch*). Es führt in seiner alterthümlichen Künstlichkeit auf eine Zeit zurück, wo der Ackergrund der Gemeinde noch nicht den Einzelnen gehörte, es ist auf altbesetztem und bereits aufgetheiltem Boden nicht ohne große Schwierigkeit und Verletzung von Privatinteressen durchzuführen und seine Einrichtung setzt immer eine sociale Umwandlung der Ackerverhältnisse voraus. Es ist endlich hervorgegangen aus einem höchst demokratischen und peinlich redlichen Sinn, welcher sich ängstlich bemüht, jedem Gemeindemitglied in gleicher Weise gerecht zu werden.

Ob die Ackerstücke der einzelnen Hufen schon als beschränktes Eigenthum der Besitzer betrachtet wurden, ob auch mit ihnen im Lauf der Jahre unter den Dorfinsassen gewechselt wurde, ist nicht auszumachen. Wahrscheinlich waren die Eigenthumsrechte bei manchen Stämmen bereits gesichert, bei andern, zumal auf neu erworbenem Grunde, bestand wol noch das ursprüngliche Verhältniß des Wechsels unter den Besitzern. Immer aber war der Hufenbesitzer Eigenthümer eines An-

*) Nicht allen; den Slaven in Schlesien war es z. B. bis zu der deutschen Colonisation unbekannt. Vergl. A. Meitzen, Urkunden Schles. Dörfer, S. 110.

theils am Ackerland, entweder eines ideellen, oder bestimmter Gewende, und diese Antheile gingen aus einer Hand in die andere über. Wir erfahren auch, daß wenigstens bei einzelnen Stämmen, z. B. den Tenkterern, der älteste Sohn Gutserbe des Vaters war.

Die Gemeinde aber als oberste Eigenthümerin der Flur umschloß die gesammte irdische Existenz des Familienvaters; im Verbande mit Markgenossen zog er sein Vieh, baute er sein Feld, kämpfte er für die Rechte seiner Mark, als Hufenbesitzer half er an der Dingstätte das Recht finden, wählte er den Häuptling, berieth er in der Volksversammlung, zog er zur Heerschau, hob er vor dem Kriegszuge den gewählten Feldherrn auf seinen Schild. Sein Tagesleben gab ihm unaufhörlich Veranlassung, sich als Gleichberechtigten unter den Genossen zu fühlen. Eifersüchtig wachte er darüber, daß die Aecker gleich gemessen waren, daß ihm die Nahrung seiner Thiere nicht durch übermäßige Zucht in den Höfen seiner Nachbarn beschränkt wurde. Dies demokratische Gefühl der Gleichberechtigung mit allen Andern wurde ein vorherrschender Zug im Leben des Deutschen. Auch sein Häuptling sollte in der Dorfflur nicht anders angesiedelt sein, als ein anderer Dorfgenosse, seine Hufe wurde ihm aufgetheilt, wie den Andern, seine Heerde sollte in der Gemeinde weiden. Als Cäsar sich bei einem Suebenhäuptling nach der auffälligen Aeckertheilung durch gleiche Loose erkundigte, erhielt er die Antwort, diese Gleichheit sei nothwendig, damit der gemeine Mann nicht unzufrieden werde. Auf dieselbe demokratische Gleichheit der Rechte hielt der deutsche Landbauer auch in der Volksversammlung, vor Gericht und im Heer. Den Rechtsspruch gegen ihn durften nur gleichberechtigte Hufenbesitzer finden, sogar den Schuldigen durfte Niemand binden und schlagen, als der Priester im Namen der Gottheit. Ja, wenn der Bauer im Heere zur Schlacht zog, wollte er nicht leiden, daß sein Feldherr oder der Fürst des Stammes neben ihm auf dem Roß in die

Schlacht zog, er zwang ihn abzusteigen, denn auch das Schlachtenloos sollte für Alle gleich sein. Und war die Schlacht gewonnen, dann wurde die Kriegsbeute genau so behandelt, wie der Ackergrund eines neubesetzten Dorfes, sie wurde auf einen Haufen getragen und mußte von den Führern mit gewissenhafter Gleichmäßigkeit vertheilt werden. Dieser Brauch erhielt sich z. B. bei den Franken noch lange, nachdem die Macht der Häuptlinge in wilder Zeit hoch über das Volk gewachsen war. König Chlodovech wollte ein kostbares Kirchengefäß auf die Bitte eines frommen Geistlichen vom Haufen der Kriegsbeute ausscheiden und er bat die Heeresgemeinde darum. Die Andern stimmten zu, aber ein Franke schlug das Gefäß mit der Streitaxt und rief dem König zu: „Nichts sollst du haben, als was nach dem Loose dein Recht ist." Der König trug die rohe Beleidigung still bis zur nächsten Heeresschau, wo er das Recht hatte, Säumige zu strafen. Da freilich riß er dem Franken die Streitaxt aus der Hand und schleuderte sie auf den Boden mit den Worten: „Keiner trägt so schlechte Waffen als du," und als der Krieger sich nach seiner Waffe bückte, zerschmetterte ihm der König mit der eigenen Streitaxt den Schädel. „So thatest du mit dem Krug von Soissons." Das war Gewaltthat, aber es war Königsrache für eine Beleidigung, und darum ertrug das Heer die schwere That.

Wenn später in den Zünften der deutschen Städte genau begrenzt wurde, wie viele Gesellen und Lehrlinge jeder Meister haben dürfe, damit er nicht seine Genossen durch übergroße Rührigkeit schädige, so ist auch diese auffällige Beschränkung aus derselben angestammten Anschauung von dem gleichen Recht der Corporationsgenossen hervorgegangen. Es ist eine große Wandlung und es sind ungeheure Schicksale nöthig gewesen, um diesen alten Hufenstolz der Germanen so weit umzuformen, daß sie durch Jahrhunderte die unterthänigste aller Nationen wurden.

Bei solcher Flurverfassung aber war ein Lebensinteresse der Gemeinde, daß die Zahl der nahrungsbedürftigen Menschen nicht vermehrt wurde. Der werthvollste Besitz eines Hofes war das Vieh; es war also gemeiner Vortheil, Waldweide, Bergweide und Ackerweide der Gemeindeheerde zu erhalten und diese Heerde nicht so weit zu vergrößern, daß die Nahrung spärlich wurde. Wuchs nun die Menschenzahl in der Gemeinde, im Gau, im Volke, so erhob sich sofort laut und leidenschaftlich die Forderung nach neuem Acker- und Weidegrund. Vermehrung der Production von Getreide und Vieh durch höhere Bodencultur war bei dem Flur- und Weidezwang gänzlich ausgeschlossen, es blieb nichts übrig, als Erweiterung der Grenzen gegen schwächere Nachbarvölker. Daher die unabläßigen innern Kriege, in denen der Ueberschuß der Volkskraft aufgerieben, oder der unterliegende Theil durch Landentziehung zur Dürftigkeit herabgedrückt wird. War die Erweiterung der Grenzen unmöglich, so mußte ein Theil des Volkes ausziehen und neue Fluren suchen, und diese Colonistenzüge mußten mit einer periodischen Regelmäßigkeit, außerdem nach Hungerjahren, nach unglücklichen Kriegen stattfinden. Der letzte Grund war immer ein ernstes sociales Leiden, das dem kräftigen Volk unerträglich schien. Dasselbe Leiden aber hat bestanden, so lange sich im Mittelalter freie Bauern in dem System des Flurzwangs und der Gemeindeeigen erhielten. Ja es besteht noch heut in anderen Formen überall, wo der Zwang der Dreifelderwirthschaft oder vielgetheilter Gewanne die Dorfgemeinde einengt. Es ist im letzten Grunde dieser Flurzwang, welcher die Völkerwanderung veranlaßte, der kurze Zeit darauf unter Karolingern, Sachsen- und Frankenkaisern die Colonisation in den Osten der Elbe trug, der die Städte füllte, der große Völkermassen in die Kreuzzüge trieb, der unmittelbar darauf die deutsche Pflugschar bis über die Weichsel, ja weit hinein nach Ungarn führte. Die große Colonistenbewegung der Germanen wird erst gehemmt, seit der deutsche

Bauer zur Hörigkeit herabgedrückt und ihm die Auswanderung durch einen gestrengen Herrn gewehrt wird.

Aber nicht auf gleiche Weise wirkte, so scheint es, die Ueberfüllung bei allen Völkern Germaniens. Ein Theil der Niederdeutschen saß nicht in geschlossenen Dörfern, sondern in einzelnen Gehöften. Auch dort stand über dem Besitzrecht des Einzelnen das Bodenrecht der Gemeinde, aber schneller mußte sich dort die Selbstständigkeit des einzelnen Hofbesitzers aus der Genossenschaft entwickeln, fester wurzelte er selbst auf dem Grunde, den er aus dem Einzelhofe mit seinen Augen übersah, und mächtiger wurde in dem einsamen Hause der Familiensinn und die Herrschaft des Familienhauptes über seine Angehörigen. Nicht in dem Dorfverband ward hier zuerst die Ueberfüllung fühlbar, sondern in der Familie; sie zu beseitigen, war bei den übrigen Stämmen vorzugsweise Gemeinde- und Gauinteresse, hier Vortheil der Hausgenossen. Nicht weniger stark war die Auswanderung unter den niederdeutschen Friesen und Sachsen, aber sie vollzog sich in einer selten unterbrochenen Reihe von kleineren Colonistenfahrten, häufig zur See; der Kern der Familien, die alten Geschlechter beharrten fest auf dem Grunde ihrer Väter, sie sind in der Völkerwanderung am wenigsten von allen deutschen Stämmen zerstreut, erst durch Karl den Großen mit fremden Colonisten durchsetzt worden.

Diesem festen Zusammenschluß der Einzelnen in der Gemeinde entsprach nicht die Festigkeit des Verbandes, in welchem die Gemeinden zu einander, der Einzelne zu seinem Volke standen. Eine Anzahl Gemeinden bildeten den Gau, die Gaugenossen wählten ihren Häuptling. Die Macht des Häuptlings beruhte auf persönlicher Tüchtigkeit oder auf dem alten Adel seines Geschlechts, und darauf, daß er Vorsitzender des Volksgerichts war. Aber er saß in seiner Gemeinde nur so wie ein anderer Freier, seine Einnahme bestand nur in freiwilligen Gaben der Stammgenossen und Fremden, und es ist charak-

teristisch für den Unabhängigkeitssinn des Volkes, daß diese Gaben als Geschenke behandelt wurden, auch wenn sie stehende Abgaben geworden waren, und für die Gewissenhaftigkeit des Volkes, daß sie mit Regelmäßigkeit gegeben und erwartet wurden. — Die Häuptlinge der einzelnen Volksbezirke bildeten zusammen einen Rath, welcher die Angelegenheiten eines Volkes leitete, Versammlungen aller Freien berief, und diesen wichtige Fragen zur Entscheidung vorlegte. Der Rath der Häuptlinge, die Volksversammlung und die gemeinsamen Heiligthümer erhielten nächst dem Stammesgefühl die Einheit des Volkes. Die Geschichte fast jedes deutschen Volkes beweist, daß diese Bande zu schwach waren, um die Einheit zu schützen. Die Häuptlinge selbst, hochfahrend, stolz auf ihren Einfluß, schwer geneigt, sich einem Amtsgenossen unterzuordnen, setzten ihr Volk in beständige Gefahr innern Zwiespalts. Je mächtiger sie in ihren Gemeinden saßen, je größer ihr persönlicher Anhang war, um so mehr wurden sie von anderen Völkern umworben, und um so lockender wurde die Versuchung, im eigenen Interesse Politik zu treiben. Zufällige Verwandtschaft mit den Häuptlingen anderer Völker, persönliche Feindschaften und römisches Geld arbeiteten unabläßig bei Cheruskern, Chatten, Chauken und den übrigen Völkern, welche „keine Könige ertrugen", die Volkskraft durch Uneinigkeit der Führer zu schwächen. Nur vorübergehend gelang es dem festen Willen der Stammgenossen oder einem großen Talent, das Volk zu einmüthigem Handeln zu bestimmen. Grade durch die Römerkriege wurden die Mängel dieser aristokratischen Führung auch den Deutschen fühlbar; seitdem ist auch bei den Völkern, welche nicht bereits Könige hatten, das Streben erkennbar, sich über die Häuptlinge ein mächtiges Geschlecht zu fester Herrschaft zu setzen, und in den folgenden Jahrhunderten ertragen fast alle Völker oder Colonistenheere, welche aus ihren Sitzen ziehen, königliche Geschlechter.

Auf der Gemeindeflur, dem eigenen Hof, der Heerde und

der politischen Gleichberechtigung unter Stammgenossen ruhte Ehre und Stolz des Deutschen, aber derselbe Mann, der in den realen Verhältnissen höchst demokratisch gesinnt war, erwies sich in seinen Neigungen als höchst aristokratisch, fast ebenso sehr wie der Gallier und der Römer. Er hatte tiefe Hochachtung vor edler Herkunft. Denn er war ein frommer Mann, und als die adlichen Geschlechter seines Volkes galten ihm die alten Familien, welche ihre Ahnen bis zu den Göttern hinaufführten. Solcher Ursprung oder gewaltige Thaten der Ahnen gaben den Edlen eine Geltung, der oft ihre persönliche Tüchtigkeit nicht entsprach. Bedurfte das Volk in gefährlicher Zeit eines Führers, so suchte es zuweilen im Auslande den Sohn eines heimischen Geschlechtes, das den Göttern lieb war. Die Cherusker erbaten sich einen römisch erzogenen Landsmann von Rom, weil er der letzte Sprößling aus dem erlauchten Stamm Armin's war. Die Heruler haben in dem Völkergewühl an der Donau ihren unkriegerischen König getötet, das reut sie bitter, und sie senden aus Illyrien, wo sie damals siedeln, eine Gesandtschaft nach Skandinavien zu dem königlichen Stamm ihres Volkes, um von dort einen Sproß ihres erlauchten Geschlechts zu holen; als der Geladene auf dem Wege stirbt, senden sie zum zweiten Mal und unterwerfen sich mit Freuden dem Herrn, der ihnen gesandt wird.

Aber derselbe aristokratische Sinn erwies sich auch geschäftig auf dem einzelnen Hofe und in der Ackerwirthschaft. Die Deutschen hielten nicht Haussclaven wie die Römer, aber unter ihnen saßen Unfreie, Kriegsgefangene oder erkaufte Leute, welche mit Weib und Kind in besonderem Haus wohnten, das ihnen der Herr zugewiesen, einen Theil seines Ackers bauten und ihm von Vieh und Frucht abgaben. Sobald die Feldarbeit eines Volkes zum Theil von unfreien Händen gethan wird, verliert die Arbeit, welche Unfreie verrichten, ihre Ehre. Leicht gilt dem Freien für gemein, neben dem Knecht zu schaffen. So wurde

es auch bei den Germanen; wer hoch von sich dachte, der griff nicht bei jeder Arbeit in der Wirthschaft an, er waltete über seinen Hausgenossen, aber seine beste Freude war ihm das behagliche Ruhen im Hause, Gastgelage und Geselligkeit, die Aufregung der Jagd und des Krieges. Er war noch nichts Anderes als Ackerwirth und achtete seine Erträge keineswegs gering, ja er hatte wahrscheinlich eine herzliche Freude daran, wie sie der Südländer gar nicht kennt, aber er fühlte sich als Gutsherr und nicht mehr als Arbeiter. Es ist klar, daß solche Gesinnung, wo sie in einem ackerbauenden Volke ohne Geldwirthschaft häufig ist, den Anfang einer nationalen Verbildung bezeichnet, welche der Nation verhängnißvoll werden muß.

Jedem jungen Volke ist Krieg die männlichste Arbeit, die Erinnerung daran ist ihm begeisternde Poesie. Kein Volk hat je die Poesie des Kampfes mit so leidenschaftlicher Hingabe empfunden, als die Germanen. Ihr höchster Gott war der Seelenführer, der die gefallenen Helden in seinem Himmel sammelt; was der Vater den Söhnen erzählte, was der Sänger sang, waren die Großthaten der Vorfahren. Nur wer sich im Kampf bewährt hatte, konnte auf Geltung in dem Volke hoffen. Dazu kamen seit den ersten Römerkriegen noch andere reizvolle Bilder der geschäftigen Phantasie. Der Kampf gab schöne Waffen, Beute, Heerden und dienende Arbeiter, in ihm vermochte Jeder den Wohlstand zu erwerben, der bei friedlichem Hufenbau in der Gemeinde unmöglich war. Am reichlichsten freilich, wenn der Mann auf eigene Hand auszog, oder sich mit wenig Genossen zu gemeinsamer Fahrt verschwor, denn im Volkskrieg wurde der Gewinn dem Einzelnen zugetheilt. Wie Alles, was der Germane aus sich herausbildete, eine einseitige Größe und Strenge zeigt, so auch die rücksichtslose Hingabe an die wilde Poesie des Kampfes. Ihn trieb der Schlachtengott wie Sturm und Flammen gegen die Feinde; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen, war des Kriegers Ehre. Auch

die Schlacht wurde betrachtet als ein vereinter Kampf vieler Einzelnen gegen Einzelne, die Kraft des Starken im Kampfgewühl wurde vor Allem gefeiert; wer viele Feinde erlegt hatte, war der größte Held. Auch hier war, wie im Volke, der Zusammenhang der Massen schwach, die Kampftüchtigkeit der Führer erschien bewundernswerther als ihre Kunst zu leiten; auch hier war der Gehorsam gering, der eigenwillige Stolz des Einzelnen nicht zu bändigen.

Doch merkwürdig, diesem verhängnißvollen Freiheitsgefühl des Germanen stand gegenüber eine Geneigtheit, sich rücksichtslos Anderen hinzugeben, die ebenfalls in sehr eigenthümlicher Weise hervorbrach. Es war eine Hingabe an Personen, entweder einseitig oder mit gegenseitiger Verpflichtung. Germanisch war bei diesem Verhältniß, daß es freiwillig sein mußte, daß es durch einen Act feierlicher Verpflichtung geschlossen wurde, daß diese Hingabe nicht an die Familie, den Gau, das Volk stattfand, sondern an einzelne Menschen, oder an einen Gott, und daß solche freiwillig übernommene Pflicht für die höchste irdische galt. Die Selbstentäußerung, welche sie forderte, die Treue, welche dabei geübt wurde, war Stolz und Ehre des Sterblichen. Er schließt diese Verbindung für das Leben, auf Zeit, für ein bestimmtes Geschäft; durch Schwur und symbolische Handlung, durch Anlegen des Ringes oder Bandes, oder durch geweihten gemeinsamen Trunk wird sie gefestigt. Selbstwillig bei jeder Gelegenheit, überwand der Germane den Egoismus in dieser Form. Der Gatte gelobte sich dem Gatten, der Gespiele schloß mit dem Gespielen einen Bruderbund. So band sich auch der Kriegsmann dem Kriegsgott; dann trug der Chatte den eisernen Ring als sichtbares Zeichen seiner Hingabe, und bildete mit den gleich ihm gefesselten Genossen im Kampf die erste Schlachtreihe, die der Geweihten. Diese grimmigen Dienstmannen des Gottes waren auch im Frieden auffallende Gesellen. Sie sorgten nicht um Weib und Gut, als „Hagestalde“

trieben sie ihr ganzes Leben umher und saßen an fremdem Herde, verschwenderisch mit dem Gut Anderer, gleichgültig gegen Erwerb; als harte Kampfgenossen geehrt von den Männern, höchlich bewundert von der Jugend. Ja, das ganze Heer band sich vor der Schlacht noch einmal durch Gelübde zu gemeinsamer Arbeit und Hülfe*). — Ebenso band sich der Söldner in fremdem Dienst an seinen Kriegsherrn. Wenn die Germanen in die Leibwache römischer Kaiser traten, so faßten sie dieses Verhältniß in heimischer Weise als eine Hingabe ihrer Kraft und ihres Lebens an den neuen Gebieter, wenig kümmerte sie Politik und Recht des fremden Staates, und wenig durfte sie kümmern, ob ihr Herr zum Segen war für Andere oder zum Fluch, sie waren verpflichtet, im Kampf für ihn zu sterben, und wenn er durch Hinterlist fiel, seinen Tod durch Blut zu rächen. Die Kaiser gewöhnten sich, dieses nützliche Verhältniß mit deutschen Augen anzusehen; sie verkehrten zuweilen mit ihrer Leibwache, wie der deutsche Häuptling mit seiner Gefolgschaft und trugen wol gar germanische Kleidung. Auch seit der römische Hof unter dem Zwange des byzantinischen Ceremoniels stand, wurden die Trabanten — welche Protectoren hießen — in germanischer Weise durch den schwersten Treueid an die Person ihres Dienstherrn gebunden**).

Die Pflichten, welche dies freiwillige Gelöbniß auflegt, stehen dem Einzelnen höher, als die Pflicht gegen den gemeinen Vortheil des Volkes und Landes. Dieser Zug, die höchste Pflicht persönlich, gemüthvoll, wählerisch zu bestimmen, jede Unterordnung zu einer freiwilligen zu machen, ist bedeutsam geworden für das gesammte Mittelalter. Wenn uns auffällt, wie schnell der Zusammenhang eines Volkes gestört wird, wie leicht Auf-

---

*) Ammian. 31, 7.
**) Procop. de bello Vand. 2, 18.

stände ehrgeiziger Häuptlinge, Fürstensöhne, Bannerherren gegen den König möglich werden, so ist der Grund in dem Treueverhältniß zwischen Herrn und Diener zu suchen. An einem Aufstand theilzunehmen, war dem Dienstmann nicht frivole Pflichtverletzung, sondern es war ein Zwang, den eine höhere Pflicht der niedern auferlegte. Wie der Gefolgeherr es mit seinem Eide hielt, den er einem Fürsten geleistet, war seine Sache; stand er vollends zu dem Höhern nicht gerade in Verhältniß freiwilligen Eides, z. B. als Häuptling gegen den König, als Fürstensohn gegen den Vater, so war vor allem seine Pflicht, die Interessen seiner geschworenen Mannen zu schützen. Wurden diese irgendwie gekränkt, — und selten fehlte Grund oder Vorwand, solche Kränkung zu erkennen — so that er nur seine Schuldigkeit, wenn er sich bis aufs Aeußerste empörte. Und wie sich von selbst verstand, daß Alle seinem Wege folgten, welche zu seinem Gesinde, d. h. zu seinen Pfadgängern gehörten, oder sonst durch Eid an ihn gefesselt waren, so war auch ihm die äußerste Unehre, seine Getreuen zu opfern, wenn er sich dem Stärkern unterwarf. Auch gewissenlose Schwächlinge haben sich geweigert, einen Frieden anzunehmen, welcher nicht ihre gesammten Anhänger einschloß. Dieselbe Anschauung war es, welche den entsagenden Mönch an seinen Gefolgeherrn Christus fesselte, dieselbe Anschauung bindet noch heut den Adel an die Person des Monarchen, den deutschen Priester an die römische Kirche. Wer sich gegen seine Familie und gegen sein Volk erhob, beging auch nach den sittlichen Empfindungen der Vorzeit ein Unrecht, wer aber seinen Treuschwur brach, wie der Mann gegen seinen Herrn, oder die Pflichten, welche aus dem Treuschwur des Andern hervorgingen, wie der Herr gegen seinen Mann, der handelte niederträchtig. „Wenn die Noth des Herrn dem Manne den Mord seines eigenen Verwandten befiehlt, so muß er auch diesen Mord vollbringen“, lehrt ein christlicher Priester, der Gothe Jordanis, um zu beweisen, daß die Ostgothen, welche durch Treuschwur an Attila

gebunden waren, den Kampf gegen die blutsverwandten Westgothen nicht weigern durften.

Furchtbar ist die Größe, und nicht weniger furchtbar die Beschränktheit in Auffassung sittlicher Pflichten, welche in solcher Hingabe lagen. Sie bildete das Gegengewicht zu dem hochfahrenden Mannestrotz des Deutschen; schrankenlos, wie die Freiheit des Einzelnen gefaßt wurde, war auch die Entäußerung seiner Freiheit.

Unter den Verbindungen, welche durch Treuschwur und freiwillige Hingabe geweiht waren, tritt in ältester Zeit das Gefolgewesen bedeutsam hervor. Tacitus entwirft eine lebhafte Schilderung von diesem uralten Bund. Er war nicht bei den Deutschen allein heimisch, auch bei den Kelten bestand er, unter Südslaven hat er bis in die neue Zeit gedauert. Wir vermögen den Römerbericht aus den ältesten Dichtungen der Angelsachsen zu ergänzen, welche allerdings nach der Völkerwanderung aufgezeichnet wurden, aber zum Theil Zustände schildern, welche aus sehr früher Zeit geblieben waren. Der Häuptling war umgeben von einer männlichen Hausgenossenschaft, welche nicht nur aus seinen Söhnen und Seitenverwandten, den Magen, bestand, auch aus Jünglingen und Männern des Volkes, die ihr Schicksal freiwillig an das seine geschlossen hatten. Sogar der Jüngling aus Götteradel, der Fürstensohn, trat in Gefolgeschaft und Haushalt eines bewährten Häuptlings, bei diesem seine Lehrzeit für Kampf und Rath durchzumachen. Die Mehrzahl der Mannen aber waren solche, denen das eigene Heim und die Arbeit des Feldes nicht lockend war. Poesie und Gemüth der Deutschen wetteiferten, dies Verhältniß mit schönen Farben zu schmücken, aber seine Grundlage war gegenseitiger Nutzen. Der Hausherr übernahm die Sorge für den Lebensunterhalt und die Ausrüstung seines Gefolges, er hieß der Wirth, er war nicht nur Spender von Speise und Trank, ihm ziemte auch freigebig für treuen Dienst zu sein mit Waffen,

Armringen, Rossen. Den erprobten Mann hatte er wol auch mit Land auszustatten und ihm ein Weib zu vermählen aus seiner Sippe oder der Nachbarschaft. Die Genossen seiner „Methbank" geleiteten ihn dafür zur Versammlung, auf Reisen, im Kriege. Im Hause halfen sie bei männlichem Dienst, richteten die Rosse ab, jagten und zerlegten das Wild, und lungerten auf der Diele. In ansehnlicherm Haushalt versahen sie Ehrenämter, des Boten, welcher Nachrichten trug und anmeldete, des Redners, der wohlgefügter Worte mächtig war, des Sängers und des Truchsessen. Im Kriege hatten sie die Waffenämter, ein vertrauter Mann stand in der Schlacht an der Achsel des Herrn, einer reichte den bemalten Schild. Der größere Häuptling führte außerdem einen Speer mit farbigem Bande, und es war ein starker Mann, der ihm die Kriegsfahne trug. Wollte der Mann eines Häuptlings in eigenem Geschäft zur Fremde, so mußte er die Erlaubniß seines Wirthes werben; gewann er in der Fremde Ehre und Gut, so hatte der Wirth Theil am Ruhm und am Gewinn, denn es war schicklich, daß ihm der Mann von seinem Erwerbe abgab*).

In der großen Halle des Herrnhauses sammelten sich die Bankgenossen um den Herd, sie saßen zum Mahle in Reihen auf erhöhtem Sitz, in der Mitte auf dem Herrnstuhl der Wirth. Bei mehren deutschen Stämmen — nicht bei allen — theilte die Hausfrau den Herrnsitz, sie und die Töchter schenkten das Bier und den Meth in Krüge aus Eichenholz, welche vor dem Mahle reihenweis an der Wand gehangen hatten. Am Herde war der große Braukessel befestigt, das geweihte Geräth des Hauses, über dem die Hausgenossen ihre Gelübde thaten. Jedem Einzelnen war wichtig, wo er saß; dem Fremden, der

---

*) Hauptquelle für diese Verhältnisse ist das angelsächsische Gedicht Beowulf. Sein wesentlicher Inhalt ist älter, als die Einwanderung der Angeln und Sachsen in Britannien.

gastlich aufgenommen wurde, den rechten Platz zu geben, war eine ernste Sache, denn tief kränkte Zurücksetzung. Beim Mahle öffnete sich zwanglos das Gemüth in Scherz und kluger Rede. Mit fein gestellten Worten und Anspielungen zu necken und sich zu vertheidigen, mußte der tüchtige Mann verstehen. Dazwischen unterhielten Erzählungen der Alten von eigenen Thaten und den Schicksalen der Ahnen, der Sänger griff in die Saiten und sang sein Lied von dem Stammeshelden, der den menschenfressenden Nichus im Ringkampf tötete, oder den schätzehütenden Drachen erschlug, den verhängnißvollen Schatz erhob und dafür dem Fluche verfiel, umherzuirren, in der Fremde zu dienen und zu fallen als ein Opfer dunkler Mächte. Lange dauerte das Gelage, die Germanen konnten kein Ende finden, geräuschvoll wurde der Verkehr unter den Zechenden, leicht griff die Hand des Verletzten zur Waffe, und die Zucht des Hauses erwies sich oft zu schwach, plötzliche Wuth oder lang verhaltenen Groll zu zügeln. War das Mahl spät beendet, dann begab sich der Wirth in den Frauenraum, entweder ein gesondertes Gebäude oder eine Seitenkammer des Hauses. Dann lagerte ein Theil der Herdgenossen in der Halle, die Bänke wurden zurückgeschoben und Polster auf den Boden gelegt, darüber Thierfelle und Decken. War die Zeit sorglich, dann stützten sie den Heerschild an die Bank zu ihren Häupten, legten Helm, Brünne, Speer darauf, denn zu jeder Stunde zum Streit fertig zu sein, ziemte nützlichem Manne.

Nahten aber dem Herrnhause bewaffnete Fremde, dann wurden sie von dem Mann, der an der Mark die Wache hielt, angerufen und nach dem geheimen Schutzwort, der Losung, gefragt. Bekannten sich die Kommenden als Fremde und erklärten sie freundliche Absicht, so geleitete sie der Wächter bis an den Hof, dort saßen die Fremden auf der Bank vor dem Hause nieder, stellten die Speere zusammen, lehnten die Schilde an die Wand und harrten der Einladung. Ein anderer Mann des

Häuptlings, der Bote, kam aus dem Hause, frug nach Namen und Begehr und meldete an. Die Fremden traten unter dem Helm auf die Schwelle. Hier sprach der Fremde dem Wirth den Heilgruß aus, der Hauswirth, dem persönliche Begrüßung Pflicht war, antwortete und lud zum Sitzen; war Speise und Trank gereicht, so war das Gastrecht gewährt. Wenn der Fremde ein bedeutender Mann war, so wurde ihm zu Ehren das Haus festlich geschmückt und farbige Gewebe an die Wände der Halle gehängt. Das Fest wurde gefeiert durch Wettlauf der Rosse, durch Wettkampf der Männer in Sprung, Gerwurf, Steinwurf und Steinstoßen, den alten Turnspielen der Indogermanen, und durch Waffentanz und Gesang.

Für solches Leben im Hause wurde Abwechslung ersehnt in kriegerischen Fahrten. Auch beim Kampf stand das Gefolge des Häuptlings in einem Gegensatz zum Volksheer. Es war häufig beritten und bildete eine schwere Reiterei, jeder Reiter mit einem Fußkämpfer gesellt. Saß der Häuptling unfern der See, dann standen im Strom oder der Bucht seine Schiffe, geglättet und hellgetüncht, wie Eis glänzend, die Vordersteven mit Ringen gebunden. Theuer war dem Norddeutschen das Schiff wie sein Roß, die Arbeit seiner Hände betrachtete er gern als ein lebendes Wesen. Es war sein Seepferd, sein Wasservogel, die Höhlung war die Brust, das Vordertheil der Schaumhals, auf ihm fuhr er „die Wallfischbahn“, „den Weg des Schwans“, „das Robbengebiet“ entlang zu Gastbesuch oder ruhmvoller That in die Fremde. Waghalsig durchfurchten die Bankgenossen das stürmische Nordmeer mit Ruder und Segel, Tage und Wochen lang den Sternbildern folgend oder klugem Bericht alter Seefahrer, bis die Wegmüden die Klippen des Landes auftauchen sahen, die ragenden Strandhügel, die langen Landzungen und die schäumende Brandung.

Dies Leben der Mannen im Banne des spendenden Hauses ging fort, bis die hohe Schicksalsfrau den Wirth grüßte; durch

seinen Tod wurde den trauernden Mannen der Methsitz entrissen, ihr Leben freudelos. Fiel er in der Schlacht, so suchten sie ihm nachzueilen auf dem Todespfade. Die Ueberlebenden aber schufen ihm festliche Bestattung. Auf hohem Holzstoß wurde der Leichnam verbrannt mit seinem kriegerischen Rüstzeug, mit Leibroß, Hunden und Falken; oder um den Toten, der auf seinem Rosse saß, wurde der hohe Leichenhügel aufgeschüttet, und die Edlen umritten mit Klagegesang die Trauerstätte. War aber der Verstorbene Häuptling eines seefahrenden Volkes, dann wurde der freudelose Leichnam in die Höhlung des Schiffes zum Maste gelegt, um ihn Schätze, Kriegswaffen und Kampfgewand, an den Mast über seinem Haupt wurde sein Banner geschlagen, das Strandseil gelöst und der Tote mit günstigem Fahrwind in die hohe See gesandt, damit die Götter ihn empfingen.

Dieser Stellung zu kriegerischen Hausgenossen verdankte der Häuptling einen guten Theil seiner Macht; sein Stolz war, so viel Mannen als möglich zu führen, und die Nothwendigkeit, diese Menschenmenge zu ernähren und sich bei ihr in Ansehen zu erhalten, zwang ihn wieder zu einer kriegerischen Politik, welche oft dem Vortheil seiner Landesgenossen wenig entsprach. Wir dürfen annehmen, daß die feurigen Wünsche, welche bei dem Methkrug in seiner Halle aufloderten, Krieg und Auswanderung der Völker sehr gefördert haben. Aber gerade dies älteste Gefolgewesen wurde in der großen Wanderzeit schnell umgeformt, denn den Haushalt eines Mächtigen füllten in fremdem Lande statt der Verwandten und Nachbarkinder nützliche, in den Künsten der Fremde erfahrene Unfreie; unter der wilden Begehrlichkeit, welche diese Periode in den Seelen großzog, wurde auch die Treue geringer, der Vornehme durfte seinen Verwandten am wenigsten vertrauen. Und wo es galt, sich den Besitz eines fremden Landes zu sichern, konnte der Häuptling seine Treuesten nicht mehr im Hause halten, sein Vortheil war,

sie unter den Fremden als seine Beamten und Landbesitzer zu vertheilen. Was der spätere Dienstmann in eigenem Haushalt, als waltender Gebieter über verliehenes Land, seinem Herrn bewahrte, war eine andere Art von Treue. Denn an die Stelle des häuslichen Verhältnisses war ein politisches getreten.

Dieselbe hohe Auffassung der Pflicht, welche freiwillig auf das Leben genommen wird, hat den Germanen auch die Ehe geweiht. Kein anderes Volk hat aus innerem Herzensbedürfniß das älteste Verhältniß, welches zwei Menschen an einander schließt, so edel gefaßt. Das Verlöbniß war ein Vertrag, durch welchen Mann und Weib sich zu einem Haushalt und Gründung einer Familie für das ganze Leben verbanden, um einander lieb zu sein über Alles auf Erden, Wunsch, Willen und Besitzthum gemeinschaftlich zu haben. Selbst mit dem Tode hörte die Pflicht der überlebenden Gattin nicht auf. Bei einigen Germanenvölkern war es der Frau nur einmal gestattet, in den Ring der Zeugen zu treten, vor welchen sie das Gelöbniß ablegte; und es sind Spuren erhalten von noch älterer strenger Volkssitte, nach welcher die Frau den Gatten so wenig überleben durfte, wie der Gefolgemann seinen Wirth, wenn dieser in der Schlacht fiel. Das Weib des Germanen war nicht nur die Halsgebettete, welche auf gemeinsamem Lager den Hals des Gatten umschlang, und nicht nur Herrin des Hauses und Erzieherin der Kinder, wie bei den Römern, sie war auch seine Vertraute und Genossin bei der männlichsten Arbeit. Die Geschenke, welche der Mann ihr zu dem Gelöbniß gab, ein Joch Rinder, Speer und Roß, waren symbolisches Zeichen, daß sie mit ihm über den Heerden walten würde und als seine Begleiterin an der Feldarbeit theilnehmen, ja daß sie ihm auf dem Kriegspfade folgen sollte, in der Schlacht seinen Eifer zu stählen, seine Wunden zu rühmen, nach seinem Tode ihn zu bestatten und vielleicht zu rächen. In diesem Sinne haben die Germanen,

und sie allein, den Frauen mit Vorliebe Namen gegeben, welche auf Kampf und Schlacht deuten. Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen. Zu den göttlichen Abbildern weiblicher Kraft, welche die Phantasie der Germanen fand, gehörten die Schlachtjungfrauen ihres höchsten Gottes, welche über den Kämpfen der Männer schwebten, Runenworte raunend, um das Schicksal zu lenken; und welche die Seelen ihrer gefallenen Trauten aus dem Kampfgewühl heraufholten in die große Halle des Himmels, wo sie den seligen Helden den Trinkkrug füllten. Aber die Frau folgte dem Manne nicht nur in die Volksschlacht, sie war auch zuweilen Friedestifterin zwischen entzweiten Völkern, dann zog sie von dem Sänger begleitet zu den Feinden und warb Versöhnung. Denn in dem hochsinnigen Weibe lebte etwas Geheimes, dem sich die Männer scheu unterordneten, ihr waren die Götter hold, die Weisheit der Runen, die geheime Kunde der Zukunft wurde am liebsten ihr offenbart. Vollends das Weib, welches sich jungfräulich einer Gottheit band, galt dem Volke für begnadet von den Himmlischen und wurde als Seherin geehrt.

Der Innigkeit germanischer Ehe schadete nicht, daß sie schon in der Urzeit oft ein Familienvertrag war, der im Interesse zweier Geschlechter geschlossen wurde. Auch damals erschien die Leidenschaft, welche Weib und Mann aneinander fesselte, der Poesie des Volkes am liebsten wie ein Feuer, welches alle Hindernisse niederbrannte. Die nordische Brunhild, welche auf den Scheiterhaufen des geliebten Helden fährt, die deutsche Chrimhild, welche den getöteten Liebling durch gehäuften Tod ihrer eigenen Verwandten rächt, sind Gestalten der Volksphantasie, welche die dämonische Gewalt solcher Leidenschaft darstellten; Thusnelda aber ist milderes Beispiel aus

der Wirklichkeit. Charakteristisch ist, daß der starke Schmerz dieser Frauen immer ihrem Hauswirth, dem geliebten Jugendgemahl gilt.

Wer sich aber nur aus den Zügen, welche Geschichte und Heldenlied überliefern, die Bilder unserer ältesten Vorfahren zusammensetzen wollte, der würde ihnen ein falsches Antlitz leihen. Nur das Ungewöhnliche melden uns alte Berichte, gerade das Alltägliche, für uns das Wichtigste, wird selten, wie zufällig durch die Schrift bewahrt. Keine Hand hat aufgezeichnet, wie die Germanen in glücklichen Stunden des Lebens, im Frieden des Hauses, im Genuß des bescheidenen Wohlstandes bei Frau und Kindern dachten und sprachen; und doch ahnen wir, daß ein reichlicher Quell von Freude, von inniger Empfindung und Behagen durch ihre Tage floß. Denn vor Allem und immer waren Mann und Frau Landbauer. Die realen Interessen, welche jede Woche füllten, ihre Tagesarbeit, ihre Ruhe, ihre Jahresfeste und die Spiele ihrer Kinder kamen regelmäßig von Halmfrucht und Heerde. Unzähligen verrann ihr Leben in dieser stillen Thätigkeit zwischen den Marken des Feldes und der Trift. Nicht in jedem Menschenalter und nicht in jedem Gau töteten die Frauen nach verlorener Schlacht ihre Kinder und sich selbst auf der Wagenburg; es war auch dem Manne nur verhältnißmäßig seltenes Thun, mit gesträubtem Haare brimmend wie ein Bär in die Feinde zu springen. Aber alljährlich streute er Samen in die Ackerfurche und alljährlich band die Frau fröhlich ihre Kälber an, denen sie schon damals unterscheidende Namen zutheilte, und jeden Tag schaffte sie emsig in der Wirthschaft um Rinderstall und Keller, weil der Würde ihres Hauswirths die Sorge um das Kleine gar nicht ziemte.

Landwirthe waren Mann und Frau in den Gedanken und Gefühlen des Werkeltages, auch in ihrem Glauben. Zahlreich und charakteristisch waren ihre Göttergestalten: Schlachtengötter, Segen- und Todesspender. Aber am tiefsten im Herzen des

Volkes hafteten — man soll sich darüber nicht täuschen — die großen Götter der Natur, welche über dem Leben des Landmanns walten. Neben dem höchsten gewaltigen Gott und Hausherrn des irdischen Lebens, Wodan, stand seine Hauswirthin, die allsorgende Erdmutter, welche bei den Deutschen verschiedene Namen trug. Beide regierten das Menschenleben als die Gebieter des Volkes, und sie regierten das Leben der Natur, nicht ebenso übermächtig wie die Schicksale der Menschen. Als Naturgötter hatten sie für ihr Volk vom Urbeginn der Zeit bis zum Weltende einen unaufhörlichen Kampf gegen feindliche Dämonen, zerstörungslustige Ungeheuer zu bestehen. Denn das Leben des deutschen Landwirths unter rauhem nordischem Himmel wurde durch Sommer und Winter zweitheilig. Alljährlich sah er im Frühjahr die Lebenskraft erwachen, alljährlich im Herbst dahinschwinden. Wenn der Saft der Bäume aus der Tiefe heraufstieg, begann der Kampf, der Sieg, die Sommerherrschaft der Menschengötter. Wenn im Herbst die Blätter zur Erde sanken, der Acker kahl wurde und die Weide der Rinder spärlich, dann wichen die Götter vor den andringenden Riesengewalten des Reifes und Schnees in die Tiefen der Haine, in das Innere der heiligen Berge zurück, dort hausten und warteten sie, bis ihre Zeit wiederkam; gerade wie der Landwirth den Thauwind des Frühlings und die schwellenden Knospen am dürren Baume erwartete. Allerdings war Wodan auch der gewaltige Schlachtengott; wenn er auf Kampf seines Volkes dachte, dann ritt er als riesige Greisengestalt in dunklem Mantel mit herabhängendem Hut auf weißem Rosse, hinter ihm sein kriegerisches Gefolge, die Seelen gefallener Helden; dann brauste der Geisterzug durch die Lüfte, Noth und Gefahr, Krieg und Schlachten verkündend, dann flogen die Raben des Gottes um sein Haupt, seine Kriegshunde heulten, die Rosse schnoben Feuer, die Wipfel der Bäume bogen sich; dann warf sich der Wanderer auf das Antlitz, und der Hauswirth verdeckte sorglich die Fensteröffnung, damit nicht

ein geisterhaftes Pferdehaupt aus dem Gefolge des Stürmenden in seinen Saal hineinschaue.

Doch vertraulicher waren dem Volke die Himmlischen, wenn sie alljährlich die Dörfer, Höfe und Fluren durchzogen, um die Arbeit der Menschen zu segnen. Hier war es die weibliche Göttin, welche mütterlich bei ihrem Volke zum Rechten sah, Lohn und Strafe vertheilend. Am feierlichsten war ihr Zug in den heiligen zwölf Nächten des Winters, der größten Festzeit der Germanen; dann betrat die Göttin unsichtbar die Häuser, prüfte die Werke der Hausfrau, die Zucht der Kinder, den Fleiß der Spinnerin, sie berührte den Schlehenstrauch und wilden Apfelbaum im Garten, das Vieh im Stalle. Dann mußte das Haus festlich gerüstet sein, der Flachs abgesponnen, sonst verwirrte die Göttin der säumigen Spinnerin den Rocken; dann wurden die Fruchtbäumchen von den Menschen geschüttelt und angerufen: „Schlafe nicht, Bäumchen, die holde Frau kommt“; denn wenn sie beim Nahen der Göttin nicht aus dem Winterschlaf erwachten, so trugen sie im Sommer ihre kleinen Früchte nicht. Und wenn die Saat im Felde wogte, zog wieder die weihende Göttin durch die Flur, und die Menschen erkannten recht gut den Strich, auf dem sie durch das Getreidefeld gezogen war, denn dort standen die Halme höher und lustiger. In gleicher göttlicher Hut war die Familie des Germanen; in der Tiefe des heiligen Brunnens bewahrte die Göttin die Seelen der kleinen Kinder, und aus der Tiefe trug der Vogel, welcher auf dem First des Hauses sein Nest baute, und unter allen Völkern Friede hatte, die jungen Seelen der glücklichen Hausfrau zu.

Denn derselbe Deutsche, welcher mit Speer und Holzschild über das Waldverhau nach dem Feinde spähte, war zu gleicher Zeit frommer Hausherr und Wirth. Achtungsvoll sah er in der Dämmerung nach seinem Dachbalken, auf welchem der kleine Hausgeist zu sitzen pflegte, vergnügt schaute er in den

heiligen Braukessel, den sein Nachbar, der kunstfertige Schmied, gehämmert hat, und würdig stand er in seinem Lodenwamms vor dem beladenen Erntewagen, auf welchen seine Knaben die letzte Roggenmandel werfen und die Töchter mit frommem Spruch den Erntekranz tragen. Und dieselbe Suebenfrau, welche ihrem lieben Kinde eher den Tod gab, als daß sie es römischer Gefangenschaft überließ, konnte die heißen Thränen gar nicht stillen, wenn sie es durch den Tod verlor, und sie sah die Göttin, welche die Seelen der gestorbenen Kinder behütete, leibhaftig bei sich vorüberschreiten, und hinter ihr einen langen Zug kleiner Kinder. Eins aber, das kleinste und letzte Kind, trug ein schweres Krüglein und vermochte nicht wie die andern über den Zaun zu klimmen. Da eilte die Frau herzu und hob es herüber, und als sie es in den Armen hielt, erkannte sie ihr eigenes Kind. Und das Kind sprach zu ihr: „Ach wie warm ist Mutterarm; aber Mutter, weine nicht so sehr, ich muß deine Thränen alle in meinem Krug tragen, er wird mir zu schwer, sieh her, ich habe schon mein ganzes Hemdchen beschüttet." Da weinte die Frau noch einmal von Herzen, dann enthielt sie sich der Thränen*). „Denn Klagen und Thränen um Verlorene soll der Deutsche schnell stillen, lange den Schmerz und schweren Muth bewahren."

Wenn freilich der Sänger im Hause des Häuptlings von dem Schmerz um Geschiedene sang und von der heißen Sehnsucht, welche den geliebten Toten in die Arme schließen möchte, dann klang sein Lied anders. Denn hier lauschte ihm die Fürstentochter, die vielleicht ihr Geschlecht zurückrechnete bis zu den wilden Wolfshelden, welche als Säuglinge unter blinder Wolfsbrut am Wasser gelegen hatten; und die Mannen seines Wirthes waren hochmüthige Gesellen, die den Kampf um den Tod

*) Aus dem Orlagau, und nach Börner's Sammlung oft gedruckt, z. B. in den deutschen Mythologien von J. Grimm, Mannhardt u. A.

betrachteten wie ein Würfelspiel. Dann kündete der Sänger die Liebe von Hailaga und Siguruna und ihre Vermählung, schwer durch Verwandtenblut, welches darum vergossen wurde. Und als der Gemahl ermordet ward von dem Bruder seines Weibes, da saß Siguruna verzweifelt in der Königsburg und forderte vom Schicksal, daß der Totenhügel des Fürsten sich aufthue und das goldgezäumte Roß unter ihm daherrenne, damit sie den Geliebten umfange. Da, als der Abend kam, sah ihre Magd eine Geisterschaar zum Totenhügel reiten, es war König Hailaga, der aus der Götterhalle mit seinem Gefolge heimkehrte. Und der König ließ sein Gemahl fordern, daß sie komme, ihm die tropfenden Wunden zu schließen. Da eilte Siguruna in den Totenhügel und rief: „Ich bin so froh, dich wieder zu finden, wie die Habichte des Gottes, wenn sie warmes Blut wittern. Küssen will ich den entseelten König, bevor er abwirft die blutige Brünne. Wie ist dir dein Haar, Gebieter, in Angstschweiß gehüllt, übergossen mit Grabesthau dein Leib, so kalt deine Hände, Hailaga!" Und der König sprach: „Du, Siguruna, bist schuld, wenn ich vom Thau triefe, jede Thräne, die du vergossen bei Tag und bei Nacht, fiel kalt auf meinen Leib und beklemmte die Brust. Jetzt aber trinken wir köstlichen Trank; habe ich auch Lust und Leben verloren, die Braut soll doch bei mir ruhn, verborgen im Hügel." Und Siguruna rüstete das Lager im Totenhügel. „Ich will dir im Arme, du Edler, schlafen, wie ich im Leben am Halse dir lag." Und der König sprach: „Nichts dünkt mir unmöglich, da ich dich halte, du Holde, der Tote die lebende Königin." Und er rief, als die Nacht verronnen war: „Der Morgen ist nahe, der Himmel geröthet, Zeit ist's, daß ich die Lüfte durchreite auf fahlem Roß, an der Brücke der Wolkenburg muß ich stehen, bevor der Hahn des Himmels die Helden der Schlachthalle weckt." Aber in der nächsten Nacht erwartete die Königin vergeblich den Gemahl am Totenhügel: „Die Vögel sitzen auf ihren Zweigen, und alles Volk versinkt in

Traum; gekommen wäre, wenn er kommen könnte, der hohe König aus Wodan's Halle." So trauerte Siguruna und lebte nicht lange mehr*). „Der Liebende aber soll Klagen und Thränen um Verlorene schnell stillen, treu den Schmerz und schweren Muth bewahren." — Weit anders klingt diese Sage im Heldenton, und doch ist es dasselbe Volksgemüth und fast dieselbe Zeit, welche beide schuf, und genau dieselbe Auffassung der Liebe und des Todes. Der Gegensatz, welcher im Klange beider Sagen auffällt, geht auch durch das gesammte deutsche Leben der ältesten Zeit, es ist der Gegensatz zwischen Gemeinfreien und stolzen Gefolgeleuten, zwischen der Diele des Landmanns und der Methhalle des Häuptlings. Aber jene erste Bauernsage, in neuer Zeit aufgezeichnet, ist doch älter, als das Lied des heidnischen deutschen Sängers, das bis nach Island getragen wurde, und dessen letzte Trümmer uns in der Edda überliefert sind.

Es war ein Volk von ungebändigter Lebenskraft. Uebermüthig wie Knaben fahren sie auf ihren Holzschilden die Schneeberge der Alpen herab, vor den Augen des Feindes jauchzen und hüpfen sie im warmen Bade, es freut sie, wenn ihre Fürsten über sechs Rosse weg springen, und die größte Kriegsehre ist mit der Faust die Stärksten erlegt zu haben. Wenn sie sich Könige küren, so suchen sie am liebsten den stattlichen Gesellen, der dem Volke zum Schmuck ist durch seine Abkunft von den Göttern und durch riesige Kriegergestalt, im übrigen wollen sie ihm auch nicht mehr einräumen an Herrschaft, Hufen und Beute,

---

*) Nach Helgakvidha Hundingsbana. Der folgende Satz nach der Germania des Tacitus C. 27. — Der Glaube, daß die Thränen der Lebenden den Verstorbenen in jenem Leben beängstigen, war auch bei Persern und Indern, und ist von den Germanen in der Urzeit aus Asien mitgebracht. Vergl. Adalbert Kuhn in der Zeitschrift für Mythologie I. S. 62.

als einen Kriegerantheil. Aber dieselben Männer erweisen auf ihrem Ackergrund einen ernsten, tiefsinnigen Geist, der bei Großem und Kleinem unablässig grübelt und forscht, was es bedeute; und dieselben Männer erproben bei großem Stolz auf die heimische Art eine höchst unbefangene Würdigung fremder Bildung. Wo die Germanen ihr eigenes Leben gestalten, steht schrankenloser Freiheitstrieb neben schrankenloser Hingabe, ein höchst demokratischer Stolz neben der äußersten Gebundenheit in der Gemeinde, eine geringe Festigkeit des Staatszusammenhangs neben der größten Festigkeit im persönlichen Zusammenhang der Stammgenossen, die großartigste Opferung für sittliche Ideen neben zu geringem Interesse an dem Vortheil der Allgemeinheit, trotzige Selbstwilligkeit in Uebernahme von Pflichten und höchste Selbstentäußerung in Erfüllung der Pflicht, schwache Ausbildung aller Strafgesetze aber ein ungemeines Gefühl für Billigkeit, Stolz gegen Größere und tiefe Verehrung vor altem Geschlechtsadel. Es war ein Volk, dem die Einzelleben stark und großartig entwickelt waren, aber ein Volk, welches kaum die einfachsten Formen des Staates ertrug. Das war die heimische Begabung des neuen Herrenvolkes der Erde, darnach sollte ihm Glück und Unglück gemessen werden, beides mit ungewöhnlichem Maße.

Durch die Römer kam uns die erste Kunde von unsern Vorfahren, im Kampf gegen sie offenbarte sich zuerst das deutsche Volksthum. Deshalb soll diese Besprechung ältester Zustände mit einem Bilde der letzten Schlacht enden, in welcher die römischen Legionen einen großen Sieg über die Germanen davon trugen. Es war die Schlacht bei Straßburg, welche Julianus als Cäsar im J. 357 gegen die Alemannen gewann. Diese Grenzkrieger konnten in jener Zeit nicht als der kräftigste Germanenstamm gelten, die kleinen Könige und ihre Völker waren durch die unablässigen Grenzfehden bereits gewöhnt worden,

Raub und römisches Gold zu suchen. Aber auch bei diesem letzten Erfolge siegte die römische Taktik über die Deutschen nur durch deutsche Soldtruppen, und man meint aus der Ueberlieferung des wackeren Ammianus Marcellinus zuweilen die Verse eines deutschen Sängers im römischen Lager herauszuhören. Seine Erzählung ist hier getreulich benutzt, nur im Anfang gekürzt *).

„Durch wogendes Getreide zogen die Römer einen Hügel hinan, von der Höhe sahen sie nahe vor sich die Germanen, welche sich in Schlachthaufen zusammenzogen, im Rücken der Deutschen den Rheinstrom, drei Tage und Nächte waren die Feinde übergesetzt. — Die Römer halten an und ordnen zur Schlacht. Die Vortruppen, Speerträger und Rottenführer stehen wie festgerammt, auch die Alemannen machen vorsichtig Halt und harren. Der römische Feldherr sendet die Reiter auf den rechten Flügel. Gegen die Reiter der Römer sammeln auch die Germanen die Kraft ihrer Reiterei auf dem linken Flügel, zwischen ihren Reitern stehn eingestreut die Ausschwärmer und das leichte Fußvolk; den rechten Flügel aber bergen sie dicht gedrängt in Gräben und Hohlweg. Vor dem Alemannenheer ziehen die Könige, der gewaltige Chnodomar an dem linken Flügel, wo er den größten Schlachtendrang hoffte, den Scheitel mit feuerfarbenem Bande umhüllt, im Glanz der Waffen strahlend, ein hünenhafter Mann; der Riesenstärke seiner Arme vertrauend, reitet er seinem Volke auf schäumendem Rosse vor, seine Hand ist gestemmt an einen Wurfspieß von ungeheurer Länge. Vor dem rechten Flügel zieht sein Brudersohn Agenarich daher, der Serapio von seinem Vater genannt wurde, weil dieser einst als Geisel in Gallien fremden Mysterien eingeweiht war, ein Jüngling im Flaumbart, aber wacker über sein Alter. Außer diesen fünf Könige, zehn Königskinder, eine große Schaar Edler

*) Ammianus Marcellinus XVI, 12. 19.

vor einem Heervolk von 35,000 Männern verschiedener Stämme, die um Sold, Beute und als Verbündete fochten.

Wild klangen die Tuben, langsam rückte das Fußvolk des linken Römertreffens vor, aber der Führer hielt unweit der Gräben an, in denen die Germanen sich verdeckt bargen, und stand fest, besorgt um den Hinterhalt. Noch einmal reiten die Ordner der Schlacht in beiden Heeren die Schaaren entlang, und mahnen zu tapferer That. Aber die Germanen erheben Geschrei und fordern, daß ihre Fürsten von den Rossen absteigen und das Schlachtenloos des Volkes theilen. Sogleich schwingt sich Chnodomar von seinem Roß, wie er thun die Andern, zu Fuß ziehen sie ihren Schaaren voran.

Von beiden Seiten schreiten die Schaaren in den Kampf. Die Wurfgeschosse fliegen. Aber die Germanen, nur auf den Ansturm denkend, springen, das Schwert in der Rechten, mit wildem Schlachtgesang gegen die Reihen der Römer, grimmig ist ihr Muth, ihre flatternden Haare starren, die Augen glühen im Schlachtenzorn. Die Reiter der Römer halten Stand, sie schließen sich fest aneinander, decken sich mit dem Schild, werfen die Speere und ziehen die Schwerter. Auf der andern Seite stürmt Fußvolk der Vortruppen gegen Fußvolk, die Römer drängen die Schilde zu dichtem Walle zusammen. Dicke Staubwolken erheben sich zwischen den Heeren, die Schlacht wogt hin und her, die Haufen wühlen sich in einander, sie stoßen und weichen. Erprobte Schlachtgänger der Germanen im Römerheer lassen sich auf das Knie nieder und stemmen sich fest, die Alemannen zurückzutreiben. Aber der Grimm wird zu groß, Hand geräth an Hand und Schildrand stößt an Schildrand, die Himmelswölbung klingt wieder von lautem Geschrei der Jauchzenden und Fallenden.

Der linke Flügel der Römer dringt vor. Aber gegen die gepanzerten Reiter des rechten stürzen die Fußgänger der Alemannen, die leichten Begleiter der Rosse, sie tauchen nieder auf

den Boden, sie erstechen von unten das Roß und bohren dem fallenden Reiter das Messer in die Fugen der Rüstung. Gesprengt suchen die Reiter Schutz hinter den Cohorten. Da reitet der Cäsar ihnen entgegen, ihn verkündet das Drachenbild von Purpurseide, von dem Langspeer hängt es wie die abgestreifte Haut einer Schlange*). Er hemmt ihre Flucht und ruft gegen die andrängenden Alemannen das Fußvolk.

Es sind die Cornuten und Brachiaten, Germanen in römischem Sold, kriegsharte Männer. Sie erheben einen starken Barritus, der in der Gluth des Kampfes mit leisem Gemurmel beginnt, allmälich anschwillt und endlich rauscht, wie die Brandung der Wellen an den Strandklippen. Gewaltig wird der Gedrang; in der Luft schwirren die Pfeile, wieder wirbelt dichter Staub empor und verhüllt den Männermord; Waffe dröhnt an Waffe und Leib an Leib. Aber die Alemannen fahren wie Feuerflammen auf dem Grunde den Feinden entgegen; die Söldner zwar heben ihre Schilde zum Schutzdach, aber die Schwerthiebe schmettern auf Schilde und Leiber und brechen Schilddach und Leib. — Neue Cohorten eilen im Schnelllaufe zu Hülfe, deutsche Bataver gegen ihre Stammgenossen; daneben die Reges, die in der Nothstunde der Schlacht Rettung zu bringen wußten. Wieder schmettern wild die Trompeten; von neuem entbrennt der Kampf. Höher wächst der Streitgrimm der Alemannen, gleich Wüthenden stürmen sie vorwärts, die Wurfspeere und das gestählte Rohr der Pfeile fliegen unaufhörlich, im Gewühl schlägt Messer an Messer, die Panzer springen von den heißen Schwerthieben; wer verwundet strauchelt, hebt sich noch einmal vom Boden, bis das Leben mit dem Blute dahinfließt. Es war ein Kampf mit gleicher Kraft. Höher und breitbrustig ragten

*) Bei Ammian XVI, 12, 39 ist gelesen: velut serpentis pendentis exuvias. Das kaiserliche Hausbanner stellte einen geschlängelten Drachen mit aufgesperrtem Rachen und lang herabhängendem Schweif vor.

die Alemannen; die Römer standen geübter in der Ordnung der Schlacht; wild, wie heulender Sturmwind schlugen die Germanen, spähend und vorsichtig die Römer. Oft erhob sich der Römer, den die Wucht der feindlichen Waffen geworfen, wieder vom Boden, und der germanische Söldner stemmte sich noch auf das ermattete Knie; die linke Hüfte zurückbiegend, kauerte er und drückte gegen den Feind.

Da im stärksten Gewühl der Schlacht drang plötzlich ein heißer Keil der Alemannen, Könige und Edle mit ihrer Gefolgeschaar, unwiderstehlich in die römischen Reihen. Sie schmetterten nieder, was ihnen entgegenstand, und stürmten bis in die Mitte der römischen Schlachtordnung. Hier stand die Legion der Primanen, die den Ehrennamen führt: Schanze des Feldherrn. Dicht und zahlreich waren ihre Rotten, sie hielt fest, wie Mauer und Thurm. Kaltblütig lauernd deckten sich ihre Krieger gegen den Angriff, geschickt wie Gladiatoren des Circus bohrten sie dem Feind das Schwert in die Seite, sobald er in achtlosem Grimm eine Blöße gab. Die Alemannen kämpften, gleich Wettrennern ihr Leben opfernd, wenig dachten sie daran, sich zu schützen, nur die Menschenmauer vor sich zu brechen.

Gräulich wurde das Schlachten. Vor den Germanen thürmten sich die Haufen ihrer Toten, sie sprangen immer wieder auf die Leiber ihrer Gefallenen; aber als das Aechzen der Liegenden häufig wurde, erregte es ihnen zuletzt Grauen. Matter wurde der Angriff. Die Ueberlebenden suchten den Rückweg durch die Straßen des Heeres, jetzt nur auf Rettung bedacht, sie fuhren dahin, wie Schiffe auf wogender See, gejagt vom Sturmwind. Die Rücken der Weichenden zerschnitt der Römer, bis sein Schwert sich bog, und er selbst die Waffen des Germanen packte und ihm in das Leben stieß; nicht gesättigt wurde der Mordgrimm, und keine Schonung wurde dem Flehenden. Durchstochen rang die Mehrzahl der Feinde mit dem

Tod, Halbtote suchten mit den brechenden Augen noch das Sonnenlicht, Häupter, durch das schwere Wurfgeschoß abgerissen, hingen noch an der Gurgel, unter den Haufen der Toten verendeten auch Lebende, die das Eisen nicht berührt hatte. Schneller drängten die Sieger, ihr Eisen ward stumpf unter dichten Schlägen, Schilde und glänzende Helme rollten vor ihren Füßen, sogar die Flucht wurde den Germanen durch die Leichenhaufen gehemmt.

Da stürzten die Feinde rückwärts zu dem schlüpfrigen Ufer des Rheinstroms, die Rettung in den Fluthen zu suchen. Am Ufer standen die Römer, sie schauten wie das Volk des Amphitheaters auf den Kampf der Männer und des Wassers, wie den einen die Rüstung zum Grunde zog, wie der Schwache den starken Schwimmer mit sich zur Tiefe zerrte, und sie warfen jauchzend ihre Geschosse nach den Ringenden; nur der Stärkste rang sich auf dem Schilde schwimmend durch die Strömung zum andern Ufer. Auch König Chnodomar wurde in einem Gehölz umstellt, er trat heraus und ergab sich, nach ihm boten Zweihundert von seinem Gefolge, denen es Schmach war, ihren König zu überleben, die Hände den Fesseln dar. — Die Schatten des Abends legten sich auf die Erde, da erst rief Hörnerklang die Verfolger zurück; am Ufer des Rheins lagerten die Sieger, umschlossen von einem Ring ihrer Schildwächter."

Doch auf dem Rumpf der Toten wanderte der schwarze Rabe, und in der mondlosen Nacht trabte der Wolf, der haargraue Haidegänger, über die Walstatt.

2.

Aus der Wanderzeit.

Die Völker.

Die Germanen wurden aus der Heimat aufgestört und in den Kampf gegen die antike Welt geworfen durch die Ueberzahl der Bevölkerung und durch die Ordnung ihrer Landwirthschaft, durch den Einfluß ihrer Häuptlinge und Fürsten und durch die wilde Poesie der Gefolgeschaften, endlich durch die Lockungen römischer Cultur.

Es war ein schweres Erdenschicksal, welchem die Nation in jugendlicher Kraftfülle entgegenzog. Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römersturzes und der beginnenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Cultur. Die große Hälfte einer hochbegabten Nation sollte untergehen, damit der Rest ihrer Stammgenossen die Erbschaft des Alterthums antreten durfte. Und dies Erbe selbst, wie sehr mußte es zerschlagen und verwüstet werden, bevor der letzte Bruchtheil den Ueberlebenden zu Gute kam. Zuerst fraß das Schwert der Römer, dann brachte ihre Cultur und verdorbene Sittlichkeit den Eroberern Untergang, bis allmälich die antiken Ueberlieferungen so klein wurden, so unschädlich und so dem deutschen Wesen angepaßt, daß die Germanen damit hauszuhalten vermochten. Theuer wurden die Anfänge der

Bildung, in welcher wir aufblühen, mit dem Blute unserer Ahnen bezahlt.

Diese ernste Stimmung wird geschärft, wenn man die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters mit schnellem Blick mustert. Was römisches Wissen und römisches Christenthum in den deutschen Völkern großzog, das ist allerdings für unser Gedeihen unentbehrlich geworden, und wir haben jeden Grund, dafür dankbar zu sein; aber wir schauen jetzt von der Höhe auf eine lange Reihe überwundener Bildungen zurück, in denen die Mischung des Fremden und Altheimischen uns übel gelungen scheint; wir erkennen mit größerer Deutlichkeit das Mangelhafte, Wunderliche und Ungesunde der einzelnen Erscheinungen, als die wachsende Energie der treibenden Lebenskraft. Häßlich sind die Charaktere der alten Königsgeschlechter, welche römische Laster mit germanischer Zügellosigkeit paarten, wenig erfreut das kindische Stammeln mönchischer Gelehrsamkeit, und als zweifelhafter Gewinn erscheint die Macht römischer Päpste. Auch den Verlust altnationaler Poesie, den Verfall des heimischen Rechts empfinden wir vielleicht als Beeinträchtigung ältester Schönheit und Kraft. Dagegen ist uns das ureigene Wesen unseres Volkes vor seiner Verbindung mit dem Fremden nur in seinen großen Umrissen erkennbar. Wir haben deshalb ein milderes Urtheil für das Wilde und Barbarische, werden lebhafter ergriffen, wenn wir einmal den Schlag unseres Herzens in grauer Vorzeit wieder erkennen, und freuen uns unbefangen an einer großen Volkskraft, welche sich ungestört durch Fremdes consequent und einheitlich regt. Denn das oft gesagte Wort gilt auch hier. Wie der Leib des Kindes eine Anmuth hat, die nur ihm eigen ist, die jedem spätern Alter fehlt und nicht in jeder Altersstufe durch eine andere ersetzt wird, so weist auch Leben und Seele eines begabten Volkes in der ersten Jugend eine Schönheit, welche alle spätern Geschlechter anzieht und rührt.

Seit dem dritten Jahrhundert hatte das Römerland auf-

gehört, den Deutschen furchtbar zu sein, seit dem vierten betrachteten sie es als ihre Beute, zum Theil als ihre Heimat. Die Römer selbst hatten das gefügt, sie selbst hatten ihre Besieger in das Reich geführt. Zwar der große Cäsar war durch das deutsche Blut, welches er vergossen, von den Germanen geschieden; aber schon seine Gegner Labienus und Pompejus umschirmten sich durch deutsche Leibwächter, seitdem fast alle Kaiser. Seit Augustus fochten deutsche Hülfstruppen neben den Legionen gegen ihre eigenen Landsleute.

Im Jahre 235 wird ein roher Soldat aus germanischem Blut, Maximinus Thrax, von den Legionen mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Unter Constantin dem Großen sitzen Germanen auf den Elfenbeinstühlen der hohen Civilämter Roms, und deutsche Heere erkämpfen die römischen Siege. Auch Julian, der letzte Kaiser, welcher altrömisches Wesen zu restauriren sucht, und seinen Vorgängern eine Begünstigung der Fremden vorwirft, muß gleich darauf selbst den Franken Nevita zum Consul ernennen. Um 400 regieren gewandte Häuptlinge über Hof, Heer und Staat von Rom und Byzanz. Wenige Geschlechter später errichtet man auch Fürsten deutscher Völker, welche noch um die Grenze lagerten, eherne Standbilder in den kaiserlichen Hauptstädten, der Ostgothe Theodorich wird sogar, wie die Germanen erzählten, von dem oströmischen Kaiser als Sohn proclamirt.

Während dieser Zeit war die Verbindung des Römerreichs mit den Deutschen sehr fest geworden. Es gab zuverlässig, so weit die deutsche Sprache reichte, keinen Gau, kaum ein entlegenes Dorf, aus welchem nicht Landeskinder als Kriegsgefangene, Verbannte, Abenteurer, Söldner nach Rom gezogen waren, kaum eine Familie, welche nicht seit den letzten Generationen einmal Verwandte in den Südländern gehabt hatte. Jeder fahrende Mann, der über die Grenzströme kam, wußte Wunderbares von den fernen Landsleuten zu erzählen. Unab-

lässig hatte die Sage zu thun, um das Ungewöhnliche ihrer Schicksale dem Volke lehrreich zu machen. Aus armen Gefangenen waren Günstlinge vornehmer Herren geworden, aus verbannten Recken römische Grafen und Kriegsfürsten, welche über Hunderte von Sclaven geboten und ganze Kammern voll Gold- und Silbergeschirr bewahrten. Dort im Süden war ein kühnes Spiel um das Leben, der Gewinner erwarb das höchste Erdenglück: Kriegsruhm, unermeßliche Macht, das Lied des Sängers.

Die Deutschen wußten sehr gut, wie schwach das Römervolk geworden war. Wenn man den Frieden durch Geld von ihnen erkauft hatte, hörten sie mit stolzem Lachen, daß der Kaiser als neuen Ehrentitel den Namen ihres Volkes angenommen, und daß ein vergnügtes Rom seinem siegreichen Heere auf dem Forum einen goldenen Schild, auf dem Capitol eine goldene Bildsäule gestellt habe; wenn das Grenzheer einen zweifelhaften Erfolg über sie davon getragen, vernahmen sie knirschend, daß ihr Volk in den kaiserlichen Siegesberichten von dem Erdboden ausgestrichen sei und ihr Ackergrund als neurömischer Erwerb gerühmt werde. Sie hatten auch gelernt, die Römer als Schwächlinge zu behandeln. Wenn die Geschenke, welche sie als jährlichen Tribut vom kaiserlichen Hoflager holten, einmal ärmlich ausfielen, dann warfen ihre Gesandten das Gebotene zornig zu Boden und ihre junge Mannschaft brach über die Grenze. Längst waren ihre Häuptlinge mit den Künsten römischer Politik vertraut und sie hatten sich gewöhnt, dieselben Künste anzuwenden, oder ihnen Trotz zu bieten. Schon Ariovist versicherte dem Cäsar, daß er durch Botschaften von Rom angereizt worden sei, ihn zu töten, und schon unter Tiber erbot sich brieflich ein schlechter Chattenhäuptling, den Armin aus dem Wege zu räumen. Armin vergolt den ersten Betrug, welchen ein Consul an den Kimbrern geübt, und das Niedermetzeln der Usipier in Gallien durch die große Treulosigkeit gegen Varus. Als die Macht des Reiches gesunken war, wurden die Intriguen der

römischen Staatskunst systematischer, die Ansprüche der Germanen rücksichtsloser. Der ehrgeizige Römer, dem ein Traum oder ein altes Weib die Kaiserkrone eingebildet hatte, suchte die Verbindung mit den Germanen; mehr als einmal wagte ein römischer Feldherr auf Germanen und Gallier gestützt im Grenzlande ein halb barbarisches Kaiserthum zu errichten. Die Germanen waren auch über die Zustände in Rom wohl unterrichtet. Landeskinder, welche lateinische Namen trugen und in hohen Aemtern saßen, blieben mit den Volksgenossen in Verbindung, viele Fürsten und Häuptlinge waren in ihrer Jugend selbst als Geiseln in Rom und Byzanz erzogen und mit dem Hofe und Volke bekannt.

Aber die Germanen standen zu Römern anders als zu Griechen. Byzanz war damals die große Prägstätte, wo Menschen aus jedem Stamme Asiens und Europa's mit dem Stempel der Cultur versehen wurden, Araber aus dem rothen Meere, Syrer, Aegypter, Parther, Massageten, Slaven, Hunnen. Doch die unzerstörbare Grazie und Feinheit der griechischen Sprache und die vorwiegend literarische Bildung des Volkes gab, so scheint es, auch den Fremden sehr bald etwas von den Vorzügen und Fehlern griechischer Cultur. Byzanz war der erste europäische Beamtenstaat, der seinen Unterthanen einen strebsamen Knechtsinn zu verleihen wußte: Titelsucht, Hängen an Aeußerlichkeiten, Freude an einem verschnörkelten Ceremoniel. Der Beamte war allmächtig, das Amt wurde von seinem Besitzer ausgebeutet, um sich emporzubringen und reich zu werden, die Verwaltung war nichtswürdig, die Unredlichkeit schamlos. Das Familienleben in den großen Städten war tief zerrüttet, die eigene Frau, die nächsten Blutsverwandten wurden als Horcher und Angeber gefürchtet. Auch das Christenthum scheint fast nur in den kleinen Kreisen des Volkes seinen wohlthätigen Einfluß geäußert zu haben. Der Grieche zur Zeit des Theodosius und Justinian war ein weicher, unkriegerischer, immer noch fein

fühlender Mann, der sich den Stolz höherer Bildung gegen die Barbaren bewahrte, er war furchtsam, seine Nerven zuckten bei jeder ungewohnten Bedrängniß, leicht fühlte er seine Interessen verletzt, noch leichter die greisenhafte Eitelkeit, welche ihm anhing; mit bitterem Haß und mit fast orientalischer Dauer trug er erlittene Kränkungen nach, er barg seine Gesinnung hinter unterwürfigem Lächeln, und wartete auf die Stunde der Rache, die er durch heimliche Nachstellungen, durch Zauberei und Beschwörung, durch Verleumdung bei Mächtigen herbeizuführen suchte. Aber derselbe Grieche war der Rede ungewöhnlich mächtig, mit scharfen Sinnen spähte er umher, er war unternehmungslustig, leicht beweglich, in Geschäften gewandt, von unübertroffener Elasticität. Er war sehr häufig ohne Glauben. Die heidnischen Culte waren abgelebt, die christlichen Mysterien waren ihm, der die Nachfolger des Plato und Aristoteles zu lesen wußte, wenig schmackhaft. Wo ihm das half, war er scheinheilig und hütete sich, der neuen Staatsreligion ein Aergerniß zu geben, aber es ist kein Zufall, daß mehre der tüchtigsten Geschichtschreiber aus dieser Periode, Zosimus, Priscus, Procopius, entweder eifrige Heiden sind, oder sehr gleichgültig gegen die Dogmen der Kirche. Immer stand er den Germanen als Fremder gegenüber. Selten lernte ein Deutscher Griechisch, im Hofhalt des Attila, in dem sich der Adel fast aller Germanen an der Donau sammelte, wurde häufig Latein gehört, das Griechische fast nur von den Dolmetschern verstanden.

Weit mehr war der Weströmer dem Deutschen genähert. Seine Literatur war niemals in so edler Weise volksthümlich gewesen, als die griechische, sie war dem Stadtvolke in Rom fast geschwunden. Auch die riesige Lasterhaftigkeit der früheren Kaiserzeit war alt geworden und zu kleinerem Maße eingeschrumpft, aber das gesammte Leben der Römer war so durch Nichtsthun, Spektakelspiele und heidnische Sinnlichkeit verdorben, daß weder der Christenglaube noch das Einströmen fremder Menschen-

kraft im Großen zu bessern vermochte. Der hochmüthige Reiche befriedigte sich durch leeren Prunk und ersonnene Stammbäume; das Volk war rauflustig, aber waffenlos und politisch feige. Nur die große Vergangenheit war den Römern geblieben, sie gab ihnen hohe Ansprüche und wirkte in Einzelnen immer noch als Stolz, der eine Quelle sittlicher Empfindungen wurde. Auch in Rom waren die Senatoren, die Vornehmen und Gebildeten um das Jahr 400 noch in der Mehrzahl Heiden, nur wenige ihrer Familien waren vom alten römischen Blut, die meisten emporgekommene Provinzialen, unter ihnen nicht wenige Germanen. Zahlreicher noch waren die Männer germanischer Abkunft am Kaiserhofe, das Heer bestand zum großen Theil aus Deutschen. Lateinisch war seit langer Zeit die Sprache des Grenzverkehrs, der Germane fand wol in jeder Stadt deutsch redende Männer. Deshalb wurde dem Deutschen nicht schwer, sich in einen Römer umzuwandeln. Glückliche Lohnsoldaten, welche an den Hof versetzt waren, wurden gern durch römische Erbinnen ausgestattet, und diese Kaiserpolitik trug wesentlich dazu bei, die Römer zu barbarisiren und den Deutschen Rom heimisch zu machen.

Der Germane sah ohne Achtung auf die Römer, aber die Idee des römischen Staates erschien ihm doch groß und ehrwürdig. Seit langer Zeit hatte Rom die Geschicke auch seines Volkes geleitet, der Umfang war unermeßlich, die Münzen und goldenen Trinkschaalen, die Waffen, Gesetze und Staatswürden reichten fast über die Erde, der Staat war geweiht durch alten kriegerischen Ruhm, durch zahllose Großthaten früherer Geschlechter; auch der Christenglaube, dessen Lehren der Deutsche jetzt gläubig zu lauschen begann, thronte in der goldenen Kaiserstadt. Oft hatte sein Volk gegen Rom in Waffen gestanden, fast ebenso oft für Rom gefochten; er selbst wußte nicht, ob er mehr auf germanische oder auf römische Kriegsthaten stolz war. Heut rief er zum Sturmlauf gegen die Reichsgrenze, morgen erkannte er, daß Landgebiet, Gold, Kriegsruhm für ihn am leichtesten zu

finden seien, wenn er die Oberherrlichkeit des großen Reiches anerkenne, welches jetzt seinen Speer fürchtete und ihm für den Frieden Alles gab, was sein Herz begehrte.

Die Geschichte der Völkerwanderung ist die Geschichte der Besiedelung Europa's durch die Germanen. Denn auch nach dem Norden ging ihr Zug, nach Skandinavien und Britannien, aber am stärksten gegen die Römergrenze nach Süden und Westen. In Wahrheit ist diese Besiedelung für uns seit den Kimbrerkriegen erkennbar, denn jedes der folgenden Jahrhunderte verschiebt einzelnen Völkergruppen die alten Sitze. Schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dehnen die südlichen Suebenstämme: Hermunduren, Markomannen, Quaden den Schwerpunkt ihrer Macht langsam gegen die Donau, während am Rhein die Westdeutschen gegen römische Heere ringen. Im zweiten Jahrhundert beginnt das obere Oderthal seine Völker auszustrecken, der Vandalenbund tritt in den Kampf der Donausueben gegen Marc Aurel. Im dritten Jahrhundert ergreift die Bewegung nach und nach die Völker des untern Oderlaufes, Semnonen (Juthungen) ziehen sich von der Spree südwärts, ebenso Langobarden und Burgunder; die Heruler, Rugier und Skiren folgen, sie breiten sich längs der ganzen Donau aus, die meisten von ihnen stoßen seit den großen Skythenkriegen in stürmischem Andrang mit den Römern zusammen; zugleich mit ihnen das große Volk der Gothen aus seinen Sitzen am Dniepr. Im vierten Jahrhundert wird das Drängen längs dem Rheine ungestümer, der Alemannenbund, der Frankenbund, der Sachsenbund stürmen die römischen Kastelle, oder verwüsten auf ihren Schiffen die gallischen Nordküsten; an der Donaugrenze aber bewirkt der Einbruch der Hunnen, eines mongolischen Volks, heftige Erschütterung; wie durch eingetriebenen Keil werden die Germanen über die Grenzen des Römerreiches gestoßen.

Das fünfte Jahrhundert, das gewaltigste der Wanderzeit,

treibt Westgothen, Alanen, Vandalen und Donausueben nach Gallien und Spanien, die Vandalen von dort nach Afrika. — Die Sachsen und Angeln besetzen Britannien, die Franken dringen in Gallien vor, die Heruler, Rugier, Skiren siedeln sich in Italien an, nach ihnen die stärkeren Ostgothen. Ueberall werden auf dem alten Boden des weströmischen Reiches Germanenstaaten gegründet. Aber die meisten dieser Staaten haben geringe Dauer. Schon im sechsten Jahrhundert wird Afrika und Italien wieder von Ostrom unterworfen und die letzte große Völkerwelle der Germanen, die der Langobarden, zieht über Italien; die Franken breiten ihre Herrschaft von Gallien über das westliche Deutschland aus, in das östliche, jetzt dünn bevölkerte, ziehen geräuschlos die Slaven. Noch dauert die Unruhe im Norden, wo Dänen und Normannen ausschwärmen, und an der untern Donau, wo ein fremdes Volk nach dem andern aus Asien einzieht und verheert, bis es selbst verwüstet wird. Die Colonistenkraft der Deutschen ist schwächer geworden, ein Ueberschuß an Menschen nicht mehr vorhanden. Fortan kämpft Volk mit Volk in seinen alten Grenzen um die Unabhängigkeit. Das Jahr 600 bezeichnet das Ende der Wanderungen, zugleich das Ende der epischen Heldenzeit.

Wer aus der Ferne dieses Wandern der Völker betrachtet, dem erscheint es leicht als ein unaufhörlicher Auflösungsproceß alter Volksgröße, als unabläſſige Verwüstung und gehäufter Tod; und er frägt sich wol, wie in diesem Chaos doch noch viele wandernde Völker dauern, Sprache, Recht, Sitte, heimisches Wesen bewahren konnten. Das Wandern selbst wird räthselhaft, das Fortwälzen so großer Menschenmassen, die Möglichkeit, ihnen und ihren Zugthieren Nahrung zu schaffen, ist schwer begreiflich. — Wir sind auch darüber nicht ganz ohne Nachrichten. Zunächst ist die Unruhe in dem einzelnen Volke keine unabläſſige. Auf wilde Jahre und harte Kämpfe folgen ihm vielleicht mehre Menschenalter einer verhältnißmäßig fried-

lichen und glücklichen Existenz, in denen das Volk seine Aecker baute, die Thaten der gefallenen Väter sang und neue Ueberkraft erzeugte. Selbst die wanderlustigsten Völker, wie die Vandalen und die Heruler, bewirken die Ortsveränderung in der Regel nach Zeiten längerer Ruhe auf vertheiltem Ackerboden. Weite und schnelle Ansiedlerfahrten werden immer nur von einer relativ kleinen Volksmasse durchgesetzt, und sie nehmen erst in dem fünften Jahrhundert überhand.

Sehr verschieden ist auch die Bewegung der Völker. Bei einem starken Volke und großer Menschenmasse ist sie ein langsames Ausbreiten über die Grenzen nach günstiger Richtung. Ein Grenzland wird im Kampf erobert und schnell von junger Kraft besiedelt, über die neue Grenze hinaus erheben sich neue Ansprüche. Solcher Fortschritt eines ackerbauenden Volkes gleicht dem Fortschritt eines Gletschers, dessen unteres Ende durch unablässigen Druck der Gesammtmasse thalab geschoben wird und alles Entgegenstehende fortdrängt oder überzieht, bis sein Rand durch das Feuer des Krieges abgeschmolzen wird. Langsam wandeln sich im Laufe der Zeiten auf solchem Wege die Grenzen der Drängenden, welche vielleicht von anderer Seite wieder gedrängt werden, aber die Masse des Volkes bleibt zusammen, ihre Stämme, ihre Familien, ihre nationale Eigenheit dauert im Ganzen unverringert. — So ist in den ersten Jahrhunderten der Fortschritt der Sueben, Vandalen, Gothen gegen die Donau.

Daneben aber gehen seit der ältesten Zeit wirkliche Wanderzüge. Ist ein Volk von starken Nachbarn eingeschlossen und außer Stande, seine Grenze vorzuschieben, so zwingt die Menschenfülle zum Aufbruch. Auch andere Gründe des Aufbruchs werden berichtet: Einfall Fremder, welcher nur die Wahl läßt zwischen Knechtschaft und Entfernung; oder ein Gau des Volkes hat sich den Stammgenossen so verfeindet, daß er neben ihnen nicht wohnen kann; oder das Interesse eines einflußreichen

Häuptlings ist an Fremde gefesselt, Ehrgeiz und Verheißungen locken. Aber so lange ein Volk fest in altheimischem Boden wurzelt und nicht durch unwiderstehlichen Zwang von außen aufgescheucht wird, ist es immer nur ein Theil des Volkes, welcher die Fahrt unternimmt, nur der Ueberschuß seiner Kraft. Dann wird im Rath der Häuptlinge und der Volksgemeinde eine Wanderung beschlossen, das Auswandererheer sammelt sich, die kräftigen Männer setzen Weib und Kind mit dem Hausgeräth auf Wagen, und ziehen mit Knechten, Jochvieh und ihren Hofhunden an die Grenze. Tag und Stunde ist geweiht durch Götterspruch; sie schließen mit den Nachbarn Vertrag für Durchzug oder brechen aus, wo der Zug gehindert wird. Ist einmal die Richtung des Weges zweifelhaft, dann weisen heilige Thiere, die Schwimmer der Luft: Adler, Rabe und Schwan, die Waldläufer: Bär, Wolf und Reh, ihnen den Pfad. Langsam bewegt sich der Zug vorwärts. Wo ein kräftiger Volksstamm gegen den Zug in Waffen tritt, meidet er die Grenze, schwächere Gemeinden überzieht er. In fremdem Land senden die Führer des Zuges Kundschafter, um zu spähen, wo die Scheuern voll, oder wo gute Weidegründe sind; für die beste Wanderzeit gilt, wenn die Ernte reif im Felde steht oder neu eingebracht ist. Dann sitzen die Auswanderer unter den Garben nieder, drängen sich in die Häuser oder hauen mit der Axt die Blockhütten zurecht, zwingen den Vorrath mit ihnen zu theilen, und schalten den Winter unter den Fremden als Gebieter. Ist das besetzte Land aufgezehrt und bietet es ihnen keine Gelegenheit zu dauernder Niederlassung, so brechen sie wieder auf, oft vermehrt durch die Jugend der Landschaft, in welcher sie gesessen haben, oder vermindert durch zurückbleibende Haufen und durch das Schwert der geschädigten Anwohner. Zuweilen wird den Wanderern von anderen Völkern der Durchzug gestattet, ja sogar Lebensunterhalt geliefert, zumal wenn alte Stammesfreundschaft besteht. Hier und da siedeln sie wol auch fester an, rauben oder

erhandeln Heerden oder Saatkorn, führen Krieg, schließen Verträge, lassen Unterworfene für sich arbeiten und bauen selbst den Boden, bis das Drängen der Nachbarn wieder zum Aufbruch zwingt. So bewegen sie sich allmälich vorwärts. Jahre mögen vergehen, bevor der Zug die Gegend erreicht, die ihm ein Landsmann als günstig geschildert, oder die der Gott gewiesen. Je größer die Menschenmasse ist, desto länger währt die Fahrt, so bei Kimbrern und Langobarden. Aber auch kleinere Haufen bedurften gute Zeit. Im vierten Jahrhundert soll der Vandalenkönig Visumar mehr als ein Jahr gebraucht haben, um mit dem königlichen Stamm der Hasdinge vom nordischen Meer bis zur Donau zu ziehen*).

Zuletzt finden die Schaaren der Auswanderer einen Widerstand, der sie aufreibt, oder eine neue Heimat, welche sie durch Vertrag erwerben oder selbstwillig fest besetzen, in der ruhigen Erwartung, ob Jemand sie stören werde. Dann wird das Land unter die Stämme getheilt, die Ackerflur der Dörfer ausgemessen, das Gebiet den Göttern übergeben, der Krieger baut sich das Herrenhaus und die Hütten seiner Unfreien. Auch wo sie fremdes Gebiet besiedeln, erkennen sie das Recht der Andern auf das occupirte Land bereitwillig an; aber sie stellen gegen dieses Recht die eigene Noth, welche sie zwinge. Als die Gepiden von den Gothen Land oder Krieg fordern, entschuldigen sie ihr Drängen damit, daß ihr Gebiet in rauhen Bergen und dicken Wäldern liege und das Volk durchaus nicht zu ernähren vermöge, und als der Gothenkönig Valamir sich im Jahr 456 durch jährliche Belohnung von 300 Pfund Goldes bestimmen läßt, nicht mehr das römische Gebiet zu verheeren, rechtfertigt er seine Einbrüche ebenfalls damit, daß sein Volk ohne Unterstützung nicht dauern könne. Daß oft harte Noth diese An-

*) Von diesem Zug berichtet Jordanis nach Dexippus. Was die Hasdinge an das Nordmeer geführt hatte, wissen wir nicht.

siedler traf, ist selbstverständlich; aber der sichere Muth, in welchem der Germane in der Natur stand, die Gewandtheit, Rath zu schaffen, und die unentbehrliche Nahrung zu finden, endlich die einfachen Gewohnheiten seines Lebens müssen ihm eine große Gleichgültigkeit gegen die Gefahren der Fremde gegeben haben; und in seinem wagelustigen Gemüth war ein Zug von wilder Poesie, dem solch herrisches Wandern schon damals reizend gewesen sein mag. Nicht die Weite des Weges schreckte ihn, nicht reißende Ströme; um den Karren und dem Zugvieh einen Weg durch den Fluß zu sichern, stemmten sich die Riesengestalten der Männer mit ihren Lindenschilden in langer Kette gegen das reißende Wasser; im Kimbrerkriege sahen an der Etsch die Römer erstaunt, daß die Männer im Strome die Arbeit des Stauens verrichteten, die man sonst wol einmal der Kraft der Stiere und Rosse überließ. Auf der Fahrt aber hatten die Deutschen ihre treuen Freunde am Himmelsgewölbe, dort fuhren die Abbilder ihrer eigenen Wagen, der große und der kleine, in die Runde, und beide wiesen freundlich die Richtung, und der Mond, „der Wandrer unter Wolken“, zog wie sie selbst, durch Nebel und Himmelswasser seine Bahn.

Hatten die Auswanderer eine neue Heimat gefunden, so lockten sie auch Stammgenossen aus dem alten Volksgebiet nach, und es blieb in der Regel ein enger Zusammenhang zwischen den räumlich Getrennten; die Götter, die edlen Geschlechter, Blutsverwandtschaft und Heimatsrecht banden die Theile des Volkes auch über weite Länderstrecken zusammen. Im Laufe der Zeit geschah es, daß neue Colonistenschaaren auszogen, aus der Urheimat oder aus dem später besetzten Gebiet, dann war das Volk in drei und mehr getrennten Landschaften heimisch. In der Regel scheint der Auszug eines Theils das Behagen der Zurückbleibenden vermehrt zu haben, die sich immer noch getrauten, ihre bequemeren Sitze gegen die Nachbarn zu behaupten.

Der geringe politische Zusammenhang der Volkstheile brachte fast bei allen deutschen Stämmen solche Wandertheilungen hervor. Immer aber, wenn uns berichtet wird, daß ein Volk seine alten Sitze verlassen habe, ist Grund zu der Annahme, daß es nur ein Theil war, und diese Theilung durch Colonisation hat nicht geringe Verwirrung in die Völkergeschichte jener Jahrhunderte gebracht; denn nicht immer bewahren die Auswanderer den alten Volksnamen, oft wird eine unterscheidende Bezeichnung für sie gebräuchlich, eine abgeleitete Form des früheren, ihr alter Gauname oder ein neugefundener. Bei vielen Völkern bestanden alte Fürstengeschlechter, welche einem Theile der Stammgenossen ihren Namen liehen, so bei den Ostgothen die Amaler, bei den Westgothen die Balthen, bei den Vandalen die Hasdinge, bei den Skiren die Turkilinge. Diese Namen waren oft zugleich Sondernamen einzelner Zweige oder Gaue des Volkes, und diese königlichen Clane wurden durch die Politik ihrer Fürsten am meisten hin und her geworfen, sie waren häufig Kern des Volkes, zuweilen auch mit ihm verfeindet.

Die Zersplitterung der Völker nimmt während der Wanderzeit schnell überhand. Kaum noch eines der erobernden Völker, welche über Italien, Gallien, Spanien fluthen, besteht aus Männern desselben Stammes. Bei den Westgothen, Vandalen, Alanen und Sueben, welche sich in Spanien niederließen, waren Haufen verschiedener Herkunft, auch das ostgothische Reich, welches Theodorich in Italien gründete, umfaßte viele deutsche Völkertrümmer, unter denen z. B. die gothischen Rugier eifersüchtig ihr Volksthum bewahrten; sie heiratheten nur unter einander und wählten sich hundert Jahre nach dem Sturz des Römerreichs sogar wieder einen eigenen König. Und wieder hundert Jahre später brachte der Langobarde Alboin mit seinem Volke auch Sueben, Gepiden, außerdem Bulgaren, Sarmaten und andere pannonische Völkersplitter nach Italien; sie wurden

in besonderen Dörfern angesiedelt und hatten noch zur Zeit Karls des Großen ihre Nationalität bewahrt.

Aber seit dem Jahre 400 erhalten allerdings die Wanderzüge einen anderen Charakter. Es sind nicht mehr bescheidene Ansiedler, welche sich freuen, einen Acker zu finden, der sie und ihre Lieben ernährt, es sind zum großen Theil beutelustige Abenteurer, denen mehr an Goldschatz, Plünderung und wilder Heldenthat in der Fremde, als an stätiger Ansiedelung gelegen ist. Und ihre Fürsten gehen darauf aus, sich eine neue Herrschaft über Unterworfene zu gründen. Die Züge sind große Erobererfahrten, in denen die alte Tüchtigkeit des Volkes sehr vermindert wird.

Auch kleiner ist die Zahl der Volksgenossen geworden. Die Ostgothen, welche unter Theodorich nach Italien zogen, waren nur noch ein kleiner Bruchtheil des großen Volkes, welches unter Hermanarich sich vom Schwarzen Meere bis zur Weichsel und Ostsee gestreckt hatte. Hundert Jahre hatte das Schwert der Hunnen, griechische Treulosigkeit und die Uneinigkeit der Häuptlinge an den Gothen verwüstet. Ein Theil des Stammes war an der Grenze von Europa und Asien zurückgeblieben, und hatte sich in den Bergen der Krim, vom Meere geschützt, gegen die Mongolenhaufen gehalten, einige Dörfer desselben scheinen das ganze Mittelalter überdauert zu haben, ihre letzten unsichern Spuren wurden noch im 16. Jahrhundert von einem Reisenden erkannt. Ein anderer Zweig zog unter seinem frommen Bischof Ulfila um 350 nach Mösien und lebte dort in friedlichem Landbau, bis er von den Bulgaren überzogen wurde; seinem Häuptling und Apostel verdanken wir durch ein gnadenvolles Geschick das älteste Schriftdenkmal deutscher Sprache, die gothische Bibelübersetzung. Die Westgothen, welche nach dem Hunneneinfall über die Donau drangen, wurden durch die Treulosigkeit griechischer Beamten zum großen Theil dem Hunger und Verderben preisgegeben, die Blüthe der heranwachsenden Jugend, welche als Geiseln in den Städten Asiens erzogen wurde, ließ

ein Beamter des Kaisers an einem Tage niedermetzeln, was übrig blieb, kämpfte unter seinen Fürsten theils gegen einander, theils im Solde der Griechen. Ein Stamm derselben z. B. mit 40,000 Kriegern verfeindete sich mit den Stammgenossen, trat in griechischen Dienst und focht gegen seine Landsleute, weil es ihr deutsches Gemüth rührte, daß der schlaue Kaiser ihrem gestorbenen Fürsten Athanarich zu Byzanz ein prächtiges Begräbniß hergerichtet hatte. So war es nur ein Rest der Westgothen, welcher nach Spanien zog. Der Kern der Ostgothen aber diente unter drei königlichen Brüdern in Attila's Heer, und focht in der catalaunischen Schlacht gegen die eigenen Stammgenossen. Auch die Stämme des Volkes, welche nach der Auflösung des Hunnenreiches sich mit den Gepiden geschlagen hatten und unter Häuptlingen in Macedonien lagerten, in Streit und Vertrag mit Ostrom, folgten nicht sämmtlich dem Fürsten Theodorich in das Pothal. Der innere Zusammenhang des großen Volkes war bereits gründlich gestört, als es seine größten geschichtlichen Thaten vollbrachte.

War ein Volk völlig zersprengt durch unglücklichen Kampf und Einbruch Fremder, dann zogen seine verlorenen Söhne in einzelnen Haufen durch die Länder, die Flüchtlinge suchten ein anderes Volk, das sie aufnahm, oder sie nisteten sich in einer Römerburg ein, in den Mauern einer zerstörten Stadt, in tiefem Wald und unnahbarer Schlucht, und streiften umher, vom Raube lebend. Solche Haufen vereinigte der wilde Gothe Rhadagais 405 zu einer großen Raubschaar, und ähnliche Völkertrümmer zog Odoaker aus den Einöden des verwüsteten Kärnthen nach Italien, zuerst als Söldner des Kaisers, dann als Zerstörer des römischen Reiches.

Fast jedes Volk, welches von seinen alten Sitzen gedrängt wurde, erlitt schwere Einbuße. Ueberall sehen wir zuerst Auflösung und Zersetzung des alten Verbandes, aber darunter wieder eine merkwürdige Dauer der angesiedelten Völker. Wo man

nach zahlreichen Durchzügen fremder Volksmassen, nach einzelnen Berichten über die Verödung der Landschaften völligen Untergang erwarten sollte, heben die alten Ansiedler des Bodens vielleicht nach Jahrhunderten wieder ihr Haupt empor, ihr Geschlecht hat sich doch erhalten und aus seinem Rest neu erzeugt.

Wenn Italien nach dem Einbruch der Hunnen noch hundert Jahre den Germanen widerstand und Byzanz die Wanderzeit überdauerte, so brachte ihnen weder Politik noch Kriegskunst die Rettung, sondern die alte Schwäche der Germanen: der lockere Zusammenhang der Gemeinden im Volke, die Eigenwilligkeit der Führer, die Unbotmäßigkeit der Krieger und was daraus folgte, die mangelhafte Kriegsführung. Mit unwiderstehlicher Wucht dringen die Germanen in das Land, schnell sind ihre ersten Bewegungen, tötlich ihr Anprall, immer noch ist den Einheimischen unmöglich, die großen Gestalten, ihre Schlachtwuth, das Kampfgeschrei und die Härte ihrer Schläge zu ertragen. Aber der Raubzug belastet die Einbrechenden mit Gepäck, die Bewegungen werden langsamer, der Zusammenhang schwächer, einzelne Haufen lösen sich ab, siedeln sich an, und treiben Krieg auf eigene Hand. Das Land wird ausgesogen, die Lebensmittel für den großen Troß von Frauen und Kindern, von Heerden und Zugvieh zu gering. Endlich staut sich die Fluth an einer Stadt, deren Bürger in der Verzweiflung die Mauern besetzen, oder vor einem Castell, dessen Befehlshaber kein Feigling und Verräther ist. Noch immer fehlt den Germanen die Kunst, Kriegsmaschinen zu bauen und Mauern einzustoßen, sie wagen tollkühn, was menschlichen Leibern allein unausführbar ist und werden mit Verlust zurückgeworfen. Gegen die stärkeren Männer kämpft mit Erfolg die höhere Cultur der Schwachen, die festgefügte Stadtmauer. Während bei den Belagerern Zwietracht und Mangel die Zahl vermindert, gewinnen die Römer Zeit, ihre Barbarentruppen herbeizuziehen, andere Germanen durch große Versprechungen

zum Kriege gegen die Eingedrungenen aufzustacheln, und was sie am liebsten thun, ihre Gesandtschaften zu schicken. Die diplomatische Kunst der Verhandlung ist den Römern sehr wichtig geworden, sie wird von ihren Weisen gelehrt, feiner Rede und geheimer Praxis dabei viel vertraut. Die ersten Gesandten drohen, sie werden stolz zurückgeschickt; sogleich kommen andere und wieder andere mit Anerbietungen, Geschenken und vornehmen römischen Bräuten. Endlich wird ein Vertrag geschlossen, den Germanen wird Land eingeräumt gegen Kriegsdienst. Aber der Vertrag wird nicht einmal so lange gehalten, bis die Gefahr vorüber ist. Das verheißene Brotkorn wird nicht geliefert, die Germanen werden durch zugewiesene Beamte irre geführt, in die Wildniß oder gegen Hinterhalte; die römischen Truppen, welche die neuen Bundesgenossen gegen andere aufgehetzte Germanenschaaren unterstützen sollen, bleiben im entscheidenden Augenblicke aus*). Auf neue Beschwerden kommen dann neue Gesandtschaften, lange geht das Spiel zwischen Gewaltthat und treuloser Schwäche. So wogt der ungleiche Kampf in den Grenzländern hin und her. Die Landschaften werden verwüstet, viele Städte sind Trümmerhaufen, die Einwohner sind in die Sclaverei geschleppt oder geflohen, wildes Gestrüpp schießt auf, wo einst wohlbebauter Ackergrund war, und statt der Rinderheerden trottet der Wolf durch die Einöden. Nur an geschützten Stellen, auf Berg und Fels, haben sich in den alten Mauern verzweifelte Städter behauptet.

Ueberall im Süden der Donau, auch in Italien, schwand das Landvolk dahin. Der Ackergrund Italiens und der Nordprovinzen wurde in der letzten Zeit nicht mehr durch die Sclavenheerden der Plantagenbesitzer, sondern durch Colonen bestellt, welche einen Theil des Ertrages dem Grundherrn, und dem

---

*) So lauten z. B. die Beschwerden Theodorich's in dem Fragment des Malchus. Hist. Byz. (Bonn.) I, p. 253.

Staat so viel von ihrer Ernte und den Gespannen abgeben mußten, daß auch in ruhiger Zeit ihr Schicksal hoffnungsarm, in Kriegszeiten verzweifelt war. Dagegen hob sich die Stellung der Stadtbürger. Hinter den Mauern bewiesen sie zuweilen einen Muth, der auch den Germanen Achtung einflößte. Die Genossenschaften der Handwerker waren in guter römischer Zeit wenig geachtet gewesen, jetzt stieg ihr Ansehen. Ihre „Schulen" oder Collegien wurden in der Noth bewaffnet, die Wohlhabenden, z. B. die Goldschmiede, waren angesehene Leute, welche in dieser Zeit der Kriegsbeute und Capitalunsicherheit große Geschäfte machten und dem Hof und den Beamten unentbehrlich wurden. Nicht geringen Antheil an dem Leben der Communen hatten die jüdischen Gemeinden gewonnen; auch sie trieben Politik und rührten sich bei Vertheidigung ihrer Stadt. Die Bürger eines gut befestigten Ortes wurden dem Kaiser deshalb zuweilen werthvoller als die eigenen Soldaten. So geschah es, daß schon in der Völkerwanderung die arbeitende Classe in den Hauptstädten Italiens, Galliens, Spaniens größere Bedeutung erhielt; aus den Genossenschaften, welche damals die Gliederung der Stadtgemeinde darstellten, sind die Stuben und Zünfte des Mittelalters hervorgegangen.

Aber endlich überflutheten die Germanen die großen Ländergebiete des westlichen Römerreichs, Gallien, Spanien, Afrika, Italien, die Inseln des Mittelmeeres, den Norden Ostroms. Als kriegerische Bauern hatten sie den Kampf mit der antiken Welt begonnen, und sie wurden durch denselben Eroberer weiter Reiche mit Städten, befestigten Häfen und gemauerten Kastellen. Die alte demokratische Gleichheit der Dorfgenossen war in den neuen Verhältnissen nicht zu halten, auch das alte Regiment der Häuptlinge, welche aus der Volkswahl hervorgingen, vermochte die Völker in dieser wilden Kampfzeit nicht zu leiten. Deshalb zeigt sich überall das Bestreben, der Uneinigkeit und Zersplitterung der Volkskraft dadurch zu steuern,

daß erwählten Königen der Heeresbefehl, die Vertretung des Volkes gegen Fremde, das höchste Richteramt anvertraut wird. Sorglich war man bemüht, Männer aus den Geschlechtern von Götteradel zu finden, solcher Ursprung machte selbstverständlich, daß der Sohn auf den Vater folgte. Schnell hob sich die Macht der Könige, denn das lag in dem Wesen des Amtes. Zwar auf deutschem Grunde dauerte unter ihnen das Recht der alten Volksgemeinde, wenigstens der Form nach, aber in den eroberten Ländern trug der Knechtssinn der unterworfenen Majorität viel dazu bei, die antiken Vorstellungen von der Gewalt des Herrschers auch auf das Verhältniß des Königs zu seinen Germanen überzutragen. Leider unterlagen diese großen Fürstenfamilien den Gefahren dieser Jahrhunderte am ersten: dem Kriege, den Nachstellungen ihrer eigenen Verwandten, innerem Verderb. Es waren immer nur einzelne Familien gewesen im menschenreichen Volke, sie schwanden schnell dahin. Da ist lehrreich, wie die bittere Noth zwang, an die Stelle der Geschwundenen andere kriegsharte oder kluge Volksführer zu erheben. So wählen die Langobarden in Italien nach zehnjährigem Interregnum, weil das Volk unter der Herrschaft der einzelnen Befehlshaber zu Grunde geht, wieder einen König, und die Befehlshaber selbst statten ihn durch die Hälfte ihres Landbesitzes aus, damit er Hofbeamte und Gefolgeschaft unterhalten könne. Die Lage solcher Erwählten war gefährdeter, der Kampf mit Prätendenten zerriß wieder häufig den Volkszusammenhang. Denn unter dem Könige regierten seine eingesetzten Herzöge und Grafen über die Provinzen. Ihr Amt ward ihnen vom König verliehen als seinen Unterfeldherren; sie waren absetzbar, aber auch ihr Amt hatte sogleich die Tendenz, in ihren Familien erblich zu werden. Ihre Unbotmäßigkeit und das Bestreben, sich eine Familiengewalt zu gründen, störte immer wieder die Befestigung der Königsherrschaft. Unbändig gegen einen schwachen Kriegsherrn, schalteten sie tyrannisch gegen die Stammgenossen, die unter ihnen

saßen; schon König Theodorich hatte zu verweisen und zu strafen, weil sie freigeborne Gothen in den Stand der Unfreiheit herabdrückten. — Die alte Ordnung der Bauernvölker hatte aufgehört, und die Versuche, eine neue zu begründen, waren sehr unbehülflich und brachten neue Gefahren.

Dennoch soll man von der Regierung der Gothen, Franken, Angelsachsen, Langobarden nicht gering denken. Sie griffen bei der Occupation gewaltthätig zu, aber sie bevormundeten und quälten nicht. Es war ihnen Ernst, Leben und Eigenthum zu schützen; Handel und Verkehr hoben sich schnell, die Stadtbürger gediehen. Um die innere Verwaltung der Städte kümmerten sie sich wenig, auch über dem Landbauer, dem sie einen Theil seines Ackers genommen hatten, saßen sie in der Regel mit billigerem Sinn, als früher die Beamten des Kaisers*).

Die Germanen hatten jetzt in Fülle, was sie lange ersehnt. Mehr Pflugland als ihre verminderten Schaaren zu vertheidigen vermochten, weite Landgebiete, in denen sie als Herren schalteten, unterworfene Ackerleute, welche ihnen von Land und Heerden abgaben. Sie konnten jetzt in schön gebauten Landhäusern wohnen, sich unter den Marmorsäulen des Atriums dehnen, durch Sclavenheerden Küche und Tafel herrichten lassen. Unterwürfig verneigten sich vor ihnen griechische Philosophen und römische Versemacher, und angesehene Senatoren waren froh als ihre Hausfreunde Sicherheit des Lebens und Eigenthums zu gewinnen. Sehr viel von alter Herrlichkeit der römischen

---

*) Daß die Eroberer den alten Einwohnern ein Drittel des Bodens nahmen, wird einigemal berichtet. Das weströmische Reich zerbrach, weil Odoaker den Herulern und Rugiern die Zutheilung des Drittels italischer Aecker versprach; dieses Drittel nahmen später die Ostgothen in Besitz. Wie die Germanen aber ein Land drittelten, ist nicht ebenso sicher. Denn sie sitzen zuweilen in die alten Gemeinden der Unterworfenen eingesprengt, der Regel nach in besonderen Dörfern angesiedelt, deren Fluren häufig zusammenhängen.

Welt war verwüstet, aber betäubend wogte um die Fremden noch immer das Treiben des arbeitenden, handelnden, lungernden Volkes in den größern Städten. Bei jedem Gang durch die Straßen sahen sie hundert zierliche Dinge, deren Gebrauch sie nicht kannten; wenn sie in der Markthalle zu Gericht sitzen sollten, vernahmen sie täglich von Rechtsstreiten, für die sie keine Entscheidung wußten. Wenn sie die reizenden Bewegungen einer asiatischen Tänzerin, oder den kunstvollen Gesang eines griechischen Sängers hörten und das Entzücken der versammelten Menge beobachteten, kamen sie sich fremd und unwissend vor, und wie vorsichtig die furchtsame Schmeichelei der Eingeborenen das eigene Urtheil versteckte, sie merkten, daß sie auch dem Stadtvolke so erschienen. Ihr Zusammenhang mit den Volksgenossen war schwächer geworden, in der Stadt und auf dem Lande waren sie von Fremden umgeben.

Wol waren Viele stolz auf ihre heimische Weise. Am sichersten der kleine Mann. Wenn er auf dem Lande saß, behielt er seine heimische Tracht durch Jahrhunderte und wahrscheinlich viel von der alten Reinheit seiner Sitten. Weit größer waren die Versuchungen, denen die Vornehmen ausgesetzt wurden, am schwersten legte sich das Verhängniß auf die Klügsten und Besten. Daß sie nicht ganz in der alten Weise fortleben konnten, daß eine Verbindung nothwendig sei zwischen dem heimischen und neuen Wesen in Gesetzgebung, Sitte und Lebensgewohnheit, ja auch in einer Verkehrssprache, konnte sich ein Germane, der Bescheid wußte, nicht verbergen. Sie waren unwissend in das Land gekommen, aber ihr Gemüth war nicht roh, ihr Sinn geöffnet für die Schönheit der Fremde und ihr Geist empfänglich für den edelsten Theil antiker Habe. Der große Theodorich war der erste, welcher verstand, in hohem Sinne diese Verbindung vorzubereiten. Er war in Byzanz erzogen, aber er besaß nichts von Schulbildung, er vermochte nicht einmal seinen Namen auf die Dekrete zu setzen, die ihm als dem

Herrscher Italiens von seinen Beamten vorgelegt wurden, und er mußte einen goldenen Stempel mit seinem Namenszug dazu gebrauchen. Doch er hatte einen wundervoll klaren Blick und eine heitere Ruhe, und er traf das Richtige ohne langes Grübeln. Aber schon er begriff die schwierige Stellung seines Volkes, als er aussprach: „ein armer Römer spielt den Gothen, ein reicher Gothe den Römer“*).

Und er selbst erlag der Gefahr. Nach einer langen und von allem Volk gesegneten Regierung, wurde auch seine glückliche Natur durch Gezänk der römischen Priester und durch das unklare Verhältniß zu Byzanz verbittert. Er ließ Römer hinrichten, die ihm lieb gewesen waren, und er entsetzte sich, wie die Sage meldet, über den Gedanken an sein Unrecht so, daß er daran starb. Auch den nächsten Regenten wurde die Noth der neuen Lage tötlich. Amalasuentha erkannte scharfsinniger als ihre Edlen die Schwierigkeit, sie wollte ihren Sohn in eine Schule schicken und in guter Zucht erziehen lassen, nicht einmal von Römern, sondern um den Stolz ihres Volkes zu schonen, von drei weisen Gothen. Sogar dagegen empörten sich die Häupter des Volkes. Ihr künftiger Herr dürfe nicht in der Schule sitzen, sie solle ihn mit edlen Jünglingen aufziehen im Heldenwerk nach der Väter Sitte. Es war traurig, daß beide Theile Recht hatten. Die Gothen konnten in den neuen Verhältnissen nicht dauern, wenn sie in der alten, wilden Kriegerweise fortlebten. Und die Gothen konnten nicht dauern, wenn sie die heimische Sitte aufgaben, und mit römischer Bildung auch das annahmen, was damals untrennbar damit zusammenhing: Verweichlichung und die Laster einer verdorbenen Civilisation. Die hochsinnige Frau und ihr Sohn erlagen beide in dem Kampfe zweier verschiedenen Welten. Aber der Gothenkönig Theodahad, der auf sie folgte, war bereits ein Zerrbild antiker

*) Anonymus Valesii 12.

Gelehrsamkeit, ihm hatten römische Rhetoren das schwache Haupt verwirrt, er war Pedant und Philosoph aus der Schule des Plato. Und der byzantinische Gesandte durfte ihm sagen, ihm dem Amaler, dem Gothenkönig, gezieme als einem Philosophen nicht, Menschen durch Kriege ins Unglück zu bringen, Kaiser Justinian aber sei leider kein Philosoph, dieser folge dem alten Brauch der Herrscher und darum müsse Theodahad sich ihm unterwerfen. — Und der Simpel war nicht abgeneigt.

Noch geringeren Widerstand als die Gothen vermochten die Vandalen in der heißen Sonne Afrikas ihrem tragischen Schicksal entgegen zu setzen; hier dieselben Gefahren und dieselbe innere Zersetzung. Schon ihr harter König Genserich verschmähte nicht, auf einem seiner Raubzüge eine Schiffsladung Statuen aus Byzanz nach Karthago zu fahren, um seine Königsburg mit den hübschen ehernen Griechenmännchen zu schmücken, und es war Schade, daß der alte Fluch, welcher auf geraubten Schätzen liegt, auch das Schiff, welches ihm die Statuen trug, in die Tiefe des Meeres schleuderte. Unter dem nächsten Geschlechte wurden die Krieger Genserich's in gebildete Leute, wie der Zeitgeschmack war, umgewandelt. Da saßen die Deutschen aus dem Oderthal in der Stadt der Dido und des Hannibal, und galten unter allen Völkern der bekannten Welt für die größten Feinschmecker, welche mit den theuersten Leckerbissen der Erde und des Meeres ihre Tafel besetzten. Berüchtigt waren ihre Gastmähler, zum weichlichen Luxus des Südens fügten sie deutsche Beharrlichkeit. Prachtvoll schritten die hohen Gestalten im seidenen Gewande, mit reichem Goldschmuck, einher, gern saßen sie im Theater und im Hippodrom, sie urtheilten über die Melodien des griechischen Saitenspiels, freuten sich der Tänzer und Mimen und nahmen Partei für grüne und blaue Rosselenker. Was es an Kurzweil gab, das trieben sie als Virtuosen, eifrig auch den Dienst der Aphrodite. Ihre männlichste

Freude war die Jagd. Wenig ist von ihren Sagen in dem deutschen Heldenlied erhalten, aber das Bild des Löwen, den ihre Wurfspeere töteten, wurde durch Gäste und Wanderer von einem deutschen Stamm zum andern getragen, es kam auf die deutschen Schildzeichen, in die Jagdkämpfe der Sagenhelden und vielleicht in die deutsche Thierfabel. Noch immer liebte der Vandale die Städte nicht, obgleich König Genserich alle Stadtmauern niedergerissen hatte, die Mehrzahl der Krieger wohnte in schönen Parks, welche die Griechen damals Paradiese nannten, unter tropischen Bäumen, an murmelndem Wasser. Sie galten für unermeßlich reich. Große Goldhaufen, die Beute Spaniens, hatten sie nach Afrika hinübergebracht, dort hatten sie fünfundneunzig Jahre im fruchtbaren Lande als Herren geschaltet und aus dem Verkauf des Getreides sichere Renten gezogen. Denn sie waren harte Gebieter, die besten Ländereien hatten sie genommen zu eigener Bewirthschaftung — wenn man die Güte eines Ackers bezeichnen wollte, so nannte man ihn „Vandalenloos“ — und davon zahlten sie keinerlei Abgaben, Alles mußten die überbürdeten Einwohner liefern und steuern. So war ihr Goldschatz ins Unglaubliche gestiegen. Unterdeß stachen die syrischen und jüdischen Knaben in den Schulen Karthago's mit den Fingern in die Luft, um den Sinn eines alten unverständlichen Buchstabenräthsels heraufzubohren: das Gimel (Kameel) wird das Bet (Haus) verderben, und wieder das Haus das Kameel, und sie merkten allmälich, daß das B die byzantinischen Feldherrn Basiliskus und Belisar bedeute, und die großen Kameele den ersten Vandalenkönig Genserich und den letzten Gelimer. Denn Genserich schlug den Basiliskus aus dem Lande und Belisar den Gelimer.

Nicht die Kriege der Wanderzeit haben die erobernden Germanen aufgerieben, sondern der Sieg mit seinen Folgen. Den Menschenverlust, welchen der Kampf bereitete, vermochte die unerhörte Lebenskraft eines jugendlichen Volkes schnell zu er-

setzen. Aber das Volk wurde in dem neuen Lande schnell alt. Drei Generationen reichten hin, die Verderbniß zu vollenden bei Ostgothen und Vandalen. Wenige Geschlechter länger dauern die Westgothen in Spanien, die Franken in Gallien, und die Westgothen gelten schon um das Jahr 600 für feige und unkriegerisch, hundert Jahr später sind es auch die Westfranken. Den Franken aber wird Rettung, daß ein Theil ihres Volkes in Deutschland auf dem Ackerboden in alten Verhältnissen zurückgeblieben ist. Auch die Langobarden in Italien, die Nachfolger der Gothen, verfallen demselben Geschick, und nur die alte Bauernkraft, welche auf deutschem Grunde gedauert hat, bringt den Stammgenossen in den Städten des Römerreichs zwar Verlust ihrer politischen Freiheit, aber Rettung vor dem letzten Verderben, vor der Herrschaft des Islam.

Es war ein trauriger Trost, daß Ostgothen und Vandalen nicht ohne Schlachtenruhm fielen, und daß das Lied der Sänger ihre Thaten und Leiden feierte, als der Kaiser von Ostrom sein Söldnerheer gegen sie sandte. Nie hatte Ostrom seine Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über Italien und Afrika, über Spanien und Gallien aufgegeben, wenigstens den Schein derselben festgehalten, in Rom hatte der Kaiser bis auf Justinian alljährlich einen Consul ernannt, der mit seinem Collegen in Byzanz den alten Zusammenhang des Ostens und Westens im Kalender darstellen sollte; von schwachen Gothenfürsten hatte die byzantinische Staatskunst gefordert, daß das römische Volk bei den Circusspielen und wo es sonst glückverheißende Zurufe in den üblichen langen Phrasen an seine Herrscher richtete, zuerst dem oströmischen Kaiser Heil wünschen sollte; sogar die Statuen der Gothenfürsten sollten nicht allein gesetzt werden, sondern immer zu ihrer rechten Seite der Kaiser. Aber auch in Gallien nahmen die Frankenkönige, in Spanien die Westgothen bereitwillig die Prachtgewänder, welche der Kaiser sandte, und sie schmückten sich gern mit dem Titel eines Patriciers, dem hohen

Adel, welchen er verlieh, ja der siegreiche Vandale Genserich hatte sich sogar ohne Noth bequemt, dem schwachen Valentinian jährlichen Tribut zu senden. Diese Gefügigkeit unter einen entfernten Herrn war zunächst deutsche Bauernklugheit. Alle Germanenfürsten im Römerreich waren sich wohl bewußt, daß ihr besetztes Land ihnen nicht zu Recht gehörte, und daß ihre neuen Unterthanen und andere Germanenstämme die Sache genau ebenso ansahen. Als Eroberer waren sie die Stärkeren, als Besitzer die kleine Minderzahl. Es deuchte ihnen vortheilhaft, sich friedlich mit dem alten Herrn des Landes zu stellen, der ihnen durch seine Schlauheit andere Eroberer ins Land zu senden vermochte. Aber auch ihnen selbst lag die alte Vorstellung von der Herrlichkeit des Reiches und der Kaiserwürde tief in der Seele. Nachfolger des großen Kaisers zu werden, als Herr von 80,000 oder auch 300,000 Männern, wagte keiner. Der Eroberer Italiens, Theodorich, sprach in artigen Worten nur die allgemeine Ansicht der Germanen aus, als er dem Kaiser Anastasius schrieb: „Ihr seid der schönste Schmuck jedes Königthums, Ihr seid der ganzen Welt heilbringender Schutz, dem sich die übrigen Herrscher mit Recht unterordnen, weil sie erkennen, daß Euch etwas Einziges beiwohnt. Unsere Herrschaft ist eine Nachahmung der Euren, Abbild eines edlen Musters.“ — Die Westgothen aber in Spanien hatten sich sogar gegen Rom verpflichten müssen, daß sie nach dreißigjährigem Besitz der spanischen Ländereien kein Verjährungsrecht geltend machen würden.

Bedeutungslos waren also die byzantinischen Ansprüche für die Germanen durchaus nicht; denn Prachtgewänder, goldene Pfundmünzen und Zurufe des Volkes erhielten wie symbolische Handlungen den Glauben, daß alle diese Südländer doch unveräußerliche Theile des alten Kaiserreiches waren, und nur die geheiligte Person eines Kaisers der berechtigte Oberherr. Die Versuche, welche Justinian machte, den Schein der Herrschaft in ihr Wesen umzusetzen, waren ohne Dauer, aber bis

tief in das Mittelalter lebte unter den Deutschen die alte Vorstellung von dem unzerstörbaren Recht kaiserlicher Würde, und diese Ueberlieferung ist in der Neuzeit noch nicht ganz geschwunden.

Besonders reizvoll wäre es, die charakteristischen Unterschiede der germanischen Völker aus jener Wanderzeit zu finden. Uns ist überliefert, daß sie sich durch Waffen, Tracht, Dialekt unterschieden, wir erkennen, daß nicht alle auf derselben Stufe der Cultur standen, wir sehen, daß die Zeitgenossen sehr verschieden über sie urtheilten. Aber was wir etwa wissen, reicht selten aus, ein sicheres Urtheil zu begründen. Die persönliche Stellung der Berichterstatter mag ihre Auffassung gefärbt haben; bei den gewaltigen Schicksalen, welche die Völker erfuhren, sind große Wandlungen des Volkscharakters selbstverständlich; endlich kommen die zufällig erhaltenen Urtheile häufig von Gegnern und sie besprechen wenig mehr, als das Verhalten im Kampfe in menschenmordender, erbarmungsloser Zeit. Nur Weniges dürfen wir als Thatsache betrachten.

Die erste Stelle unter den Germanen jener Jahre nahmen die Gothen ein nach Menschenzahl, Macht, Kriegsruhm und Heldenstolz. Uns fesselt nicht nur ihre schnelle Annahme des Christenthums und die Begründung einer gothischen Schriftsprache in den Stürmen der Wanderzeit, und nicht nur das traurige Schicksal eines starken Volkes; auch häufig wiederkehrende Selbstbeherrschung im Siege, Sinn für Billigkeit und ein warmes Gemüth, das hie und da unter den wilden Kriegsthaten hervorleuchtet. Sie müssen Etwas in ihrer Natur gehabt haben, was ihren Gegnern Achtung einflößte und Fremden lieb wurde. Der Byzantiner Procop spricht von den Ostgothen, den Feinden seines Herrn, mit offenbarer Vorliebe, und der spanische Bischof Isidor stellt den Westgothen das schöne Zeugniß aus, daß die Römer im Gothenreich so große Neigung zu den Gothen haben, daß sie lieber mit diesen arm und frei leben, als unter

das Kaiserreich kommen wollen. In mehren Gothenfürsten ist eine Ruhe des Handelns und ein Adel der Gesinnung, welcher sie auffallend von den harten und selbstsüchtigen Kriegshelden anderer Völker unterscheidet. Die Gestalt des großen Theodorich allein wäre genügender Beweis. Am lasterhaften Hofe von Byzanz, in dem Grenzerleben an der Donau bildete sich die unübertreffliche Klugheit, der gerechte und wohlwollende Sinn aus, welcher ihn zu einem der besten Herrscher Italiens machte, den das Römervolk nach seinem Tode mit den großen Namen der Kaiserzeit verglich, als starken Kriegsfürsten, weisen und milden Staatsmann. Aber schon 80 Jahre früher erweist der Westgothe Alarich, der gewaltige Führer harter Kriegshaufen, ein Held ganz nach dem Herzen jener Zeit, in Thaten und Ruhm selbst dem Attila verehrungswürdig, eine ähnliche Größe der Gesinnung. Als er im Jahre 396 in Griechenland einfiel, nach dem Kriegsbrauch den Männern Tod, den Frauen und Kindern Sclaverei bereitend, da zieht es ihn durch das Land nach Athen. Seine Herolde bieten der Stadt Frieden, er tritt mit wenigen Begleitern in die Mauern, hört freundlich die wohlgesetzten Begrüßungsphrasen, betrachtet die Stätte alten Erdenruhms, nimmt ein Bad und eine Mahlzeit mit den Bürgern, empfängt die üblichen Ehrengeschenke und verläßt achtungsvoll die Stadt und ihr Gebiet, ohne eine Gewaltthat seiner Männer zu dulden. Der Heide Zosimus meint, er sei erschreckt worden durch die drohende Erscheinung der Athene und des Achill an der Stadtmauer. Wol waren es die Schatten alter Größe, welche schirmend über die Stadt reichten und den hochgesinnten Barbaren veranlaßten, ein Museum alter Herrlichkeit zu schonen, an dessen Ruhm kein zweites reichte. Aehnlich handelte er später bei der Einnahme Roms, das allerdings nicht ebenso unschädlich war. Seine Gothen mußten geloben, jeden Römer zu schonen, den sie bei einem christlichen Heiligthum finden würden, und die Gothen verschonten um

Christi willen auch solche, welche im Getümmel einen heiligen Namen riefen. Die alte Herrlichkeit der Stadt blieb im Ganzen unversehrt, staunend sah der König auf die Reste einer Heldengröße, welche seinem Volke durch Jahrhunderte verderblich gewesen war, freiwillig führte er nach drei Tagen sein wildes Heer aus der Stadt. Auch spätere Fürsten in der Zeit des Volksverderbs erweisen ähnliche Menschlichkeit. Am rührendsten Totila. Als ihm die Neapolitaner halb verhungert nach hartnäckigem Widerstande die belagerte Stadt übergeben haben, übernimmt er die Pflege der verkommenen Stadtbevölkerung und theilt ihnen sorglich die Nahrung zu, damit die Hungernden nicht durch den plötzlichen Wechsel von Entbehrung zu Ueberfluß verderben. Als ein angesehener Gothe in der eroberten Stadt eine Jungfrau entehrt hat, befiehlt er die Hinrichtung des Frevlers trotz dem Widerspruch seiner Edlen und theilt die Habe desselben dem Mädchen zu. Auch der Westgothenkönig Sisebut kauft seinem Heere die kriegsgefangenen Römer aus eigenen Mitteln ab und läßt sie frei.

Nicht so günstig wurden andere Gothenvölker betrachtet. Die Gepiden, die letzten Siedler von Gothenblut, welche aus ihren Wäldern längs der untern Weichsel an der römischen Grenze ins Licht traten, galten den Gothen für langsam, träge und unbehülflich. Auch sie rangen sich zu kurzer Macht empor, aber im Verkehr und Kampf mit den Hunnen und Gothen verging ihre derbe Volkskraft schnell. Für roh galten die Alanen, welche viel von den mongolischen Stämmen angenommen hatten, und ihre spitzen Mützen bis nach Spanien trugen, wo sie sich unter Gothen und Vandalen verloren, und die Taifalen, deren Kraft in den Donaukriegen früherer Geschlechter aufgerieben war, und die um 400 nur noch in Raubschaaren umherzogen; man behauptete, daß sie durch schnöde Laster des Orients befleckt wären, und daß unter ihnen ein erlegter Eber oder Bär den Ruf ihrer jungen Krieger wieder herstellte. —

Eine der auffälligsten Völkerpersönlichkeiten muß die der Heruler gewesen sein. Lange hatten sie wilde Volksbräuche bewahrt; auch nachdem sie ein wenig Christen geworden waren, hing ihnen sehr übler Ruf an, sie galten im Heere des Belisar, in dem sich bestimmte Ansichten über die einzelnen Völker bilden konnten, für treulose und unzuverlässige Trunkenbolde, für zügellos, übermüthig und wenig ehrbar. Auch noch später wußten die Langobarden von ihnen Schwabenstreiche zu erzählen, daß sie die blühenden Flachsfelder für Wasser angesehen hätten, welches sie durchschwimmen müßten, daß ihr König während der Schlacht beim Spiele gesessen, und seinen Späher auf dem Baume mit dem Tode bedroht hätte, wenn er ihm von der Flucht seines Volkes berichte. Ihr Reislaufen zu allen fremden Heeren mag keine gute Einwirkung auf ihre Sitten geübt haben. Aber sie waren bei alledem sehr kriegstüchtig, waghalsig und von starker Faust. Es ist merkwürdig, daß derselbe üble Ruf ihren Nachkommen, den Oberbaiern, bis in das späte Mittelalter anhing.

Die Vandalen sind durch die Raubzüge ihrer Könige, durch ihren eifrigen Arianismus und durch ihre Verweichlichung in Afrika zu üblerem Leumund gekommen, als sie wahrscheinlich verdienen. Ihr großer Bund hat durch drei Jahrhunderte schwerer Kämpfe Kraft und Zusammenhang bewahrt, kein Volk hat größern Wandermuth erwiesen. Von ihrer Eigenart wissen wir aber sehr wenig, und es liegt vielleicht nur in der mangelhaften Kunde, daß ihr Wesen elastisch, rührig, leicht beweglich, ohne starke Widerstandskraft gegen die Lockungen der Fremde erscheint. Wenn ihr letzter König Gelimer in der höchsten Noth aus seinem Zufluchtsorte von den Feinden noch ein Brod erbittet, um wieder einmal zu wissen, wie dies schmecke, einen Schwamm, um sein thränendes Auge zu trocknen, und eine Harfe, um sein Unglück zu singen, so erinnert das frühere sorglose Behagen und wieder diese beschauliche Sentimentalität

im Unglück vielleicht nur zufällig an die Volksart der gegenwärtigen Umwohner des Zobtenberges, deren historischer Zusammenhang mit den Vandalen nicht geleugnet werden soll, aber für uns nicht nachweisbar ist.

Feiner und ritterlicher dünkt uns die Art der Langobarden, größer ist ihre Dauer, sie sind das letzte der Wandervölker, welches sich auf fremdem Grunde ansiedelt, und nach Menschenzahl eines der kleinsten. Aber unter blutigen Thaten und wilder Begehrlichkeit ist aus den überlieferten Anekdoten ein hoher poetischer Schwung und zuweilen eine Grazie der Empfindung erkennbar, wie in jener Zeit kaum ein anderer deutscher Stamm erweist. Viel von ihrem Wesen dauert noch heut in Norditalien, bis zu den Kreuzzügen stand dort unter romanischer Sprache das germanische Wesen überall obenan.

Es ist ein Leid, daß wir über die Völker des innern Deutschlands während der Völkerwanderung noch weniger wissen. Die große Zeit der Sueben war vorüber; die alte Kraft der Markomannen war um das Jahr 400 gebrochen, die Masse des Volkes zog aus Baiern nach Gallien und Spanien, der Rest verlor sich unter den Nachbarstämmen. Auch das kriegerische Feuer der edlen Juthungen — im heutigen Schwaben — war damals verringert, aber sie hielten ihre Dorffluren im Westen des Lech und theilten die Schicksale der anderen Gauvölker des Alemannenbundes. Nur die Nachkommen der Hermunduren behaupteten sich mächtig auf beiden Seiten ihres Waldgebirges; als Thüringe saßen sie in einem weiten Königreich unter berühmtem Königsgeschlecht, welches seine Töchter mit gothischen und fränkischen Bräuten tauschte. Aber ihr großes Reich verging durch das Schwert der Franken und den Verderb der eigenen Könige, wenig weiß Sage und Geschichte davon zu melden. — Südlich von ihnen hatten sich die Burgunder zuerst im Obermainthal ausgebreitet, von da waren sie an den Rhein gedrungen, wo ihre Könige in der alten Römerstadt Worms hausten

und die Herrschaft bis tief nach Gallien und über den Genfersee ausdehnten. Auch ihr Reich erlag den stärkeren Franken, aber sie bewahrten unter eigenen Gesetzen ihre heimische Art, und die Schicksale ihres Königsgeschlechts sind ein Mittelpunkt deutscher Heldensage geblieben. Daß sie heftig waren, leidenschaftlich und verschlagen, den Welschen am ähnlichsten und gern mit ihnen befreundet, melden Sage oder Geschichte.

Unter den Völkern des nördlichen Deutschlands waren es vor andern drei, welche durch ihre Thaten die Augen auf sich zogen. Zuerst die Angeln auf der nordalbingischen Halbinsel; dort war vom vierten bis sechsten Jahrhundert vielleicht höheres Gedeihen und größere Cultur als bei einem anderen Volke zwischen Oder und Rhein. Seefahrt und unablässige Verbindung mit der Fremde, Beutezüge und Handel hatten den Angeln reichen Goldschatz zugeführt, ihre Runen und geschlagenen Schmuckstücke, ihre Heldensagen und die Colonisation der nordenglischen Landschaften, welche sie in dieser Zeit ausführen, lassen erkennen, wie tüchtig die Kraft war, welche wir von deutschem Boden fast ganz verloren haben. Daß sie ein gescheutes, gedankenreiches Volk waren von einer rührenden Innigkeit der Empfindung, lehrt die edle germanische Poesie der Angelsachsen in den nächsten Jahrhunderten; den Angeln möchte man aus dieser Poesie die sinnvolle Betrachtung des Lebens, größere Zartheit und höheren Gedankenflug zueignen, als den kernhaften Sachsen.

Mehr ist uns von den Urtheilen überliefert, welche Nachbarstämme über die beiden Herrenvölker des spätern Deutschlands, über Sachsen und Franken, aussprachen. Von beiden wird unten die Rede sein. Leider sind die Urtheile über sie fast nur laute Klagerufe, ihre Wildheit und Raubsucht waren sehr übel berüchtigt, ihre harte Tapferkeit gefürchtet. Aber die Sachsen standen während jener Zeit weit günstiger als die meisten erobernden Völker, ihr großer Stamm behauptete fest sein altes Landgebiet, baute den Boden nach der Väter Weise und bewahrte mit dem

alten Glauben die trotzige Kraft. Nicht einmal Könige duldeten sie unter sich, die Geltung des freien Bauers wurde nicht durch Beamte des Fürsten und seine gewappneten Reiter beeinträchtigt. Sie behielten ihre Jugend, und als mehre Jahrhunderte später die Franken schwach wurden, trat ihr Stamm als Vertreter deutschen Wesens in den Vordergrund. — Unzweifelhaft hatten die Franken unter allen Germanen den schlechtesten Ruf. Auch sie heißen die Wilden, sie töten mitleidlos, gelten für besonders hartherzig und treulos. Ihre innere Geschichte in den nächsten Jahrhunderten läßt uns schließen, daß diese Nachrede keine Verleumdung war. Unter ihnen saß das ruhmreiche Volk der Chatten jetzt gebändigt aber beharrlich auf seinem alten Ackergrund, sie haben als Hessen ihren Namen und ihre Grenzen bis zur Gegenwart bewahrt.

Alle die Völker aber an Donau, Nordmeer und Rhein lebten damals in selten ruhendem Kriege, und von Waffentumult dröhnte der Erdkreis der Römer.

Bei den Germanen war während der Wanderzeit, bis um 500 n. Chr. Stärke und Entscheidung des Kampfes bei dem Fußvolk, in der alten Kampfweise wenig geändert. Zwar der Schlachtgesang war in den christlichen Heerhaufen ein anderer geworden, statt des heidnischen Barritus sangen sie den Ruhm der Vorfahren; doch ihr Ansturm war geblieben, die Theilnahme der Frauen an der Schlacht, auch die eigenthümliche Verbindung ihrer schweren Reiterei mit leichten Fußgängern, den Fanten, von denen jeder einem Reiter zugeordnet war zu gegenseitigem Beistand *). Aber die Schutzrüstung war

*) Bei Charnay in der Nähe von Verdun ist auf der Walstatt einer Burgunderschlacht vom Jahre 500 gegen die Franken der vergoldete Halsschmuck eines burgundischen Fußgängers ausgegraben worden; er führt die Runenaufschrift: unthfanthai iddan kiano. „Die Fante gingen frisch voran.“ — Ebendort Frauengebein unter gefallenen Männern. Vergl. die schöne Abhandlung von Dietrich in Haupt, Zeitschrift, Neue Folge I, S. 113.

vollständiger: Leder- oder Blechhelm, Lederkoller oder Kettenhemd, welches künstlich aus Draht geflochten wurde, außer dem großen Schild von Lindenholz des Fußvolks, bei der Reiterei auch ehernem Schilde. Noch waren die deutschen Waffen auf den Nahkampf und Einbruch in die feindlichen Reihen berechnet, den Bogen führten die Deutschen fast nur auf der Jagd, gegen die Bogenreiter der Hunnen und Massageten hatten die Gothen ihre Fante mit Bogen bewaffnet, aber diese Aushülfe reichte nicht hin, vor der fremden Kriegsweise der leichten Reitervölker zu schützen, und die Niederlage, welche die Gothen bei dem Hunneneinbruch erlitten, ist wahrscheinlich der Unmöglichkeit beizumessen, zahlreichen leichten Reitern und den Fernwaffen beizukommen. Denn auch ihre schwere Reiterei führte nur Speer und Schwert zum Nahkampf. Für den Einbruch war ihrem Fußvolk nationale Waffe ein uraltes und weit bekanntes Kriegswerkzeug, die Caia, ursprünglich eine mächtige Holzkeule, welche so geworfen werden konnte, daß sie zum Werfer zurückkehrte; sie schmetterte mit furchtbarer Gewalt und erhielt sich als Bauernwaffe bis tief in das Mittelalter, während sie in der Völkerwanderung den Vornehmen zum nägelstarren Streitkolben wurde*).

Auch die Franken hatten nur wenige und nur Speerreiter, Alles war Fußvolk mit kleinem eisenbeschlagenen Speer, mit Schwert und Schild und einem kurzen zweischneidigen Handbeil — der Franciska — bewaffnet, welches sie beim Angriff warfen, worauf sie schnell das Schwert zogen und einhieben. — Weit anders kämpfte das bewegliche Volk der Heruler; diese waren durch Jahrhunderte als schnelle Leichtbewaffnete berühmt und

*) Plautus macht aus dem fremden Wort, das über Gallien zu den Römern kam, das Zeitwort cajare, Jemanden durchkeilen. Die Keule wird zum Jahre 377 von Ammian 31, 7, um 620 von Isidor, orig. 18, 7, erwähnt, und damals von Hispaniern und Galliern Teutona genannt. Ihr widerstand im Mittelalter nicht die Zauberkunst der unverwundbaren Gefrorenen. — Der Wurf mit Rückkehr galt für kunstvoll.

überall als Söldner gesucht, sie warfen in alter Weise die Eschenspeere und hatten den Brauch bewahrt, vor der Schlacht ihre Kleider abzulegen. Gegen ihren behenden Angriff bewährte sich die dauerhafte Langsamkeit der Gothen.

Die suebischen Quaden hatten viele sarmatische Gewohnheit angenommen. Sie nahten als Unterworfene mit tief gekrümmtem Rücken, warfen sich wol auch flehend zur Erde; sie waren ein Reitervolk geworden, auch in Tracht und Sitte, trugen weite Hosen und Brustharnische aus geschabten und geglätteten Hornschuppen, welche auf Leinwand genäht waren, im Kampf führten sie lange Lanzen und ritten auf Wallachen, schnellen und gut gezogenen Pferden, jeder Reiter mit einem oder mehren Handpferden zum Wechseln, sie machten weite Streifzüge und waren um 400 als Plünderer mehr gefürchtet als im Kampfe.

Die Farben und Abzeichen der einzelnen Stämme und ihrer Häuptlinge sind uns bis auf wenige Spuren verloren. Die suebischen Stämme scheinen einen Wolf, später den Löwen im Bandum oder auf den Schilden geführt zu haben, Niederdeutsche das Roß, die Franken hatten, wie die Kimbrer, weiße Schilde. Als der Westgothenkönig Eurich in Spanien verbot, mit Waffen zur Volksversammlung zu kommen, brachten die Krieger dennoch ihre Waffen mit, aber sie hatten das Eisen derselben nach den Stämmen mit verschiedener Farbe überzogen, mit Grün, Hellroth, Gelb. — Bis über das Mittelalter hinaus erhielt sich die altgermanische Lagerbefestigung durch die Wagenburg. Die schweren Wagen wurden zu einem großen Kreise fest und künstlich aneinander angefügt, sie umschlossen die Zugthiere, das Gepäck, den Troß der Frauen und Kinder, denen die Vertheidigung oblag.

Unterdeß waren seit Julian dem Kaiserreich die alten Traditionen römischer Taktik mit reißender Schnelligkeit verloren worden. Die Heere Westroms bestanden meist aus Germanen, und dieser Umstand wurde dem Reich des Honorius

zum Untergang; die oströmischen aus einer zusammengewürfelten Menge asiatischer und europäischer Barbarentruppen, auch bei ihnen im Kern des Fußvolks Germanen, neben diesen Hunnen, Perser, Massageten, Armenier, Isaurier, Araber, zugelaufenes Volk aus jedem kriegerischen Stamm; so weit war es gekommen, daß diese bunte Zusammensetzung Politik und zuweilen Rettung des Staates wurde. Was etwa noch von der waffenlosen Bevölkerung des Reiches ausgehoben wurde, galt für unkriegerisch und unsicher; auch die Contingente der unterworfenen Völker wollten nicht mehr römische Soldaten, sondern Bundesgenossen heißen. Als Belisar in Afrika landet, gilt es für einen Erfolg, daß das Heer sich in einem Tage das Lager schanzt. Sogar die Signale der Tuba sind vergessen, die Bläser verstehen nur einen Ruf, und der Feldherr muß, um der Verwirrung zu steuern, Angriff und Rückzug durch den Ton verschiedener Blechhörner befehlen. Das kaiserliche Heer hat als Feldzeichen das Banner der Deutschen und dafür den deutschen Namen Bandum angenommen, der Bannerträger heißt mit deutschem Wort Bandalari; auch römische Söldner werden nach deutscher Weise mit Armringen beschenkt, und eine Schaar der Hülfstruppen heißt sogar die Armringträger (brachiati); vor der Schlacht tönt der Barritus, der alte Schlachtgesang der Germanen, vielleicht länger in dem römischen Heer als im deutschen*). Man ist gewöhnt, die Schlacht in deutscher Weise als einen Zweikampf zu betrachten, für welchen Tag und Stunde vorher bestimmt wurde, so setzt der Grieche Basiliskus auf Wunsch des Vandalenkönigs Genserich die Schlacht auf den fünften kommenden Tag an. — Längst hatten die Römer gelernt, ihre Schilde mit ähnlichen Farben und Bildern zu ver-

*) Dies möchte man wenigstens aus Ammian 31, 7 schließen. Im Jahr 377 freut sich der römische Offizier, wie schön „die Römer" den Barritus allmälich anschwellen lassen und sich daran ermuthigen.

zieren wie die Germanen, und auf den runden Schilden, welche als Ehrenzeichen römischer Befehlshaber diesen vorgetragen wurden, sah man seltsame barbarische Zeichen, die große Midgardschlange der germanischen Götterwelt, den Wolf, den Bär, das Waldgespenst aus deutschem Land*).

Es war deutsche Art, daß die Thorschlüssel einer Stadt bei der Uebergabe als symbolisches Zeichen überbracht werden, und ebenso deutsch, daß vor der Schlacht einzelne kühne Männer der beiden Heere einander zum Zweikampf herausfordern. So rennen im Kriege des Totila gegen Belisar ein Gothe und ein Perser aus dem Heere des Belisar zu Roß mit den Speeren zusammen, der Gothe trug Lederhelm und ledernes Koller; beide stachen einander vom Pferde.

Auch für den Seekampf waren die alten Schiffe mit zwei und drei Ruderreihen verloren, bei der großen Expedition Justinian's gegen die Vandalen werden gedeckte Galeeren mit einer Ruderreihe zu Kriegsschiffen benutzt; um die Flotte zusammenzuhalten, werden den drei Schiffen des Feldherrn bei Nacht Laternen auf Stangen ans Hintercastell gesteckt, bei Tage führen diese Schiffe Segel, deren oberes Drittel im Winkel roth gefärbt ist. Die Seefahrt gilt für höchst gefährlich, die feigen Soldaten verweigern ein Seetreffen; in gleicher Zeit

*) Die Leones z. B. führten nach Claudian de b. Gild. v. 423 einen Löwen auf dem Schild. — Als die Alemannen 357 die Abzeichen auf den Schilden der Scutarier sahen, erkannten sie die Reiter, vor denen sie sich immer gescheut hatten. Ammian. 16, 12. Die scutarii seniores haben in der Notitia dignitatum rothen Schild mit gelbem Centrum, die leones juniores einen Löwenkopf über rother Scheibe auf blauem Grunde. Leider ist aus den Bildern der späten Handschriften jenes Staatshandbuchs vom Jahre 400 wenig zu machen. — Aus den angeführten Stellen aber darf man folgern, daß nicht nur jeder taktisch gesonderte Heerestheil zu dem eigenen Namen auch sein besonderes Schildzeichen führte, sondern daß auch der einzelne Krieger das unterscheidende Zeichen seiner Abtheilung auf dem Schilde gemalt trug.

gegen Männer und Wellen zu kämpfen, sei zu viel. Unterdeß fuhren Franken, Sachsen, Skandinavier auf ihren offenen Seerossen durch Nordmeer, großen Ocean und die Meerenge von Gibraltar beutelustig umher bis an die Küsten Kleinasiens.

Aber die Heere der Gothen und der Oströmer krankten beide an dem Leiden eines siechen Volksthums. Schon war in beiden die Hauptstärke bei der Reiterei. Auch die Fußgänger suchten auf die Pferde zu kommen, ihr Dienst war wenig geachtet. Bei den Gothen ist dies ein Zeichen, wie schnell die alte Tüchtigkeit in dem neuen Lande geschwunden war. Denn der alte Gegensatz zwischen dem Fußheer der freien Bauern und der Reiterei der Gefolgeschaften trat auf erobertem Landgebiet in neuer Weise hervor. Das Fußheer bestand jetzt nicht nur aus germanischen Volksgenossen, die Noth zwang, auch die unkriegerischen alten Anwohner auszuheben. Und selbst der germanische Landbauer, auf weitem Gebiet angesiedelt, hatte einen Theil der alten Kriegslust eingebüßt und war schwer in Bewegung zu setzen. Dagegen unterhielten die Beamten des Königs, zumal die Wächter bedrohter Grenzen, kriegerische Mannschaft, wie einst die Häuptlinge des Volkes, und diese Schaaren, meist Reiter, waren bei Fehden mit den Nachbarvölkern häufig die einzige Hülfe, welche kriegsbereit zur Stelle war, in ihnen wurde der kriegerische Sinn gehegt, die Poesie des Kampfes, die Freude an Beute und Sieg. Je mehr die germanische Landbevölkerung sich romanisirte, desto unentbehrlicher wurde den Königen das Reiterheer der Beamten. Niemals aber ist mit Reiterhaufen in cultivirtem Land ein großer Krieg zu führen, ein weites Gebiet zu behaupten.

Wie sich die Völker drängen, so für unser Auge auch die Gestalten einzelner Helden; sie tauchen in den fragmentarischen Berichten aus jenen Jahren auf und verschwinden dem Blick, unsicher ist die Kunde über die meisten, nur einzelne

Züge aus ihrem Leben gestatten Einblick in ihr Gemüth; dicht bei einander stehen Züge von entsetzlicher Wildheit, von fast übermenschlicher Härte und wieder von fast sentimentaler Empfindung. Daneben fehlen nicht groteske Verbildungen, wie sie ein Zusammenstoß germanischer Natur mit der greisen Bildung des Alterthums und mit christlicher Askese hervorbringen mußte. Auch in Lastern und Ruchlosigkeit geht diese Periode über das Maß ruhiger Zeiten hinaus. Aber auch in der Ruchlosigkeit ist zuweilen eine fürchterliche Größe.

Unter den Gewaltigen dieser wilden Zeit, nach denen die Zeitgenossen in Ehrfurcht und Angst schauten, hat kaum ein Anderer so breite Spur in den Geschichten der Südländer und in den germanischen Sagen von Italien bis zum Eismeer hinterlassen, als der Fremde, welcher zwanzig Jahre über Deutsche, Römer und Byzantiner das Herrenwort sprach, als der Hunne Attila (433—453). Nirgend ist er Mittelpunkt der Sage, denn die Lieder der Hunnen sind mit dem Volke vom Erdboden verschwunden, aber bis zum Ende des Mittelalters wurden von der Phantasie der Germanen einige Züge seines wirklichen Antlitzes bewahrt. Er war mitten unter Germanen ein Orientale, von fremdartigem Aussehen und Charakter. Zwischen den hochstämmigen Kriegsfürsten der Deutschen stand er mit kurzem Wuchs, breiter Brust, großem Kopf, fahl von Farbe, mit kleinen Augen, gestülpter Nase und dünnem Bartwuchs, häßlich wie sein Stamm. Aber seine Haltung war stolz, die Augen spähten durchdringend umher, er war von verschlagenem Geist, immer ein vornehmer Herr, der Miene und Wort sorglich hütete, und der das wilde Hunnenblut, wo es darauf ankam, wohl zu bändigen wußte, wenn er aber der Leidenschaft nachgab, durch die wüthende Gewalt seines Wesens auch feste Männer beben machte. Wie ein Prophet seines Volkes thronte er in erhabener Abgeschlossenheit über seinen Fürsten, nur wenigen Vertrauten war erlaubt, ihn anzureden; in Tracht und Lebensweise war er

von alterthümlicher Einfachheit, enthaltsam in Speise und Trank. Er war ein erbarmungsloser Kriegsfürst, aber auch ein weitblickender Politiker und ein starker Herrscher. Ueber seinen Treuen waltete er gnadenvoll wie ein Unsterblicher; höflich, gastfrei, freigebig, wußte er immer aufs Neue zu verbinden, die Hochgesinnten durch Vertrauen, die Begehrlichen durch reiche Gelegenheit zu Beute und Golderwerb festzuhalten. In seiner souveränen Natur war, so scheint es, ein Zug von wirklichem Wohlwollen, welches erwärmte; denn auch anspruchsvolle Volksführer hingen mit aufrichtiger Treue an ihm. So lange er lebte, machten ihn Gewalt und Zauber seines gehobenen Wesens zum Mittelpunkt eines Reiches, welches kaum geringern Umfang hatte, als die Herrschaft Alexanders des Großen. Man sagte, daß eine halbe Million Krieger seinem Rufe folgte, und die Zahl ist schwerlich übertrieben.

Sein wandernder Hofhalt in der ungarischen Ebene war der größte, bunteste und nach Barbarenart der reichste jener Zeit. Häuptlinge und Königskinder deutscher und slavischer Stämme bildeten neben den Fürsten der Hunnen und stammverwandten Völker seinen Hofstaat. Unter der Leibwache, die im Ringe um den schön geschnitzten Zaun seines Hofes lag, dienten Gewaltige fast jedes Volkes zwischen Persien und den Pyrenäen; edle Gothenfürsten aus dem Geschlecht der Amaler neigten ehrfurchtsvoll ihr Haupt vor seinem Befehl; der tapfere Gepidenkönig Ardarich war stolz, einer seiner Getreuesten zu sein; königliche Herminenkel aus Thüringen, Edle des Burgunderkönigs Gibika zu Worms, Fürstenkinder aus fränkischen Landen wurden als Geiseln an seinem Hofe erzogen neben Sprossen der Wanderstämme an der Wolga und der tartarischen Ebene; unterworfene Völker der Ostsee führten ihm Zobel- und Otternfelle aus dem Eise des Nordens herzu; Gesandte aus Rom und Byzanz harrten furchtsam am Hofthor, um seine zornigen Befehle entgegenzunehmen. Die Stellung, welche er

unter seinen Zeitgenossen einnahm, ist nur mit der eines andern Fremden zu vergleichen, der im Anfang dieses Jahrhunderts das Schicksal Europa's bestimmt hat.

Gleich ihm selbst, waren auch seine Hunnen nicht mehr die unmenschlichen, wie aus Holz geschnitzten Klötze, die sechzig Jahre vorher nach Europa gefallen waren. Schnell und innig hatten sie sich mit germanischen Völkern der untern Donau verbunden. Durch gezwungene Ehen und Aufnahme fremder Familien, durch Gewöhnung an die Sitte seßhafter Menschen war ihnen so viel Abendländisches gekommen, daß die zweite Generation seit jenem Einbruch, über welche Attila herrschte, in vieler Lebensgewohnheit den Germanen ähnlicher gewesen sein muß, als ihren Vätern. — Ueber das Treiben am Hofe des Attila ist der Bericht eines Byzantiners erhalten, welcher im Jahre 446 mit einer oströmischen Gesandtschaft zu Attila ging. Der Grieche Priscus, von dessen Geschichtswerk uns leider nur Bruchstücke gerettet sind, war ein verständiger Mann, der gut beobachtete und sehr genau schilderte, was er selbst auf dieser Reise erlebte. Seine schmucklose Erzählung rückt uns das Leben jener Zeit so nahe, daß man zuweilen die Redenden vor sich zu sehen meint. Die tiefe Verworfenheit des Kaiserhofes von Byzanz, wo der knabenhafte Theodosius der Zweite herrschte, die hülflose Schwäche des Römerreiches, wo Aëtius sich damals zumeist auf die Freundschaft Attila's stützte, und das wilde Spiel, welches Attila mit den Schwachen trieb; dann Sitten der Hunnen und Germanen, die Zustände in den verwüsteten Nordmarken des Römerreichs, werden dadurch sehr anschaulich. Und mit Verwunderung erkennt man, wie auch die letzten Schicksale des weströmischen Kaiserreiches in Attila's Nähe vorbereitet wurden. Denn der Bericht führt uns in die Beziehungen ein, welche am Hunnenhofe bestanden zwischen dem Römer Orestes, dem Vater des letzten Kaisers Romulus Augustulus, und zwischen dem Häuptling der germanischen Skiren, Ediko, dem Vater

Odoaker's, der den letzten Imperator vom Throne stieß. Bei den Hunnen entspann sich der Zwist der Väter, welcher unter den Söhnen dem Weltreich des Westens ein Ende machte. — So aber beginnt Priscus seine Erzählung*):

„Da der Friede geschlossen war, schickte Attila wieder Gesandte zu den Oströmern und forderte die Ueberläufer. Die Oströmer empfingen die Gesandten, beschenkten sie mit reichlichen Gaben und schickten sie zurück mit der Antwort, daß sie keine Ueberläufer hätten. Wieder schickte er andere. Als auch diese beschenkt wurden, war eine dritte Gesandtschaft da, und nach dieser eine vierte, denn er sah verächtlich auf die Gebelust der Römer, welche ihnen aus der Sorge kam, daß er von dem Bündniß abfallen könnte, und er schickte zu ihnen alle, denen er durch Gaben wohlthun wollte, ersann Gründe und erdachte leere Vorwände. Die Römer aber gehorchten jeder Forderung und achteten als Herrenwort, was jener anbefahl.

So kam auch Ediko wieder als Gesandter, ein skythischer Mann**), der sehr große Kriegsthaten vollbracht hatte, und mit ihm Orestes, von römischem Geschlecht, wohnhaft am Savefluß im Lande der Päonen, welches dem Attila durch den Vertrag mit Aëtius, dem Feldherrn der Weströmer, unterworfen war. Dieser Ediko ging in das Kaiserschloß und übergab den Brief des Attila, worin dieser die Römer wegen der Flüchtlinge beschuldigte und bedräute, er werde zu den Waffen greifen, wenn man ihm nicht die Ueberläufer zurückgebe und nicht ablasse, sein speergewonnenes Land zu beackern. Die Länge

---

*) Corpus scriptt. hist. Byzant. (Bonn.) I. Das Folgende ist aus den Fragmenten des Priscus Byz. 4, 5; Goth. 3; apud Suidam 11; Byz. 6 zusammengefügt, mit Auslassung weniger Sätze, welche hier kein Interesse haben.

**) Er war Häuptling der germanischen Skiren, aus dem Geschlecht der Turkilinge. Skythen hießen den Byzantinern damals alle Völker im Norden der Donau.

desselben erstrecke sich an dem Donaustrome von den Päonen bis zu der thrakischen Stadt Nova, die Breite aber fünf Tagereisen. Und der Markt in Illyrien solle auch nicht am Ufer des Donauflusses gehalten werden, wie sonst, sondern in Naissus, das er eingenommen habe, und das er als die Grenze zwischen Skythen und Römern setze, fünf Tagereisen von dem Donaufluß für einen wohlgegürteten Mann. Dazu befahl er, daß Gesandte zu ihm kommen sollten, um über das Streitige zu verhandeln, aber nicht der erste beste, sondern die größten von Consularrange. Wenn man diese aber nicht aus dem Lande schicken wolle, so werde er selbst nach Serdika herabkommen, sie zu empfangen. Der Basileus*) las diesen Brief, und Ediko ging hinaus mit dem Vigila, welcher gedolmetscht hatte, was der Fremde mündlich von den Aufträgen des Attila sagte. Und als der Barbar in andere Häuser ging, um den Chrysaphios, den vielgeltenden Eunuchen des Basileus zu besuchen, bewunderte er den Glanz der kaiserlichen Gebäude.

Da nun der Barbar mit dem Eunuchen Chrysaphios ins Gespräch kam, so dolmetschte Vigila, daß Ediko die Kaiserburg gelobt habe, und den Reichthum bei ihnen preise. Chrysaphios aber sagte, auch Ediko könne ein Herr goldgedeckter Häuser und reich werden, wenn er das Skythenleben aufgebe und Römerleben wähle. Als Ediko aber antwortete, daß dem Dienstmann eines anderen Herrn ohne Erlaubniß des Gebieters nicht recht sei so zu handeln, forschte der Eunuch, ob er ungehinderten Zutritt bei Attila habe und einige Macht bei den Skythen besitze. Ediko aber antwortete, daß er dem Attila vertraut sei, und mit andern dazu erwählten Führern die Wache bei Attila habe; denn, sagte er, der Reihe nach behüte an bestimmten Tagen den Attila jeder von ihnen in Waffen. Da begann der Eunuch, wenn Ediko ein Gelöbniß annehmen wolle, werde er ihm die größten

*) Damals die griechische Bezeichnung des Kaisers von Ostrom.

Güter werden. Dazu sei ruhiges Besprechen Noth. Dies werde möglich sein, wenn Ediko ihn zur Mahlzeit besuche ohne den Orestes und die andern Mitgesandten. Ediko versprach dies zu thun, und kam zur Abendmahlzeit zum Eunuchen. Durch den Dolmetsch Vigila gaben sie einander Rechte und Eidschwur, der Eunuch, daß er nicht zum Schaden des Ediko, sondern zu seinem höchsten Glück die Unterredung wolle, dieser aber, daß er die Rede des Andern nicht weiter sagen werde, auch wenn er die Sache nicht durchsetzen könne. Darauf sagte der Eunuch dem Ediko, wenn er nach der Rückkehr ins Skythenland den Attila aus dem Wege räumen und zu den Römern kommen wolle, so solle ihm ein glückliches Leben und der größte Schatz werden. Der Andere aber willigte ein und bemerkte, zu diesem Unternehmen sei eine Summe nöthig, keine große, aber doch fünfzig Pfund Gold, die er seiner Mannschaft schenken müsse, damit sie ihm bei dem Anschlag rüstig helfe. Der Eunuch war bereit, das Gold auf der Stelle zu geben, aber der Barbar versetzte, man solle ihn entlassen, damit er dem Attila auf seine Sendung Bescheid bringe, und man solle mit ihm den Vigila schicken, der von Attila die Antwort wegen der Flüchtlinge erhalten könne, denn durch diesen wolle er wegen des Goldes Bescheid sagen, und auf welche Weise dies hinausgeschickt werden könne. Attila nämlich werde nach seiner Rückkehr ihn wie auch die Andern ausforschen, wer ihm bei den Römern die Geschenke gegeben habe und welche Summen, und es sei nicht möglich, das Gold vor den Mitreisenden zu verbergen. Das schien dem Eunuchen gute Rede. Er billigte die Ansicht des Barbaren, entließ ihn nach der Mahlzeit und trug den Rathschlag zum Basileus.

Dort berietheen sie über das Geschäft und befanden gut, nicht allein den Vigila, sondern auch den Maximinus zum Attila hinauszusenden; und zwar sollte Vigila unter dem Schein des Dolmetschamtes nach dem Dafürhalten des Ediko verfahren,

Maximinus aber, der nichts von ihren Verabredungen wüßte, sollte den Brief des Basileus übergeben. Und es wurde wegen der abgesandten Männer geschrieben, daß Vigila Uebersetzer, Maximinus aber von höherer Würde als Vigila, von ausgezeichneter Geburt und dem Basileus sehr vertraut sei. Außerdem, daß Attila nicht das Bündniß auflösen und nicht in das Land der Römer fallen sollte. „Außer den Flüchtlingen aber, die schon zurückgegeben sind, habe ich siebenzehn für dich aufgehoben, da mehr nicht vorhanden sind.“ Dies nun stand in dem Briefe. Mündlich bestellen aber sollte Maximinus dem Attila, er möge nicht fordern, daß Gesandte von höchstem Range zu ihm hinüber zögen, denn dies sei weder bei seinen Vorfahren, noch bei andern Herrschern Skythiens geschehen, sondern ein Kriegsmann und Bote, wie sie zur Hand waren, seien Gesandte gewesen. Um aber die Streitpunkte wohl zu entscheiden, scheine ihnen gut, wenn Onegis zu den Römern geschickt werde, denn es sei nicht thunlich, daß Attila selbst mit einem Manne von Consulrange in Serdika zusammenkomme, da dies zerstört sei.

Für diese Gesandtschaft warb mich Maximinus durch Bitten zum Begleiter. Wir machten uns also mit den Barbaren auf den Weg und kamen nach Serdika, welches einem wohlgegürteten Mann dreizehn Tagereisen von der Stadt Constantin's entfernt ist. Dort rasteten wir und beschlossen, den Ediko und seine Barbaren zur Abendmahlzeit einzuladen. Die Einwohner lieferten uns Schafe und Rinder, wir schlachteten sie und tafelten. Und als über dem Mahle die Barbaren den Attila, wir aber den Basileus rühmten, sagte Vigila, daß es nicht Recht sei, Göttliches und Menschliches zu vergleichen, denn Attila sei ein Mensch, Theodosius aber ein Gott. Das ärgerte nun die Hunnen, und kurz darauf wurden sie zornig und fuhren auf. Wir aber wendeten das Gespräch auf Anderes und besänftigten ihren Groll durch Freundlichkeit. Und als wir nach

der Mahlzeit aufstanden, bediente Maximinus den Ediko und Orestes durch Geschenke: seidene Gewänder und indische Edelsteine. Orestes aber wartete die Entfernung des Ediko ab und begann, Maximinus sei weise und wacker, weil er nicht so verstoße, wie die Umgebung des Palastes, denn dort hätte man den Ediko ohne ihn zur Mahlzeit geladen und mit Geschenken geehrt. Diese Rede schien uns wunderlich, da wir nichts wußten, und wir frugen, wie und zu welcher Zeit er selbst übersehen und Ediko vorgezogen sei. Er aber antwortete nicht und ging hinaus. Am andern Tage erzählten wir auf der Reise dem Vigila, was uns Orestes gesagt hatte; Vigila aber sagte, jener dürfe sich nicht ärgern, wenn er nicht ebensoviel wie Ediko davongetragen habe. Er sei nur Dienstmann und Schreiber des Attila, Ediko aber sei ein vornehmer Kriegsherr, von hunnischem Adel und gehe weit über den Orestes. Nach dieser Antwort redete er mit dem Ediko in fremder Sprache und sagte später, entweder wahr oder um uns zu täuschen, daß er ihm das Gespräch mitgetheilt und mit Mühe seinen Zorn besänftigt habe.

Als wir nach Naissus kamen, fanden wir die Stadt menschenleer, da sie durch die Krieger zerstört war; nur in den Trümmern der geweihten Häuser waren noch Einige, die krank darniederlagen. Etwas aufwärts vom Fluß traten wir auf reinen Grund, denn an dem Ufer lag alles voll von Gebeinen solcher, die im Kriege getötet waren.

Als wir durch die Nacht reisten und von den Bergen bei Naissus den Weg zum Donaufluß machten, kamen wir in ein enges Thal, welches viele Biegungen, Umwege und Schluchten hatte. Als uns darin der Tag anbrach, waren wir in der Meinung, nach Westen zu reisen, und die Sonne ging uns auf der verkehrten Seite auf, so daß wir, unkundig der Bodenbildung, aufschrien, weil die Sonne einen entgegengesetzten Weg mache und Feindliches gegen die bestehende Ordnung anzeige. Nämlich

wegen der Unregelmäßigkeit der Gegend zog sich dieser Theil der Straße dem Sonnenaufgang entgegen. Nach diesem ungünstigen Strich gelangten wir in eine waldige Ebene. Dort nahmen uns Fährleute der Barbaren in Kähne auf, die aus einem Stamm bestehen, den sie selbst aushöhlen und glätten. Sie fuhren uns über den Fluß, waren aber nicht unsertwegen angestellt, sondern um ein Barbarenheer überzusetzen, welches uns auf dem Wege entgegenkommen sollte; denn Attila wollte auf den römischen Grund übersetzen, scheinbar wegen einer Jagd, in Wahrheit aber, weil er das skythische Reich zum Kriege rüstete, unter dem Vorwande, daß ihm nicht alle Flüchtlinge übergeben seien. Da wir über die Donau gesetzt hatten und mit den Barbaren etwa siebenzig Stadien gezogen waren, wurden wir genöthigt, auf einer Ebene Halt zu machen, bis Ediko und seine Begleiter dem Attila Boten unserer Ankunft geworden wären; bei uns aber blieben einige Barbaren, welche uns das Geleit geben sollten. Als wir gegen Abend die Mahlzeit einnahmen, hörte man Rosseshufe, die sich näherten, und zwei skythische Männer ritten heran und befahlen uns, zu Attila aufzubrechen. Wir aber ersuchten sie, zuerst zum Essen zu bleiben, sie sprangen von den Pferden, tafelten mit uns und wiesen uns am nächsten Tage den Weg.

Da wir nun um die neunte Tagesstunde zu Attila's Zelten kamen — es waren ihrer aber viele — wollten wir auf einem Hügel unser Zelt schlagen. Das wehrten die Barbaren, welche dazu kamen, weil unser Zelt das des Attila in der Ebene überherrsche. Während wir abschirrten, wo es den Skythen gutdünkte, kamen Ediko, Orestes und Skotta und andere ihrer Häuptlinge und frugen, was wir denn eigentlich mit unserer Gesandtschaft wollten. Wir erstaunten über die unverständige Frage und sahen einander an, sie aber beharrten und drängten, daß ihnen eine Antwort werden müsse. Als wir sagten, uns sei befohlen, dem Attila und keinem Andern die Kaiserworte zu

melden, da nahm das Skotta übel und versetzte, es sei Befehl ihres Herrschers, nicht sei er aus eigener Geschäftigkeit zu uns gekommen. Wir aber versetzten, es ist durchaus nicht Brauch, daß Gesandte durch Zwischenboten Rechenschaft geben, weshalb sie abgesendet sind, ohne persönlichen Verkehr und ohne Zutritt bei denen, an welche sie gesandt sind. Und dies sei auch den Skythen nicht unbekannt, die ja sehr oft Gesandte zum Basileus schickten. Wir müßten desselben Rechtes theilhaftig werden, sonst würden wir unsern Auftrag nicht ausrichten. Sie aber sprengten zum Attila zurück, kamen sogleich wieder ohne den Ediko, sagten uns alle Dinge her, um deren willen wir gesandt waren, und befahlen uns, auf der Stelle abzureisen, wenn wir nicht noch Anderes zu melden hätten. Nach diesen Reden wurden wir noch unsicherer, denn es war uns nicht möglich, zu erkennen, wie aller Welt ruchbar geworden war, was der Basileus als heiliges Geheimniß betrachtet hatte, und wir hielten für nützlich, nichts über unsere Aufträge zu antworten, wenn wir nicht Zutritt zu Attila erhielten. Deshalb entgegneten wir: „Ob wir gesandt sind, um zu melden, was ihr Skythen gesagt habt, ob um Anderes, das ist eine Frage, die nur euer Herrscher thun darf, und niemals werden wir mit Anderen darüber sprechen.“ Sie aber befahlen uns, sofort abzureisen. Als wir uns zu der Fahrt rüsteten, schalt uns Vigila wegen unserer Antwort und meinte, es sei besser auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, als unverrichteter Sache abzureisen; „denn“, sagte er, „wenn ich mit dem Attila ins Gespräch gekommen wäre, ich hätte ihn leicht überredet, von den Händeln mit den Römern abzulassen, denn ich bin ihm bei früherer Gesandtschaft mit dem Anatolius ganz vertraut geworden.“ Auch Ediko sei ihm wohlgesinnt, so daß er unter dem Scheine der Gesandtschaft und irgend welcher Reden, wahrer oder falscher, einen Vorwand finden werde, über Etwas zu berathen, was sie gegen Attila vor hätten, und wie das Geld, welches Ediko zu brauchen behauptete,

hergeschafft werden könnte, um unter erwählte Männer vertheilt zu werden *).

Er aber wußte nicht, daß er verrathen war. Denn Ediko hatte entweder nur aus List den Vertrag geschlossen, oder er fürchtete, daß Orestes auch dem Attila zutragen könnte, was er uns in Serdika nach dem Mahle gesagt hatte, und dem Ediko einen Vorwurf machen, weil er mit dem Basileus und dem Eunuchen sich heimlich vor Orestes unterredet hatte. Deshalb offenbarte er dem Attila den Plan, welcher gegen ihn ersonnen war, und seine Forderung einer Geldsendung, und sagte dabei auch, weshalb wir die Gesandtschaft unternommen hätten.

Als die Lastthiere bereits angejocht waren und wir wider Willen unsere Reise zur Nachtzeit rüsteten, erschienen Andere von den Barbaren und meldeten, daß Attila uns befehle, der späten Tageszeit wegen zu warten. Einige kamen und brachten uns an die Stelle, wo wir lagerten, einen Ochsen und Flußfische, welche Attila schickte. Wir hielten also unser Mahl und legten uns zum Schlummer. Als der Tag anbrach, meinten wir etwas Günstiges und Holdes von dem Barbaren zu vernehmen. Er aber sandte wieder dieselben Männer mit dem Befehl, wir sollten fortgehen, wenn wir nichts Anderes zu sagen hätten, als was ihnen bereits bekannt sei. Wir antworteten nichts und rüsteten uns zur Reise, obgleich Vigila eifrig darauf bestand, wir sollten sagen, daß wir noch Anderes zu verkünden hätten. Da ich nun den Maximinus in großem Kummer sah, nahm ich zu mir den Rusticius, der die Sprache der Barbaren verstand und mit uns nach Skythien gereist war — nicht der Gesandtschaft wegen, sondern in einem Geschäft — und begab mich zu dem Skotta (dem Bruder des Onegis), denn Onegis war damals noch nicht anwesend, und

*) Priscus vergißt, daß er den Maximinus und sich auch noch später als uneingeweiht in den Mordplan darstellt. Man sieht, daß sie bei dieser Gelegenheit wenigstens Andeutungen erhielten. Vigila ist das Musterbild eines byzantinischen Agenten.

sagte ihm durch den Mund des Rusticius, er werde sehr große Geschenke von Maximinus erhalten, wenn er ihm Eintritt bei Attila verschaffe. Unsere Sendung werde nicht nur den Römern und Hunnen nützen, auch dem Onegis. Denn es sei Begehr, daß dieser zum Basileus komme und die Händel zwischen den Völkern schlichte, wenn er aber komme, werde er die größten Geschenke erhalten. Da nun Onegis nicht anwesend sei, so müsse Skotta für uns, noch mehr für den Bruder in der guten Sache Verbündeter sein. „Denn", sagte ich, „ich habe erfahren, daß Attila auch auf deine Worte hört, aber ich werde der Rede über dich nicht versichert sein, wenn du mir nicht durch die That deinen Einfluß beweisest." Er aber versetzte, wir sollten nicht zweifeln, daß er mit gleichem Recht wie sein Bruder, vor Attila rede und handle, und sogleich bestieg er sein Roß und sprengte zu dem Zelt des Attila. Als ich zum Maximinus zurückkam, der *mit* dem Vigila sich ängstigte und über das Bevorstehende berieth, sagte ich ihm, was ich dem Skotta eingeredet und von ihm gehört hatte, und daß man die Geschenke für den Barbaren zurecht machen und überlegen müsse, was wir ihm vortragen wollten. Darauf erhoben sich beide — denn ich traf sie auf dem Boden im Grase liegen —, sie lobten mein Thun, riefen die Leute zurück, welche schon mit den Zugthieren aufbrachen, und überlegten, wie man den Attila anreden und wie man ihm die Geschenke des Basileus und die Gaben des Maximinus überreichen sollte.

Während wir damit beschäftigt waren, sandte Attila durch den Skotta nach uns. Wir gingen deshalb zu seinem Zelt, welches durch einen Kreis von wachenden Barbaren der Menge gesperrt war. Als wir Eintritt erhielten, fanden wir den Attila auf einem hölzernen Sessel sitzen. Wir aber standen ein wenig entfernter von dem Thron, während Maximinus vortrat und den Barbaren begrüßte. Er übergab den Brief des Basileus und sagte dabei: „Der Basileus fleht Heil für dich und die Deinen." Er aber antwortete: „Mag den Römern werden,

was sie mir wünschen.“ Sogleich wandte er sich zum Vigila: „Du schamloses Thier, wie wagst du, zu mir zu kommen, da du weißt, was zwischen mir und dem Anatolius des Friedens wegen abgemacht ist, und daß ich gesagt habe, nicht eher sollen Gesandte zu mir kommen, als bis alle Ueberläufer der Hunnen ausgeliefert sind.“ Da nun Vigila antwortete, daß bei den Römern kein Ueberläufer von skythischem Stamme sei, denn man habe die vorhandenen ausgeliefert, da wurde er noch zorniger, schalt ihn sehr mit lauter Stimme und rief, daß er ihn an das Kreuz heften würde zum Fraß für die Geier, wenn das Gesandtenrecht nicht abhielte, seine Schamlosigkeit und die Frechheit seiner Rede zu bestrafen. Noch seien viele Ueberläufer seines Volkes bei den Römern. Und er befahl den Schreibern, die Namen derselben von ihrem Papier abzulesen. Nachdem diese alle Ueberläufer durchgegangen waren, befahl er dem Vigila, sich ohne Verzug fortzumachen. Er werde mit ihm den Esla schicken, den Römern zu sagen, daß sie alle Barbaren, die zu ihnen geflohen wären, herausgeben sollten, denn er wolle nicht leiden, daß seine Knechte gegen ihn mit den Waffen zu Felde lägen. „Ihr habt ihnen die Wacht eures Heimatlandes übergeben, aber sie sind unvermögend euch zu helfen, denn welche Stadt oder welche Burg bleibt ihnen sicher, wenn ich sie einnehmen will? Wenn ihr meinen Willen wegen der Ueberläufer verkündet habt, dann kehrt ihr schleunig zurück und berichtet, ob man die Ueberläufer zurückgeben oder Krieg um sie führen will.“ Vorher aber hatte er dem Maximinus befohlen, zurückzubleiben, bis er durch ihn dem Basileus auf seinen Brief antworten werde. Und nun forderte er die Geschenke. Wir gaben sie also, gingen in unser Zelt und beriethen uns über alle seine Reden. Und Vigila beunruhigte sich, daß er ihn so heftig gescholten hatte, da er ihm doch bei früherer Gesandtschaft freundlich und sanft erschienen war.

Ich aber sagte: „Wenn nur nicht einige von den Barbaren, welche in Serdika mit uns speisten, den Attila feindlich gemacht

haben durch die Nachricht, daß du den Basileus der Römer einen Gott nanntest, den Attila einen Menschen.“ Dies nahm Maximinus als glaublich an, weil er nicht des Anschlages theilhaftig war, den der Eunuch gegen den Barbaren gemacht hatte. Vigila aber war unsicher und schien mir den Grund nicht zu wissen, aus dem Attila ihn geschmäht hatte, denn wie er uns später sagte, glaubte er weder das Gespräch in Serdika noch den Anschlag dem Attila verrathen. Kein Anderer aus dem Haufen wage wegen überwältigender Furcht den Attila anzureden. Ediko aber sei zur Verschwiegenheit gezwungen durch seinen Schwur und durch das Bedenkliche des Geschäftes, denn als Theilnehmer an solchen Unterredungen könne er auch für einen Helfer gehalten und mit dem Tode bestraft werden. Während wir in dieser Unsicherheit waren, überraschte uns Ediko, führte den Vigila aus unserer Gesellschaft, belog ihn, er wolle ihm wegen des Anschlags Bescheid sagen, und trug ihm auf, das Gold, welches unter seine Mitverschwornen vertheilt werden sollte, herbeizuschaffen. Darauf entfernte er sich. Da ich forschte, was Ediko zu Vigila gesagt habe, gab dieser sich Mühe mich zu täuschen, während er selbst getäuscht wurde. Er hehlte den wahren Grund und behauptete, Ediko habe ihm gesagt, daß Attila wegen der Ueberläufer auch ihm selbst zürne. Entweder müsse Attila alle Ueberläufer zurückerhalten, oder es müßten Gesandte vom höchsten Range zu ihm kommen.

Indem wir dies besprachen, kamen Leute des Attila und erklärten, daß weder Vigila noch wir einen römischen Kriegsgefangenen oder einen Barbarensclaven oder Rosse oder irgend etwas Anderes außer Lebensmitteln kaufen dürften, bis die Streitpunkte zwischen Römern und Hunnen ausgeglichen seien. Schlau war dies ausgedacht und mit Absicht von dem Barbaren befohlen, damit er den Vigila leichter auf der That ertappe. Denn er nahm ihm jede Ausflucht, unter der er das Gold herzubringen konnte. Uns aber zwang Attila unter dem Vorwand,

daß er eine Antwort mit der Gesandtschaft senden werde, die Ankunft des Onegis zu erwarten, damit auch dieser Geschenke erhalte, die wir ihm spenden wollten und die der Basileus geschickt hatte. Denn Onegis war zufällig mit dem ältesten Sohn des Attila entsendet. So hielt Attila uns zurück, und schickte den Vigila mit dem Esla in das Römerland, dem Schein nach wegen der Flüchtlinge, in Wahrheit aber, damit er dem Ediko das Gold herbeischaffe.

Nach Abreise des Vigila weilten wir noch einen Tag in der Landschaft. Am zweiten Tage zogen wir mit dem Attila weiter nach Norden. Einige Tage reisten wir mit den Barbaren, dann schlugen wir einen andern Weg ein, auf Forderung unseres skythischen Geleits, weil Attila in einem Dorfe anhielt, in welchem er die Tochter des Eskam heiraten wollte. Denn obgleich er schon viele Frauen hatte, führte er nach skythischem Brauch auch diese heim. Wir zogen auf bequemem Wege in der Ebene und setzten über schifftragende Flüsse, von denen die nach der Donau größten Drakon, Tigas und Tiphisas heißen. Wir überfuhren sie theils auf einstämmigen Kähnen, deren sich die Anwohner der Flüsse bedienen, theils auf Fähren, welche die Barbaren auf ihren Wagen über die seichten Stellen schaffen. In den Dörfern wurden uns Lebensmittel geliefert, statt des Weizens Hirse, statt des Weines Meth, wie er im Lande genannt wird; auch die Knechte, welche uns folgten, wurden durch Hirse ernährt und erhielten ein Gerstengetränk geliefert, die Barbaren nennen es Kamum*). Als wir einen langen Weg zurückgelegt hatten, lagerten wir in der Dämmerung an einem Teiche, welcher trinkbares Wasser hatte, das die Leute aus dem nächsten Dorfe holten.

Da erhob sich plötzlich ein Wind und Wetter mit Donner,

*) Dieses Dünnbier wurde schon zur Zeit Diocletian's auf römischem Gebiete ausgeschenkt.

unaufhörlichen Blitzen und starkem Platzregen. Er warf uns nicht allein das Zelt um, sondern wälzte auch unser ganzes Gepäck in das Wasser des Teiches. Durch das Getöse in der Luft und den Unfall erschreckt, verließen wir die Stelle, kamen in Finsterniß und Regen auseinander und suchten jeder den Weg, der uns gehbar erschien. Da wir zu den Hütten des Dorfes gekommen waren, — denn alle hatten wir uns einzeln dorthin geschlagen, — traten wir zusammen und suchten mit Geschrei die verlorenen Sachen. Bei dem Lärme sprangen die Skythen heraus, zündeten Rohr an, welches sie zum Feuer verwenden, machten Licht und frugen, was mir mit unserm Geschrei wollten. Als unsere Barbaren antworteten, daß wir durch das Unwetter aufgescheucht wären, riefen sie uns zu sich, nahmen uns auf und gaben uns Herberge, indem sie viele Rohrstengel anbrannten. In dem Dorfe aber herrschte eine Frau, es war eine von den Frauen des Bleda*); sie sandte uns Lebensmittel und hübsche Frauen zum Beilager, denn dies ist eine skythische Artigkeit. Wir dankten den Frauen für die vorgesetzten Gaben und verzichteten auf ihre Gesellschaft. In den Hütten verweilten wir bis zum Tage, dann gingen wir an das Sammeln des Gepäckes und fanden alles, zum Theil auf der Stelle, wo wir am Abend vorher abgeschirrt hatten, zum Theil am Ufer des Teiches, manches auch im Wasser selbst. Und wir verbrachten diesen Tag in dem Dorfe, um alles zu trocknen, denn der Sturm hatte aufgehört und es war heller Sonnenschein. Als wir auch für die Rosse und das übrige Zugvieh gesorgt hatten, gingen wir zu der Königin, begrüßten sie und boten ihr die Geschenke: drei silberne Becher, rothes Leder, indischen Pfeffer, (eingemachte) Palmensprossen und ähnliches Naschwerk, welches bei den Barbaren in Ehre steht, weil es nicht inländisch ist; und wir wünschten ihr Heil für ihre Gastlichkeit.

---

*) Bruder des Attila und bis zu seiner Ermordung Mitregent.

Als wir sieben Tagefahrten gemacht hatten, rasteten wir in einem Dorfe auf die Forderung unserer skythischen Führer, weil Attila auf derselben Straße zog und wir hinter ihm reisen sollten. Dort trafen wir mit Männern der Weströmer zusammen, welche ebenfalls als Gesandte zum Attila kamen. Unter diesen war Romulus, der den Rang eines Comes hatte, dann Promutus, Präfect von Noricum, und Romanus, Oberster einer Heeresabtheilung. Mit ihnen war auch Constantius, den Aëtius dem Attila als Schreiber zugewiesen hatte, und Tatullus, Vater jenes Orestes, der Genosse des Ediko gewesen war. Die letzteren machten nicht als Gesandte, sondern der Gesellschaft wegen mit jenen die Reise, Constantius, weil er die Männer von Italien her wohl kannte, Tatullus aber wegen der Verwandtschaft. Denn sein Sohn Orestes hatte die Tochter des Romulus von Patavis (Passau) in Norikum geheiratet.

Die Gesandten aber kamen, um den Attila zu erweichen. Dieser nämlich wollte, daß ihm Silvanus, der Vorsteher der Wechselbank des Armius*) zu Rom, ausgeliefert würde, weil dieser goldene Becher von einem Constantius angenommen hatte, welcher aus dem westlichen Gallien gebürtig, in früherer Zeit bei Attila und Bleda ebenso Schreiber gewesen war, wie nach ihm der andere Constantius. Damals, als Sirmium im Lande der Päonen von den Skythen belagert wurde, hatte jener Constantius die Becher von dem Bischofe der Stadt empfangen, um damit diesen selbst auszulösen, wenn er das Glück habe, die Eroberung der Stadt zu überleben; wenn er aber getötet würde, so solle Constantius kriegsgefangene Bürger dafür loskaufen. Constantius jedoch achtete nach Zerstörung der Stadt wenig auf

*) Um 446 gehörten die Germanen bereits zu den besten Kunden römischer Goldschmiede. Man ist versucht, den unrömischen Namen der Goldschmiedebank aus deutschem Namen zu deuten. Die Bezeichnung römischer Geschäftslokale durch Schilder reicht in frühere Zeit zurück.

dies Abkommen, er übergab, als er eines Geschäftes wegen nach Rom kam, dem Silvanus die Becher und nahm von ihm das Gold, unter der Bedingung, daß er innerhalb bestimmter Zeit das vorgestreckte Gold zurückgeben und das Unterpfand wiedernehmen werde; wo nicht, so könne Silvanus dasselbe verwenden, wie er wolle. Jenen Constantius hatten Attila und Bleda später gekreuzigt, weil er ihnen des Verraths verdächtig war. Nachmals aber erfuhr Attila die Geschichte mit den Bechern und forderte, daß Silvanus ihm ausgeliefert würde, weil er ein Dieb seines Eigenthums sei. Demnach kamen die Gesandten, von Aëtius und dem Basileus der Weströmer geschickt, um zu erklären, Silvanus habe als Gläubiger des Constantius die Becher pfandweise und nicht durch Diebstahl erhalten, und er habe dieselben gegen Geld an irgend welche Geistliche verkauft, denn es sei den Menschen nicht erlaubt, zu eigenem Bedarf Kelche zu verwenden, welche Gott geweiht sind. Wenn Attila nicht durch eine so wohlbegründete Ausrede und aus Scheu vor dem Göttlichen sich abhalten lasse, die Becher zu fordern, so sendeten sie ihm den Werth derselben in Gold, den Silvanus aber bäten sie frei, denn sie könnten einen Menschen nicht ausliefern, der kein Unrecht gethan. Dies nun war der Grund zu der Gesandtschaft dieser Männer, und sie harrten, daß der Barbar sie mit einer Antwort zurückschicken werde.

Wir machten denselben Weg, harrten, bis Attila voraus fuhr, und folgten mit dem ganzen Haufen. Wir überschritten einige Flüsse und kamen endlich zu einem sehr großen Dorfe, in welchem, wie man sagte, stattlichere Häuser des Attila waren, als irgendwo anders. Sie waren aus Balken und schön geglättetem Tafelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun geschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck verfertigt war. Nächst dem Hause des Königs war das des Onegis ansehnlich. Auch dies hatte eine hölzerne Umfriedung, aber sie war nicht wie die des Attila mit Thürmen geziert. Nicht

weit von der Umfriedung war ein Bad, welches Onegis, nach dem Attila der Vermögendste unter den Skythen, aus Steinen gebaut hatte, die aus dem Lande der Päonen herbeigeschafft waren. Denn die Barbaren jener Landschaft haben nicht Stein, nicht Baum, sondern verwenden eingeführtes Bauholz. Der Baumeister des Bades war als Kriegsgefangener von Sirmium herzugebracht; er wurde in seiner Hoffnung getäuscht, als Lohn für dieses Werk die Freiheit zu erhalten, ja die Last seiner skythischen Sclaverei wurde nur größer, denn Onegis stellte ihn als Bader an, und er bediente ihn und die Seinen beim Bade.

Als Attila in dieses Dorf einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her unter feinen weißen Schleiern, welche sie hoch ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier, der von den Mädchen unter ihm mit den Händen gehalten wurde, sieben und mehr Mädchen schritten; es waren aber viele solcher Frauenreihen unter den Schleiern, und sie sangen skythische Gesänge. Da man nahe an die Häuser des Onegis gekommen war, — denn der Weg nach dem Königsschloß führte hindurch, — trat die Gemahlin des Onegis daraus hervor mit vielen Mägden, von denen die einen Zukost, andere Weine trugen, — denn dies ist bei den Skythen die größte Artigkeit, — sie huldigte dem Attila und bat ihn anzunehmen, was sie ihm aus gutem Herzen darbiete. Er aber, huldvoll gegen die Gattin eines vertrauten Mannes, aß auf dem Pferde sitzend, indem sein Barbarengefolge die Tafel, welche von Silber war, in die Höhe hielt. Er kostete auch von dem Becher, der ihm entgegengehalten wurde, und zog dann in das Königsschloß, welches die andern Häuser überragte und auf einer hohen Stelle lag. Wir aber blieben auf den Befehl des Onegis in dessen Wohnung, denn Onegis war mit dem Sohne des Attila angelangt. Und wir speisten dort, indem uns die Gattin und die Vornehmen seines Geschlechtes aufnahmen. Aber er selbst war gerade zum ersten Mal nach seiner Rückkehr bei Attila, diesem über den Erfolg

seiner Sendung zu berichten und über das Unglück, welches dem Sohne des Attila zugestoßen war. Denn dieser war ausgeglitten und hatte die rechte Hand gebrochen. Deshalb hatte Onegis keine Muße mit uns zu schmausen.

Nach dem Mahl verließen wir die Wohnung des Onegis und schlugen nahe bei den Gebäuden des Attila die Zelte auf, damit Maximinus, der zum Attila eingehen oder doch mit seiner Umgebung verhandeln mußte, nicht weit entfernt sei. Nachdem wir diese Nacht an der Stelle verbracht hatten, wo wir abgeschirrt, sandte mich Maximinus bei anbrechendem Tage zu Onegis, damit ich diesem die Geschenke gäbe, welche er selbst spendete und welche der Basileus an ihn sandte, und damit er erführe, ob und wann Onegis mit ihm sich unterreden wolle. Ich ging also mit den Dienern, welche die Gaben trugen, zu Onegis, und da die Thüren noch geschlossen waren, wartete ich, bis Jemand herauskäme, unsere Ankunft zu melden.

Als ich mich verweilte und den Zaun der Wohnung umschritt, kam einer heran, den ich nach seiner skythischen Tracht für einen Barbaren hielt, und begrüßte mich mit hellenischer Rede, indem er sagte: „Chaire", so daß ich mich wunderte, wie doch ein skythischer Mann hellenisch rede. Denn da sie sehr gemischt sind, bedienen sie sich außer ihrer eigenen barbarischen Sprache entweder der hunnischen oder der gothischen oder auch der italischen, wenn einer gerade mit den Römern Verkehr hat; und nicht leicht spricht einer von ihnen Griechisch, außer den Kriegsgefangenen, die sie bei der Einnahme von Thrakien und Illyrien fortgeführt haben. Diese aber waren leicht zu erkennen, sowie man sie ansah, an ihren zerrissenen Kleidern und dem struppigen Haupt als Leute, die in das Unglück gekommen sind. Dieser jedoch glich einem wohlhabenden Skythen, er war gut gekleidet und trug das Haupt rundumschoren. Ich grüßte ihn wieder und frug ihn, wer er sei, und woher er in das Barbarenland gekommen wäre und die skythische Lebensart angenommen hätte.

Er antwortete, weshalb ich dies wissen wolle, ich aber sagte, die Ursache meines Forschens sei seine hellenische Sprache. Da lachte er und erzählte mir, daß er von Herkunft ein Grieche sei; in Handelsgeschäften war er nach Viminacium gekommen, eine Stadt in Mysien an der Donau. Dort wohnte er lange Zeit und heiratete eine reiche Frau. Sein Wohlstand aber ging zu Grunde, als die Stadt unter die Barbaren kam, und weil er reich war, schied ihn Onegis bei der Theilung der Beute für sich aus; denn unter den reichen Gefangenen hatten nach dem Attila die Häuptlinge der Skythen die Wahl, weil sie über die größte Zahl gesetzt waren. In den späteren Kämpfen gegen die Römer und das Volk der Akatziren kämpfte er wacker mit und gab seinem Barbarenherrn nach skythischem Gesetz ab, was er im Kriege gewonnen hatte. Dadurch erlangte er die Freiheit. Er hatte auch ein Barbarenweib geheiratet und von ihr Kinder. Und er war Tischgenosse des Onegis und hielt, wie er sagte, die Gegenwart für besser, als sein früheres Leben, denn bei den Skythen lebe man, wenn nicht Krieg sei, in Muße. Man genießt alles, was man hat, und wird gar nicht oder nur wenig belästigt. Bei den Römern aber gehe man leicht im Kriege unter, die Hoffnung der Rettung müsse man auf Andere stellen, da die Tyrannei nicht gestatte, daß Jemand Waffen trage. Auch den Bewaffneten sei die Nichtswürdigkeit der Feldherren verderblich, welche den Krieg nicht verstünden. Im Frieden aber sei das Schicksal noch härter, als die Uebel des Krieges, wegen der sehr harten Eintreibung der Steuern und der Quälerei durch die Schlechten, da die Gesetze nicht für Jedermann da wären. Denn gehört der Uebertreter des Gesetzes zu den Reichen, so erhält er für seine Ungerechtigkeit keine Strafe; wenn er aber arm ist und in Rechtssachen nicht Bescheid weiß, so verfällt er der Schwere des Gesetzes, falls er nicht etwa, nachdem lange Zeit verstrichen und der größte Theil seines Vermögens darauf gegangen ist, noch vor

dem Urtheilsspruch aus dem Leben scheidet. Das Ungerechteste aber von Allem ist die Bezahlung, welche die Rechtsleute erhalten, denn dem Geschädigten öffnet sich das Gericht nicht, wenn er nicht etwas Silber dem Richter und seinen Dienern hinlegt.

Dies und vieles Andere brachte er vor. Ich aber entgegnete und sagte ihm, er möge freundlich auch meine Meinung hören. Darauf sprach ich, wie die Gründer des römischen Staates zu weise und gute Männer gewesen wären, um die Geschäfte des Staats in Unordnung zu lassen, und deshalb haben sie verordnet, daß die Einen Wächter des Gesetzes sein, die Andern um Waffen und Kriegswerk sorgen sollen; diese letztern dürfen sich um nichts Anderes kümmern, als daß sie zum Kampf bereit sind, und daß sie durch die unablässige Zucht muthig werden, in den Krieg zu gehen, indem ihnen die Furcht durch die Gewöhnung genommen wird u. s. w. — So fuhr ich fort. Und er antwortete unter Thränen: „Die Gesetze sind wol schön und das römische Staatswesen ist gut, aber die Regierenden haben nicht die Gesinnung der Alten und richten es zu Grunde.“

Während wir dies besprachen, kam Jemand von drinnen und öffnete die Thüren des Zaunes. Ich lief hinzu und frug, was Onegis mache, ich wolle ihm Etwas vom römischen Gesandten ausrichten. Jener antwortete, Onegis werde mir entgegenkommen, wenn ich ein wenig warte, denn er wolle ausgehen. Nicht lange darauf sah ich ihn herauskommen, trat vor und begann: „Der Gesandte der Römer grüßt dich, und ich komme und bringe zugleich seine Geschenke und das Gold, welches dir der Basileus schickt. Der Gesandte wünscht sehr mit dir zusammenzutreffen, wo und wann willst Du mit ihm reden?“ Und er befahl den Anwesenden, das Gold und die Geschenke zu nehmen, mir aber, dem Maximinus zu melden, daß er gleich zu ihm kommen werde. Ich ging also zurück und meldete, Onegis werde kommen. Gleich darauf trat er in das Zelt. Er redete

den Maximinus an, dankte ihm und dem Kaiser für die Geschenke und frug, in welcher Absicht er nach ihm geschickt habe. Dieser aber begann, es sei eine gute Gelegenheit, daß Onegis höheren Ruhm bei den Menschen erhalte, wenn er zum Basileus komme, die Streitigkeiten durch seine Klugheit schlichte und die Eintracht zwischen Römern und Hunnen herstelle. Dadurch werde er nicht allein beiden Völkern Heil bringen, sondern auch seinem Hause vieles Gut erwerben, denn für immer würden er und seine Söhne dem Basileus und dessen Geschlecht werth sein. Onegis aber sprach: „Was muß man thun, um dem Basileus angenehm zu werden, und wie kann durch mich der Streit beendet werden?“ Der Gesandte antwortete, wenn Onegis in das Römerland gehe, werde er dem Basileus Dank abstatten, und er werde die Händel entscheiden, indem er ihre Veranlassung suche und diese gemäß dem Friedensvertrag entferne. Onegis aber versetzte, er könne dem Basileus und seiner Umgebung nur sagen, was Attila wolle. „Oder glauben die Römer,“ sprach er, „mich durch Bitten so zu umgarnen, daß ich den Herrn verrathe und nicht gedenke meiner Erziehung bei den Skythen, meiner Frauen und Kinder? Höher achte ich den Dienst bei Attila, als den Reichthum der Römer. Ich werde euch aber mehr in meiner Heimat nützen, wenn ich den Unwillen meines Herrn da besänftige, wo er den Römern zürnt, als wenn ich zu euch komme und mich einem Vorwurf aussetze, indem ich anders entscheide, als meinem Herrn gut dünkt.“ So sprach er und meinte, ich solle den Vermittler machen, wenn wir ihn Etwas zu fragen hätten; denn dem Maximinus, der die Würde hatte, war ein fortwährendes Heimsuchen nicht anständig. So entfernte er sich.

Ich aber ging am folgenden Tage in die Umfriedung des Attila und brachte seiner Gattin Geschenke. Kerka war ihr Name, und Attila hatte von ihr drei Söhne, deren ältester über die Akatziren und die übrigen Völker herrschte, welche an dem sky-

thischen Pontus hausen. Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude, theils aus geschnitztem und zierlich gefügtem Täfelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen auseinander gestellt waren, und bekrönt mit geschweiftem zusammenschwingendem Holzwerk. Diese Bögen fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe*). Dort wohnte die Gattin des Attila. Ich erhielt durch die Barbaren an der Thür Einlaß und traf sie auf weichem Lager liegend, der Boden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, so daß man auf diesen ging. Um sie standen eine Menge Dienerinnen im Kreise, und Dienerinnen saßen auf dem Boden ihr gegenüber und stickten bunte Farben in feine Leinwand, welche zum Schmuck den Barbarenkleidern aufgesetzt wird. Ich trat heran, begrüßte und gab die Geschenke.

Als ich herausging und zu den anderen Gebäuden kam, in denen Attila wohnte, wartete ich, bis Onegis herauskäme, der sich darin befand. Ich stand mitten unter dem Haufen, denn ich war den Wachen des Attila und den Barbaren des Gefolges bekannt, und wurde von nichts zurückgehalten, da sah ich den Haufen in Bewegung, Auflauf und Lärm an dem Platze, weil Attila hervorkommen sollte. Er trat aus dem Hause, schritt würdig einher und schaute hierhin und dorthin. Er ging mit dem Onegis auf und ab, dann stand er vor dem Hause, und Viele, welche Zwist mit einander hatten, traten herzu und empfingen seinen Bescheid. Darauf kehrte er in das Haus zurück, und empfing Gesandte der Barbaren, die zu ihm kamen.

Während ich noch auf den Onegis wartete, redeten mich die Gesandten an, welche wegen der goldenen Becher aus Italien zum Attila gekommen waren, Romulus, Promutus und Romanus, mit ihnen Rusticius, der mit dem Constantius zu thun

*) Es sind die Lauben, Löben der alten Häuser bei Niederdeutschen und Franken.

hatte, und ein gewisser Constantiolus, ein Mann aus dem Päonenlande, das unter Attila stand; sie frugen, ob wir entlassen wären oder noch bleiben müßten. Ich sagte, daß ich an der Umfriedung harre, um dies von Onegis zu erfahren. Und ich frug sie wieder, ob ihnen Attila Sanftes und Mildes wegen ihrer Gesandtschaft geantwortet habe. Sie aber sagten, er hätte durchaus nicht seine Meinung geändert, sondern drohe mit Krieg, wenn ihm nicht Silvanus oder die Kelche geschickt würden. Und da wir über den Wahnsinn des Barbaren staunten, nahm Romulus das Wort, ein Mann von Botschafterrange und sehr geschäftskundig, und sagte: „Sein hohes Glück und die Macht, die er durch das Glück erwarb, haben ihn so hochfahrend gemacht, daß er gerechtes Wort nicht mehr annimmt, wenn es sich nicht seinem Gutdünken fügt. Keiner, der über Skythien oder ein anderes Land geherrscht, hat jemals in Kurzem so Großes vollbracht. Er waltet über den Inseln im Nordmeer, und außer dem ganzen Skythenland hat er auch die Römer tributpflichtig gemacht. Er begehrt aber zu dem, was er hat, noch mehr, noch höher will er seine Herrschaft stellen und will in das Land der Perser ziehen." Als aber Einer von uns frug, auf welchem Wege er denn zu den Persern kommen könne, versetzte Romulus: „Kein großer Raum trennt das Mederland von Skythien, und die Hunnen sind nicht unkundig dieses Weges; denn vor Zeiten sind sie schon dort eingefallen, als Hunger in ihrem Lande war und die Römer wegen des Kriegs, den sie damals führten, nicht entgegentraten. Es drangen aber in das Mederland die Hunnen Basich und Kursich, welche später nach Rom kamen wegen eines Waffenbündnisses, Männer von den königlichen Skythen und Herren über viel Volk. Und diese sagten, sie wären auf dem Marsche in ein wüstes Land gekommen und hätten über einen See gesetzt — Romulus hielt ihn für die Mäotis — dann hätten sie nach fünfzehn Tagefahrten ein Gebirge überstiegen und wären im Mederland eingefallen. Als sie dort raubten und

den Grund verwüsteten, kam ihnen ein Perserheer entgegen, das die Luft über ihnen durch die Menge der Pfeile füllte, so daß sie der drohenden Gefahr rückwärts ausweichen und über das Gebirge zurückgehen mußten mit geringer Beute, denn die meiste wurde durch die Meder weggenommen. Da sie aber die Verfolgung der Feinde fürchteten, wandten sie sich auf eine andere Straße, zogen bei der Flamme vorüber, welche aus unterseeischem Gestein aufschlägt, und kamen in ihre Heimat mit der Kunde, daß das Skythenland nicht durch weite Räume von den Medern getrennt sei. Wenn nun Attila gegen dasselbe Land ziehen will, wird er keine große Schwierigkeit haben und keinen langen Weg zurücklegen, so daß er auch die Meder, Parther und Perser unterwerfen und zwingen wird, sich zur Lieferung des Tributs zu stellen. Denn er hat eine streitbare Macht, welche kein Volk aushalten kann." Da wir nun flehentlich wünschten, daß er gegen die Perser ziehen und den Krieg auf diese richten möchte, sagte Constantiolus: „Ich befürchte, daß Attila auch die Perser leicht unterwerfen und uns dann nicht als Freund, sondern als Herr überkommen wird. Denn jetzt nimmt er Gold von den Römern seines Amtes wegen; wenn er aber auch die Parther, Meder und Perser unterwerfen sollte, so würde er nicht mehr ertragen, daß römisches Gebiet seine Herrschaft unterbricht; dann wird er die Römer offenbar für Knechte achten und wird noch Schwereres auflegen und unleidliche Befehle." Es war aber das Amt, welches Constantiolus erwähnte, das eines römischen Feldherrn, und wegen des Amtes nahm Attila an, daß ihm vom Basileus der Betrag des Feldherrngehaltes herausgeschickt wurde. Jener sagte nun: „Nach dem Siege über Meder, Parther und Perser wird er diesen Namen, mit welchem ihn die Römer zu nennen belieben, und das Amt, womit sie ihn zu ehren gewohnt sind, abschütteln und dieselben zwingen, ihn nicht als Feldherrn, sondern als Basileus anzuerkennen, denn schon jetzt erklärt er seinen Groll darüber, daß seine Dienstmannen Feldherrn des

Basileus sind, die Herrscher der Römer aber ihm an Würde gleich. Und das Wachsthum seiner Macht wird in nicht ferner Zeit erfolgen. Dies verkündet auch die Gottheit. Sie hat das Schwert des Ares ans Tageslicht gebracht. Dieses heilige und bei den skythischen Königen hochgeehrte Schwert war dem Walter des Krieges geweiht, es war in alten Zeiten verschwunden und ist jetzt wieder durch ein Rind ausgescharrt." Während jeder etwas über den Stand der Dinge sagen wollte, kam Onegis heraus, wir traten zu ihm und suchten von ihm etwas über unsere Angelegenheiten zu erfahren. —

Nach der Rückkehr in das Zelt erschien der Vater des Orestes und meldete, daß Attila uns beide zum Mahle lade, es werde zur neunten Tagesstunde sein. Wir beobachteten die rechte Zeit, und zum Mahle gerufen traten wir und die Gesandten der Weströmer ein und standen auf der Schwelle dem Attila gegenüber. Die Weinschenken boten einen Becher nach der Landessitte, damit auch wir, bevor wir niedersaßen, den Heilwunsch aussprechen sollten. Als wir dies gethan und aus dem Becher gekostet hatten, gingen wir zu den Sesseln, auf denen man bei der Mahlzeit sitzen mußte. Alle Sessel standen längs den Wänden des Saales, auf den beiden gegenüber liegenden Seiten. In der Mitte aber saß auf einem Tafelbett Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett, von dem einige Stufen auf sein Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge schmuckvoll verhüllt war, so wie die Hellenen und Römer den Brautleuten ihr Lager zurichten. Für die vornehmste Reihe der Tafelnden hielten sie die rechte Seite des Attila, für die zweite aber die linke, in welcher wir waren. Doch saß über uns Berich von edlem Skythengeschlecht. Denn Onegis saß auf einem Sessel zur rechten Seite des königlichen Bettes, und gegenüber dem Onegis saßen auf einem Sessel zwei Söhne des Attila, der älteste aber saß auf dem Tafelbett des Königs, nicht nahe an ihm, sondern an der Ecke, und blickte aus Ehrfurcht vor dem

Vater zu Boden. Als wir alle nach dem Range saßen, kam der Weinschenk und bot dem Attila eine Schaale Wein. Er nahm sie und grüßte den ersten im Range. Wer durch den Gruß geehrt wurde, stand auf und durfte sich nicht eher setzen, bis er entweder gekostet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem sitzenden Attila aber bezeigten auf dieselbe Weise alle Anwesenden ihre Ehrfurcht, indem sie die Becher nahmen und nach dem Heilwunsch daraus tranken. Jedem aber wartete ein besonderer Schenk auf, der nach der Reihe eintreten mußte, wenn der Schenk des Attila abtrat. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden waren, empfing Attila auch uns in gleicher Weise nach der Ordnung der Stühle.

Als mit diesem Gruß Alle geehrt waren, gingen die Schenken hinaus, und zuerst wurde dem Attila ein Tisch vorgesetzt, dann den Andern, je einer für drei, vier oder auch mehr Männer, von denen jeder sich aus den Gerichten des Tisches nehmen konnte, ohne von der Sesselreihe aufzustehen. Und zuerst trat herein der Truchseß des Attila; er trug eine Tafel voll Fleisch, und die Diener, welche Allen aufwarteten, setzten nach ihm Brod und Zukost auf die Tische. Den anderen Barbaren und uns waren leckere Gerichte zugerichtet, welche auf silbernen Scheiben lagen, für den Attila aber lag auf der hölzernen Tafel nichts als Fleisch. Mäßig erwies er sich auch in allem Uebrigen, denn den Männern des Mahles wurden goldene und silberne Becher gegeben, sein Trinkgefäß war von Holz. Schlicht war auch sein Gewand, es zeigte keine andere Sorgfalt, als daß es rein war; auch sein umgegürtetes Schwert und die Bänder der Barbarenschuhe, auch das Geschirr des Rosses waren nicht wie bei den übrigen Skythen mit Gold oder Steinen oder anderen Kostbarkeiten geschmückt. Und als die Speisen des ersten Ganges verzehrt waren, standen wir alle auf, und nicht eher kam der Stehende in den Sessel, als bis nach der früheren

Reihenfolge jeder einen vollen Becher Wein, der ihm gereicht wurde, austrank und für Attila Heil erflehte. Als er auf diese Weise geehrt war, saßen wir nieder, und jedem Tisch wurde die zweite Tafel aufgesetzt, welche andere Gerichte hatte. Nachdem sich Alle auch von diesen bedient hatten, standen wir auf dieselbe Weise auf, tranken wieder aus und setzten uns. Als es Abend wurde, zündete man Fackeln an, und zwei Barbaren, welche dem Attila gegenübertraten, sagten verfaßte Lieder her, worin sie seine Siege und Kriegstugenden besangen. Auf die Sänger schauten die Gäste, die einen freuten sich über die Gedichte, die andern dachten an ihre Kämpfe und wurden begeistert, manche aber weinten, denen durch die Zeit der Leib kraftlos geworden war und der wilde Muth zur Ruhe gezwungen.

Nach den Gesängen trat ein skythischer Narr ein, welcher Seltsames, Unsinniges und Albernes herausstieß und Allen Gelächter erregte. Nach ihm erschien Zerkon, der Maurusier, lächerlich durch seine Häßlichkeit und sein Stammeln, denn er war zwerghaft, buckeligt, krumm von Beinen, mit einer Nase, die so aufgestülpt war, daß man sie kaum vor den Nasenlöchern sah. Attila konnte seinen Anblick gar nicht ertragen, aber Bleda hatte sich sehr über ihn belustigt, er hielt ihn um sich beim Mahle und im Felde, wo er ihn aus Spaß in eine Rüstung steckte. Auch eine Frau hatte er ihm gegeben von edlem Geschlecht, die zu den Dienerinnen der Königin gehörte, aber wegen eines Frevels nicht mehr in ihre Nähe durfte. Nach dem Tode des Bleda schenkte Attila diesen Zerkon dem Aëtius, dem Feldherrn der Weströmer. Dadurch war der Mensch von seiner Frau getrennt worden. Jetzt hatte ihm Ediko gerathen, den Attila anzugehen, und hatte ihm alle Unterstützung versprochen, damit er seine Frau wieder erhalte. Aber die Hoffnung des Zerkon war eitel, weil Attila ihm zürnte, daß er in sein Land zurückgekommen war. Er nahte also in der guten Stunde des Mahles und erregte Allen durch Aussehen, Tracht, Stimme und

die zusammengestammelte Rede, welche Lateinisch, Hunnisch und Gothisch durcheinander mengte, ein unauslöschliches Gelächter. Nur dem Attila nicht. Denn dieser blieb unverändert und sein Antlitz ohne Bewegung, und weder im Wort noch im Thun zeigte er Heiterkeit, außer daß er den jüngsten seiner Söhne, Irnach war sein Name, als dieser eintrat und zu ihm kam, an der Wange zog und mit freundlichen Augen anblickte. Als ich mich aber wunderte, daß er die andern Kinder nicht beachte und für dieses Neigung habe, erzählte mein Tischnachbar, ein Barbar, welcher der lateinischen Sprache kundig war und mich zuvor ermahnt hatte, nichts von seinen Reden weiter zu sagen, daß die Wahrsager dem Attila verkündet hätten, sein Geschlecht werde herunterkommen, durch diesen Sohn aber wieder erhöht werden. Als sie das Gelag in die Nacht hineinzogen, wollten wir endlich nicht mehr dem Trunk Bescheid thun und entfernten uns.

Da es Tag wurde, gingen wir zum Onegis und sagten, wir müßten abgefertigt werden und nicht unnütz die Zeit verbringen. Er beschied, Attila wolle uns entsenden. Kurz darauf berieth er mit den Häuptlingen über die Forderungen des Attila und verordnete den Brief an den Basileus im Beisein der Schreiber und des Rusticius, der aus Obermysien gebürtig und im Kriege gefangen, wegen seiner Sprachkunde den Barbaren bei Abfassung der Briefe half.

Unterdeß lud auch die Kerka, die Gemahlin des Attila, uns zur Tafel ein bei dem Adames, der ihre Geschäfte besorgte. Wir gingen zu ihm mit einigen Häuptlingen des Volkes und fanden Unterhaltung. Denn er nahm uns mit holdseligen Worten auf und mit auserlesener Mahlzeit, und jeder von den Anwesenden stand auf und bot uns mit skythischer Höflichkeit einen vollen Becher, und wenn man ausgetrunken, fiel er einem um den Hals und küßte und nahm den Becher zurück. Nach der Mahlzeit aber gingen wir in das Zelt und legten uns schlafen. Am andern Tage lud uns Attila wieder zum Mahle, und in der frühern

Weise traten wir zu ihm ein und begingen die Ordnung des Mahles. Es traf sich aber, daß auf dem Tafelbett bei ihm nicht sein ältester Sohn saß, sondern Oëbarsios, seines Vaters Bruder.

Während des ganzen Mahles war er mit Reden freundlich gegen uns und befahl uns dem Basileus zu melden, er möge dem Constantius, den Attila vom Aëtius als Schreiber erhalten hatte, die versprochene Frau geben. Denn als Constantius zum Basileus Theodosius mit den abgeordneten Gesandten des Attila gekommen war, hatte er versprochen, dafür zu sorgen, daß der Friede zwischen Römern und Skythen lange Zeit bewahrt werde, wenn man ihm eine reiche Frau gebe. Damit war der Basileus einverstanden gewesen. — Deshalb befahl zur Zeit des Mahles der Barbar dem Maximinus, er möge seinem Herrn sagen, man dürfe nicht den Constantius um seine Hoffnung täuschen, denn es sei nicht königlich, unwahr zu sein. Dies trug aber Attila auf, weil Constantius versprochen hatte dem Attila Geld zu geben, wenn ihm ein Weib aus den reichen Römern vermählt werde.

Als das Mahl vorüber war, vergingen nach der Nacht noch drei Tage, da wurden wir entlassen und mit den herkömmlichen Geschenken geehrt. Attila befahl auch allen Großen seines Gefolges, den Maximinus zu beschenken, und jeder sandte diesem ein Roß. Es sandte aber Attila mit uns den Berich, welcher bei dem Gastmahl über uns gesessen hatte, als Gesandten zum Basileus. — Auf dem Wege begegneten wir dem Vigila, der nach Skythien zurückkehrte. Wir sagten ihm, was Attila auf unsere Gesandtschaft geantwortet hatte, und setzten die Reise bis Constantinopel fort.

Als aber Vigila da angekommen war, wo Attila gerade weilte, kamen Barbaren, die dazu angestellt waren, umringten ihn und nahmen ihm den Schatz ab, welchen er dem Ediko zuführte. Er wurde vor den Attila geführt und gefragt, wozu er so viel Geld bringe, und er antwortete, aus Vorsorge für

sich selbst und die Begleiter, damit er nicht durch Mangel an Lebensmitteln oder durch Schwäche der Pferde oder auch durch Verlust der Zugthiere auf dem langen Wege in der Besorgung seiner Botschaft gehindert werde. Außerdem sei es ihm zum Rückkauf der Kriegsgefangenen übergeben worden, denn viele Römer hätten ihn gebeten, ihre Angehörigen auszulösen. Aber Attila sprach: „Du schnödes Thier" — er meinte den Vigila — „du wirst nicht durch deine Ausreden das Recht täuschen, und kein Vorwand wird dir helfen der Strafe zu entrinnen, denn größer ist dein Schatz, als der Bedarf deiner Ausrüstung, und um dafür Pferde und Zugthiere zu kaufen und um die Kriegsgefangenen zu lösen, was ich dir schon verboten habe, als du mit dem Maximinus zu mir kamst." So sprach er und befahl den Sohn des Vigila, welcher damals das erste Mal in das Barbarenland mitgereist war, mit dem Schwerte zu töten, wenn Vigila nicht bekenne, wem und zu welchem Zweck er den Schatz herzuführe. Als Vigila sah, daß sein Sohn vor dem Tode stand, wandte er sich zu Thränen und Wehklagen und schrie, es sei recht, das Schwert gegen ihn zu zücken und nicht gegen den Jüngling, der kein Unrecht gethan. Und ohne Verzug erzählte er, was von ihm und dem Ediko und dem Eunuchen und dem Basileus verhandelt war, und flehte unablässig, man möge ihn töten, den Sohn aber entlassen. Da Attila erkannte, daß Vigila nichts von dem verhehlte, was Ediko ausgesagt hatte, befahl er ihn in Bande zu legen, und drohte ihn nicht eher zu entlassen, bis er den Sohn abgeschickt habe, um ihm andere fünfzig Pfund Gold für ihre Lösung zu bringen. Vigila wurde in Bande gelegt, der Sohn kehrte in das Römerland zurück, und Attila sandte auch den Orestes und Esla in die Stadt Constantin's.

Und er befahl dem Orestes, die Tasche, in welche Vigila das Gold für Ediko hineingethan hatte, um seinen Hals zu hängen, wenn er beim Basileus eintrete, diesem die Tasche zu zeigen und den Eunuchen zu fragen, ob er sie wiedererkenne.

Esla aber sollte mündlich sagen, eines edlen Vaters Sohn sei Theodosius, edel sei auch Attila geboren, und er habe den Adel, der ihm von seinem Vater Mundiuch überkommen sei, wohl bewahrt, Theodosius aber habe den seinen verloren und sei des Attila Knecht geworden, da er sich zur Zahlung eines Tributes verstanden. Er handle also nicht recht, daß er dem bessern Mann, den ihm das Schicksal zum Herrn gesetzt habe, wie ein elender Bauer diebisch nachstelle, und nicht anders könne er ihm Buße geben für seine Schuld, als wenn er den Eunuchen zur Bestrafung heraussende. — Diese also kamen mit solcher Botschaft nach Constantinopel."

Soweit der Bericht des Priscus. Der Eunuch, welcher gerade auch von Westrom in Anspruch genommen wurde, entwand sich den Forderungen des mächtigen Gegners Attila. Der stolze Barbar verzieh endlich auch ihm, er wurde kurz darauf, nach dem Tode seines Kaisers, doch hingerichtet. Auch Theodosius sank ruhmlos in das Grab, und Attila setzte mit seinen Nachfolgern dasselbe wilde Spiel fort, der hunnische Löwe mit den Katzen von Byzanz. Aber sogar Attila erfuhr die Ungunst des Geschickes; nicht alle Germanen vermochte er in seiner schön geglätteten Halle zu sammeln, sein Andrang gegen den Westen wurde durch deutsche Kraft und das Feldherrntalent des Aëtius gedämmt. In der Catalaunischen Schlacht, wo die Bäche zu Blutströmen wurden, vermochte Attila nicht zu siegen, und nur die Uneinigkeit seiner Gegner bewahrte ihn vor einer Niederlage. Aber so lange er lebte, blieb er doch der große Gebieter Europa's, und als er starb, — wie erzählt wird, auf dem Brautlager mit einer deutschen Hilda, — bestatteten die Hunnen den größten Fürsten ihrer Zeit in der ungarischen Ebene, und die Sage der Germanen bemächtigte sich eifrig seiner Gestalt; sie trug sein Bild durch Jahrhunderte, die Farben verblichen, nur einige Züge hafteten fest; daß er mild war gegen

seine Treuen, ein vornehmer und höflicher Mann, hochsinnig und ein Mann von Ehre nach den Begriffen seiner Zeit, das dauerte auf deutschem Grunde in dem Gedächtniß der Menschen, Anderes verdämmerte im Dunkel der Vorzeit. Aber wer jetzt den zweiten Theil des Nibelungenliedes liest, das an der Scheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Lieder vom Untergange der Burgunder bei Attila zusammenfaßte, der wird mit Erstaunen sehen, wie treu in der Poesie des Volkes hinter dürftiger Zuthat aus der Ritterzeit die gastliche Halle des Attila und das Völkergewühl um seinen Haushalt bewahrt liegt. Denn Sitte und Brauch des fünften Jahrhunderts blicken mit unzerstörten Zügen hervor, Heiden und Christen an fremdem Hofe, auch das Christenthum nur wie äußerlich aufgehängt, die stolzen Häuptlinge von deutschem Stamm neben den Hunnen, die wilde Todesverachtung und der unbändige Heldenmuth der Wanderzeit. Sogar die Art zu kämpfen, die Begrüßung der Fremden, die Pflichten der Gastlichkeit; endlich die Fahrt zu Attila's Land, die Wächter der Grenze, der wilde Fährmann, die Schicksalsfrauen, welche im Wasser baden, alles ist sehr alterthümlich und treu aus Leben und Empfindung der wandernden Geschlechter bewahrt. Solche Dauer läßt uns ahnen, wie mächtig und voll der Sagenstrom war, welcher unter der Decke der lateinischen Bildung zur Zeit der Karolinger, der Sachsen- und Frankenkaiser durch die Seele des deutschen Volkes zog.

3.

Aus der Wanderzeit.

Deutsches Heldenthum.

In dem Gewühl der Völker suchen wir Schicksal und Gemüth des einzelnen Menschen. Was diese Sturmzeit dem Germanen gab und nahm, möchten wir aus seiner Seele herauslesen.

In dem Leben des Kleinen wird schneller Wechsel von Glück und Elend häufig, hoher Sinn und schwere Frevelthat stehen auch in ihm neben einander. Wer hart ist an Leib und Geist, wer Anderer Sinn zu leiten versteht und im Kampfe dauert, der mag wol die braune Wolljacke mit dem goldgeschmückten Kleide eines römischen Patriciers vertauschen und seinen Bundschuh von Rinderhaut mit einer Purpursocke. Auch als Anführer verlorner Gesellen kann er ein Kriegsmann werden, um dessen Freundschaft Könige werben; in den Waffen aber, in der Beute und in der Treue seiner Genossen liegt alles Heil. Unheimlich sind zuweilen die Pfade, auf denen der Germane das höchste Glück erwirbt: reiches Gut nach eigenem Gefallen zu genießen und in dem Liede seiner Genossen gerühmt zu werden. Um das Jahr 355 kam ein Deutscher, Charietto, wandernd über den Rhein, ein riesiger Gesell von ungeheurer

Kraft, an Blutarbeit und Raub gewöhnt. Als er zu Trier einige Zeit lag, hörte er, daß die Chamaven plündernd in der römischen Grenzprovinz eingefallen waren, durch das Land zogen, die Häuser ausbrannten und die Leute quälten. Niemand bändigte ihre Raubzüge. Das ärgerte den Fremden aus irgend einem Grunde, vielleicht weil er selbst mit den Einbrechern verfeindet war, und ihm deuchte gut, für sich allein gegen die Chamaven ins Feld zu ziehen. Die Plünderer drangen in kleinen Haufen zur Nachtzeit in Städte oder Landhäuser, am Tage bargen sie sich in Wald und Schluchten und verzehrten ihren Raub. Da tauchte auch er in den dichten Wald, umschlich als Nachtgänger den Versteck der Andern, die er sich zu Feinden erkoren hatte, und wenn sie trunken im Schlafe lagen, stieg er wie ein Spuk über sie hin, schnitt so viel Köpfe ab, als er vermochte, und trug sie nach Trier; das trieb er Nacht für Nacht und erregte den Chamaven ein Grauen, sie wußten nicht, woher der Nachtschrat kam, aber sie sahen den Schaden; wie sie sich auch hüteten, ihre Zahl ward unablässig verringert. Der Waldteufel fand einen Genossen, Kerkio, andere Räuber schlugen sich zu ihnen, sie wuchsen zu einem Haufen. Da kam der Cäsar Julianus in die Landschaft, aber ihm wollte es gegen die verborgenen Chamaven nicht glücken, bis Charietto Zutritt verlangte und seinen geheimen Kriegsdienst offenbarte. Darauf nahm der Cäsar den Riesen in Dienst, er ordnete ihm salische Franken zu, die in Nachtarbeit nicht ungeübt waren, und sandte die Haufen als Spürhunde in den Waldversteck der Feinde. Das Mittel erwies sich wirksam, die Plünderer wurden so in die Enge getrieben, daß sie sich mit ihrem Häuptling den Römern ergaben, und der Cäsar steckte den Charietto, die Bande desselben, Salier und Chamaven, in sein Heer. Der finstere Hagestalde bewies sich als tüchtiger und treuer Kriegsmann, eifrig war er als Führer bemüht, der Raubsucht seiner Schaar zu wehren. Er stieg hoch in Julian's Vertrauen, wurde einer der tapfersten Befehlshaber

und im Jahr 366 durch den Pfeil eines Alemannen als Comes Germaniae getötet, während er seine fliehenden Schaaren in den Kampf zurücktrieb *).

Charietto fand an den Grenzen Deutschlands das Glück, welches er suchte, Andere aber zogen ihm weit nach in die Welt.

Wenn große Ansiedlerheere mit Weib und Kind Fahrten von einem Ende Europa's bis zum andern unternahmen, über Berge, durch Ströme, zwischen feindlichen Völkern, so wagten Einzelne oder kleine Haufen kühner Männer noch mehr. Der wanderlustige Sinn trieb den germanischen Abenteurer durch alle Länder der bekannten Welt, war er doch sicher, fast überall Landsleute zu finden. Deutsche Haufen, entweder Franken oder Vandalen, welche Kaiser Probus im römischen Donaulande angesiedelt hatte, brachen um 280 aus und suchten die Heimat. Sie bemächtigten sich im schwarzen Meere einiger Schiffe, fuhren die griechischen Inseln an, stürmten in Syrakus ein, raubten in Karthago, segelten durch die Säulen des Herkules und kamen endlich, nachdem sie sich zu Fuß und Kahn fast um ganz Europa geschlagen hatten, viel bewundert von der Nordsee her in ihrer Heimat an. Mehr als einmal rannten Schiffe der Gothen durch die Propontis an die Küsten Kleinasiens und Afrika's, ihre Haufen lagerten auf der Ebene von Troja und zündeten das vielgeplagte Weltwunder, den Tempel der Diana von Ephesus an; fränkische Reiter in römischem Dienst trabten um das Jahr 400 durch die fruchtbaren Ebenen zwischen Euphrat und Tigris, Geschwader der Alemannen und Sachsen lagen mit ihren Rossen neben Dromedarreitern im arabischen Sande, und Vedetten aus quadischem Stamm bewachten unter den Palmen der kleinen Oase die römischen Feldzeichen. — In Italien

*) Wie sehr diese Gestalt nach dem Herzen des römischen Heeres war, zeigt ihre Erwähnung bei Ammianus, Eunapius, Zosimus. Wahrscheinlich gab es Soldatenlieder über ihn.

erzählten Heruler um das Jahr 550 dem Auditeur des Belisar, daß sie an der äußersten Nordspitze Skandinaviens, auf dem Nordcap gestanden hatten, und sie berichteten dem Griechen aus Cäsarea wahrhaft und genau von ihrer Bekanntschaft mit Finnen und Lappen, und daß ihre Landsleute im Norden vierzigtägiges Sonnenlicht und eben so lange Nacht erlebt hätten. Boten und bewaffnete Haufen führten Geschenke und Fürstenbräute hunderte von Meilen. Ja, die Fahrten gingen über die Grenzen der Römererde hinaus. Als die Ostgothen in Italien durch das oströmische Heer gedrängt wurden, sendeten sie Boten an den Perserkönig Chosroes, um dort einen Krieg gegen Justinian zu erregen, der ihnen Erleichterung verschaffte, und das gelang. Seit die Angeln und Sachsen in England Christen geworden waren, kamen alljährlich fromme Pilger nach Rom zu den Grabstätten der Apostel, und mancher zog noch weiter gen Osten über Byzanz nach dem heiligen Lande. Schon vor dem Jahr 600 beteten die Germanen auf der Richtstätte von Golgatha. Nicht gefahrlos war die Reise in die Fremde, unsicher lag das Ziel vor dem Wanderer in der Dämmerung, zu einer Zeit, wo der Germane die unbehülflichen Landkarten der Römer noch nicht zu deuten vermochte, war ihm Wegeskunde ein schwieriger Erwerb, wer sie nicht besaß, dem mußten die Götter gnädig sein, wenn er den Pfad finden sollte. Aber auch damals fehlten mitleidige Menschen nicht, die dem Bedrängten forthalfen. Um 607 machten die Avaren einen Einfall in Italien, töteten die Männer und führten die Weiber und Kinder als Gefangene in das Avarenland an der untern Donau, unter ihnen fünf kleine Langobardenbrüder aus Forojuli (Civitale in Friaul). Die Kinder wuchsen in elender Knechtschaft eines Avarendorfes zu Jünglingen. Da beschloß einer von ihnen, Leupichis, zu fliehen und das entfernte Italien zu suchen, wo seine Stammgenossen wohnten. Für die Flucht nahm er nur Bogen und Köcher und ein wenig Kost mit; aber

als er die Umgegend des Dorfes hinter sich hatte, wußte er nicht, wohinaus Italien lag. Er selbst hat diese Noth seinen Enkeln erzählt. Als er rathlos um sich blickte, sah er vor sich einen trabenden Wolf. Der Wolf sah häufig nach dem Jünglinge zurück und stand still, wenn dieser Halt machte. Daraus merkte Leupichis, daß ihm das reißende Thier von Gott gesendet sei. Mehre Tage zog der Mensch dem Wolfe durch die Einöden des Gebirges nach, aber der Hunger kam und quälte den Jüngling bis zum Tode. Er spannte in der Verzweiflung den Bogen, das gottgesandte Thier zu töten und sich von seinem Fleisch zu erhalten. Doch der Wolf entzog sich dem Schuß und verschwand. Der kraftlose Wanderer warf sich auf den Boden; da erschien ihm in der Betäubung eine Männergestalt und rieth ihm, nach der Richtung zu gehen, welche ihm die Spitze seiner Fußspur weise, da liege Italien. Sogleich zog Leupichis weiter und kam endlich an ein Slavendorf. Dort fand den Erschöpften eine alte Frau; sie erkannte, daß er ein flüchtiger Knecht sei und Hunger leide. Mitleidig barg sie ihn in ihrem Hause, gab ihm vorsichtig Nahrung und verhielt ihn heimlich, bis er wieder zu Kräften gekommen war, dann spendete sie ihm noch Reisekost und wies ihm die Richtung. Einige Tage darauf erreichte er Italien und kam zu dem Hause seiner toten Eltern in Forojuli. Es stand öde und ohne Dach, Dornen waren um die Trümmer aufgeschossen. Er hieb das wilde Holz nieder und hing seinen Köcher an eine stattliche Esche, die in dem Raume der Wände gewachsen war. Sein Geschlecht unterstützte ihn durch Gaben, so daß er das Haus seiner Ahnen wieder herstellen konnte. Er war der Urgroßvater des Geschichtschreibers Paul, des Sohnes von Warnefried.

Wer aus seiner Dorfflur heraustrat und seinem Leben Schutz finden wollte, der mußte sich einem mächtigen Mann anschließen, um lieber gegen Andere Hammer zu sein, als gehämmert zu werden. Denn in dieser Zeit wilder Heldengröße ist

die Herrschaft das Höchste, sie wird gewonnen durch edle Geburt oder kriegerische Tüchtigkeit, sie kann nur bewahrt werden durch kluge Manneskraft, welche in Rath und Kampf unaufhörlich ihre Ueberlegenheit erweist. Der hohe Sinn, welcher sich alles begehrt und das eigene wie der Getreuen Leben einsetzt um die Herrschaft, wird auch da geehrt, wo er Missethaten begeht. Aber die Missethat des germanischen Fürsten gleicht nicht der kalten Politik des Römers, die gänzlich frei von sittlichen Bedenken ist. Der Germane übt Unrecht im Zorn wegen Kränkungen, die sein Stolz übermäßig empfindet, oder beherrscht von einer Leidenschaft, der er nicht zu widerstehen vermag. Auch seine Schlauheit ist nicht ohne einen Zusatz von Gemüth, er muß sich erst aufgeregt verhärten gegen die mahnenden Stimmen in seiner Brust. Wird freilich der Germane frei von der Moral seines Volkes, so wird er ruchloser und roher als ein Anderer.

Eifersüchtig wacht der Mächtige über seine Herrschaft. Auch ein wohlwollender König ist ohne Mitleid gegen solche, in denen er Nebenbuhler fürchtet. Mißlich ist für den Sieger, den besiegten Rivalen zu schonen, denn der Stolz desselben ist gebeugt, nicht gebrochen, seinem kühnen Muth steht es wohl an, wieder nach Freiheit und Herrschaft zu streben. Deshalb ist gewöhnlich, daß der Sieger ihn tötet. Auch wenn er seiner großherzig geschont hat, gedeiht selten eine Versöhnung; Trotz und listige Gedanken des Unterworfenen zwingen doch zuletzt zu stillem Mord. Theodorich hatte sich mit dem unterworfenen Odoaker vertragen, er tötete ihn kurz darauf, wie die Sage ging, mit eigener Hand. Leicht wird solche finstere That verziehen, auch der Leidende findet sie in der Ordnung. Immer ist ihm größere Ehre, von dem Edelsten getötet zu werden, als bei irgend einem Zufall durch schlechte Hand.

Der stolze Sinn, welcher sich die Herrschaft begehrt, lockert auch den Zusammenhang zwischen Blutsgenossen. Auffallend ist hier der Gegensatz zwischen den Forderungen alter Volkssitte

und Poesie und der schlechten Wirklichkeit. Nach der Empfindung des Volkes soll die Treue der Blutsverwandten die innigste sein, sie sind unlösbar verbunden zu gegenseitiger Hülfe, sie haben die Pflicht, einander in jeder Gefahr zu vertreten, und die heilige Pflicht, den Mord der Angehörigen zu rächen. Die Sage ist voll von solcher Familienrache. Auch wo nach deutschem Rechtsbrauch die Unthat vom Thäter gebüßt und eine Sühne erfolgt ist, dauert der Friede nicht. Die alte Schädigung der Familienehre frißt an den stolzen Herzen, nach Jahren schlägt der Haß wieder zu hellen Flammen auf. Ein großer Theil der Fürstenmorde wird durch die Rache hervorgebracht, welche ein Einzelner für die Unthat übt, die an seinem Verwandten begangen wurde. Und keine Noththat wurde von den Germanen mit größerer Milde beurtheilt.

Demungeachtet war thatsächlich in allen Herrengeschlechtern der Familienzusammenhang schwach, in früher Zeit zwischen Brüdern und Seitenverwandten, später auch zwischen Vater und Söhnen, sobald diese aus dem Dach des Vaterhauses entlassen und Mittelpunkt eines eigenen Kreises von Anhängern und Gefolgeleuten geworden waren. Von jedem aus Königsblut wurde der hohe Sinn erwartet, welcher lieber herrschen als dienen will, Pflicht und Familienbande wurden gegen solche Begehrlichkeit häufig unwirksam. Vor andern galten die nächsten Verwandten eines verstorbenen Fürsten für die natürlichen Feinde seines Nachfolgers, wer den Thron bestieg, mußte sie unschädlich machen; galt vollends sein Anrecht auf den Königstuhl für bestreitbar, so blieb ihm selten andere Wahl, als Mörder oder Opfer zu werden. Es wurde gewöhnlich, daß Seitenverwandte des Herrschers freiwillig in das Exil gingen, um sich vor dem Tode zu sichern; sie suchten an fremden Fürstenhöfen Zuflucht. Unstät war ihr Leben, sie wurden mehr als Andere umhergejagt, als Fremdländische (Alilendi, Ellende) nahmen sie Theil an den Fahrten ihrer Gastfreunde, bald fochten sie im kaiserlichen

Sold, bald wieder ritten sie mit einem Haufen Getreuer in den Schaaren eines einbrechenden Volkes. Ihr abenteuerndes Leben machte sie weit bekannt, und wenn sie von tüchtiger Art waren, zu Helden des Sängers und zu erfahrenen Kriegsleuten. Oft wurde ihre Auslieferung von ihrem erbitterten Verfolger aus der Heimat verlangt, und sie hatten zu sorgen, ob der gastliche Boden sie schützen werde. Einst geschah es, daß bei den Langobarden ein flüchtiger Königsohn der Gepiden, und bei den Gepiden ein Königsohn der Langobarden als Gastfreunde lebten. Die Könige beider Völker forderten von dem Nachbarvolk die Auslieferung ihres Landsmanns, und beide Völker verweigerten den Bruch des Gastrechts, die Gepiden ließen sagen, sie wollten lieber auf der Stelle mit Weib und Kind untergehen, als die Folge solchen Frevels auf ihre Häupter nehmen. Ein schädlicher Kampf der Völker drohte, da ließ der Gepidenkönig dem Langobardenfürsten heimlich sagen: da ihre Völker die Unthat nicht auf sich nehmen wollten, so müßten sie, die Könige, dies thun. Und jeder von ihnen tötete seinen Gast, den er nicht ausliefern wollte.

Die Familiengeschichten fast jedes germanischen Fürstenhauses sind in dieser Zeit befleckt durch Blutthat des Bruders gegen den Bruder, des Magen gegen das Haupt seines Geschlechtes. Am ärgsten wurde es bei den Franken, wo der Sohn am Vater das Furchtbare verübte. Doch auch hier, wo der Verderb am größten war, hielten die Anhänger eines empörten Sohnes für ruchlos, wenn der Sohn selbst dem Vater im Kampfe gegenübertrat. Deshalb machten im Jahre 560 die fremden Bundesgenossen des Chram, der mit Heergefolge gegen seinen Vater König Chlotar in der Ebene lag, dem Königsohn den Vorschlag, sie wollten das Unrecht des Kampfes dadurch abwenden, daß sie ohne ihn das Heer des Vaters überfielen. Dieser Vorschlag wurde zum Schaden des ungerathenen Sohnes verworfen.

Mächtig erregte Unheil und Frevel der großen Geschlechter die Zeitgenossen. Das tragische Schicksal, welches aus Blutsverwandtschaft Haß, aus Freude Leid, aus einer finstern That die Rache erzeugt, wurde von dem Volke mit Scheu und tiefer Bewegung betrachtet. Aber den gehäuften Missethaten der Fürsten steht wohlthuend gegenüber der gerechte Sinn und die innige Trauer, mit welcher das Volk die Erinnerung an große Frevelthat bewahrte. Die Unthat wird dem Volke zum Unglück des Thäters. Im Rausch des Uebermuthes, durch Leidenschaft und Noth gedrängt, begeht der Starke eine schwere That, die Folgen fallen auf sein und seiner Lieben Haupt, und der Fluch wirkt fort von Geschlecht zu Geschlecht und erzeugt Blut und Rache bis zur Vernichtung des Stammes. Die Liebe z. B. zu einem hochgesinnten Weib reißt den Helden zum Kampf gegen den unholden Mann, dem ihr Vater sie vermählen will, im Gewühl des Kampfes dringen der Vater und die Brüder der Geliebten auf ihn ein und er wird genöthigt sie zu töten. Blutig wird die Vermählung, der Sieger sucht die Sühne mit dem Geschlecht der Gefallenen und zieht sorgsam den Bruder seines Weibes auf. Diesem aber, da er heranwächst, wird Rache an dem Erzieher die höchste Pflicht, und ein Gott selbst leiht ihm dazu den tötenden Speer. Hart stößt in solchen Familiengeschichten Pflicht gegen Pflicht, und vernichtend brennt eine Leidenschaft gegen die andere auf; immer aber ist der Geist im Volke, welcher über solche verderbliche Conflicte urtheilt, ein gerechter nach den Begriffen der Zeit, und ein gedankenvoller, der die ungeheuern Thaten mit tiefem sittlichem Ernst zu deuten strebt.

Gegen Empörung und Nachstellung suchte sich der Mächtige durch das alte Germanenmittel zu schützen, er band die Gefährlichen durch einen Eid an sich. Aber auch der Eid hatte unter den Vornehmen von seiner Kraft verloren, und das neue Christenthum vermochte nicht, ihm größere Festigkeit zu geben.

Wenn ein Merovinger den andern schwören ließ, daß dieser niemals etwas gegen ihn unternehmen wolle, so half ihm das sicher wenig. Häufig wußte der Schwörende sich dem Eide dadurch zu entziehen, daß er ihn dem Wortlaut und nicht dem Sinne nach erfüllte. Der Vandalenkönig Hilderis in Afrika hatte seinem sterbenden Vater Trasamund gelobt, nach seinem Regierungsantritt den Katholiken keine Kirche zu öffnen. Er ließ ihnen also nach dem Tode des Vaters die Kirchen öffnen, bevor er die Regierung antrat. Dennoch blieb die Empfindung auch unter den Herrschenden, daß der Eid ein gefährliches und ehrwürdiges Hinderniß sei, und man wand sich ängstlich um die lästige Fessel. Vollends im Volke dauerte die Ehrfurcht vor geschworenem Bund. Zwei Brüder, Könige der Merovinger, hatten sich zum Kriege gegen ihren dritten Bruder zusammengethan; doch die Gesandten liefen hin und her und vermittelten den Frieden. Beide gelobten dem dritten, Friede mit ihm zu halten. Da murrte das Heer des einen: „Gieb uns Beute oder Kampf; wie wir gekommen sind, kehren wir nicht nach Hause zurück.“ Der König beschloß in der Noth, doch trotz seinem neuen Eid gegen den dritten ins Feld zu ziehen. Aber das Heer rief tadelnd: „Wie können wir gegen diesen König einen Kampf beginnen? du hast ihm ja eidlich Frieden gelobt. Wir wollen gegen den andern Bruder ziehen.“ Und diese praktische Auskunft wurde gewählt und beruhigte die Gewissen*).

Die geheime Quelle aller irdischen Macht war dem Herrscher der gesammelte Hort, d. h. sein Schatz. Längst war die Zeit geschwunden, wo der Germane wenig Unterschied zwischen dem geschenkten Goldbecher des römischen Kaisers und dem heimischen Napf aus hartem Wurzelholz gemacht hatte. Aus den römischen Lagern und den Beutezügen der Grenzwohner verbreitete sich die Freude an edlem Metall zuerst in die Hallen der

*) Fredegar 71.

Häuptlinge, dann in das Volk. Schnell nahm die Begehrlichkeit überhand, und die Sehnsucht nach schönen Armringen trieb den abenteuernden Mann eben so sehr in die Fremde, als Aussicht auf ruhmvolle That.

Die Germanen waren ein geldloses Volk, als sie gegen die Römergrenze anstürmten, die rollende Silbermünze der Römer war seit dem dritten Jahrhundert schlecht, lange nur übersilbertes Kupfer von sehr unsicherem Verkehrswerth. An das Gold hing sich also zuerst der Wunsch der Germanen. Aber es war nicht vorzugsweise das gemünzte Metall, welches ihnen lieb wurde, sie begehrten es als kriegerischen Schmuck und als Ehrengefäß beim Mahle, in der Weise eines jugendlichen Volkes, welches seine Habe zu zeigen liebt, und nach Germanenart, welche auch den praktischen Vortheil mit sinnigen Gedanken umzog. Ein kostbares Schmuckstück war Ehre und Stolz des Kriegers. Für den Herrn aber, welcher den Krieger unterhielt, war der Besitz solcher Kostbarkeiten von höherem Werth. Des Häuptlings Pflicht war, mild zu sein gegen Mannen, und der beste Beweis solcher Milde war die reichliche Austheilung werthvoller Schmuckstücke. Wer das vermochte, war sicher von dem Sänger und seinen Bankgenossen gerühmt zu werden und Anhang zu finden, so viel er bedurfte. Einen großen Schatz haben, war also gleichbedeutend mit Macht haben; die entstandenen Lücken stets durch neuen Erwerb ausfüllen, war Aufgabe des klugen Fürsten. Er mußte ihn sicher verwahren, denn seine Feinde stellten zuerst dem Schatze nach; der Schatz hob den Besitzer aus jeder Niederlage herauf, er warb stets Folgsame, welche ihm den Treueid leisteten. In der Wanderzeit wurde, wie es scheint, bei den Fürstengeschlechtern aller Völker die Anlage eines Hausschatzes Brauch. Mit Königskleid und Thronsessel richtete als einer der spätesten Leuvigild um 568 seinen Schatz her; bis auf ihn hatten die Könige der Westgothen in Tracht und Lebensart unter ihrem Volke gesessen, wie andere Männer.

Seitdem ruht überall die Königsmacht auf Reich, Schatz und Volk.

Der Schatz eines Fürsten bestand aus goldenem, später auch aus silbernem Schmuck und Geräth, aus Armringen, Spangen, Diademen, Ketten, Bechern, Trinkhörnern, Becken, Schaalen, Krügen, Tischplatten und Pferdeschmuck theils von römischer, zuweilen auch von heimischer Arbeit, ferner aus Edelsteinen und Perlen, aus kostbaren Gewändern, die in den kaiserlichen Fabriken gewebt waren, und aus gut gestählten und geschmückten Waffen. Dann aus gemünztem Gold, zumal wenn es durch Größe oder Gepräge merkwürdig war; endlich aus Goldbarren, welche in die römische Form von Stäben, in die deutsche von Birnen oder Keilen gegossen wurden. Auch der König bewahrte verarbeitetes Edelmetall lieber als das runde Geld, und schon in der Wanderzeit wurde auf eine Arbeit, welche für zierlich galt, und auf kostbare Steine, welche eingefügt waren, hoher Werth gelegt. Außerdem suchte man die Pracht in Umfang und Schwere der einzelnen Stücke, wie schon die Römer gethan. Die Tafelaufsätze wurden in riesiger Größe verfertigt, zumal silberne Becken, und mußten zuweilen durch Maschinen auf die Tafel gehoben werden. Solche Kostbarkeiten erwarb ein Fürst durch Geschenke, welche bei jeder Staatsaction, bei Besuchen, Gesandtschaften, Friedensverträgen gegeben und empfangen wurden, am liebsten durch Tribut, den ihm die Römer bezahlten und der nicht niedrig war — 300, 700 Pfund Gold jährlich — endlich durch Raub und Beute, durch die Abgaben der Unterworfenen und die Einnahmen von seinen Gütern. Auch das geprägte Metall, welches in den neugegründeten Germanenreichen zum Schatze floß, wurde oft verarbeitet. Gern rühmte sich der Besitzer seiner Prachtstücke und der Größe seiner Geldkisten. Als der Königssohn Chloderich seinen Vater auf Anstiften des Chlodovech getötet hatte, zeigte er dem Boten des argen Vetters die große Truhe, in welche der Ermordete seine Goldstücke zu legen pflegte; da sagte der Ge-

sandte zu ihm: „Miß die Tiefe mit dem Arme aus, damit wir die Größe wissen,“ und als der Frevler sich niederbeugte, zerschmetterte ihm der Franke den Kopf mit seiner Axt. Der Frankenkönig Chilperich ließ einen großen Tafelaufsatz machen aus Gold und Edelsteinen, 50 Pfund schwer, und sagte vergnügt: „Dies habe ich zu Ruhm und Glanz des Frankenvolkes verfertigen lassen, und wenn ich am Leben bleibe, werde ich noch mehr der Art befehlen.“ Und König Gunthram wies ebenfalls bei Tische auf sein Geräth: „Alles Silber, was ihr hier seht, hat meinem treulosen Diener Mummolus gehört, jetzt ist es, Dank der Gnade Gottes, in unsere Hände gefallen. Fünfzehn Schüsseln, so groß wie die größte dort, habe ich schon zerschlagen, und ich habe nur diese behalten und eine andere, welche 470 Pfund schwer ist.“

Nicht nur die Könige und Häuptlinge sorgten um einen Schatz; wer nur konnte, sammelte sich einen Hort. Den Prinzen wurde sogleich nach der Geburt ein eigner kleiner Schatz angelegt. Als der zweijährige Sohn der Fredegunde im Jahre 584 starb, befrachtete sein Schatz von seidenen Kleidern und Schmuck aus Gold und Silber vier Karren. Ebenso wurden Königstöchter bei der Vermählung mit Schatzstücken und Geschmeide ausgestattet, und ihnen begegnete wol, daß sie auf der Brautreise um ihrer Schätze willen angefallen wurden. Der Schatz für sie wurde auch aus sogenannten freiwilligen Gaben der Landesgenossen gesammelt, und von harten Königen dabei arge Bedrückung geübt. Als die fränkische Rigunthe im Jahre 584 zu den Westgothen nach Spanien gesandt wurde, füllte ihr Schatz fünfzig Frachtwagen. — Jeder Herzog und andere Beamte des Königs sammelte in gleicher Weise. Argwöhnisch wurde von dem Oberherrn der Schatz des Beamten betrachtet, häufig diente der Sammler als Schwamm, welcher vollgesogen ausgepreßt wurde bis auf den letzten Tropfen, und der Unglückliche konnte zufrieden sein, wenn er nicht bei der Entleerung

seiner Kasten auch das Leben verlor. Es war gütig von dem Langobardenkönig Agilulf, daß er sich begnügte, dem aufsässigen Herzog Gaidulf seinen Schatz zu nehmen, den dieser auf einer Insel des Comersees verborgen hatte, und daß er den Empörer wieder zu Gnaden empfing, „weil ihm die Kraft zu schaden genommen war." Gelang dem Herrn nicht, den Schatz des Beamten zu rechter Zeit einzuziehen, so hatte er vielleicht um die Herrschaft mit ihm zu kämpfen.

Ebenso trugen Kirchen und Klöster zu Hauf, ihre Einnahmen und Geschenke legten sie an in Kelchen, Schüsseln, Evangelienbehältnissen, die mit Gold und Edelsteinen verziert waren. Kam ein Bischof in kriegerisches Gedränge, so nahm er einen goldenen Kelch aus dem Kirchenschatz, ließ Geld daraus prägen und löste dadurch sich und die Seinen. Denn der Schatz eines Heiligen wurde auch von ruchlosen Plünderern mit Scheu betrachtet, weil der Eigenthümer den Räubern durch seine Klagen im Himmel sehr schaden konnte. Doch nicht immer vermochte ein weitgefürchteter Heiliger die Habgier abzuhalten.

Bei jedem Streit um die Herrschaft, bei Erbtheilung und Friedensverträgen wird über den Schatz bestimmt; ist ein König gestorben, so entbrennt zuerst über dem Hort der Hader der Söhne; wer den Schatz gewinnt, hat die Bürgschaft, auch das Reich zu erhalten. Vom Blutfelde der catalaunischen Schlacht eilt der Sieger Thorismund, nachdem er seinen königlichen Vater auf dem Schlachtfelde bestattet hat, nach Tolosa zurück, um den Schatz des Vaters vor den Brüdern zu heben; und während Attila in seiner Wagenburg aus den Sätteln der Hunnen einen Scheiterhaufen bauen läßt, um sich selbst zu verbrennen, wenn das Lager gestürmt wird, ist sein siegreicher Gegner schon auf dem Rückwege in das Gothenland. Will ein neuer Fürst sich die Gunst eines mächtigen Nachbars erwerben, so läßt er ihm sagen: „Meines Vaters Reich und Schätze sind mein, sende zu mir, und willig spende ich, was dir von den

Schätzen meines Vaters gefällt." Unter den Friedensvorschlägen, welche Justinian dem Gothenkönig Vitigis macht, ist auch, daß der Gothe seinen Schatz mit dem Kaiser zur Hälfte theilen soll; der Königin Brunichilde wird nach dem Tode ihres Gemahls von dem feindlichen Nachfolger zuerst ihr Schatz genommen. Als der Vandalenkönig Gelimer in der letzten Noth ist, versucht er noch seinen Schatz aus Afrika zu den Westgothen nach Spanien zu retten; aber auf dem Wege fällt alles Gold in die Hände der Griechen. Als ein Frankenkönig sich mit dem andern versöhnt, bietet er ihm von allen Kostbarkeiten, die er besitzt, von Waffen, Kleidern, Königsschmuck und Rossen, auch von seinen Silberschüsseln je drei Paar, und der beschenkte König spendet wieder ein Drittel davon an einen Getreuen.

Ein schlauer Schatzspender wußte auch die Habsucht Anderer zu täuschen; vergoldetes Erz wurde für Gold ausgegeben. Es war ganz in der Art des Königs Chlodovech, daß er die Großen seines Vetters Ragnachar von Chambray durch vergoldete Armringe und Wehrgehänge bestach, bis sie ihn in das Land ließen. Als er seinen Wunsch erreicht, ihr Fürstengeschlecht getötet, Reich und Schatz genommen hatte, da erst merkten die Verräther, daß sie betrogen waren, und als sie sich zu beschweren wagten, bedräute sie der König und sprach verächtlich: „Billig empfängt der solches Gold, der seinen Herrn in das Verderben lockt. Ihr verdient, daß ich euch am Leben strafe." — Auch jene Sachsenschaar, welche um 573 aus dem Langobardenreich durch fränkisches Land nach der Heimat zurückkehrte, hinterließ im Frankenreich sehr üblen Leumund, weil sie die Leute mit ihrem Schatze betrog und gegossene Bronzestücke als Goldbarren verkaufte; mehre Menschen wurden dadurch arm. — Hatte ein König ein recht werthvolles Stück in der Noth verschenkt, so that es ihm auch wol Leid, und er forderte von dem Andern, daß er es ihm „aus gutem Herzen" zurückgebe.

Aber der Schatz gab dem Herrscher nicht nur Macht und

Schmuck, er wurde nach Germanenart auch mit einer gemüthlichen Poesie umsponnen. Die Prachtstücke des Schatzes waren die handgreiflichen Zeichen der Erfolge, Kämpfe, Siege; sie waren Stolz und unablässige Sorge des Besitzers. Einzelne berühmte Schatzstücke hatten eine lange Geschichte, welche der Sänger kündete. Hier hing das gute Schwert eines früheren Helden, das von Zwergen geschmiedet sein sollte, dort stand eine Trinkschaale, die ein streitbarer Held im Innern des Berges dem gespenstigen Drachen abgerungen hatte. Ein goldener Krug war die Ehrengabe des Kaisers von Byzanz; der große Schild aus Gold und Edelsteinen gehörte zur Ausstattung einer Ahnmutter des Fürstengeschlechts; auch ein hölzernes Gefäß, reich mit Gold und eingesetzten Edelsteinen geziert, wurde wegen seiner schönen Arbeit höchlich bewundert*). So enthielt das Schatzhaus die Familiengeschichte eines edlen Hauses. Aber der Schatz war nicht gewonnen ohne blutige That, er wurde nicht bewahrt ohne Neid und Nachstellungen. Schweres war gewagt und Frevel geübt, ihn zusammenzubringen, Blut hing an vielen Stücken und der Fluch der Beraubten; wol mochte solche Habe dem Besitzer übel frommen. Deshalb schwebte um den liebsten Besitz auch etwas Unheimliches, was den Herrn in bangen Stunden ängstigte, und wenn ein blutbesprengtes Stück einmal hervorgeholt wurde, dann sahen die Gäste der Königstafel wol mit Scheu darauf. Wurden diese Erinnerungen allzu peinlich und wollte der Besitzer ein Unrecht sühnen, so schenkte er das verhängnißvolle Kleinod in den Schatz eines Heiligen, damit dieser den Fluch abbitte.

Aus dem Innern der Erde, aus dem Reich finsterer Mächte war das Gold heraufgeholt an das Sonnenlicht; was Freude

---

*) Goldschild und Holzschaale waren z. B. Geschenke, welche die Königin Brunichilda verfertigen ließ; sie wurden ihr auf dem Wege zum Empfänger geraubt.

der Menschen war, erweckte auch unabläſſig die Begier und erzeugte Unthat und Rache, und was der Phantaſie ſo lockend glänzte, wurde häufig dem Beſitzer zum Verderben. Deshalb ſind die Sagen und hiſtoriſchen Ueberlieferungen jener Jahrhunderte eifrig, die dämoniſche Wirkung der Schätze hervorzuheben. Der Schatz Fafne's, der Nibelungenhort, der Drachenſchatz, welcher den Tod Beowulf's herbeiführt, künden in germaniſchen Heldenliedern daſſelbe, was die Geſchichtſchreiber von anderen Schätzen aus ihrer Zeit berichten. In der Urzeit war weitberühmt geweſen der Schatz von Toloſa, den die Kelten einſt von ihrem Raubzuge nach Delphi im Jahr 279 v. Chr. heimgebracht haben ſollten. Ihnen hatte der geſchädigte Beſitzer Apollo zur Strafe die Peſt in das Land geſandt, und ihre Wahrſager hatten gerathen, den Fluch dadurch abzuwehren, daß das Gold in einen See verſenkt wurde, als Opfer an die Mächte der Unterwelt. Aus dem See hatte ihn der römiſche Conſul Servilius Cäpio hervorgeholt, aber, wie man ihm in Rom zutraute, ſelbſt wieder der Bedeckungsmannſchaft geraubt, die das Gold in den römiſchen Schatz führen ſollte. Ihn und alle, welche bei dem Raube betheiligt waren, traf Verderben, und die Redensart: „er hat Gold von Toloſa," bezeichnete einen Mann, der von unendlichem Unglück verfolgt wurde. Während der Wanderzeit wurden andere berühmte Schatzgeſchichten umhergetragen; die Kaiſer von Byzanz ſollten mehr als einmal aus der Noth gerettet worden ſein durch ungeheure Goldſchätze, welche zufällig in Häuſern gefunden wurden, darunter der unermeßliche Schatz des Narſes.

Berühmt waren auch die Schickſale des großen Tempelſchatzes von Jeruſalem. Er ſtammte, wie man wußte, von Salomo; Titus brachte ihn nach Rom, von dort entführte ihn der Vandale Genſerich nach Carthago, durch glücklichen Zufall fing ihn Beliſar ab, bevor er zu den Weſtgothen gerettet werden konnte. Beliſar führte ihn im Triumph zu Conſtantinopel auf,

aber sein Kaiser Justinian wurde durch einen weisen Ju
warnt, daß dieser Schatz Unheil brächte, so lange er
der Stätte zurückgebracht wäre, welcher einst Salomo ihn g
Deshalb ließ Justinian ihn in den christlichen Kirchen
lems aufstellen. Dort wurde er zuletzt eine Beute der

Auch die Germanen wußten, daß auf dem Röme
den sie besetzt hatten, ungeheure Schätze in der Erde lage
das Gerücht war geschäftig, zu melden, daß hie und
einem alten Grabmal oder sonstwo von Reichgeworden
vergrabener Schatz gehoben worden sei*). Der Franke
Gunthram, ein wohlgesinnter Mann, legte bei der Jag
Haupt auf das Knie seines Begleiters und schlief ein. D
aus seinem Munde ein kleines Thier und suchte über das
lein, das vorbei floß, hinüberzukommen. Der Begleiter
sein Schwert über den Bach, das Thierchen lief darübe
fuhr in ein Loch des nahen Berges. Nach einiger Zeit k
wieder heraus, schlüpfte auf dem Schwert über das Wasse
in den Mund des Königs zurück. Unterdeß träumte dem K
er gehe auf eiserner Brücke über einen Fluß und in einen
wo er eine große Menge Goldes erblicke. Als er erwachte
er nachgraben und fand einen unermeßlichen Schatz, de
alter Zeit niedergelegt worden war. Von diesem Golde
er ein großes Ciborium machen, das er in die Kirche des
Marcellus zu Chalons an der Saone stiftete, wo es noch
Zeit Karl des Großen war. Kein goldenes Werk war
diesem zu vergleichen.

Wie man die Schätze aus der Erde zu holen suchte,
dabei auf das Glück hoffte, auf günstige Träume und Za
mittel, welche das Gold dem hütenden Drachen entzogen
barg man in der Noth auch wieder den gesammelten Scha
der Erde. Der Zufall bringt in unserer Zeit mit solchem G

*) Fredegar 88; Gregor 7, 40.

r in der Wanderzeit vergraben wurde, [illegible]
leben unserer Ahnen an's Licht: [illegible]
tten, Amuletmünzen, auch Umschriften [illegible]
n der Völkerwanderung bis in die [illegible]
nen Wünschen des Germanen einen [illegible]
Beschwörungsmittel, derselbe Aberglaube [illegible]
Jahre. — Auch die Gewohnheit, [illegible]
fahr zu entziehen oder in Schmuckstücken [illegible]
ahren, hat durch viele Jahrhunderte [illegible]
twickelung des deutschen Geldwesens [illegible]
die letzten Traditionen bestehen [illegible]
einen Kriegsschatz aufsammeln, [illegible]
mit Silbergeld vergraben.

Wo aber Macht und Schatz [illegible]
er den Willen der Götter zu erkennen [illegible]
n. Sie sprachen zu ihm durch Zeichen, [illegible]
Donnerschlag, Hagel und fallende Sterne [illegible]
Flug der Vögel, welche [illegible]
rn der Rosse und dem [illegible]
der Natur, so [illegible]
te mit tausend Stimmen, [illegible]
er Sterblichen fügten. [illegible]
geln beschattend über einem [illegible]
Sieger, daß diesem [illegible]

[illegible]

Wol nahm
gen Zeichen
der Fremde
e durch den
der in der
am jetzt in
seines Ge=
daß sein
nger und
wenn ihm
ker seines
er Frem=
Gottes=
fremde
geweiht
n roher
lernt in
war zu
Stunde
impfte;
nehr die
sie den
rnährte
t hatte,

oser in
schalen
te, die
ott in
nn er
n, ob
Auch
über

forschen. Dem Fordernden gaben die Götter Antwort durch die Loose, welche er warf, durch das Blut, welches auf den Opferstein rann. Ja der Mensch unternahm die hohen Gewalten zu zwingen, daß sie seinen Willen thaten. Das Knüpfen geheimnißvoller Knoten, und das Bewahren einzelner Theile von Thieren und Pflanzen, welche den Göttern heilig waren, vermochte zu schützen oder zu schaden. Gewaltig war die beschwörende Kraft der Worte, welche feierlich aus dem Innern des Menschen brachen. Die Zauberkraft hing sowol am Klang der gesungenen Worte, als an den germanischen Buchstabenzeichen, den Runen.

Von den Runen trug jede besonderen Namen, und in der ältesten Zeit wohnte jeder, wenn sie mit gewissem Ceremoniel eingeschnitten wurde, eine bestimmte zauberkräftige Wirkung bei. Denn der Germane gebrauchte seine Schriftzeichen nicht im Tagesverkehr, wie die Völker der antiken Welt; sein Streben, alles bedeutsam zu vertiefen und in die Erscheinung einen geheimen Sinn zu legen, machte ihm auch die Zeichen articulirter Laute ehrwürdig und geheimnißvoll. Die älteste Reihe derselben war ihm vielleicht in sehr alter Zeit von Griechenland heraufgetragen worden, andere hatte er nach römischen Buchstaben geformt, ihre Bedeutung war bei den großen religiösen Festen der Eidgenossenschaften festgestellt, ihre Benützung aber erforderte Kunst, der Weise wußte, daß sein höchster Gott ihre Kunde mühsam erworben, und daß zu ihrem kräftigen Gebrauch Verschwiegenheit nöthig sei.

Als die Runen selbst an Würde verloren, wahrscheinlich seit Bekanntschaft mit lateinischer Schrift, wurde das Zauberkräftige ihrer Wirkung abhängig gedacht von den Liedern, welche man dazu sang. Wenige kannten diese geheimen Lieder, aber viele begehrten sie. Wer die Runen einschnitt in das Reis der Hasel oder eines andern Fruchtbaums, und dazu das rechte Lied zu singen wußte, der vermochte wunde Glieder zu heilen, die Fesseln des Gefangenen zu lösen, den Pfeil in der Luft

zu hemmen, den Leib unverwundbar zu machen, das lohende Feuer zu dämpfen, hadernde Männer zu versöhnen, den Sturm und die brandende See zu stillen, die Liebe der Frauen zu erwerben, feindliche Schaaren gleich Gespenstern in der Luft zu zerstäuben, und wenn er sein Runenlied vor dem Kampf in den Schild sang, Sieg zu gewinnen*).

Solche Zauberlieder murmelten die Frauen während der Schlacht von ihrer Wagenburg und nach der Schlacht über den klaffenden Wunden der Krieger; und Frauen blieben durch das ganze Mittelalter Bewahrerinnen der Heidenkunst, ihre Hülfe wurde auch von den neuen Christen emsig begehrt, sie kochten der Fredegunde den Zaubertrank, womit die Königin ihre Boten zu einer Unthat beherzt machte, und jenen anderen Zaubertrank, der in der Heldensage dem Sigfrid gereicht wurde, damit er sein Verlöbniß mit Brunhild vergesse. Gläubig suchte der Germane solche Zauberhülfe; aber schon in der Heidenzeit galt sie für unheimlich, sie mochte dem Erwerber zuletzt doch Unheil bringen statt des Glücks, der wackere Mann vertraute am liebsten der eigenen Kraft und dem Schutz, welchen seine Götter der ehrlichen Bitte gewährten. Demungeachtet war die geheime Einwirkung der Träume, Weissagungen und Vorzeichen sehr groß, und es ist für uns in vielen Fällen unmöglich, von einzelnen Hand-

*) Havamal und Grougaldr in der Edda. In Skirnisför ist ein solches Beschwörungslied, welches zur Liebe zwingt, erhalten; es beginnt dem Sinne nach so: Zum Hügel ging ich ins dichte Holz, Zauberruthen zu raffen, mit Zauberruthen zwing' ich dich, Runen des Unheils schneide ich. Verleidet sei dir alle Speise, abseit sitze Abscheu den Menschen; Trübsinn und Thränen, Sehnsucht und Sorge quäle dich von Morgen zu Morgen, verdorren sollst du gleich der Distel, die sich drängt in die Oeffnung des Ofens u. s. w. — Die ältesten deutschen sind gesammelt in einem guten Buch: Müllenhof und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa bis zum 12. Jahrhundert. — Bis zur Neuzeit haben im Volksmund zahlreiche Trümmer dieser uralten Formeln gedauert.

lungen des historischen Helden einen Schluß auf seinen Charakter oder seine Einsicht zu machen, weil wir durchaus nicht verstehen, was sein Thun gerichtet hat, ob freier Entschluß, oder die geheime Mahnung eines Gottes.

Das höchste Erdenglück begehrte sich der Germane, Fülle der Macht und der Güter; aber wer den höchsten Wunsch erreicht hatte, der hatte auch Grund zu der Sorge, daß er nicht lange mehr das Licht der lieben Sonne schauen werde. Es war Meinung der Germanen, daß Attila von der Stadt Rom, welche ganz widerstandlos vor ihm lag, deshalb zurückgewichen sei, weil er das übermenschliche Glück des Westgothenkönigs Alarich fürchtete; denn nachdem dieser das Höchste erreicht, die große Kaiserstadt erobert hatte, wurde ihm beschieden, Menschenloos mit Totenloos zu vertauschen. Dem Glück war nicht zu trauen, und die Gunst der Götter war nicht dauerhaft; den eigenen ungezügelten Wunsch zu beherrschen, ziemte dem weisen Mann.

Die Völker führten ihre Kriege jetzt wilder als sonst. Mancher rohe Brauch kam von den Fremden zu ihnen. Von mongolischen Königen lernten ihre Fürsten, den Schädel des getöteten Feindes in Gold zu fassen und als Trinkgefäß zu gebrauchen; aber die sagenhafte Erzählung von dem Langobardenkönig Alboin und der Gepidentochter Rosamund zeigt, wie die deutschen Sänger diesen Kannibalenstolz ansahen. Immer war Recht gewesen, den Feind, welcher Waffen trug, zu töten, aber die sich unterwarfen oder wehrlos waren, hatte man bewahrt, häufig als Sclaven verhandelt, der Frauen Ehre ward geschont. Jetzt wurde erbarmungslos niedergemetzelt, und den einbrechenden Franken wurde nachgesagt, daß sie gegen Kriegsbrauch an Frauen Unehre übten. Auch raffinirte Plünderer wurden die Krieger; gleich den Hunnen steckten auch Germanen die geraubten Kostbarkeiten vergnügt in den Sack, der an den Rossen hing, und die Vielgewanderten lernten den Werth eines indischen

Steins oder schöner Perlen so klug abschätzen, wie die fremden Händler, welche ihre Wagen umschlichen*).

An vielen Gestalten sehen wir den Verderb jener argen Welt, häufig sind die Klagen der Schriftsteller über die Schlechtigkeit ihrer Zeitgenossen; aber unsicher bleibt unser Urtheil über die Gemeingültigkeit solcher Vorwürfe. Es ist uns versagt, den Grad und die Nachwirkung der Uebel mit irgend welcher Genauigkeit zu messen. Denn auch die moralischen Leiden eines Volkes wirken zuweilen wie herrschende Krankheiten, sie vermindern die Tüchtigkeit der Nation auf einige Zeit, sie geben ihr ein unholdes, kränkliches, ja greisenhaftes Aussehen, aber sie mögen durch die starke Lebenskraft ohne dauernde Einbuße überwunden werden. Ein Volk kann arge Verbildungen überdauern, wenn diese die idealen Empfindungen und die sittlichen Forderungen, welche das Volk an seine Guten macht, nicht wesentlich beeinträchtigen. Deshalb ist besonders lehrreich, auf den Gegensatz zu achten, welcher zwischen den wirklichen Verhältnissen und den idealen Forderungen der Wanderzeit sichtbar wird. Die Poesie eines Volkes in seiner Jugend gestattet uns zu erkennen, wie sich das Volk innerlich zu dem Verderb stellt, welcher in sein Leben dringt, vor allem ist entscheidend, wie es seine Ehen sehen will und die Tapferkeit seiner Männer.

Es war natürlich, daß die Verwilderung auch in die Seelen der fürstlichen Frauen kam; aber auch sie erwiesen dabei die germanische Art. Wie die Frau des deutschen Bauern seine Genossin bei der Arbeit ist und Begleiterin auf das Schlachtfeld, so wird auch die Fürstin Vertraute ihres Gemahls in den Sorgen seines Amtes, sie treibt wie er Politik, hat wol auch ihren eigenen Schatz, spendet Geschenke und fesselt das Gefolge an sich. Seit ältester Zeit war die Hausfrau in der Methhalle des Häuptlings den Mannen ihres Gemahls eine wichtige Person,

*) Die römischen Söldner, welche Ammian XXII, 4, 6 tadelt, sind wenigstens zum Theil Germanen.

ob sie hochmüthig war gegen die Getreuen, ob geizig und unfreundlich von Geberde, das war der Methbank eine ernste Sorge, es wurde schon in der Urzeit darüber der Kopf geschüttelt und viel gemurmelt; und ihr, der Wirthin, mochte auch nicht immer leicht werden, mit den trotzköpfigen Gesellen in Frieden auszukommen*). Die kluge Frau ist Beratherin ihres Hauswirths in vertrauter Stunde; bevor er das Lager besteigt, öffnet er ihr sein Gemüth, und faßt mit ihr seinen Entschluß. Die starke Frau eines schwachen Mannes widersteht schwer der Versuchung, auf eigene Hand zu regieren, sie mag vielleicht ihren Einfluß auf die Großen brauchen, um sich gegen die Verwandten des Gatten zu sichern, sie verfolgt ihre Feinde mit weiblichem Haß, sendet Meuchelmörder, befiehlt heimliche Raubzüge, schickt ihre Boten an fremde Königshöfe zu verstohlner Verhandlung. Es ist oft beobachtet, daß in den Königsgeschlechtern nur die Männer schwach wurden, daß aber auch verdorbene Frauen die Energie einer mächtigen Natur sich bewahrten. Die deutschen Fürstinnen hatten nicht die raffinirte Sinnlichkeit der vornehmen Römerinnen, sie waren oft gewissenlos, von wüthender Leidenschaftlichkeit in Haß, Stolz, Liebe, Eifersucht, Ehrgeiz; dabei nicht selten von einer Gewalt des Wesens, welche auch Männern Schrecken und Bewunderung einflößte. Stolzer als die Männer sind sie auf vornehmes Blut, hochfahrend gegen Niedere, ganz Hingabe, wo sie lieben, unerbittlich und scrupellos, wo sie hassen. Auch der schlechteste Germanenfürst wird beengt durch sein schwaches Gewissen, die schlechtesten dieser Königsfrauen sind, so möchte man meinen, ganz frei davon, und es ist zuweilen eine gräuliche Naivetät in ihren Forderungen. So bittet die

*) Beowulf V. 1926 folg. wird kritisch die junge Königin Hygd beurtheilt: „sie war weise und wohlgestrenge, nicht niedrig in ihrem Thun und auch nicht gerade karg mit Gaben, aber furchtbar stolz. Keiner von den Mannen, Niemand, außer ihrem Eheherrn, durfte sie mit seinen Augen anstarren, sie erregte sogleich tötlichen Streit."

Austrichilde, als sie in einer Pestilenz niederliegt, auf dem Totenbette ihren Gemahl, König Gunthram, doch ja ihre Aerzte nach ihrem Tode hinrichten zu lassen. Und dieser letzte Wunsch wird unter Scrupeln erfüllt.

In der Wanderzeit war die Erziehung der Königstöchter nicht gemacht, die sanften Tugenden einer Frau zu entfalten. Sie saßen in besonderem Hause, sie hatten außer Hofbeamten, die ihnen zugeordnet waren, ein dienendes Gefolge, darunter unfreie Männer und Frauen, von je das größte Unglück für die Sittlichkeit eines Weibes. Sie verkehrten täglich mit Männern, die einem zuchtlosen Hofe angehörten, nach alter Sitte fehlten sie nicht bei großen Gelagen und hörten die kräftigen Scherze, welche der Deutsche beim Weine liebte. Waren sie einflußreich, so wurde um ihre Gunst eifrig geworben. Sie empfingen auch die Besuche fremder Prinzen und Gesandten, und nicht immer benahmen sie sich bei solcher Gelegenheit, wie es einer Fürstentochter ziemt. Als der Bruder des Herulerkönigs Rodulf der Langobardentochter Rumtrud bei einer Gesandtschaft aufwartete, verhöhnte ihn das Mädchen, weil er klein von Gestalt war, und als er ihr darauf mit scharfer Rede zu antworten wußte, gerieth sie so in Wuth, daß sie ihn durch ihre Leute rücklings überfallen und töten ließ, während sie ihm ins Angesicht freundlich that.

Bei alledem war die Stellung der Königstöchter unsicher. Nach einem Thronwechsel wurden sie kalt behandelt, und seit sie Christinnen waren, ohne jede Rücksicht auf ihre ungeistlichen Neigungen in ein Kloster gesteckt, wo sie Zucht und Anstand nicht immer förderten; oder sie wurden auf eine entlegene Hofstätte verwiesen und schnöder Armuth überlassen. Im besten Fall werden sie aus Politik fremden Fürsten vermählt; dann haben sie die schwere Aufgabe, sich in unbekanntem Lande zu behaupten. Zuweilen ist das Interesse, welches ihr Verlobter an der Vermählung gehabt, bereits kalt geworden, wenn sie eintreffen; in

dem Schatz, welchen sie mitführen, liegt der ganze Werth, den sie für ihren Gemahl haben. Ja, sie werden wol gar unter schnödem Vorwande mit Schimpf, nicht immer mit heilen Gliedern zurückgesandt. Denn auch in der Umgebung ihres Gemahls fehlen unfreie Dienerinnen nicht, welche ihm aufwarten. Solche Sclavin war die heilige Bathilde, ein schönes Sachsenmädchen aus England, welches zuerst von einem vornehmen Franken gehalten ward, ihm in seiner Kammer den Weinbecher zu reichen. Sie wurde später die Gemahlin Chlodovech II., und nach seinem Tode — nicht ganz freiwillig — in ein Kloster geleitet, wo sie im Jahr 684 zum Herrn einging und ansehnliche Wunder that. Ihr frommer Biograph ist eifrig zu versichern, daß jener Schenkendienst in der Kammer ihrer Ehrbarkeit nicht geschadet habe. Nicht selten gelangten solche Dienerinnen der Könige auf den Thron, oder ihre Söhne wurden Thronbewerber, und die stolze Königstochter hatte in einer schönen Nebenbuhlerin aus dem Volke eine Nachfolgerin zu fürchten. Denn Gemahlinnen aus Fürstenblut galten zwar für anständiger, aber sie waren nicht immer bequem. Von den beiden zügellosen Frauen, deren Feindschaft im sechsten Jahrhundert das fränkische Königshaus mit Gräuel und Blut füllte, war Fredegunde von dunkler Herkunft und erst durch den Mord von Brunichildens Schwester zur Königin geworden. Ihr gegenüber war die Königstochter der Westgothen, Bruna (die Braune oder Bärin), die von den Franken des Wohlklangs wegen mit dem Namen einer Schlachtjungfrau begabt wurde, die vornehme Dame, und sie wurde auch von den Zeitgenossen so betrachtet.

Es sind fast nur Heilige oder Frauen aus Fürstengeschlecht, von denen Anekdoten überliefert sind, und es waren in der Wanderzeit der Germanen selten die besten Frauen, welche viel von sich reden machten. Daß aber auch in den Familien von Fürstenadel die holdeste Leidenschaft ihr Recht behauptete, lehrt nicht nur das Lied der Sänger, auch sagenhafter

Bericht der Geschichtschreiber. Der Langobardenkönig Authari hatte sich um die Tochter Herzog Garibalds im Baierland*) beworben, er wollte aber vorher seine Braut mit eigenen Augen sehen und zog deshalb verkleidet mit einem seiner Vertrauten über die Alpen. Der Vertraute sprach als Gesandter vor Herzog Garibald: Mein königlicher Herr hat mich gesandt, daß ich das Antlitz deines Kindes schaue. Der Herzog rief seine Tochter, und Authari sah, wie schön sie war. Theudelinde bot den Gesandten zum Gruß einen Becher mit Wein, und der König konnte, da er den Becher zurückgab, seine Freude nicht bergen, er berührte ihre Hand und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirn über das Antlitz hinab. Das Fürstenkind erröthete vor Scham und klagte die Dreistigkeit heimlich ihrer Amme. Doch die kluge Frau rief: er war es selbst, kein Anderer hätte gewagt dich anzurühren, als ein König. Authari aber war ein jugendlicher Herr von edler Gestalt, von hellem Lockenhaar, wangenroth und schön von Antlitz. Und als der verkleidete Fürst mit den Baiern, welche ihn geleiteten, an die Grenze von Italien gekommen war, da erhob er sich hoch auf seinem Rosse, schlug seine Axt gewaltig in den Grenzbaum und rief den Baiern zurück: das sind Authari's Hiebe. Theudelinda wurde eine große Fürstin unter den Langobarden; auch da ihr Gemahl gestorben war, dienten ihr die Fürsten des Landes ritterlich als ihrer Königin. Und sie traten vor sie und baten, daß sie sich und dem Lande einen andern Herrn wähle. Dadurch wurde ihr beschieden, die Gemahlin zweier Könige zu sein. Denn die Königin ging zu Rath mit ihren Weisen und wählte in der Stille einen Verwandten des verstorbenen Königs, den Agilulf, Herzog von Turin, zu ihrem Gemahl. Vor Jahren, als gerade die junge Königin vom Norden in das Land gezogen war und

*) Die Verbindung der Langobarden mit Adelsgeschlechtern der Heruler im Lande, das nach den ausgestorbenen Boiern hieß, war alt und innig.

ihre Hochzeit gefeiert wurde, war vor dem Herzog ein Blitzstrahl niedergefahren, und einer seiner Knechte hatte geweissagt, daß die junge Königin einst sein Gemahl sein werde. Der Herzog aber hatte gedroht, ihm das Haupt abzuschlagen, wenn er noch ein solches Wort spreche. Als er jetzt vor die Königin Theudelinde trat, war er unwissend was sie ihm wolle. Und die Königin nahm einen Becher, trank daraus und bot ihm den Wein. Sie meinte damit, daß sie ihm Minne zutrinke als Verlöbniß, er aber merkte das nicht, faßte den Becher, und als er ihn zurück gab, küßte er ehrfürchtig ihre Hand. Da lächelte die Königin und sprach erröthend: wer mir den Mund küssen darf, der soll seine Lippen nicht an die Hand heften. Sie hob ihn auf und küßte ihn, und sprach zu ihm von Hochzeit und Königthum.

Wo in dieser Zeit der Sänger oder Chronist den Germanen von Liebe erzählt, freut ihn, die Innigkeit in der ersten Annäherung der Liebenden und darauf ein leidenschaftliches Gefühl, welches das ganze Leben erfüllt und vielleicht verzehrt, voraus zu setzen. Häßlich waren die Verbildungen und ungeheuer die Verbrechen auch in der Ehe. Aber in der Seele des jungen Volkes lebten unvertilgbar die idealen Forderungen an das Leben. Immer wird von dem Lied des Sängers die Treue der Liebenden festgehalten. Gestalten wie Helena und Klytämnestra sind dem Deutschen unheimisch. Diese Sehnsucht eines reichen Volksgemüthes, Liebe und Treue in der Welt zu finden, und das Bedürfniß, edle Empfindung in öde Wirklichkeit hineinzutragen, blieb ein Grundzug der germanischen Natur.

In diesem Sinne darf man wol sagen, auch der lasterhafte Germane war selten ein verworfener Mann. Die Leidenschaft stachelte ihn, übermächtige Versuchung, die Noth seines bedrängten Lebens und die ordnungslose Welt. Aber in sich trug er ein lebhaftes Bild von dem, was er sein sollte, und den stillen Wunsch nach gerechtem Thun. Der Frevel, welchen er übte, war vielleicht wilder und schrecklicher, als bei dem Mann aus Byzanz und

Rom, aber in ihm pochte mahnend das Gewissen, lebendig fühlte er den Zusammenhang zwischen seinem Unrecht und den Folgen, welche auf ihn zurückfielen, und plötzlich packte auch den verhärteten Bösewicht die Reue.

Sie faßte auch den Wackeren. Die Sage erzählt, daß der Ostgothe Theodorich durch einen großen Fischkopf, der vor ihm auf der Tafel stand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert wurde. Die Augen starrten gräulich, die Lippe war dem Schreckbild in die Zähne gebissen. Da entsetzte sich der König, ihn schüttelte Fieberfrost, er eilte in sein Schlafgemach, ließ sich mit Decken verhüllen, beweinte den Frevel und starb kurz darauf in tiefem Schmerz. Aehnlich kam anderen Germanenfürsten vor ihrem Tode die Erkenntniß. Der Westgothe Theudis wird in seinem Hause von einem Manne erstochen, der sich lange närrisch gestellt hat, um dem König nahe zu kommen. Während das Blut des Königs dahin fließt, fordert dieser von seinen Getreuen das Versprechen, seinen Tod nicht an dem Mörder zu rächen, er habe dies Ende verdient, denn er habe in eigener Sache einen seiner Herzöge umgebracht. Ein vornehmer Franke will ein freies Mädchen zu seinem Willen zwingen, sie ergreift sein Schwert und spaltet ihm das Haupt. Er aber befiehlt sterbend den Dienern, das Weib ungefährdet zu entlassen, denn sie habe Recht geübt. Das Mädchen flieht in der Nacht aus der Stadt viele Meilen bis zum Königshofe, und der König schützt sie vor der Familienrache.

Denn die Seele des Germanen wurde nicht in gleicher Weise wie die des Südländers durch die Leidenschaft der Stunde und die Macht der Situation ausgefüllt; immer blieb etwas in ihm übrig, was die Bewegung zu beherrschen suchte und über den Augenblick hinweg Vergangenes und Zukünftiges erwog. Wenn er sich in einer Stimmung zu starkem Ausdruck bringen wollte, mußte er vorher sein Wesen steigern, und solche Steigerung wirkte wie ein Rausch, der die ruhige Klarheit seines Urtheils

auf Stunden dämpfte, selten den abwägenden Sinn auf die Länge beherrschte. Wenn die Germanen zur Schlacht zogen, so thaten sie dies in einer Kampfeswuth, welche scharf abstach von der harten Ruhe des kriegsgeübten Römers. Der Haß des Deutschen brach heftig heraus, übel gebändigt durch die darüber schwebende Empfindung, daß es seine Pflicht sei, höflich zu sein; der Haß des Südländers barg sich klug hinter dem Gedanken, daß es für die Rache zweckmäßig sei, sich zu verstellen, und er flammte lange bewahrt im entscheidenden Augenblick mit höchster pathetischer Gewalt hervor.

Das Bedürfniß des Deutschen, sich bei feindlicher That zu steigern und dem Gegner überlegen zu erweisen, macht den Helden vor dem Kampfe beredt; er strebt darnach, den Gegner zornig zu machen. Deshalb reizen einander die Krieger vor der Schlacht, die Helden der Sage vor dem Kampf. Der grimme Hohn, welcher den Gegner traf, bevor der Speer ihn erreichen konnte, wurde höchlich bewundert. Wenn zwei Heere in Rufnähe standen, klangen herausfordernde Worte aus einem in das andere, Belagerer riefen zu den Belagerten lange Scheltreden auf die Mauer, und von oben schallte die Antwort hinab. Die Völker warfen einander arge Anekdoten vor, einzelne Schlachthelden ihre Unthaten oder demüthigende Momente ihres Lebens. Wenn der römische Feldherr einen geheimen Angriff maskiren will, etwa vor einer belagerten Stadt, so ist ein wirksames Mittel, daß er einen seiner germanischen Offiziere, der des Schlachtenhohns Meister ist, ärgerliche Worte gegen die Belagerten werfen läßt. Die lebhafte Theilnahme, welche das lange fortgesetzte Wortgefecht erregt, vermindert die Aufmerksamkeit der Feinde. In den nordischen Heldenliedern wird überreichlich die Laune zorniger Stachelreden geübt, die Spottlieder sind unter den übelerhaltenen Gesängen der Edda wol am vollständigsten bewahrt, die schlagenden Angriffe sind natürlich solche, welche kränkende persönliche Anspielungen enthalten.

Wo man nicht in das Leben des Andern zu fassen wußte, befriedigte man sich mit scharfer Kritik seiner Erscheinung oder mit unfreundlichen Wünschen. „Ich habe Aare gesättigt, während du in der Mühle Mägde küßtest.“ „Du bist so bleich um die Nase, hast du bei Leichen gelegen?“ „Barbeinig stehst du wie ein Bärenführer, feige verbirgst du dich unter dem Bettstroh.“ „Du Strolch und Roßdieb; du fütterst am Abend Schweine, den Rossen schwingst du das Futter und giebst den Hunden die Atzung.“ „Wer ist der Winzige, der nach Brosamen schnappt und mit dem Gaumen gluckst?“ „Weich mahlen will ich dich wie Mark und dir alle Glieder brechen.“ Auch abscheuliche Wünsche fehlen nicht: „Am Totenthor sollst du hocken, wo schlechte Knechte dir in knotige Wurzeln zum Trank den Gaisharn gießen.“ Die Blumenlese ließe sich leicht vermehren. In der deutschen Heldensage ist Hagene ein Meister des höhnenden Wortes, das freilich vornehmer aus seiner düstern Seele bricht. Doch muß zur Steuer der Wahrheit auch bemerkt werden, daß die edelsten Helden der Geschichte und Sage diese Kunst verschmähen.

Aber nach anderer Richtung stellte der Germane an einen tapfern Krieger höhere Forderungen, als das Alterthum. Der Germane sollte auch gegen den Feind ehrlich sein, der Kampf mit ihm war immer ein Gottesurtheil, gleich der Vortheil für beide, der Gegner vorbereitet auf den Angreifenden; für niedrig galt, den arglosen Mann, selbst wenn er ein Feind war, zu überfallen oder gar den Unvorbereiteten hinterrücks zu töten. Ebenso wie zur Volksschlacht wurde zum Zweikampf Tag und Platz vorher bestimmt, ein gleicher Grund gewählt und mit Stäben abgesteckt, der Beiden dieselben Vortheile bot. Auch Völker entschieden ihre Zwistigkeiten nicht immer durch Volkskampf, sondern durch verabredeten Zweikampf zweier Volkshäupter oder Königsknappen. Diese gradsinnige Auffassung des Männerkampfes war Griechen und Römern fremd; den homerischen

Helden gilt für klug, aus sicherem Versteck den nichts ahnenden Feind zu erlegen; bevor Odysseus seinen Vernichtungskampf gegen die Freier beginnt, läßt er die Waffen verschließen und gedenkt die Wehrlosen zu fällen. Den Germanen aber erschien als eine Unthat, daß die Hunnenkrieger die waffenlosen Knechte der Burgunder in der Herberge überfielen.

Gegen diese ideale Forderung deutscher Sitte wurde in der Wirklichkeit unzählige Male gefrevelt, tückischer Ueberfall und Meuchelmord waren häufig, aber solche Verschlechterung der Sitte änderte nichts in der volksthümlichen Auffassung von Kriegerehre, und diese Auffassung machte sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend, sobald die politischen Zustände erträglich geordnet waren; nach ihr zog sich das gesammte Ritterthum des Mittelalters.

Auch die germanische Kampffreude, welche Rauferei und Schwertschlag um ihrer selbst willen liebt, war dem Südländer zu allen Zeiten fremd, höchstens an den Kelten und an seinen Gladiatoren, unehrlichen Männern, sah er etwas Aehnliches. Der Germane aber vergaß über den persönlichen Ruhm, den ihm der Sieg über einen starken Gegner brachte, sehr häufig, nach dem praktischen Nutzen oder Schaden zu fragen, den das Wagniß des Kampfes ihm bringen konnte. Den höchsten Preis im Liede hatte der Uebermuth, welcher das Leben für den Ruhm einsetzte, auch wo Rettung ohne Todesgefahr möglich wäre.

Auf der Fahrt zu Attila künden die Wasserfrauen dem Hagene, daß keiner von seinem Volk über den Strom zurückkommen werde, außer einer, ein unkriegerischer Mann*). Da wirft der Held, um den Spruch unwahr zu machen, den einen während der Ueberfahrt in die Fluth. Und als er sieht, daß der

*) Alle Vorbedeutung durch eine schwere That zu prüfen oder unwahr zu machen, ist ein alter Sagenzug, wenn auch der Kaplan als jüngere Zuthat in das Gedicht kam.

Mann in Wahrheit das rettende Ufer erreicht, da stößt er, sobald sein Haufe gelandet ist, die Fähre zurück in den Strom, und als ihn der König darum schilt, sagt er kalt: „Wir bedürfen der Fähre nimmer, die Frauen haben Wahrheit gesprochen, keiner von uns kehrt zurück." Und von da reizt er die Hunnen und die feindliche Königin durch Wort und That bis zum Aeußersten; er schweigt gegen den gastfreien König, ein Wort kann das Schicksal lenken, er und die Seinen sind zu stolz, es auszusprechen. Sie fordern den Tod heraus, und noch im Kerker höhnen sie die arge Königin, sie wollen sterben. Kein Held der Ilias reicht nur entfernt an die furchtbare Heldenhärte solcher Gesinnung.

Aber in Wirklichkeit empfand der Germane während der Wanderzeit doch anders. Bei der sinnenden Beschaulichkeit seines Geschlechts, welche ihn geneigt macht, über sein Recht und Unrecht zu grübeln, gelingt ihm gar nicht leicht im Unglück feste Ruhe zu bewahren. Hochfahrend ist sein Muth im Glücke und gesteigert sein Wesen in Kampf und Männerthat, Niederlage betrachtet er als Vergeltung für begangenes Unrecht, als Zorn der Götter, als Untergang seiner besten Habe, der Ehre. Deshalb wird seine innere Niederlage wol größer, als die sichtbare; wer nicht von eisenfestem Gefüge ist, der bricht unter der Last solcher Leiden schneller zusammen, als ein Südländer. Mehr als einer der besiegten Könige, welche durch römische Politik in Italien internirt wurden, verdarb in wüster Schlemmerei. Sie waren innerlich gebrochen, und hatten sich selbst aufgegeben. Nach einer verlorenen Schlacht wurden die Männer der Germanen zuweilen schwächer als die Frauen. Den Römern blieb unverständlich, was in solchen Stunden durch das Herz des Germanen zog. Als der greise Vandalenkönig Gelimer sich den Kriegern des Belisar ergeben hatte und in seiner frühern Residenz Karthago vor die Augen des Siegers trat, da lachte er aus vollem Halse. Die Römer meinten, er sei durch die Größe seines Unglücks wahnsinnig geworden; die Seinen aber verstanden dies Lachen weit

anders, und sie behaupteten, der Witz des Alten sei scharf und sein Urtheil sehr klar, das Gelächter aber sei nur Verachtung aller Erdendinge. Und als der König wieder beim Triumph des Belisar im großen Circus von Byzanz aufgeführt wurde, mit dem Purpur behangen, von seinem Geschlecht umgeben, als er nach dem Kaiser auf hohem Throne sah und auf das starrende Volk, da weinte er nicht und seufzte nicht, sondern er murmelte immer dieselben seltsamen Worte: „Alles ist eitel!" Aber derselbe König blieb in anderen Dingen ein Mann, er verweigerte seinen Glauben, die Lehre des Arius, aufzugeben, und verzichtete deshalb auf die Ehren des Hofes von Byzanz. Dem griechischen Berichterstatter war das Benehmen des Königs anstößig und er setzt hinzu: „Ueber jenes Lachen in solcher Stunde mag jeder denken was er will." In Wahrheit aber kam mit dieser Stimmung in entscheidender Stunde etwas Neues in die alte Welt; auch das Lachen des Lear hätte dem griechischen Zuschauer als durchaus ungehörig Mißfallen erregt.

Und was war es doch gewesen, das den stolzen Sinn des König Gelimer beugte und ihn zwang, sich zu ergeben? Er saß mit dem Rest seiner Getreuen auf unzugänglichem Steinnest, sah unbewegt auf die Männer, die um ihn fielen und auf die Leichen, welche durch Hunger und Seuche um ihn gehäuft wurden. Da beobachtete er einst, daß zwei kleine Knaben gierig auf die heiße Asche starrten, in welcher ein Brodkuchen gebacken wurde; der Enkel seiner Schwester ergriff die heiße Scheibe und steckte sie in den Mund, aber sein Gespiele, ein Maurenkind, fuhr über ihn her und zwängte ihm den Kuchen aus dem Munde. Solcher Hunger der Kinder war dem König unerträglich, und er ergab sich. Der Vorfall war vielleicht nur wie ein letzter Tropfen, der den bittern Trank überfließen machte; aber die übermächtige Einwirkung einer weichen Empfindung auf die fest gepanzerte Brust des Königs ist nicht zufällig. Denn während der Deutsche in der Wanderzeit an seine Helden die poetische

Forderung einer finstern, alterthümlichen Größe stellte, drang gerade damals ein sentimentaler Zug deutscher Natur stärker hervor, für welchen die Poesie des Volkes noch keinen Ausdruck hatte. Nicht mehr dauerten sie in der starren Festigkeit ihrer Sagenhelden, in denen Haß und Kampfeszorn geradlinig dahin strömten. Was vom Sänger noch als finstere Heldenthat gefeiert wurde, daß ein Bruder seinen kleinen Bruder eher niederhieb, als daß er ihn in die Gefangenschaft der Avaren fallen ließ, und daß die Jungfrauen sich selbst töteten, um nicht Beute eines fremden Gebieters zu werden, dieser feste Sinn bog sich unter dem Druck der Wirklichkeit. Der Langobarde wurde durch das Flehen des kleinen Bruders erweicht und tötete ihn nicht, und die tapferen Mädchen erfanden in der Noth ein kluges Mittel, wodurch sie sich den fremden Siegern verleideten. Das war nicht mehr in alter Weise heldenhaft; die ideale Forderung der Volkssitte, welche einst Vielen Gedanken und Thun gerichtet hatte, verlor in der wilden Zeit einen Theil ihrer zwingenden Gewalt. Aber in dem Verlust war auch ein hoher Gewinn, Viele wurden schlechter, die Guten vermochten jetzt besser zu werden. Durch die Seelen der wirklichen Menschen zog in entscheidender Stunde häufig ein fremder Accord, Trauer, Entsagung, Sehnsucht nach besserem Leben, ein weiches Schmerzgefühl über die Nichtigkeit alles irdischen Treibens.

Während der Verwilderung und gehäufter Frevelthat wurde in dem Volke der Boden bereitet für einen neuen Glauben.

4.

Das Christenthum unter den Germanen.

Dem Deutschen, der fest auf dem Grunde seiner Väter stand, erschien sein Götterglaube unzerstörbar, wie die Kraft seines Volkes, wie das Gestein seiner Berge. Denn sein eigener, nachdenklicher Sinn, sein Wissen, seine Poesie sind es, die er sich als göttliche Welt um das eigene Leben gesetzt hat. Die Natur, welche ihn umgiebt, ist mit den Personen und Thaten seiner Götter erfüllt, vom lichten Morgenstern bis zu dem kleinen Kraut vor seinen Füßen. Altvertraut ist ihm der Hausgeist, der in der Nacht mit dem Besen über die Diele fährt; bei jedem Sturmwind fühlt er an seiner Wange den Flügelschlag des Riesenadlers, der am Erdende die Stürme erregt; gegen den Himmel ragt in der Ferne der blaue Berg, in welchem der Menschengott zur Zeit haust, wo die Winterriesen herrschen. Er weiß wohl, was es zu bedeuten hat, daß das Mistelreis nicht auf der Erde sprießt, sondern hoch oben aus dem Baumstamme, er weiß, warum Baldars Blume so große Heilkraft hat, was der erste Frühlingsruf des Kukuks kündet und was der flüchtige Hase bedeutet, der seinen Pfad kreuzt. An seinem Herdkessel und über dem großen Becher hat er feierliche Schwüre gethan, seinen Wunsch haben ihm die Götter gewährt, jede Stunde fühlt er, daß das Leben in ihrer Hut ist; die Mark seines Feldes ist geweiht durch den Wurf des heiligen Hammers, und der Schlag des Hammers, der sein Weib berührte, hat ihm

die Ehe gesegnet. Wenn er dem Sänger in der Halle lauscht, hört er Kunde, die von den Göttern stammt, uralte Weisheit, wie ein Gott die Erde aus dem zerstückten Leib eines Riesen zusammengefügt: aus dem Gebein die Berge, aus dem Blut das Meer, aus dem Haar die Bäume, und wie später der Gott wieder aus dem Boden den Menschen geformt, das Gebein aus Steinen, das Herz aus Wind, die Gedanken aus Nebel, die Augen aus der Sonne. Gute Sprüche, deren Kraft er oft empfunden, sind durch wandernde Götter den Weisen der Vorzeit offenbart; in seines Volkes alter Geschichte stehen die Gestalten der höchsten Götter als Urahnen seines Geschlechts. So lebt das Göttliche in ihm und über ihm auf allen Wegen, und Zorn und Neigung der Gewaltigen fühlt er vom Morgen bis zum Abend. Auch in seinen und des Volkes Schicksalen sieht er ihren weisenden Finger; wo sein Stamm einmal im Kampfe gegen Nachbarn unterlag, haben die Nachbarn besser verstanden, die Gnade der Hehren für sich zu gewinnen, denn er weiß, es sind dieselben Götter, welche jenseit der Berge walten. Alle Wurzeln seines Lebens haben sich tief in den Glauben seines Volkes gesenkt.

Zweierlei aber suchte der Germane bei den Göttern: sie sollten ihm beistehen auf Erden gegen schädliche Gewalten der Natur, und gegen seine Feinde unter den Menschen, dafür diente er ihnen durch Opfer und Gehorsam nach ihrem Willen; und zum andern sollten sie ihm das Herz erheben und sein Leben weihen. Sie gaben ihm Kraft zur Rede, wenn er in der Versammlung sprach, zum Sange beim Mahle, sie machten seinen Segensspruch kräftig und seine Verwünschung wirksam. Sie suchte er in den großen Stunden seines Lebens, wenn sein Herz voll Freude war oder voll Trauer, vor dem Getümmel des Kampfes, oder wenn er allein saß unter der Linde, und die Rücken seines Heerdenviehes zählte, und wenn er vor der Leiche des Waffenbruders, oder des geliebten Weibes stand, seinen Schmerz mühsam bekämpfend, und in solcher Stunde das Furcht-

barste dachte, wo die Seelen der Lieben auf ihrer Reise zu den Göttern wol rasten würden, und welche Huld sie finden würden in einer unbekannten Welt.

Wol wandelt sich jedem kräftigen Volke im Laufe der Jahre sein Götterglaube; leise, allmälich wie die Sprache und die Gedanken der Weisen bildet er sich weiter; aber auch er arbeitet unablässig, das Volk durch heilig gewordene Gestalten und Lehren zu richten und zu beschränken, bis die Jahre kommen, wo das Volk in ihm verdirbt und vergeht oder ihn unter gewaltigem Kampfe überwindet. Aus den riesigen Bildern der Naturkräfte werden göttliche Abbilder der Menschennatur, ihnen verleiht die rastlose Phantasie ein Schicksal, Thaten und Niederlagen, immer menschenähnlicher und sinnlicher wird ihr Leben, vielgestaltiger und zahlreicher sie selbst. Endlich wird in dem Volke ein Widerspruch bemerkbar zwischen dem althergebrachten Glauben der Menge und den Gedanken der Weisen; dann beginnt die unbefangen schaffende Phantasie zu kränkeln, die Götterbilder verbleichen, eine Aufklärung regt sich; nur günstige Erdenschicksale und große Menschenkraft verstatten dem Volke einmal und wieder einmal, je nach seinem Charakter und der Sehnsucht seines Gemüthes, den Götterglauben neu umzuschaffen; dann wird er vergeistigt, systematisch, zweckvoll im Sinne kluger Priester und der staatlichen Gemeinschaft. Ob aber die Germanen, als sie durch ihre irdischen Bedürfnisse aus den alten Sitzen gedrängt wurden, schon in der alten Heimat den innern Widerspruch zwischen festgesetztem Glauben und neuer Seelenforderung empfanden, das wissen wir nicht; einzelne Züge des Unglaubens aus späterer Zeit beweisen nichts; die Deutschen waren ein sehr frommes und gottbedürftiges Volk, und die Friesen und Sachsen erwiesen noch unter Karl dem Großen, wie fest ihr heimischer Glaube mit dem Boden verwachsen war.

Aber eben deshalb litt der Glaube der Germanen bei der

Besiedelung eines fremden Landes schwere Einbuße. Wol nahm der ausziehende Stamm seine Priester und die heiligen Zeichen der Gottheit mit sich auf den Weg, und er lauschte in der Fremde ängstlich auf die Mahnung seiner Heiligen, wie sie durch den Donnerschlag, den fallenden Stern, den Raben, der in der Haide vor ihm herflog, zu ihm sprachen. Aber er kam jetzt in Länder, wo andere Götter walteten, die nicht mehr seines Geschlechtes waren; fand er Sieg, so wußte er wohl, daß sein Schlachtengott mächtiger war; traf ihn Drangsal, Hunger und Niederlage, so betete und opferte er ängstlich; doch wenn ihm die Hülfe nicht ward, dann frug er zweifelnd, ob der Lenker seines Stammes mächtiger sei, oder die heilige Heerschaar der Fremden. Vieles schwand ihm dahin, was ihm zu Haus Gottessatzung und ehrwürdige Vorschrift gewesen war, und fremde Gewohnheit mischte sich mit seinem Leben; sie war nicht geweiht und götterlos. Auch die Gemüther von Vielen wurden roher in der blutigen Zeit; sie hatten Verzweiflung kennen gelernt in der Noth und frechen Uebermuth im Glück. Schwer war zu steuern dem frevelhaften Mann, der den Vortheil der Stunde benutzte, den Gastfreund erschlug, fremde Weiber beschimpfte; begehrlich wurde das Volk nach fremdem Gut, nicht mehr die Frucht, die sie selbst in den Boden gestreut und für die sie den Göttern bei der letzten Garbe demüthig gedankt hatten, ernährte sie, es war geraubtes Gut, für das ein Anderer gebetet hatte, und doch gedieh es den Räubern.

Und er sah fremde Völker um sich, reicher, sorgloser in schönen Häusern, die den seltenen Traubensaft aus Silberschalen tranken. Das lernte auch er schnell lieben; aber er wußte, die Götter seines Volkes tranken nicht Wein, wie der Rebengott in weißen Tempeln mit geglätteten Steinsäulen; und wenn er fromm den fremden Trank weihte, so konnte er unsicher sein, ob er den heimischen Gott anrufen sollte, oder den fremden. Auch die Natur wurde ihm götterlos; ob die Schicksalsfrauen über

dem Brunnen walteten, aus dem er in der Fremde schöpfte, ob in der Höhle neben seinem Lager ein Zwergvolk hauste, das wußte er nicht. Er stellte die Götterzeichen wieder in den Hain, baute ihnen Altäre und zog die geweihte Umfriedung herum, aber dem Haine und dem Frieden des Altars fehlte die altwürdige Weihe. Sternbilder, zu denen er gläubig aufgeschaut, waren in seinem Rücken geschwunden und neue Sterne glänzten an seinem Himmel; er suchte Heilkraut zu frommem Spruch, und er fand die zauberkräftige Pflanze nicht mehr; auch einige Vögel der Heimat hatten ihn verlassen und fremde Laute tönten von den Zweigen; ja wenn er in den Hain trat, rauschte das Baumlaub anders im Winde als daheim, und wenn er seine Pflugschar durch den neuen Ackergrund ziehen wollte, es mußte geschehen an andern Tagen und zu anderer Jahreszeit, als daheim die Götter befohlen. Wenn endlich die Germanen mitten unter fremdem Volke niedersaßen, sie selbst als Herrscher aber in Minderzahl, da übte die Bildung der Fremden auf ihren offenen Sinn und die gewaltige Natur eine Macht aus, der sie sich nicht zu entziehen vermochten. Ihre Ahnen hatten die siegbringende Rune „Tius" auf das Schwert gegraben, und wer sich vor schädlichem Trank wahren wollte, hätte das heimische Zeichen des N, die Rune „Noth" auf den Nagel des Fingers gezeichnet, mit dem er das dargebotene Trinkhorn ergriff. Jetzt sahen sie ähnliche Zeichen überall stehen auf geglätteter Thierhaut und leichterem Stoff, den jeder Luftzug mit sich trug, und sie erkannten, wie klein und unbehülflich die Weisheit ihres Gottes gewesen war gegen die Weisheit der Fremden, welche ihre Gedanken durch einen Läufer oder ein Roß viele hundert Meilen senden konnten, und einander das Geheimste vertrauen, ohne ein Wort vor fremden Ohren zu reden und ohne einander zu sehen. Durch alles, was der Germane verlor, und durch alles Neue, was er erwarb, wurde sein frommer Glaube ihm beschädigt. Vielen kam der Zweifel und vielen Gleichgültigkeit.

Und der ehrliche Hauswirth fühlte, daß er in einer unseligen Welt stand; Ströme Blutes rannen, wild stieß ein Stamm auf den andern, die zusammengehörten, trennten sich feindlich, niederträchtige That war häufig, die Treue war kleiner geworden, viel wildes Unkraut auf menschenleeren Feldern, viele zerstörte Städte und bleichende Gebeine Erschlagener; grimmes Leid erfuhr jeder mit seinem Volk, und schwere Thaten hatte er selbst geübt in Noth und Uebermuth. Mitten in den Kämpfen um Leben und Schätze regte sich in seinem nachdenkenden Gemüth ein Schmerz über die eiserne Zeit, und die uralte wehmüthige Betrachtung der Natur, die durch den Wechsel von deutschen Sommern und Wintern erregt wird, kam ihm auch, wenn er das Geschick seines Volkes überdachte. Wie die Freuden des Sommers vergehen, mochte auch die Kraft seines Stammes schwinden, denn traurig ging alles hin, was der Welt zur Freude war. — Und wenn der Sänger vor dem verkohlten Balken der niedergebrannten Halle saß und seines erschlagenen Häuptlings gedachte, dann drang derselbe bange Klageton aus seiner Brust: „Gefallen ist alle Macht, gewichen die Freude, nur die Schwachen hausen und behalten die Welt, gebrauchen sie in Mühe. Gebeugt ist die Blüthe, der Erde edle Art altert und welkt, wie jeglicher Mann in der Menschenwelt, die Zeit überkommt ihn, das Antlitz bleicht, grauhaarig betrauert er traute Gesellen, Geschlechter der Edlen, gesenkt in den Grund*)." — Aehnliche ernste Auffassung des Lebens war, so scheint es, dem Germanen von je eigen, sie wurde aber während der Wanderzeit trauriger. Und dabei beengte ihn Angst und grübelnde Sorge, was aus ihm werden solle nach diesem Leben. Wenn die Krieger ihrem gestorbenen König das Totenschiff rüsteten und das Seeroß mit dem Leichnam den Wellen übergaben, „dann war traurig ihr Sinn und kummer-

---

*) Angelsächsisch: „Der Seefahrer" V. 86, das Folgende: „Beowulf" V. 50.

voll ihr Muth, nicht wußten wahrhaft zu sagen die Saalberather, die Helden unter dem Himmel, wer diese Fracht empfing."

Da drang in sein Ohr die geheimnißvolle Kunde, daß Allvater einen neuen Sohn nach der Menschenerde gesandt habe, der neue Lehre und neue Weisheit verkünde, der sich zum Herrn der Seelen aufgeworfen habe und gebieterisch heische, daß man ihm nachfolge. Er vernahm, daß die neue Lehre stark mache bei Männerarbeit, in der Schlacht, im Tode, daß man aber dem alten Glauben entsagen und sich dem neuen Gott als Mann und Knecht zuschwören müsse.

Als der Christenglaube zu den Germanen kam, hatte er selbst durch drei Jahrhunderte in der antiken Welt große Wandlungen hervorgebracht und nicht geringere erfahren. Länger als ein Jahrhundert war er zu Rom ein Glaube der Fremden, Armen, Gedrückten. In geheimen Versammlungen, in enger Genossenschaft warteten die Gläubigen auf die Rückkehr ihres erlösenden Herrn und das neue Weltreich, sie verachteten die profane Herrlichkeit der Erde, welche sie umgab, und beargwöhnten das kaiserliche Rom als ein Ungeheuer, dem der Untergang bevorstehe. Kein Wunder, daß dem römischen Staatsmann die schwärmerische Secte als gefährlich erschien, welche sich die auserwählte Genossenschaft der Gottheit nannte, und den Genius Roms sowie das göttliche Numen der Kaiser als böse Dämonen betrachtete, welche dem Senat und der großen Majorität des römischen Volkes ewige Qualen der Unterwelt in Aussicht stellte, und den Tag herauf zu beten suchte, wo die wünschenswerthe Verurtheilung erfolgen werde. Die Christen achteten Eigenthum und Erwerb gering, sie standen in einer engen Gemeinschaft, deren Mitglieder verpflichtet waren, die Treue gegen die Auserwählten des Herrn höher zu schätzen als gegen den Staat, ja, als gegen die eigene Familie. Fast alles, was in dem Römer tüchtig, und fast alles, was in seinem Leben verdorben war, empörte sich gegen den unduldsamen, weltverachtenden Glauben begeisterter Sclaven,

Freigelassener, kleiner Stadtleute. Der Weltmann aber und der Philosoph verspotteten diesen Bund Wundersüchtiger, sie nannten ihn eine Gesellschaft von Tröpfen und alten Weibern, die den Gefangenen ihres Glaubens Essen zutrugen und sich einbildeten, daß ihrem Gebet gut geschmiedete römische Thürschlösser aufspringen würden.

Aber je finsterer, bedrängter und hoffnungsloser die Lage des römischen Staates wurde, desto größer wurde die Bedeutung, welche der Glaube der Gottesliebe und des Himmelreiches erwarb. Unter Diocletian hatten die Christen zahlreiche Gemeinden in jeder Landschaft, mancher gelehrte und angesehene Mann zählte sich zu den Bekennern, sie waren nicht mehr eine Secte, sondern in der That eine große politische Genossenschaft, welche darnach strebte, das gesammte öde Leben der Nation durch den neuen Quell christlicher Sittlichkeit und Glaubenskraft zu verjüngen. Wieder verfolgten die Kaiser den fremdartigen Orden, in welchem sie nicht nur widerspenstigen Trotz gegen die Staatsreligion, auch die feste Verbindung vieler Hunderttausende unter geistlichen Führern fürchteten. Aber das irdische Glück war in dieser geistlosen und gewaltthätigen Zeit so gering geworden, daß es den Gläubigen oft als guter Kauf galt, durch den Bekennertod ihrer Sünden entledigt und in die Gemeinschaft ewiger Glückseligkeit aufgenommen zu werden; und ihre frommen Führer mußten erklären, Ehre und Segen des Martyriums sei nur denen bestimmt, welche nicht muthwillig und ohne Noth den Tod suchten.

Die ersten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts brachten einen Umschwung; die Kaiser selbst unterhandelten mit dem Christenthum und suchten es für die Staatszwecke zu benutzen. Christliche Hofleute durften sich jetzt in den kaiserlichen Vorzimmern ihres Glaubens rühmen, die große Masse der Glücksjäger und Intriganten fand vortheilhaft, sich in die Schaaren der Gläubigen zu stellen, christliche Bischöfe wurden ungeschickte

Diplomaten, aus den verfolgten Bekennern wurden anspruchsvolle Beamte. Der Christenglaube wurde Staatsreligion und nahm in sich die Verderbniß der Personen auf, welche bei den verrotteten Zuständen des römischen Staates unvermeidlich war: höfische Priester, heuchlerische Staatsmänner, welche unter dem Schein strenger Gläubigkeit das Reich plünderten, rohe Soldaten, welche das Christenkreuz ebenso abergläubisch mit den Fingern schlugen, wie sie früher das Zeichen des Mithras oder des Donnergottes gemacht hatten. Und der Heiligkeit des Christenthums thut die Behauptung nicht Eintrag, daß seine Erhebung zur Staatsreligion und die politische Anerkennung seiner Würdenträger nicht unbedingt seine bessernde Kraft im Römerreiche steigerten. So lange der Glaube verfolgt war, stand wer Christ wurde, wahrscheinlich über dem Heiden an Energie der Empfindung, an Opferfähigkeit und an Charakter; seit das Christenthum modisch geworden war, und Heide zu sein in weltlicher Hinsicht mehr Nachtheil als Nutzen brachte, mußte der gebildete Mann, welcher Heide blieb, ebenfalls eine gewisse Festigkeit des innern Lebens haben, Selbstverleugnung und Opfermuth, welche von der großen Menge der Christen nicht mehr verlangt wurden.

Zuverlässig bewährte der Glaube auch seit Constantin dem Großen seine segnende und veredelnde Kraft, aber wir vermögen nur hier und da die gnadenvollen Wirkungen zu erkennen, wir sehen begeisterte Priester, welche sich für ihren Glauben in jede Todesgefahr begeben, andere, welche mit dem Stolz gottgesandter Männer den Mächtigen ihr Unrecht vorhalten, wir sind zu der Annahme berechtigt, daß der Glaube Hunderttausenden in fürchterlicher Kriegszeit menschenfreundlichen Sinn, Zucht und Trost und Muth im Tode gegeben hat. Doch im ganzen betrachtet, vermochte er den Verfall der antiken Welt nicht aufzuhalten, er vermochte die devoten christlichen Kaiser nicht zu ehrlichen Staatsmännern zu formen, er ver-

mochte nicht den herrschenden Lastern zu steuern, nicht die Verwaltung des Staates, welche jetzt zum großen Theil in Händen von Christen war, redlicher zu machen, nicht den schleunigen Verfall der Kunst und Wissenschaft aufzuhalten, und nicht die Römer und Griechen mannhafter zu bilden im Kampfe gegen die andringenden Barbaren.

Wahrscheinlich hatte jeder deutsche Stamm von dem neuen Glauben sehr früh einige Kunde erhalten, und lange bevor er die ersten Bekehrer schaute, in den heimischen Glauben einige christliche Anschauungen aufgenommen. Vom Rhein und noch mehr von der Donaugrenze drang der neue Gott allmälich aus den römischen Legionen zu den germanischen Völkern. Wie die Sage meldet, regte sich schon seit Marc Aurel das christliche Leben an der Donau; im Jahre 300 haben sich in demselben Grenzgebiet stille Genossenschaften der Christen gebildet, und der Steinmetz härtet den Meisel, mit dem er seinem Kaiser den rosselenkenden Sonnengott bildet, im Namen Christi, denn Beten und das Kreuz machen erhält den Stahl härter, als heidnischer Spruch, und giebt kluge Einfälle; und diese Gotteshülfe wirbt dem Christen unter seinen Mitarbeitern Genossen, aber sie erregt auch den Neid der Ungläubigen, und der Widerstand, welchen er gegen manche abgöttische Heidenarbeit äußert, reizt den Herrscher, ihn zu töten. Um dieselbe Zeit sind unter den Deutschen in Gallien, unter den Gothenvölkern an der Donau die ersten Bekehrer thätig. Ein Gothenstamm nimmt fast zu gleicher Zeit mit den römischen Kaisern das Christenthum an.

Seitdem verbreitet sich der neue Glaube schnell unter die Völker, welche die heimischen Sitze verlassen haben und mit der Cultur des Römerreiches in Berührung kommen, dagegen sehr langsam, nur nach harten Kämpfen und manchem Fehlschlag, im deutschen Norden, wo die Völker in ihrer alten Heimat geblieben sind.

Es fehlt uns nicht an Nachricht über die Bekehrung der Deutschen, zahlreiche Heiligengeschichten verkünden die Leiden der Bekehrer, wir besitzen die Briefe, in denen die ersten Gregore Vorschriften geben, und spätere, in denen Papst und Winfrid-Bonifacius klug verhandeln, durch welche Politik man den Glauben in die Phantasie der Völker schlagen könne. Es ist eine längst bewährte Praxis, welche darin mit diplomatischer Klugheit festgestellt ist. Aber weniger bekannt ist, wie der ehrliche Deutsche das Christenthum auffaßte.

Jede Bekehrung eines Häuptlings oder eines Stammes, vor allem jeder Schlachtensieg, den Christen erfochten, erschien den Heiden als ein Sieg des neuen Gottes. Auch die noch wenig von seiner Lehre vernommen hatten, wußten, daß er thätig war, seine Bekenner zu schützen. Achtungsvolle Scheu vor fremdem Glauben zeigt sich bei den Heiden der verschiedensten Stämme. Ein charakteristischer Zug ist uns aus Afrika überliefert. Dort verfolgte der kräftige Vandalenkönig Trasamund, ein eifriger Arianer, um das Jahr 500 die römischen Christen, denn der Haß zwischen Arianern und „Christen" war damals größer, als zwischen Christen und Heiden. Da sendete Kabao, ein Häuptling der Mauren, die um Tripolis saßen, im Kriege mit Trasamund, Kundschafter nach dessen Hauptstadt Karthago, er befahl ihnen, dem Vandalenheer, das gegen ihn heranzog, auf dem Fuße zu folgen, und so oft die Vandalen ein Heiligthum der Christen entweihten, wohl Acht zu geben und nach ihrem Abmarsch dem Heiligthum alle Ehre zu erweisen. „Ich kenne den Gott nicht, den die Christen verehren, aber wenn das Gerücht über seine Macht nicht Falsches kündet, so ist er eifrig solche zu strafen, die ihn verletzen, und eifrig jeden zu schirmen, der ihm Ehrfurcht erweist." Die Kundschafter beobachteten in Karthago den Aufbruch des Vandalenheeres und folgten ihm in schlechter Kleidung auf dem Wege nach Tripolis. Die Vandalen stellten bei der ersten Rast ihre Rosse und das übrige Zugvieh in den

heiligen Häusern der Christen ein und übten jede Art Muthwillen; sie ohrfeigten die Geistlichen, zählten ihnen schwere Schläge auf den Rücken und zwangen sie zu den niedrigsten Dienstleistungen. Nach ihrem Aufbruch kamen die Mauren des Kabao, reinigten schnell die Tempel, kratzten emsig den Unrath zusammen und trugen ihn hinaus, zündeten die heiligen Lampen an, neigten sich tief vor den Christen und vertheilten Silberstücke unter die Bettler, welche vor den Kirchen saßen. So thaten sie bei jeder Rast des Heeres, die Beleidigungen der Vandalen sühnend. Die Folge war ein glänzender Sieg des Kabao.

Solches Ansehen vermochte der Heidenglaube dem Christenthum leicht einzuräumen, denn er betrachtete fremden Glauben als Besitz des fremden Volkes, wie Sprache, Rechtsbrauch und Sitte.

Aber der Germane sah auch vor seinen Hütten die Verkünder der neuen Lehre. Und diese erhoben den Anspruch, daß er ihrer Lehre folge. Die Fremden waren bewanderte Männer, die wohl Bescheid wußten; sie erwarben den Schutz eines Häuptlings, sie lebten dürftig, enthielten sich zuweilen der Nahrung und des Methhorns, aber sie redeten stolz von ihrem Gott und dem Heil ihrer Lehre. Gewaltig regte die Weise auf, in welcher sie ihren Glauben verkündeten, denn öffentlich, vor allem Volk, zu jedem, der da hören wollte, sprachen sie über das Heiligste, was der heimische Glaube nur leise geraunt oder im Dunkel des heiligen Hains verborgen hatte. Dem Knechte wie dem Häuptlinge verkündeten sie die Geheimnisse der Gottheit, sie wandten sich an Witz und Gemüth jedes Einzelnen und füllten die Häuser und den Saal der Berathung mit leidenschaftlichem Wechselgespräch. Sie selbst waren in Vielem Männer, ihr Zauber, den sie über Waffen sprachen und über ein krankes Glied, war kräftig, und man merkte, daß ihre Genossen auch wacker zu sterben wußten, in der Hoffnung, daß die geflügelten Boten ihres Gottes ihre Seelen in seinen Saal geleiten würden.

Wenn sie ihren Gottesdienst hielten, dann wußten sie freilich zu gefallen. Neben der Predigt sprachen sie singend zu ihrem Gott in fremden Weisen, ihre Begleiter sangen die Antwort im Chor, die Kerze flammte, das Glöckchen tönte und süß duftendes Räucherwerk füllte die Luft; dann trugen sie selbst, die sonst einhergingen wie arme Leute, prachtvolles Gewand, das von Purpur und Gold glänzte, schöne Teppiche lagen und hingen in ihrem geweihten Raume, gleichviel, ob es der Marmortempel eines alten römischen Gottes war, den sie besiegt hatten, oder ein Holzgerüst, das ihre Begleiter schnell auf grüner Haide errichteten. Sie waren auch freundliche Männer, sie heilten den Kranken und spendeten dem Dürftigen. Doch gegen die heimischen Götter erhob sich zürnend ihr Muth, sie forderten trotzig die Himmlischen zum Kampfe heraus und sie wagten den ungeheuersten Frevel, sie entehrten verachtend das Heiligthum der Götter und fürchteten die Rache nicht. Sie wollten mit den Menschen in Frieden leben, aber sie kämpften gegen die Götter.

Wenn der Germane aber der Lehre lauschte, welche sich das Evangelium nannte, so wurde ihm wieder das Gemüth durch Bewunderung und Mißtrauen zwiefach erregt. Viele Lehre des Christenthums entsprach in auffallender Weise seinem heimischen Glauben: das Mysterium, wie der Sohn Gottes Mensch wurde unter den Geschlechtern der Erde, war ihm nicht unerhört; auch seine Götter waren unter den Menschen gewandelt und hatten in wunderbarer Weise Söhne gezeugt; tiefer als bei Griechen und Römern war in dem Germanen das Leid über die Endlichkeit dieses Lebens und gewaltiger die Sehnsucht nach einer glücklichen Fortdauer; auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Bösen, er wußte, daß die Menschenerde inmitten lag zwischen Lichtreich und Nachtreich. Ja, noch mehr, auch der Glaube der Germanen kannte einen lichten Gott, der gestorben war durch die Nachstellungen finsterer Mächte, und dessen Tod beweint wurde von allen lebenden

Wesen, weil er ein Verhängniß war für alle Götter und Menschen; auch in heimischem Sange der Weisen war die Endlichkeit der Menschenerde, das Ende der Götter und eine Wiedergeburt des Lebens gekündet worden. Jetzt mochte der Germane mit frommem Schauer lernen, daß der weiße Lichtgott auferstanden war aus der Helja Reich, daß er wieder neben Allvater throne auf der Höhe, und daß nach dem Kampf und Unglück der gegenwärtigen Erde ein neues, seliges Reich der Freude alle umschließen werde, die ihm anhingen.

Anderes aber in dem neuen Glauben widersprach dem deutschen Sinn so sehr, daß es in der Lehre der Bekehrer zurücktreten mußte und doch noch Unwillen erregte. Der Christenglaube sah kalt auf die Rache, die man an seinem Feinde nahm; er lobte nicht den Stolz des Mannes, der trotzig auf der Erde stand; er forderte niedrigen Sinn von seinen Mannen und die Feigheit, welche Kränkung duldend ertrug; er begehrte Liebe, wo der Deutsche grimmig zu hassen gewohnt war, und schalt wol gar auf die Treue, welche den Vortheil des Herrn höher hielt als Leben und Gut seiner Feinde. Und wer war der fremde Gott? Er hatte selbst schimpfliche Strafe erduldet, er war an's Kreuz geschlagen wie ein Ueberläufer oder tückischer Verräther, er wollte in seiner Gefolgeschaft keinen Unterschied machen zwischen Edeln und Knechten, er war in namlosem Geschlecht geboren, in dürftiger Hütte eines schwachen Stammes, dessen Söhne als reisende Händler vor der Saalthür des Häuptlings lauerten, diesem seine Kriegsbeute abzukaufen. Vor solchem fremdländischen und ruhmlosen Manne sollte der Abkömmling eines Gottes sein Haupt neigen und sich unter sein Gesinde stellen? Einem unkriegerischen Manne sollte er dienen, der seinen Feinden unterlegen war? Wie vermochte ein solcher seinen Anhängern Sieg über die Feinde zu geben und Glück auf dieser Erde, das er selbst nicht gehabt? Als Chlodovech, der Frankenkönig, von seiner Gemahlin Chrodichilde ermahnt wurde, das

Christenthum anzunehmen, da warf ihr der stolze Sigamber, dessen Stamm in uralter Zeit das Heiligthum des Völkervaters Isto bewahrt hatte, unwillig entgegen: „Durch den Willen unserer Götter wird Alles erzeugt, euer Gott aber ist sichtbarlich ein ohnmächtiges Ding, und was ärger ist, nicht einmal vom Geschlecht der Götter." — Endlich, derselbe Gott wollte seine Bekenner scheiden auch nach dem Tode von allen vorangegangenen Helden des Volkes, und seine Priester behaupteten, daß alle großen Kriegsfürsten der Vorzeit, deren Ruhm der Sänger verkündete, daß alle geschiedenen Lieben in der schlechten Totenhalle der Unterwelt unter Feiglingen, Verräthern und Meineidigen kauern sollten bis an das Ende aller Tage. Es war nicht der Friesenkönig allein, der darum seinen Fuß aus der Taufquelle zurückzog, weil er lieber mit seinen Ahnen in der Helja Reich gesellt sein wollte, als mit zusammengelaufenem Volke in dem Himmel des Christengottes. Furchtbar war dem frommen Gemüth des Germanen der Gedanke ewiger Trennung von allen großen und theuern Erinnerungen der Vergangenheit, und nur wo irdische Noth dem Alten seinen Werth genommen und die Sehnsucht nach einem bessern Zustande erweckt hatte, wurde dem neuen Glauben ein schneller Sieg.

Oft schwankte lange der Kampf und unsicher war es, ob die Fremden vom Zorn des Volkes gefällt wurden, oder ob sie selbst die Zeichen der Götter und die heiligen Haine niederschlugen. Aber der neue Glaube wirkte doch mit einer Kraft, welche alle Hindernisse niederwarf. Sein ethischer Inhalt war unvergleichlich größer, sein unendlicher Vorzug, daß er das ganze Thun des Menschen nach einheitlichem Gesetz regelte. Die Heidengötter waren ideale Bilder des germanischen Volksgemüths; aber sie waren entstanden durch die fortgesetzte Arbeit von Jahrtausenden. Allen ihren Gestalten fehlte die Einheit und Consequenz. Alte Naturmythen von der zeugenden und zerstörenden Gewalt der Kräfte waren langsam umgeformt zu Sagen, welche

Liebesverhältnisse und Feindschaften der Menschengötter berichteten, und theilten so umgeformt den hehren Gewalten höchst anstößige und unwürdige Thaten zu. Die behaglich spielende Poesie des Volkes hatte in dies menschenähnliche Leben der Götter mit Vorliebe die Leidenschaften der Erdgebornen, wilde Abenteuer, finstere und harte Rechtsgebräuche und ebenso herbe Scherze hineingetragen, was einer früheren Zeit wahres und nothwendiges Spiegelbild des irdischen Lebens gewesen war, wurde den späteren Geschlechtern unverständliches oder barbarisches Beiwerk. Die Weisen des Volkes mußten allmälich, seit ihr Glaube mit dem Christenthum zusammenstieß, den innern Widerspruch empfinden und ihre Versuche, die Ueberlieferung zu deuten und durch geheimen Sinn zu vertiefen, trugen dazu bei, das Unverständliche in dem Wesen ihrer Götter zu vermehren. Die heiligen Gestalten des Christenglaubens dagegen waren auch ideale Abbilder von der Güte und Tüchtigkeit menschlichen Wesens. Und der Glaube lehrte, daß die Gottheit ewig, unveränderlich über allem Wandel und Schicksal throne. Seine Sittenlehre war ebenso heilig als sein Dogma, er stellte jede Stunde des Erdenlebens unter die Aufsicht eines allgegenwärtigen, allsehenden Richters, der in Wahrheit ein guter und strenger Allvater war. Nicht nur über seine Thaten, sondern auch über seine Gedanken mußte der Mensch mit ihm abrechnen. Manches von dem, was er forderte, war dem deutschen Gemüth unheimisch, aber der Grundzug seiner Lehre: Liebe, Wohlthun, Erbarmen, der Adel einer reinen und selbstlosen Sittlichkeit erhob mächtig das Herz der Germanen, wie unvollkommen er auch durch die Bekehrer dargestellt wurde, Solche Auffassung klingt aus den Ermahnungen der Königin Chrodichilde, wenn sie dem Chlodovech entgegnet: „Deine Götter üben Missethat, entehren die Ehe, handeln gegen Sitte und Recht, sie sind Zauberkünstler, aber sie haben nicht die Macht der Gottheit. Ein gütiger Herr ist nur der Christengott.“

Nicht weniger half dem Christenthum die Einheit und Consequenz der Lehre, die Festigkeit der Formeln, die Gleichmäßigkeit der theologischen Sprache. Dieselben heiligen Worte der geschriebenen Bibel tönten von tausend Lippen genau in der überlieferten Weise, dieselben Anschauungen, Bilder, Gleichnisse wurden immer wieder in die Seelen der Hörer geschlagen. Die mehrhundertjährige Arbeit griechischer und römischer Lehrer, welche doch auch ihren Antheil an der Subtilität des Denkens und an der scharf ausgeprägten Logik einer hochgebildeten Sprache besaßen, hatte jedes Dogma mit einem Gerüst von Erklärungen und Beweisgründen umgeben, welche im Streit gegen die Philosophen Griechenlands und Roms gewonnen waren. Von dieser langen Geistesarbeit ging Einiges in die Lehre der Bekehrer über. Auch ein mäßiger Mann fand als Apostel unter den Heiden für seine Lehre eisenfeste Formeln und Beweisgründe, welche in häufiger Wiederholung den nachdenklichen Sinn der Deutschen unwiderstehlich anzogen. Die geistige Arbeit, welche die Lehre zumuthete, war den Laien schon an sich eine Offenbarung, in der That ein gewaltiger Fortschritt. Nicht Wenigen wurde Freude, sich darein zu versenken, über Gründe und Gegengründe zu grübeln; von den Hügeln des schottischen Hochlandes bis zu den Sandwüsten Afrika's überlegten die Weisen des Volkes genau dieselben Sprüche, dieselben Gleichnisse. Keine Erbschaft der alten Welt hat so kräftig den Geist der Germanen der antiken Bildung zugeführt, die Redeweise und Dialektik des Christenthums hat alle germanischen Sprachen erfüllt und fortgebildet, und sie erst ein unabläßiges Einströmen römischer Cultur ermöglicht.

Es war eine Zeit der Noth und Gewaltthat, wo der Bessere Ruhe, Freude, Glück in dieser Welt entbehrte und gern in ein Jenseits verlegte. Der fremde Glaube stellte so hohe Anforderungen an den Menschen, daß auch der Starke sich klein erschien, aber er bot dem Gemüthvollen so unermeß-

lichen Schatz, daß jedes andere Erdengut neben ihm als nichtig erschien. Schon unter den weltlichen Griechen, den nüchternen Römern hatte der Enthusiasmus zahlreiche treue Blutzeugen geworben, stürmischer erregte der Glaube die junge ungebändigte Naturkraft in den neuen Völkern. Großartig und leidenschaftlich wurde in manchen Einzelnen die Hingabe. Der junge Columban sprang zu seinem Missionsamt über den Leib seiner Mutter, die sich vor ihm auf die Erde warf, die Thür zu verschließen; immer wieder fanden sich hochsinnige Männer, welche in die wilden Kriegerhaufen, über das Meer, durch die Wüsten und die Länder feindlicher Könige pilgerten, um die Lehre zu verkünden, welche das Unheil der Welt in Heil verkehren sollte. Solche überlegene Naturen, die ihres Gottes voll, unbekümmert um das eigene Schicksal, die Güter dieser Welt verachtend, als Büßer, Prediger, Lehrer unter den Heiden dauerten, erzwangen sich überall Anerkennung. Auch die Heiden blickten mit Scheu nach ihrer Zelle aus Baumrinde, und die Häuptlinge der Nachbarschaft saßen in Stunden innerer Unsicherheit auf ihrer Holzbank und lauschten ehrfurchtsvoll dem mahnenden Wort. Der Wildeste empfand, es mußte Großes sein, was diese Männer an den Saum des Bergwaldes gesiedelt hatte, wo der Wolf nächtlich um ihre Hütte kreiste und kein Graben dem Ueberfall einer Raubhorde wehrte. Eine solche Hütte in Oberöstreich war es, wo um das Jahr 460 ein fahrender germanischer Krieger eintrat, um den Segen des frommen Siedlers für seine Fahrt nach Italien zu erbitten. Er war in schlechten Pelzrock gekleidet, tief mußte er seine hohe Gestalt beim Eintritt bücken, und vermochte nicht in der niedrigen Zelle grade zu stehen. Der Missionär entließ den Landlosen mit der frohen Verheißung, daß er in kurzem vielem Volk reichen Hort spenden werde. Der fahrende Mann war Odoaker, der nach Italien zog sein Glück zu suchen, der Weissagende der heilige Severin.

So machte das Christenthum unaufhaltsame Fortschritte.

Viele Stämme nahmen es in den Jahren ihrer Colonistenwanderung an, wie die Gothen, Langobarden, Vandalen, Heruler, andere in ihren neuen Sitzen, wie Franken und Angelsachsen. Die Bekehrer verstanden sich gut auf die beiden Künste, welche ihnen Erfolg sicherten: sie wußten zu gewinnen und ihre Macht zu erweitern. Sie warben klug um die Gunst der Mächtigen, und sie waren unermüdlich, die Schwäche der alten Götter und die stärkere Gewalt des Christengottes zu erweisen. Jedes Unglück, das die Heiden traf, war eine Strafe für die Verstocktheit, alles Glück, das dem Fürsten und dem Volke widerfuhr, betrachteten sie entschlossen als Wirkung ihres Gebetes. Hatten sie sich in den Gemüthern festgesiedelt, dann thaten sie ihre Hauptschläge gegen den Heidenglauben, die Eiche Donar's wurde gefällt, die aufgehangenen Pferdehäupter auf den Anger geworfen, die Göttersäule umgestürzt, das Holzwerk der heiligen Umfriedung verbrannt; über dem Opferstein wurde die christliche Kirche mit ihrem Chor, Altar und Taufstein gezimmert, und daneben wurde auf hohem Gerüst die Glocke aufgehängt. Nahebei erhob sich die Wohnung der Geistlichen mit ihrem Gehöft, und die geweihten Diener wirthschafteten emsig auf dem geschenkten Grunde als Landbauer, Hirten und Händler mit der Umgegend. Wo das Glöckchen läutete, fürchteten sich, so erzählte das Volk, die alten Geister der Landschaft, die Riesen auf den Felshäuptern riefen einander über die Thäler zu, daß es unheimlich geworden sei in der Gegend, der Nichus am Wasser weinte bitterlich, daß er nicht auch selig werden konnte, und der Fährmann am Ufer wurde in der Nacht durch Klopfen geweckt, und feine Stimmchen verlangten Ueberfahrt in das fremde Land, er sah nicht, die er hinwegfuhr aus seiner Heimat, aber er hörte die wehmüthige Klage der kleinen Unsichtbaren, daß der Glockenklang des neuen Glaubens sie verscheuche, und fand am andern Tage viele kleine Fußtapfen im Sande und Goldstücke, welche die Zwerge als Fährgeld zurückgelassen hatten.

War die Kirche gebaut unter dem Schutze eines Großen, dann wurden die neuen Priester der Landschaft schnell unentbehrlich. Sie waren den Königen und Häuptlingen auch für weltliche Geschäfte Rathgeber, denn sie verstanden das wundervolle Geheimniß der Schrift, und das Latein, die Weltsprache jener Zeit; sie wußten Rath für Alles, sie waren Aerzte, Gärtner und Baumeister. Nicht nur um die Vornehmen sorgten sie, beflissen warben sie auch um die Dürftigen; der arme Bettler, der Krüppel, der heimatlose Mann, der zu ihnen flüchtete, erhielt in ihrer Nähe Obdach, Speise und den Schutz ihres Gottes. Daß ihr Glaube so mild war gegen Knechte und Elende, das gewann ihm das Herz der kleinen Leute. Und die treue Anhänglichkeit der einfältigen Herzen mehrte wieder ihren Einfluß und machte sie zu einer Stütze der Vornehmen, und bei politischer Parteiung zu werthvollen Bundesgenossen.

Es ist für uns nicht ganz leicht, die Methode der Heidenbekehrer gerecht zu würdigen. Wol ist aus dem einförmigen Lobe zahlreicher Heiligenleben zu ersehen, wie verschieden der Charakter jener Männer war. Neben der unwiderstehlichen Wucht einer urkräftigen Natur steht gefügige Diplomatie, neben dem treuen Hirten und dem leidenschaftlichen Eiferer sind auch der Schlaffe und Furchtsame, der Eigennützige und Schlemmer nicht unerhört. Auch Verschiedenheiten der Nationalitäten kommen in Betracht. Gegen den inspirirten Adel des Orientalen Severin steht die nüchterne Politik des Angelsachsen Bonifacius, gegen die lautere poetische Begeisterung des Franken Anskar *) die düstere Ascese des Iren Columban. Zwischen dem Römer und Griechen, welche aus einem Volke mit reiferer Bildung zu den Barbaren kommen, und zwischen dem glaubensvollen Germanen, der die Lehre seines Klosters den ungläubigen Stammgenossen zuträgt, ist in der Regel ein wichtiger Unterschied. Die

*) Wahrscheinlich eines der Sachsenkinder, welche in fränkischen Klöstern erzogen wurden.

ersteren geben klug, soweit sie müssen, und mit innerer Freiheit den Vorurtheilen der fremden Umgebung nach, der zweite ist im Herzen selbst nicht frei davon. Beide sind der Ansicht, daß die Heidengötter walten und zu schaden vermögen als teuflische Dämonen, gegen deren Nachstellungen nur ein fester Glaube Schutz gewährt. Aber die Seele des germanischen Priesters ist noch so sehr verwachsen mit den heidnischen Erinnerungen, daß ihm viele abergläubische Bräuche, deren er sich nicht bewußtvoll entschlagen hat, untilgbar in der Seele haften. Je stärker die Betheiligung der Germanen an dem Missionswerk der Kirche wurde, desto reichlicher wuchs der alte Aberglaube unter dem christlichen Bahrtuch, das die Kirche des Gekreuzigten auf das Heidenthum gelegt hatte. — Wer also die Charaktere dieser Heiligen aus einer argen Zeit billig beurtheilen will, wird zuerst das Maß feststellen, nach dem er ihren sittlichen Werth abzuschätzen hat. Für den heiligen Zweck zu täuschen und eine Unwahrheit zu sagen, galt damals auch den Guten für erlaubt. Gegen die rohe Gewalt, welche die Bekehrer täglich zu fürchten hatten, mußte List helfen. Sie konnten sich selten behaupten, wenn sie nicht auch den irdischen Vortheil Einflußreicher an sich zu fesseln wußten, sie mußten solchen, welche sich Bekenner nannten, viel nachsehen, und es gelang ihnen bei dem innern Zwist, den sie in die Gemüther der Landschaft trugen, nicht immer, sich frei zu halten von der Theilnahme an Unrecht. Sie waren in der Mehrzahl leidenschaftliche Eiferer, sehr geneigt parteiisch alle irdischen Verhältnisse zu betrachten, und sie zauderten nicht ihr großes Werk dadurch zu fördern, daß sie Politik trieben und den Stolz der Vornehmen, die Eifersucht der Häuptlinge, die Unzufriedenheit der Gemeinen, die Begehrlichkeit der Frauen für sich benutzten. Um ihre Stellung zu befestigen, trieben sie wol auch andere irdische Geschäfte, außer der Landwirthschaft Handel, und nicht immer entgingen sie dem Vorwurf der Habsucht und unziemlicher Praktiken.

Auch dem Heidenglauben mußten sie viele Zugeständnisse machen. War das Volk verstockt, so stellten die Nachsichtigen heidnische Götterbilder neben dem Kreuz in der Kirche auf, und ließen geschehen, daß das Volk seine alten Festbräuche auf ihren Kirchhöfen beging und Pferdeopfer brachte; ja die Schwachen gaben sich selbst dazu her, Rinder und Widder zu opfern und die heilige Taufformel so zu entstellen, daß von der Dreifaltigkeit darin gar nicht mehr die Rede war. Denn die Heiden stellten ungereimte und höchst anstößige Forderungen; sie wollten z. B. durchaus von dem weißen Brot des Abendmahls essen, wie die drei Söhne des König Saberkt von Essex (617), aber taufen wollten sie sich nicht lassen; und wenn der Christenpriester ihnen dies Begehren verweigerte, jagten sie ihn aus dem Lande. So geschah es, daß in deutschen Landschaften durch Jahrhunderte ein Mischglaube bestand, in welchem die helle Gestalt des eingebornen Sohnes, Petrus und einige Heilige neben Wodan und Donar angerufen wurden.

Als im Jahre 376 die Westgothen von den Hunnen gedrängt in zahllosen Schwärmen über die Donau setzten, da brachten einzelne Haufen auch die heimischen Götter mit Priestern und Priesterinnen über den Strom. In ehrfürchtigem Schweigen ruderten sie über das Wasser, vor den Griechen aber stellten sie sich alle als Christen. Sie führten Einige, die als Bischöfe verkleidet waren, in wunderlichem Aufzuge mit ihren Haufen, und sie hatten eine Art Mönche, die in schwarzer Kutte und langem Unterkleid den Boden fegten, und nichts mit Mönchen gemein hatten, als daß sie, wie der heidnische Erzähler schmäht, Taugenichtse waren und dafür gehalten wurden*). Dabei schafften sie die heimischen Götter unversehrt und in sorgfältiger Hut auf den römischen Boden, die Beamten der Römer aber waren bestochen und sahen ruhig zu.

*) Eunapius (Bonn.), p. 82.

Als der Christenglaube in die Seelen der Germanen drang, wurde auch den Heiden sichtlich, daß er zwiespältig getheilt war. Dem Dogma der römischen Kirche, welche sich die katholische nannte: „Wahrer Gott der Vater, wahrer Gott der Sohn, wahrer Gott der heilige Geist, und sie sind eins und in einem Glauben anzubeten", stand seit der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts gegenüber die Lehre des Arius, welche dem Sohn nicht ewige Göttlichkeit und nicht Einheit mit dem Vater zutheilte. Alle großen Germanenvölker, denen das Christenthum von Ostrom zukam: Gothen, Vandalen, Heruler, Langobarden wurden durch Arianer bekehrt, die Franken durch ihre Verbindung mit dem römischen Bischof zu Katholiken getauft. Den fränkischen Fürsten wurde die Rechtgläubigkeit zu einer politischen Handhabe sich empor zu bringen, auch ihr Volk blieb stolz darauf, obgleich sonst, wie die Frommen klagten, von christlicher Gesinnung wenig in ihm zu spüren war. Das katholische Dogma muthete der weltlichen Vernunft größere Entsagung zu, es wurde aber getragen durch eine fest organisirte, monarchisch geschlossene Kirche. Der milderen Lehre des Arius fehlte der kirchliche Zusammenhang, die Bekenner, noch halbe Heiden, saßen getheilt vom schwarzen Meer bis zu den Säulen des Herkules. Deshalb vermochte der Arianismus dem Haß der katholischen Kirche auf die Länge nicht zu widerstehen, einem tötlichen Haß, welcher dem Arianer den Ehrennamen eines Christen nicht gönnte. Es scheint in der That, daß dieser Glaube besonders große Toleranz gegen das Heidenthum und nationale Ueberlieferungen übte; wenigstens hielt der westgothische Gesandte, welcher sich um 590 mit Bischof Gregor von Tours heftig über die Lehre von der Dreieinigkeit stritt, für erlaubt, auch heidnischen Cultusstätten Ehrfurcht zu beweisen. Die meisten Völker, welche die Lehre des Arius angenommen hatten, schwankten zwischen ihr und dem Katholicismus hin und her, die Vandalen und Ostgothen gingen mit ihr unter.

Ueber Arianer und über Heiden siegte die römische Kirche

durch die bewunderungswürdige Energie und Consequenz ihrer Politik. Immer wieder sandte sie ihre Bekehrer zu den halben Christen wie zu den Heiden; wo das Apostelamt nicht half, warb sie die fränkische Axt zum Volkskriege. Auf schwache Bekehrer folgten todesmuthige, begeisterte Helden, auf lange Nachsicht verschärftes Gesetz, bis die Bekehrer alle Germanenvölker, welche noch lebten, an den Stuhl des Apostels im alten weltbeherrschenden Rom gebunden hatten.

Von den Einwirkungen des Christenthums auf die neuen Germanenstaaten weiß die politische Geschichte viel zu erzählen. In dem Gemüth des Volkes sah der Glaube freilich anders aus als in den heiligen Schriften, und er behielt den germanischen Zusatz bis tief in das Mittelalter, Einiges davon bis zur Gegenwart.

Es waren Völker von jugendlicher Kraft, die gerade ihre wildeste Heldenzeit durchlebten. Der gekreuzigte Christus war kein Gedanke, der ihnen vertraulich war, und auffallend tritt dieses Bild, das später die Lieblingsvorstellung der Kirche wurde, in der ersten Hälfte des Mittelalters zurück. Der neue Sohn Allvaters, der Eingeborne ist der jugendliche, leuchtende Held, der gegen Sünde, böse Geister und die Hölle siegreich gekämpft hat und gleichen Kampf von seinen Getreuen fordert. Er ist der Herr, die Apostel und Heiligen seine schnellen Degen, seine Engel fliegen im Federhemd daher, seine Herrschaft ist ein großes Königreich. Der Herr ist der große Schatzspender und er theilt reichlich an seine Getreuen; er sitzt in der Himmelsburg auf seinem Stuhle und sieht auf die Menschenerde herab. Der Bekenner ist sein Mann, ihm durch Treuschwur zum Dienste verpflichtet. Aber die Pflicht ist gegenseitig, der Herr hat seinem Getreuen auf dieser Erde Heil zu geben, d. h. Unversehrbarkeit, und Feinde von ihm abzuwehren, in jenem Leben aber ewiges Glück. Wenn das Christenthum in der Kirchensprache die heilbringende Lehre genannt wird, so wurde das von Geistlichen und von Laien nicht nur als Aufnahme in das Reich Gottes nach dem Tode, als

glückliches Leben im Himmel gefaßt, sondern auch als eine kräftige Förderung des irdischen Wohls. Auf dieser Grundanschauung von dem Verhältniß des Christen zu seinem Gott, der bald als Gottvater, bald als Gottsohn gefaßt wird, ruht die ganze Frömmigkeit des Volkes; dieselbe Auffassung ist aus Sage und Poesie überall zu erkennen, bei den Angelsachsen, im niederdeutschen Heliand, bei Otfrid, sogar noch im dreizehnten Jahrhundert. Dort ist z. B. in einem Gedicht „Die Warnung“ der Herr Christus ein Wirth, der einen Streit kämpft; viele der Seinen liegen tot, aber er gewinnt den Sieg; er selbst ist wund, seine Ritter zerhauen, die Narben sind zu schauen an den guten Knechten, die für ihn fochten, damit sie in seiner Heimat Gemach hätten. Jetzt sitzen sie in seiner Burg, ruhen aus und pflegen sich; verschlossen ist das Burgthor; wer den Streit nicht mitfocht, muß draußen bleiben. Da kommt der einfältige Spielmann, der nichts Nützes versteht und mit Gemach in das Himmelreich will: Herr Herr laß mich ein; ich gehöre zu deinem Gesinde, ich will bei dir bleiben, mich hat die Welt vergessen, mich jagt große Bedrängniß, ich fürchte den grimmen Tod. Der Herr aber sagt: „Ich kenne dich nicht, die meine Schlachten kämpfen, von denen will ich keinen vergessen; du bist meines Friedens unwerth *).“ Das Verhältniß des Gefolges zu seinem Herrn war den Germanen immer noch das heiligste Treuverhältniß; noch immer wurde gefordert, daß der Mann für den Milden, der Krieger aus dem Gefolge für seinen Schatzgeber das Leben einsetzte. Von solchem Gesichtspunkte wurde auch der Tod des herrlichen Königs aufgefaßt; als Held war er für die Andern gestorben. Was Pflicht des Gesindes gewesen wäre, das hatte hier der Herr zuerst für sein Gesinde gethan. Das rührte und erhob; ein so guter Herr war er, und das vermochte alle Liebe und Hingabe nicht wett zu machen. Aehnliches fühlte

---

*) Haupt, Zeitschr. I. S. 512.

sogar der furchtbare Chlodovech, denn als er im weißen Gewande eines Katechumenen vor dem Taufbecken stand und von dem Leiden Christi hörte, rief er hingerissen aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm verübt, gerochen." Der geistliche Erzähler freut sich dieser frommen Worte und fügt bewundernd hinzu: „Hierdurch erwies er seinen Glauben und bewährte, daß er ein wahrer Christ sei*)."

Dem Gefolgemann Christi war gestattet, bei dem Herrn um besondere Gunst zu werben, wo er deren bedurfte; das that er durch Gebet und Fasten und durch Geschenke, d. h. Gott wohlgefällige Spenden und Werke. Das Gebet der Germanen zeigt von ältester Zeit bis zur Gegenwart, wie naiv das Volk sich das Bild seines Gottes hergerichtet hatte. „Hilf mir aus der Noth, lieber Herr, so will ich dir eine Kirche bauen und einen Priester dazu bestellen." „Himmlischer Gott, mache, daß mein Verfolger in drei Tagen nicht so weit zu Schiffe fährt, als ich in einem gefahren bin, und ich will Allen ihren Wunsch gewähren, die mich in deinem Namen um etwas bitten**)."

Die Gebete aber waren nicht gleich; das eine war kräftiger als das andere; wohlgefügt und schicklich mußte man den guten Gott bitten, und es gab Gebete, denen er in gewissem Fall lieber lauschte. Deshalb erhielten Gebetformeln hohe Wichtigkeit; sie wurden gesucht und sorglich bewahrt, genau so, wie früher die heidnischen Runenlieder, zuweilen mit diesen zu einer kräftigen Beschwörung verbunden.

Der Christengott ist gütig gegen seine Getreuen, aber eben so sicher straft er auch die untreuen Knechte, und untreu ist, wer Böses thut. Schwer ist dem Menschen, gut zu sein und bei jedem Unheil, das ihm widerfährt, hat er anzunehmen, daß es

*) Fredegar 21.

**) St. Oswald, Haupt, Zeitschr. II. S. 123. Das Gedicht darf hier angezogen werden, denn seine Grundlage ist sehr alt.

Strafe für begangenes Unrecht sei. Auch dann ist der Herr nicht unerbittlich, außer in wenigen schweren Fällen, welche die Kirche allmälich als Todsünden aufstellte, die aber weder in der Kirchenpraxis, noch weniger vom Volke immer so gefaßt wurden. Bei sehr beschwertem Gewissen hatte der Mensch eine außergewöhnliche Anstrengung zu machen, die Huld des Herrn wieder zu gewinnen durch Bußübungen und außerordentliche Spenden. Als der Frankenkönigin Fredegunde im Jahre 580 zwei liebe Kinder schwer erkrankten, holte sie die Rollen, auf denen die neue harte Steuer verzeichnet war, aus ihrem Schatz, verbrannte sie und mahnte ihren Gemahl zu demselben Geldopfer. Ein großer Theil der Kirchen und geistlichen Stiftungen verdankt demselben Bedürfniß des deutschen Mannes, seinen ungnädigen Gefolgeherrn sich zu versöhnen, die Entstehung.

Durch Frömmigkeit erwarb man Geltung vor den Augen des Königs; aber sein Reich war groß, er hatte auf viele Bitten zu hören; wer sich als kleiner Mann fühlte unter seinen Getreuen, und demüthig sollte das jeder, und wer bemerkte, daß er durch sein stilles Dringen nichts zu erreichen vermochte, der mußte sich an die Mächtigen im Gottesreich wenden, an die Apostel, die Mutter des Herrn, oder an die Heiligen, deren Rang im Himmel durch die Kirche bestätigt war, zuletzt auch an fromme Geistliche und Laien. Diese hatte er als seine Fürbitter zu werben. Denn die Beschlüsse des Herrn kann man im einzelnen Fall wol beeinflussen, und die Bitte seiner Häuptlinge kann Vieles bei ihm durchsetzen. Den Großen des Himmels naht man am besten in ihren Heiligthümern, denn da weilen sie am liebsten und hören am deutlichsten. Der fromme Bischof Aravatius zu Tongern wollte durch Wachen und Fasten den Einfall der Hunnen in Gallien wegbitten, weil dieses ungläubige Volk der Gnade des Herrn doch gänzlich unwerth sei; aber der „Geist“ sagte ihm, daß sein Gebet wegen der Missethaten seines Volkes, dem Gott diese Strafen bestimmt habe, nicht erhört werden könne.

Da beschloß er, den Herrn stärker durch einen Fürsprecher anzuflehen, er zog nach Rom zum Grabe des Apostel Petrus, enthielt sich mehre Tage jeder Speise und flehte unablässig zu dem Herzog der Kirche. Endlich erhielt er durch Erleuchtung die Antwort, die Sache sei vom Herrn unabänderlich beschlossen, aber der Bischof selbst solle die Leiden des Landes nicht sehen und vorher in den Himmel kommen. Glücklicher war der fromme Diakon Stephanus in Metz; er bat bei demselben Hunneneinfall die Apostel Petrus und Paulus, die Stadt, wenigstens aber sein Bethaus, vor der Zerstörung zu schützen, und in einem Gesicht traten die Apostel vor ihn und verkündeten: „Die Stadt zu retten ist uns nicht mehr möglich, denn die Befehle des göttlichen Willens sind bereits ertheilt, aber dein Bethaus soll unversehrt bleiben.“ Und als in demselben Feldzuge das Weib des römischen Feldherrn Aëtius Tag und Nacht in der Apostelkirche Roms zu den Fürsten des Himmels flehte, daß sie den Gatten wieder gesund in ihre Arme schließen dürfe, da sah ein armer Mann, der von Weine trunken in einem Winkel der Kirche eingeschlafen war, und in der Nacht aufwachte, daß alle Kerzen der Kirche flammten, und mit Zittern auf den Boden kauernd erblickte er zwei Männer, die einander ehrerbietig grüßten und nach ihrem Befinden frugen. Dann sagte der ältere — Petrus —: „Nicht mehr kann ich die Thränen ansehen, die das Weib des Aëtius weint. Ich soll ihren Gemahl heil aus dem Kriege zurückführen, obgleich in Gottes Rath etwas Anderes beschlossen war. Aber ich habe doch diese Gnade seinem Leben durchgesetzt und gehe jetzt zu ihm, um ihn lebend herzuleiten. Wer aber diese Wort gehört hat, der hüte sich, Gottes Geheimnisse zu verrathen, sonst wird ihn schnell ein Unglück treffen.“ Der arme Mann konnte nicht schweigen: seine Strafe war, daß er erblindete.

Nicht nur einer Fürbitte seiner Großen bewilligte der Himmelsherr Außerordentliches, er verlieh auch einzelnen Sterblichen aus besonderer Gnade Wunder zu thun, d. i. in seinem Namen

Wirkungen hervorzubringen, welche sonst der größten Menschenkraft unerreichbar sind. Auch das Heidenthum hatte ähnliche Kunst einzelnen Menschen zugestanden: die Zukunft vorher verkünden, Regen über die trockene Erde führen, Unwetter und den gefürchteten Hagel aufregen, die Entscheidung des Kampfes verzögern, ein Heer kraftlos machen, das Nebelbild eines Schlachthaufens herbeizaubern, in Haus und Stall Geburt verhindern, Krankheit und Tod erregen u. s. w.; der höchste Menschengott und waltende Schicksalsfrauen waren Lehrer in der geheimen Kunst gewesen und weise Frauen schalteten damit zum Heil oder Unheil der Menschen. Die Neubekehrten forderten vom Christenthume, das ihren Zauberglauben für Teufelswerk erklärte, daß es mit seiner Kraft etwas Besseres schaffe. Und sehr willig war die Kirche, diesem Bedürfniß zu entsprechen. Sie kämpfte für ihre Geltung, wenn sie bemüht war, ihre Verkünder als Wunderthäter zu erweisen. Auch in dieser unholden Schwäche ist eine Vertiefung des Gemüthes erkennbar. An Stelle einer Beschwörung, welche durch äußere Mittel und unverstandene Gebräuche die überirdischen Gewalten zwang, sich dem Willen des Menschen zu fügen, trat die heiße Bitte zu Gott und den Heiligen, auf die geheime Kunst des hochmüthigen Sterblichen folgte das gnädige Wirken Gottes durch den demüthigen Bekenner; der alte Zauberkundige hatte auch dem Unschuldigen zu schaden vermocht, der Christengott ließ nur Werke der Liebe und des Glaubens gedeihen. Bis in die neueste Zeit hat die Kirche diesen Unterschied zwischen ihren und des Teufels Werken festgehalten. Merkwürdig aber ist, wie die Besten der Kirche in jener frühen Zeit das Wunder ansahen. Allerdings die Wunder waren unentbehrlich, sie waren ja schon in der Schrift Beweise für die Wahrheit des Glaubens. Aber die Wunderkraft galt für eine Begabung, die aus Gnade dem Einzelnen verliehen werde, nicht jedem der Frömmsten und nicht für jede Zeit des Lebens. Die Kirche gestattete nicht, daß der Laie in den Freuden der Welt sich dieser

Kraft rühmte, er kam in den Verdacht, altes Heidenwerk zu üben mit helfenden Dämonen. Nur an erprobten Getreuen, an Priestern oder leidenschaftlich Devoten ließ sie sich das gefallen. Und es war Vorsicht nöthig, denn es fehlte gar nicht an Ehrgeizigen, welche durch Betrug in den vortheilhaften Ruf der Wundergabe kommen wollten. Der rechtgläubige Gregor von Tours erzählt mit vielem Behagen, daß ein arianischer Ketzerbischof einen Mann gedungen hatte, sich blind zu stellen, damit er ihn sehend mache; aber bei der Action wurde das Geschöpf wirklich blind, und es mußte ein wahrer Christ kommen, um den unredlichen Arianer dadurch zu beschämen, daß er den bestraften Blinden wieder sehend machte. Zahlreiche Verführer gab es im Lande, umherziehende Geistliche und Laien, welche das Volk betrogen. So zog um 587 Einer durch das Frankenreich, der sich seiner Wunderkraft rühmte, und daß er von den Aposteln Petrus und Paulus directe Botschaften erhalten. Aber er reckte die Gichtbrüchigen so gewaltsam durch seine Diener aus, daß viele starben. Ein Anderer hatte im Jahre 591 die größere Unverschämtheit, nachdem er als Räuber gelebt, sich für Christus selbst auszugeben, er hatte sich eine Maria zugesellt, zog mit einem Schwarm durch das Frankenreich und ließ bei seinem Einmarsch in die Städte nackte Leute vor sich her tanzen. Er wurde von dem Boten eines Bischofs niedergehauen, seine Maria bekannte auf der Folter arge Betrügerei, aber viele Leute glaubten ihr Lebtag an ihn.

Auch wo man eine wahrhaftige Wirkung der Wunderkraft annahm, war die Kirche bemüht, das Selbstgefühl des Wunderthäters zu dämpfen, denn er mochte durch die Erfolge solcher Kunst leicht eine bedenkliche Popularität gewinnen. Als ein junger Novize im Frankenreich einmal bei der Ernte den Regen von einem Getreidehaufen weggebetet hatte, und Abt und Mönche eilig herbei kamen, das Getreide zu retten, ließ der fromme Abt den glücklichen Beter ergreifen und geißeln, indem

er sprach: „Du sollst in der Furcht Gottes wachsen, mein Sohn, nicht aber mit Wunderthat dich rühmen.“ Und Papst Gregor I., derselbe, der die Wunder der Heiligen so klug als Bekehrungsmittel zu verwerthen wußte, schrieb um 590 dem englischen Missionär Augustin folgende warnende Zeilen: „Ich weiß, liebster Bruder, daß der allmächtige Gott in der Liebe zu dir bei dem Volke, welches er sich erwählen wollte, große Wunder erweist. Darum ist nöthig, daß du über diese himmlische und ängstliche Gabe dich freuest und unter der Freude ängstigst. Freuen sollst du dich, daß die Seelen der Angeln durch äußerliche Wunder zur innerlichen Gnade bewegt werden, fürchten sollst du, daß nicht unter den Zeichen, welche geschehen, der gebrechliche Geist in seiner Selbstschätzung sich erhebe und durch eitlen Ruhm gerade da im Innern falle, wo er äußerlich mit Ehren erhoben wird. Denn wer sich seiner Wunderthaten rühmt, der setzt seinen Sinn auf eine persönliche und irdische Freude. Nicht alle, die auserwählt sind, vermögen Wunder zu thun, und doch sind ihrer aller Namen im Himmel verzeichnet. — Deshalb, lieber Bruder, — was du von Wunderkraft erhalten haben solltest oder erhalten hast, das rechne nicht dir zu, sondern denen, für deren Heil sie dir zugetheilt ist*).“

Aber trotz der Vorsicht kluger Päpste wirkte unter den Germanen das Wunder endlos fort. Ein Wunderthäter wurde ein populärer und gefürchteter Mann, er gewann ein Ansehen, welches in günstigem Falle weit über seinen Tod dauerte. Besonders gerühmt wurde der Glückliche, dem es „ein Leichtes“ war, Besessene zu heilen, Blinde sehend zu machen, alle anderen Krankheiten zu bannen. Was schon dem Lebenden möglich wurde, gelang vollends den Ueberresten toter Heiligen, die Wunderkraft haftete nicht nur an ihrem Gebein, auch an Lappen ihres Gewandes oder an Geräth, das sie gebraucht hatten.

*) Beda, eccles. hist. I. 31.

Wer die zahllosen Wunder mustert, welche in den Heiligenleben verrichtet wurden, findet zuerst fast alle, welche in den biblischen Schriften verzeichnet sind: Heilung der Blinden, Stummen, Lahmen, Gichtbrüchigen, Aussätzigen, sogar Auferweckung der Toten u. s. w. Aber bei den Wunderthaten, welche neu hinzugedacht werden, spiegelt sich die Zeitrichtung und der grade modische Aberglaube ab. Zuerst nach Bekehrung der Germanen dringen altheidnische Wunder ein: der Heilige zieht mit einer Gerte Wasser aus der Erde, er theilt eine schwarze Regenwolke, so daß er selbst im stärksten Regen unbenetzt bleibt, er gewährt Sieg über Feinde. Seit die Kirche sich behaglich eingerichtet hat, werden die Wunder massenhafter, oft burlesk und plump. In den Legenden des zehnten Jahrhunderts tragen die Heiligen bereits nach der Enthauptung ihre Köpfe unter dem Arm zu irgend einer nahen Stätte, welche sie für eine Kirche wohl geeignet halten, oder sie verstehen, wie S. Fridolin, durch Gebet ein kostbares Gefäß wieder ganz zu machen, das ein trunkener König beim Mahle aus der Hand fallen ließ. Im dreizehnten Jahrhundert, in welchem die Minnepoesie das sinnige Spiel mit Kranz und Blumen, mit Lilien und Rosen beliebt machte, mußte sich das Brot im Schoße der heiligen Elisabeth in Rosen umwandeln. Der höflichen Sitte des ritterlichen Zeitalters gemäß bemerkte man, daß die Heiligen ihre Frommen anlachten *); als später die Sentimentalität in die Kirche drang, mußten sie auch weinen u. s. w. — Es war keine günstige Veränderung, daß die Vorsicht Gregor's I. seinen Nachfolgern verloren ging, und daß die zahlreichen Frommen, welche von Rom heilig gesprochen wurden, eine endlose Reihe Wunderanekdoten in den Glauben der Christenheit einschleppten. Im ganzen ist in den Wunderberichten der Mangel an Abwechslung, ja auch an Poesie der Empfindung sehr auffällig, immer dieselbe öde

*) Bonus, bei: Haupt, Zeitschr. II, 210.

Aufzählung unmöglicher Heilcuren an kleinen Leuten. Dazwischen Visionen und Prophezeiungen in hergebrachter Weise, zuweilen bis auf die Worte Wiederholung früherer Offenbarungen. Es ist ein feststehender Apparat von alten Geschichten, der stets aufs neue benutzt, selten durch einen psychologisch interessanten Zug vermehrt wird.

Unsicher bleibt, wo in den alten Wunderberichten die ehrliche Aufzählung vermeinter Thatsachen aufhört und die gläubige Erfindung anfängt. Denn übergroß war das irdische Interesse, welches Kirchen und Städte antrieb, eines Heiligen habhaft zu werden. Alles wurde aufgeboten, Wundergeschichten zu sammeln. Je größer der Ruf einer starken Wunderkraft war, desto glänzender war der Vortheil für den Ort, wo der Heilwirker lebte, und nach seinem Tode für die Ruhestätte seiner Gebeine. Kirche und Gegend wurden reich durch den Besuch und die Geschenke der hülfesuchenden Gläubigen, ein mächtiger Heiliger hielt die begehrlichen Könige, die rohen Befehlshaber in Scheu, er sicherte den Umwohnern bei einem feindlichen Angriffe vielleicht Leben und Habe. Darum trieben nicht nur Frömmigkeit, auch Eigennutz zu List und Gewaltthat, um solchen werthvollen Schutz zu gewinnen. Als der heilige Martin, Bischof zu Tours, in einem Dorfe seines Sprengels erkrankte, strömte das Volk von Tours und von Poitiers zusammen, um Zeuge seines Todes zu sein. Ueber seinen Leichnam entbrannte ein Streit der beiden Städte. Die von Poitiers forderten den Körper, weil er bei ihnen Mönch und Abt, die von Tours, weil er ihr Bischof gewesen war. Ueber den Hader sank die Sonne, beide Parteien verriegelten die Thore und umstellten mit Bewaffneten das Haus, in welchem der Leichnam lag, entschlossen, ihn am nächsten Tage mit dem Schwert an sich zu reißen. Die Wächter von Poitiers aber überließen sich in der Nacht dem Schlafe; das benutzten die von Tours, sie warfen den Toten zum Fenster hinaus, brachten ihn in ein Schiff, fuhren eilig die Vienne hinab in die Loire, und

führten ihre Beute unter Psalmen und Lobgesängen nach Tours. Erst durch ihre Siegesrufe wurden die von Poitiers geweckt, der gehoffte Erwerb war ihnen vernichtet, sie zogen beschämt nach Hause. Auch weite Raubzüge wurden zu ähnlichem frommen Zweck gemacht. Die Franken schlichen nach Montecasino in Italien, gruben dort heimlich die Leiber des heiligen Benedict und seiner Schwester, der heiligen Scholastica, aus, und führten sie nach der Landschaft von Orleans, wo zwei Klöster über ihnen erbaut wurden. Die Römer von Montecasino tröfteten sich später damit, daß ihr großer Heiliger die fremden Diebe getäuscht und ihnen vielleicht einen andern Leichnam untergeschoben habe, „denn," wie Paulus Diaconus vorsichtig sagt: „bei alledem ist gewiß, daß das süße Gebein auf Montecasino geblieben ist." Ein Betrüger kam um 580 aus Spanien und verhandelte falsche Reliquien, er führte ein Kreuz in der Hand, von welchem Fläschchen herabhingen, die mit heiligem Oel gefüllt sein sollten, er war aber ein recht unsauberer Trunkenbold *).

War der werthvolle Ueberrest eines Wunderthäters nicht an Ort und Stelle zu erwerben, so sandten die Fürsten, Bischöfe oder Privatleute, welche eine geistliche Stiftung beabsichtigten, nach Rom, und flehten demüthig den römischen Bischof um Reliquien an. Bereitwillig wurde solchem Wunsche entsprochen. Der Schatz von Gebeinen der Heiligen erwies sich als unerschöpflich. Die Spenden aus demselben wurden eins der wichtigsten Mittel, die Herrschaft der Päpste auszubreiten, denn alle Bisthümer, Kirchen, Klöster, und alle Einzelnen, welche durch Autorität des Papstes einen himmlischen Fürsprecher erhielten, wurden dadurch an Rom gefesselt. Die Vorräthe der Katakomben wurden der Kirche dasselbe, was der gesammelte

*) Der betrügerische Reliquienhändler Felix wagte um 836 dem König Ludwig dem Deutschen sogar den ganzen Körper des Apostels Bartholomäus anzubieten. Man zweifelte doch an der Aechtheit. Vergl. Dümmler, Ostfränk. Gesch. I, S. 858.

Schatz an Goldmünzen und Gefäßen für die germanischen Fürsten geworden war, Quelle der Macht, das Mittel sich Gehorsam und Treue zu erwerben.

War in Rom oder am Ort, wo ein Heiliger geendet, durch den Gläubigen solche Spende gewonnen, so wurde das kostbare Geschenk auf der Reise sorgfältig bewacht, damit nicht Andere das Gnadenmittel raubten. Die Uebersiedelung des Heiligen nach seinem neuen Wohnsitz wurde, wo dies sicher geschehen konnte, mit größter Pracht ausgestattet. Das Gefäß, welches die Gebeine enthielt, ward kostbar geschmückt, in Procession zog man mit Prunkgewand, Kerzen und Jubelliedern durch Städte und Dörfer. Es fehlte nicht an Wundern, die der Heilige auch auf seiner Reise dem zudrängenden Volk gönnte; sie wurden eifrig verkündet und mehrten den Zulauf nach der neuen Ruhestätte. Auch einzelne Gläubige suchten emsig „Partikeln", d. h. kleine Reste oder Knochen der Heiligen, um einen Theil der Zauberkraft sich zu sichern. Auch dafür wurde Gewaltthat gewagt. Ein heilbedürftiges Weltkind überfiel bewaffnet die Reliquien eines Bischofs und bemühte sich, mit dem Messer das Gebein eines Heiligen zu spalten. Der erzürnte Berichterstatter bemerkt dazu: „Ich glaube, das war kein Liebesdienst, den er dem Heiligen that." Der glückliche Besitzer trug schon damals solche Stücke bei sich als Talisman gegen Unglück und Krankheit, als Sieg- und Glückspender. Da ein Frankenkönig sein Gelübde, die Stadt Paris nicht zu betreten, brechen will, läßt er bei seinem Einzuge seine Reliquien vor sich hertragen, um die Strafe von seinem Haupt abzuwehren. Selbst als das heiligste aller Heilthümer, die Kreuznägel mit dem Kreuz Christi, zu Jerusalem tief in der Erde aufgefunden wurden, wußte die fromme Sage dafür keine bessere Verwendung, als daß die Nägel zu einem Gebiß für das Roß Kaiser Constantins umgeschmiedet wurden, damit das Pferd seinen Reiter zum Siege trage. Nach späterer Sage führte Kaiser Karl der Große die Reliquien, welche er in

Spanien erworben hatte, in einem Sack von Büffelhaut, der ihm wie eine Schärpe am Leibe hing, und dies Zaubermittel wirkte überall auf seinen Reisen wunderbar kräftig.

Es war eine Rache des überwundenen Heidenglaubens, daß er diese rohen Anschauungen in den christlichen Cultus hineinsandte, wo sie die größte Wichtigkeit erhielten, und durch anderthalb Jahrtausende die Frömmigkeit entweihten. Noch heute ist dieser heidnische Aberglaube eine der wirksamsten Handhaben, durch welche sich die alte Kirche behauptet.

Freilich ist dies nicht der einzige Ueberrest der Heidenzeit; die gesammte christliche Kirche des Mittelalters, nicht wie sie nach dem Dogma war, sondern wie sie in Wirklichkeit waltete, ruhte auf einer Verbindung des Heidenthums mit den christlichen Dogmen.

Es nützte wenig, daß die christlichen Priester die Göttergestalten des deutschen Volksglaubens als Teufel ächteten und von den Bekehrten forderten, ihnen und ihren Werken zu entsagen. Denn unter neuem Namen drangen sie und ihre Werke doch in die neue Kirche. Statt der alten Götter wurden die Heiligenbilder geschmückt an den Grenzen der Dorfflur gefahren und getragen, um Regen und Fruchtbarkeit zu erflehen; gegen Feuer, Krankheit, Tod in der Schlacht wurde mit den alten heidnischen Formeln unter dem Namen christlicher Heiligen angekämpft. Wie einst die Heidengötter, pilgerten jetzt Christus und die Apostel durch das Land und erlebten Abenteuer. Einige Gestalten der christlichen Sage erhielten ein völlig verändertes Aussehen. Auf den Thürhüter Petrus wurden burleske Züge des Donnergottes übergetragen; die Erinnerung an eine helle mütterliche Gottheit, die Beschützerin des Hauses und des Familienlebens, hob allmälich das Bild der Gottesmutter Maria, das mit jedem Jahrhundert glänzender in den Vordergrund trat; es wurden sogar Heilige erfunden, von deren Thaten die römische Kirche erst durch den Volksglauben erfuhr, z. B. Sanct Georg,

der Drachentöter. Der Christenglaube mußte sich den Bedürfnissen des deutschen Gemüthes fügen, um einige seiner lebensvollen Wirkungen auf die neuen Völker auszuüben. Auch anderer heidnischer Aberglaube wurde christlich. Einst hatten die Germanen Weissagung gesucht in geworfenem Reis von Fruchtbäumen, jetzt suchten sie Verkündigung in den Büchern der heiligen Schrift. Aufgeschlagene Bibelverse galten für bedeutungsvoll, die Könige schickten in die Kirche und ließen solche Orakel holen. Dann wurde dreimal die Schrift aufgeschlagen, die Verse, auf welche der Finger traf, enthielten die Prophezeiung. König Chilperich besendet das Grab des heiligen Martinus, als er Lust hat, das Asylrecht der Kirche zu verletzen, er läßt ihn durch den Gesandten um die Erlaubniß bitten und ein weißes Blatt auf das Grab legen, damit der Heilige die Antwort darauf schreibe, was in diesem Falle allerdings nicht geschieht. Die Waffen, Kleider, Kräuter, welche einst von den Heidengöttern mit Heilkraft gesegnet waren, wurden jetzt auf die Altäre der Heiligen gelegt, um geheime Kraft zu erhalten. Besonders die Mächtigen mutheten der Kirche Vieles zu. Chlodovech ersucht den heiligen Martinus um ein Siegeszeichen und schickt deshalb in die Kirche, dem eintretenden Boten ist ein Psalm, welcher gerade angestimmt wird, Glück verheißende Antwort; wieder im Felde soll der Christengott dem Heere eine Furth durch den Fluß weisen, und eine weiße Hirschkuh muß erscheinen und die Stelle bezeichnen; endlich muß er gar in der Schlacht die Feinde scheuchen. — Auch Träume wurden ängstlich beachtet, fast jeder galt für bedeutungsvoll, und die Erklärungen, die man ihnen in christlichem Sinn gab, wirkten täglich auf Urtheil und Thun der Fürsten, der Priester und des Volkes. Seit die Phantasie des Frommen in der Welt biblischer Bilder und Gestalten weilte, war nicht auffällig, daß man oft christliche Situationen träumte, Heilige, Böse, weiße Tauben, Crucifixe sah, Stimmen und Bibelverse hörte.

Solcher Art war die Frömmigkeit des wilden und gewaltthätigen Geschlechtes, welches sich damals tummelte. In der Liebe und Barmherzigkeit aber, welche der große Himmelsfürst gegen sein treues Gefolge übte, war auch eine eiserne Strenge. Den höchsten Lohn in jenem Leben erhielt, wer um seines Herrn willen den Freuden dieser Welt gänzlich entsagte; der Nächste in seiner Gesellschaft sollte sein, wer der fröhlichen Gemeinschaft mit Menschen sich begab. Mitten unter den Freuden der Welt ergriff die Seelen das alte Schmerzgefühl über Vergänglichkeit, ein Schauder vor dem göttlichen Strafgericht, oder ein unwiderstehliches Bedürfniß innerer Erhebung. Nicht gerade den König Chlothar, der 561 bei seinem Tode verwundert ausruft: „Wie groß muß dieser König des Himmels sein, der so große Könige dieser Welt elend umkommen läßt"; wol aber erregen einzelne Wehklagen des Psalms einen Hörer in der Kirche dergestalt, daß er außer sich in den Gottesdienst ruft: „Dies Weh gilt mir und meinen Kindern."

Die Askese des Orients, die unter Griechen und Römern in den ersten Jahrhunderten feurige Bekenner als einzelne oder in büßender Genossenschaft zu den Wüsten Aegyptens getrieben hatte, fand bei den Deutschen leidenschaftliche Aufnahme. Der Wille, sich ganz dem Herrn hinzugeben, brach plötzlich aus argen Weltkindern hervor, er faßte Krieger, Frauen, sogar Unmündige. Ein Knabe ließ sich nach dem Muster frommer Büßerinnen in eine Zelle mauern und saß sieben Jahre darin. Uns freut zu lesen, daß diese Qual dem armen endlich zu groß wurde und daß er so lange weinte, bis man ihn herausließ.

In keinem sittlichen Verhältniß des Menschen aber wurde die schwierige Stellung des Christenthums, welches das irdische Leben durch seinen Segen weihen sollte, und zugleich dem Irdischen zu entsagen mahnte, so fühlbar, als in der Ehe. Wol kam der Ehe der neuen Christen zu gut, daß ihnen die Forderungen an das sittliche Leben der Menschen überhaupt strenger

wurden; aber das zarteste und edelste Verhältniß zweier Menschen wurde doch nicht verhältnißmäßig gehoben, ja es wurde unleugbar in seiner Würde beschädigt. Kalt sah der Kirchenglaube auf die irdische Liebe, obgleich er den Bund derselben durch seinen Segen weihte; gegen sie stellte er eine andere himmlische Liebe, die er edler und reiner nannte. Gegen die Hingabe an den Gatten trat die Hingabe an den großen König, in dessen Gefolge der Christ und die Christin waren, und dieser forderte sich die bessere Treue von Mann und Frau. Der häßliche Gedanke, auch die Ehe als fleischliche Verbindung aufzufassen, die, obschon erlaubt und geweiht, doch ihrer weltlichen Freuden wegen mit Mißtrauen zu betrachten sei, diese beschränkte Auffassung asketischer Orientalen war des reichen Gemüthes der Germanen unwürdig.

Und doch wurden Frauen die eifrigsten Bekennerinnen, und gerade sie bereiteten in den Familien den Sieg der Kirche. Denn mehr als jede andere Lebensordnung war während der Wanderzeit die Ehe der Germanen geschädigt worden, zwischen Fremden, im verdorbenen Südland, über ehrlosen Haussclaven. Auch die weltlich geartete Ehefrau des Germanen im fremden Lande sah in der Kirche zugleich einen vornehmen Bundesgenossen, der guten Willen zeigte dem Gemahl Zucht zu geben, der ihr selbst Stütze, Trost und letzter Halt wurde. In der That nahm die neue Kirche der Ehe damals nur, was diese bereits verloren hatte. Erst in späteren Jahrhunderten, in besserer Zeit wurde fühlbar, daß der Kirchenglaube der vermählten Frau nicht nach jeder Richtung wohlthat.

Selbst in der Ehe sollte man der Entsagung gedenken, der Herr wachte eifrig über seinen Rechten auf Frau und Mann, und duldete an seinen Festen überhaupt nicht, daß die Frau den Hals des Gatten umschlang. Aber die höchste Gnade wurde dem Sterblichen zu Theil, welcher gänzlich auf irdische Liebe verzichtete. Auch das Weib trat in den Dienst des Herrn, der ihr himmlischer Bräutigam zu werden verhieß, wenn sie jungfräulich

ihm hier gedient hatte. Sogar in der Ehe wurde zuweilen der strenge Idealismus siegreich durchgesetzt. So lebte zu Arvern ein Jüngling und ein Mädchen in Ehe, die einzigen Kinder ihrer Eltern; er hatte in der Brautnacht der weinenden Entsagung gelobt und seinen Schwur gehalten, und als die jungfräuliche Gattin starb und der Mann über ihrer Leiche vor allem Volk seinem Herrn Jesus Christus dankte, daß der anvertraute Schatz unversehrt dem Himmel wiedergegeben werde, da lächelte die Tote schamhaft, und aus ihrem Mund kamen die Worte: „Was plauderst du und wirst doch nicht gefragt!"

Solche Ueberlieferung von gemüthvoller und doch widerwärtiger Hingabe an eine Idee erhält nur Bedeutung, wenn man auf das Gemeingültige der Gesinnung einen Schluß zu machen berechtigt ist, und dabei wird höchste Vorsicht ziemen. Denn sorgfältig verzeichnen die geistlichen Geschichtschreiber aller Germanenvölker den Ruhm ihrer Kirche. Sicher ist, daß die große Mehrzahl der Lebenden ähnlicher Schwärmerei gänzlich fremd war. Das Landvolk lebte in der großen Mehrzahl unter heidnischen Bräuchen dahin, über welche sich dürftige christliche Vorstellungen gelegt hatten. Bei den Bürgern der alten Römerstädte, wo jetzt Franken, Gothen, Vandalen unter „Römern" saßen, war Stolz auf die Stadt und verhältnißmäßiger Wohlstand; an ihnen hatten die Heiligen der Stadt treue Anhänger, welche dabei den eigenen Vortheil nicht vergaßen. Was zu den Höfen gehörte: Gefolge, Kriegsleute, Beamte, das war mit Frevelthaten vertraut, und hinter den höfischen Formen oft von widerwärtiger Roheit; auch die Tugenden sehr mit weltlichem Sinn gesättigt, die Laster riesig und gemein. Wo die Germanen auf altem Römergrund sitzen, gelten sie, obgleich sie eifrige Christen geworden sind, ihren eigenen Geschichtschreibern für gänzlich verderbt. So wird die Bevölkerung Italiens nach dem Untergang der Gothen, vor dem Einbruch der Langobarden, um 568 gescholten als: ungläubig, meineidig, diebisch, mord-

lustig, ungastlich, eigennützig; und im Frankenreich verantworten sich 585 die Herzöge vor König Gunthram durch das offene Bekenntniß: „Was können wir thun, da ja das ganze Volk verderbt ist und jeder seine Lust hat zu thun, was Unrecht ist. Keiner scheut den König, keiner achtet auf den Herzog und Grafen; und wenn man sein Mißfallen über diese Unordnung zeigt, sogleich entsteht Aufruhr im Volke.“

In der Kirche sind die zahlreichen Bischöfe die Repräsentanten des Standes, sie stehen den größeren Kirchen vor, ihre untergebenen Weltgeistlichen den kleineren Stadtgemeinden, sie sind Besitzer großer Güter, auch Führer ihrer Stadt und eng in die politischen Händel jener Zeit verflochten. Sie sind die Vertreter der Kirche gegen Fürsten und Große, unter ihnen nicht wenige fromme und redliche Männer, aber im ganzen sind die weltlichen Geschäfte ihrer Integrität nicht günstig. Es ist wol kein Zufall, daß uns die Klage eines ehrlichen Bischofs überliefert ist, seine Wunderkraft sei vor der Zeit, in der er Bischof wurde, größer gewesen als seitdem. Noch waren sie oft verheirathet; dann war ihnen schicklich, von der Gattin entfernt, im Priesterhaus unter ihren Geistlichen die Nachtruhe zu halten; in ihrem Hause aber waltete die Frau und erzog ihre Kinder. Doch wurde auch jene Vorschrift nicht immer beobachtet. Es war ihnen schwer, die Rechte der Kirche gegen die Gewaltthaten der Weltlichen zu behaupten, und ihre Heiligen mußten Einfluß und Wunder unaufhörlich aufbieten, um die Kriegsknechte abzuhalten, daß sie nicht das Asylrecht der Kirche verletzten, was doch noch oft genug geschah. Neben den großen steinernen Kirchen, welche in wichtigen Städten sehr früh errichtet wurden, und deren sachverständige Baumeister häufig Priester und Bischöfe waren, umschloß der geweihte Zaun auch das Priesterhaus. In der Nähe lag dann das Hospiz für Gäste und Arme. Denn unter dem kleinen Volk der Städte, unter Frauen und Almosenempfängern hatte die Kirche ihre treusten

Bekenner, nicht nur weil sie ihnen spendete. Sie fuhr freilich auch fort, für das leibliche Heil ihrer Anhänger zu sorgen; überall lagerten die Bettler und Krüppel um die Kirchen, und diese arme Schaar wurde nicht allein um der guten Werke willen gehalten, sie diente dem Gotteshaus auch als Wache. Drängte einmal ein roher Graf des Königs oder ein Räuberhaufe, dann eilten diese Pfleglinge des Gottes mit Spießen und Keulen bewaffnet zur Vertheidigung der heiligen Räume, und frugen nicht darnach, wen sie totschlugen.

Eine mitleidige Zärtlichkeit bewahrte die germanische Kirche den geistig Gestörten, welche sie nach dem Vorbild der Schrift als unglückliche Gefäße des Teufels betrachtete, aus denen der Erbfeind zum Ruhm des Heiligen ausgetrieben werden konnte. Auch solche Besessene wurden von den Kirchen unterhalten, weil ihr Schelten und unziemliches Einreden bei heiliger Handlung gerade als Beweis für die Heiligkeit des Geschmähten galt. Es war nicht auffallend, daß gestörter Sinn, zumal bei Frauen, sich nach vorhandenen Mustern richtete, und in dem gewissermaßen ehrenvollen Schelten und Beschreien der Heiligen gefiel.

Häufig lag in den Kirchen ein vornehmer Flüchtling, der in Händeln mit dem König war, den Bischöfen zu schwerer Belästigung; er erhob Anspruch auf Trinkgelage und dazwischen auf geistlichen Trost, während die Boten des Königs vor der Kirchthür lauerten und nicht leiden wollten, daß man Speise und Trank, ja nur einen Trunk Wasser nach der Zelle, in welcher er saß, einführte; und nicht weniger Aergerniß gab den frommen Vätern der Kirche, wenn vielleicht gar seine Töchter zum Besuch in die Kirche drangen, und die kostbaren Decken und den Kirchenschmuck neugierig betasteten. Auch der Königshof, an den die Bischöfe bei Verlegenheiten des Herrschers gerufen wurden, war nicht immer ein gedeihlicher Aufenthalt. Unberechenbare Launen der despotischen Könige, der Einfluß böser Frauen, rohe

Hofleute und wüste Trinkgelage setzten die Würde geistlicher Herrn auf harte Proben. Den Hofleuten war es besonderes Vergnügen, jedem guten Christen aber gräulich, wenn die Bischöfe beim Mahl mit einander in Streit geriethen und einander Unsäuberliches vorwarfen, Meineid, Unzucht u. s. w., oder wenn sie gar thätlich wurden und einander schlugen; denn es gab leider nicht wenige räudige Schafe unter ihnen. Zuweilen fiel einem ausgewetterten Kriegsmann ein, auf seine alten Tage Bischof zu werden; kam er durch die Gunst des Königs in Besitz einer Pfründe, so ließ er sich zwar die Weihen gefallen, aber geistlich wurde sein Leben dadurch nicht; er hielt Reisige und Jagdhunde, und machte sich kein Gewissen, mit Helm und Harnisch in den Krieg zu ziehen und Menschen zu töten, was dem Bischof doch Unrecht war.

Ein anderer kam zu seiner Bischofswürde durch die Juden: er kaufte von ihnen Kostbarkeiten und schickte sie dem Könige, oder er zahlte dem Könige für das Amt wol auch baares Geld — 1000 Goldgulden —; dann wurde ihm sein Amt kostbar, denn es war Brauch, auch den Geistlichen, welche wählten, Versprechungen zu machen. Doch selbst die würdigsten der frommen Väter fanden da, wo sie hoch über ihrer Zeit standen in Glaubenslehre und Wissenschaft, mancherlei Anfechtungen. Sie waren sorgfältig bemüht sich rechtgläubig zu erweisen, aber leicht mißfiel die niedergeschriebene Ansicht dem Amtsbruder, und es war gut, wenn die Verfolgungen nicht bösartiger wurden, als daß sie einander grobe Briefe sandten und bei einer Begegnung in des Königs Halle scharfe Worte austauschten. — Wer aber seine Stellung als Vertrauter eines mächtigen Heiligen klug zu benutzen wußte, der vermochte wol den König in Furcht zu erhalten; es kam vor, daß Bischöfe den König im heiligen Zorn ohne Abschiedsgruß verließen, dann wurde dem Gewaltthätigen Angst vor dem Haß ihrer Heiligen, er sandte ihnen nach und suchte sie zu begütigen.

Wie viel aber die Bischöfe und die großen socialistischen Genossenschaften der Klöster ertragen mußten, im ganzen war Macht und Besitzthum der Kirche schon in den ersten Jahrhunderten in starker und unaufhaltsamer Zunahme; überall wurde die Kirche durch Krieg und Gewaltthat geschädigt, überall verstand sie den Schaden einzubringen.

Die Kirche hatte nicht die Kraft gehabt, die antike Welt zu verjüngen, sie vermochte eben so wenig den Verfall der Germanenstaaten auf altem Römergebiet aufzuhalten. Ja sie selbst siechte in der giftigen Fieberluft, welche um die Trümmer verlebter Cultur aus dem Boden stieg, dahin wie die Völker. Aber das Christenthum ist zu jeder Zeit etwas Anderes gewesen, als seine Kirchen. Ihm blieb in der schlechtesten Zeit die heilige Kraft, edle Naturen zu erfüllen und zu begeisterten Verkündern der Liebeslehre zu machen. Vom Norden her, aus dem Volke der Angelsachsen, zog nach dem Jahrhundert des größten Verderbs, — dem siebenten — eine Schaar todesmuthiger Bekenner in den Süden, sie waren es, welche die Zucht der Klöster herstellten, den kirchlichen Sinn aufs neue belebten, dem Volke als treue Boten das Heil predigten, sie wurden Lehrer und Bildner der Fürsten, der Bischöfe und Laien.

Zu derselben Zeit, in welcher die Kraft der Germanen, welche in Deutschland auf ihrem alten Ackergrund zurückgeblieben waren, die Welt des Abendlandes vor dem Einbruch der Araber und der heidnischen Slaven schützte, rettete die Frömmigkeit der Angelsachsen die abendländische Kirche vor dem Untergange in wilder Sittenlosigkeit. Den anglischen Mönchen verdankt man die kirchliche Bildung des Mittelalters.

Erst durch sie wurde der Glaube wahrhaft germanisirt, d. h. mit deutschem Gemüth erfüllt. Kein Dogma wurde aufgegeben, kein Vers der biblischen Urkunden ausgestrichen, die alten Kirchenformeln der lateinischen Sprache blieben im ganzen betrachtet durch viele Jahrhunderte unverändert. Und doch

war der Glaube, für den Winfrid die Eiche bei Fritzlar niederschlug, welchen Karl der Große den Sachsen aufzwang, in Vielem von dem Glauben der ältesten Kirchenväter so verschieden, wie germanisches und römisches Volksthum. Zwischen der innigen Hingabe der Deutschen an ihren lieben Herrn Christus, welchem obliegt seinen Getreuen auf Erden Sieg, Wohlstand, Herrschaft über andere Völker zu geben, in jenem Leben aber himmlischen Goldschmuck, ein Rosenlager, oder doch einen warmen Platz an den Stufen seines Thrones, und zwischen dem Glauben der Apostelschüler, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei, war in Wahrheit ein unermeßlicher Unterschied. Und wenn die Kirche des Mittelalters fortfuhr, heidnischen Segen in christlichen Formeln über Haus und Feld, über Thiere, Schwerter und kranke Glieder zu sprechen, und wenn sie ihre Heilthümer, das Gebein Verstorbener, Kleider, Holzsplitter und Nägel unabläßig durch die Länder sandte, so war auch diese Beflissenheit, das irdische Leben der Gläubigen an sich zu fesseln, grundverschieden von dem vornehmen weltverachtenden Sinn, mit welchem der Apostel Paulus auf die irdischen Neigungen seiner Gemeinden geschaut hatte.

Die Kirche des Mittelalters hatte sich germanisirt, um ihre Herrschaft über die Germanen zu behaupten, aber ihr gelang nicht, sich allen Wandlungen des deutschen Geistes zu fügen und den Bedürfnissen des deutschen Gemüthes, welche allmälich weit andere wurden, dauernd zu entsprechen. Seit in den Kreuzzügen die alte germanische Idee der Gefolgeschaft Christi und des leidenden Gehorsams den Deutschen schwand, und seit die Selbstwilligkeit deutscher Natur in freigewählten Bündnissen und Vereinen ihren Ausdruck suchte, wurde die alte Kirche der Nation unheimisch. Seitdem begannen sich wieder die Wege zu scheiden zwischen römischer Weise und deutscher Weise. Die Kirche suchte sich nach dem altgermanischen Princip, das den Deutschen fremd geworden war, und das sie jetzt auf romanische Weise umformte, zu erneuen. Junge Bettelorden trugen die Idee der willenlosen

Gefolgeschaft von Christus auf den Papst über, an die Stelle des Gottessohnes trat ein Priester. Die Kirche häufte ihre Heilsmittel, das Glöckchen klingelte auf allen Wegen, der Schatz der gnadebringenden Werke wurde unablässig vermehrt, aber nur die Schwachen und Hülfsbedürftigen wurden aufs neue gewonnen, die Stärkeren zürnten dem rohen Treiben. In den Langobardenstädten war ein halbgermanisches Volksthum kräftig aufgeblüht, es hatte den Schatz alter Bildung aus Staub und Trümmern heraufgeholt und blickte verächtlich lächelnd auf die Restaurationsversuche der alten Kirche. Da begann der deutsche Geist sich von der alten Kirche zu lösen. Die Versuche des funfzehnten Jahrhunderts von Costnitz und Basel, das ehrwürdige Institut der Kirche mit deutschem Leben zu versöhnen, mißlangen. Der Deutsche erstand, welcher den alten Kirchenbau mit feuriger Beschwörung zerschlug, Luther und die Wissenschaft lösten die deutsche Seele von der alten Unfreiheit, die wie eine Puppenhülse an ihr hing. — Was aber Luther bekämpfte, war in der Hauptsache derselbe Glaube, welchen tausend Jahre früher seine Ahnen sich behaglich zugerichtet hatten.

Wer dagegen jetzt auf die lange Reihe von Wandlungen zurückschaut, welche die Kirchenlehre erfahren hat, dem ruht der Blick mit innigem Antheil auf den Jahrhunderten, in denen sie zuerst in die Seele unserer Ahnen sank, und wir zürnen dem Zufall, der uns von Franken und Sachsen in Deutschland zwar einige Nachrichten hinterlassen hat, wie sie bekehrt wurden, aber nur dürftige Kunde, wie sie selbst bei dem Bekehrungswerke empfanden. Dagegen ist ein Bericht erhalten aus dem Volke der Angeln, so vollständig und liebenswerth, wie wir nur wünschen können. Es ist ein Germane, der darin zu uns spricht, ein frommes Herz und nach dem Maße seiner Zeit ein großer Gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller: Beda der Ehrwürdige (672—735), Vater der mönchischen Wissenschaft bis zum drei-

zehnten Jahrhundert. Selten hat der eifrige Mönch in den fünf Büchern seiner „Kirchengeschichte der Angeln" lehrreiche Einzelheiten aus dem Laienleben seiner Zeit bewahrt, aber wo er von der Bekehrung seines Heimatvolkes, der Männer von Northumberland spricht, wird ihm das Herz warm und seine Erzählung ausführlich. Aus dem zweiten Buche dieser Geschichte, welche er lateinisch schrieb, ist das Folgende getreu übersetzt*). Der Bericht Beda's beginnt also:

„Im Jahre 625 wurde auch das Volk von Northumberland, also derjenige Stamm der Angeln, welcher das Land im Norden des Humberflusses bewohnte, mit seinem König Edwin durch den Verkünder des Wortes Paulinus bekehrt. Diesem König war als Vorbedeutung des künftigen Glaubens und des himmlischen Königthums auch die Macht seines irdischen Reiches gewachsen, so daß er erwarb, was kein Angle vor ihm besessen hatte, das ganze Gebiet von Britannien, auf dem die Angeln selbst und auch die Briten hausen; ja er unterwarf der Herrschaft der Angeln auch die newanischen Inseln (Anglesey und Man), von denen die erstere, welche gegen Osten liegt und größer ist und gelegener an Landfrucht und gutem Boden, nach Schätzung der Angeln 960 Familien faßt, die andere über 300 Familien. Die Veranlassung aber, den Glauben anzunehmen, wurde diesem Volke folgende.

Der genannte König desselben war verwandt mit den Königen von Kent und nahm die Tochter des Königs Edilberkt, Edilberga, welche den Beinamen Tate führte, zur Gemahlin. Zuerst, als er die Vermählung durch abgesandte Häuptlinge von ihrem Bruder Eodbald, der damals König von Kent war, begehrte, wurde ihm geantwortet, es sei nicht gestattet, die christliche

*) Aus: Monumenta historica Britannica, or Materials for the History of Britain, 1848, p. 157.

Jungfrau einem Heiden zur Gemahlin zu geben, damit nicht der Glaube und das Sacrament des himmlischen Königs durch die Genossenschaft mit einem König, der von der Verehrung des wahren Gottes gar nichts wisse, entweiht werde. Als die Boten dem Edwin diese Worte zutrugen, versprach er durchaus nichts zu thun, was dem christlichen Glauben der Jungfrau feindlich sei, ja er wolle vielmehr gestatten, daß sie den Glauben und Gottesdienst ihres Bekenntnisses mit allen ihren Begleitern, Männern oder Frauen, Priestern oder Dienern, nach christlicher Weise bewahre, und er weigerte nicht, daß auch er denselben Glauben sich unterwinden werde, wenn nur derselbe durch die Prüfung seiner Weisen als heilig und gottwürdig erfunden werden könnte.

So wurde die Jungfrau zugesagt und dem Edwin gesandt, und gemäß dem Vertrage wurde der gottgeliebte Paulinus zum Bischof geweiht, um mit ihr zu gehen und sie und ihre Begleiter durch tägliche Predigt und Feier der himmlischen Sacramente zu stärken, damit sie nicht in der Genossenschaft der Heiden angesteckt würden. Ordinirt aber wurde Paulinus vom Erzbischof Justus am 21. Juli im 625. Jahre des Herrn, und kam so mit der erwähnten Jungfrau zum König Edwin, gleichsam als Begleiter der Ehe. Er selbst aber gab sich von ganzer Seele Mühe, das Volk, in das er gekommen war, zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, und wandte große Sorge an, sowol die, welche mit ihm gekommen waren, unter Gottes Hülfe zusammenzuhalten, daß sie nicht vom Glauben abfielen, als wo möglich einige von den Heiden zu der Gnade des Glaubens durch Predigt zu bekehren. Aber lange Zeit kämpfte er nach dem Worte, welches der Apostel sagt, „Gott hat den Sinn der Heiden dieser Zeit verblendet", daß ihnen nicht das Licht der Botschaft von dem glorreichen Christus aufging. Im nächsten Jahre aber kam ein Meuchelmörder in das Land, mit seinem Namen Eumer, gesandt von Cuichelm, dem König von Wessex, in der Hoffnung,

den König Edwin von Reich und Leben zu lösen; er hatte ein zweischneidiges Messer, welches vergiftet war, um durch das Gift zu töten, wenn das Eisen für den Mord des Königs nicht zureichen sollte. Er kam aber zum König am ersten Ostertage beim Fluß Derwent, wo damals der Königsitz war. Er trat ein, wie um einen Auftrag seines Herrn auszurichten, und während er die falsche Botschaft mit schlauer Zunge vorbrachte, sprang er plötzlich empor, zog das Messer unter dem Rock aus der Scheide und stürzte sich gegen den König. Dies sah Lilla, der vertrauteste Diener des Königs; er hatte keinen Schild zur Hand, um den König vor dem Morde zu schützen, da warf er seinen eigenen Leib zwischen den Stoß und den König. Aber der Feind stieß das Eisen mit solcher Gewalt, daß der Leib des Mannes durchbohrt und der König dahinter noch verwundet wurde. Der Mörder wurde sogleich von allen Seiten mit den Schwertern angefallen, aber in dem Getümmel tötete er noch einen andern von den Mannen des Königs, den Frodheri, mit dem ruchlosen Messer. In derselben Osternacht gebar die Königin eine Tochter, welche den Namen Eanfled erhielt. Und als der König für die Geburt seiner Tochter in Gegenwart des Bischofs Paulinus seinen Göttern Dank sagte, fing dagegen der Bischof an, dem Herrn Christus zu danken, und belehrte den König, er habe durch sein Gebet bei dem Herrn durchgesetzt, daß die Königin glücklich und ohne große Wehen entbunden worden sei. Darüber freute sich der König und versprach, den Göttern abzusagen und Christo zu dienen, wenn ihm dieser Leben und Sieg schenken wolle im Kampfe gegen den König, welcher den Meuchelmörder gesandt hatte. Zum Unterpfand seines Versprechens übergab er diese seine Tochter dem Bischof Paulinus, um sie seinem Christus zu weihen. Und sie wurde als die erste aus dem Volke von Northumberland am Pfingsttage getauft, mit ihr elf aus ihrem Gesinde. In dieser Zeit war der König von seiner Wunde geheilt, er sammelte ein Heer

und zog gegen das Volk von Wessex; der Krieg brach los, und der König tötete oder unterwarf alle, welche sich zu seinem Untergang vereinigt hatten. Da er als Sieger in die Heimat zurückkehrte, wollte er nicht sogleich und ohne Vorsicht die Sacramente des christlichen Glaubens annehmen; doch diente er auch nicht mehr den Götzen, seit er Christo zu dienen versprochen hatte, sondern er wollte vorher bedächtig von dem ehrwürdigen Paulinus den Grund des Glaubens erlernen und auch mit seinen Häuptlingen, welche er als weise erkannt hatte, besprechen, was sie darüber meinten. Er selbst, von Natur ein sehr scharfsichtiger Herr, saß oft lange allein, mit schweigender Miene, aber im innersten Herzen sprach er viel mit sich selbst, und bedachte, was er thun, und zu welchem Glauben er sich halten sollte.

In dieser Zeit schickte Papst Bonifacius einen Mahnbrief an ihn und einen andern an seine Gemahlin Edilberga. An diese schrieb er so: „Der ruhmreichen Herrin, seiner Tochter, der Königin Edilberga, sendet dies Bischof Bonifacius, der Knecht der Knechte Gottes. Die Huld unseres Erlösers hat das Menschengeschlecht aus den Banden teuflischer Knechtschaft erlöst, indem er sein heiliges Blut vergossen hat. Die göttliche Gnade hat unsern Geist mit großer Freude erfüllt, weil der Herr huldvoll den Funken des wahren Glaubens durch Eure Bekehrung aufzündete. Denn dadurch soll nicht allein die Einsicht Eures ruhmreichen Gemahls, sondern die des ganzen Volkes, welches Euch unterworfen ist, leichter in Liebe zu ihm entbrennen. Denn wir haben von den Boten, welche uns die preiswürdige Bekehrung unseres erlauchten Sohnes, des Königs Audubald berichteten, in Erfahrung gebracht, daß auch Eure Erlaucht durch fromme und Gott wohlgefällige Werke erglänzt, weil Ihr das wundervolle Sacrament des christlichen Glaubens angenommen habt. Enthalte sich Eure Erlaucht des Dienstes der Götzen, der Verlockung durch Bilder in Hainen und durch Weissagungen, beharret in der Liebe zum Erlöser mit unwandelbarer Hingabe und

wachet unablässig darauf, zur Verbreitung des christlichen Glaubens Mühe anzuwenden. Und da meine väterliche Liebe sich eifrig nach Eurem erlauchten Gemahl erkundigt hat, haben wir erfahren, daß er zur Zeit noch den verruchten Götzen dient, und daß er zögert, die Stimme der Prediger mit Gehorsam zu vernehmen. Dies brachte uns nicht geringen Kummer, deshalb, weil ein Theil Eures Leibes von der Erkenntniß der höchsten Dreieinigkeit fremd geblieben ist. Darum stehen wir nicht an, in väterlichem Sinn an Eure erlauchte Christlichkeit unsere Ermahnung zu richten, und wir erinnern, Ihr möget unter göttlicher Erleuchtung in Gunst und Ungunst betreiben, daß auch er mit Hülfe unsers Erlösers, des Herrn Jesus Christus, in die Zahl der Christen aufgenommen wird, damit ihr die Rechte ehelicher Gemeinschaft in unentweihtem Bunde behauptet. Denn es ist geschrieben: „Beide werden sein Ein Fleisch." Wie kann in Eurem Bunde Einigkeit sein, wenn zwischen ihm und dem Licht Eures Glaubens das Dunkel verabscheuungswürdigen Irrthums bleibt? —

Beharre also, erlauchte Tochter, und wende höchste Mühe an, sein hartes Herz durch die göttlichen Lehren zu erweichen. Gieße in seine Seele die Ueberzeugung, wie ruhmvoll das Mysterium ist, das Du durch den Glauben angenommen hast, und wie wundervoll der Schatz, den Du als Wiedergeborne gewonnen hast.

Wir aber senden Euch väterlichen Gruß und ermahnen, daß Ihr uns mit erster Botengelegenheit schleunigst Gutes mittheilt, was durch Euch die Himmelsmacht Wunderbares bei der Bekehrung Eures Gemahls und des Volkes, das Euch dient, auszuführen geruht hat, damit unsere Bekümmerniß, welche sehnsüchtig erwartet, was Eurer und der Eurigen Seelen heilbringend ist, durch Eure Botschaft gehoben werde, und damit wir in der Erkenntniß, daß der Glanz göttlicher Gnade reichlich über Euch ergossen ist, mit heiterem Vertrauen dem Spender aller

Güter, dem Herrn und dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, unsern warmen Dank sagen können.

Außerdem senden wir Euch den Gruß unseres Beschützers, des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, nämlich einen silbernen Spiegel und einen vergoldeten Kamm aus Elfenbein, und wir bitten, daß Eure Erlaucht dies so freundlich annehme, als es von uns gesandt wird."

So sorgte der erwähnte Papst Bonifacius brieflich um das Heil des Königs Edwin und seines Volkes. Aber auch eine himmlische Weissagung, welche der König einst erhalten hatte, als er bei dem König der Angeln, Redwald, im Exil lebte, und welche die göttliche Gnade ihm jetzt zu enthüllen geruhte, half seinem Geiste sehr, die Mahnung des heilbringenden Wissens aufzunehmen und zu begreifen. Es war aber folgende Weissagung. Einst verfolgte ihn der König Edilfrid, der vor ihm regierte; da barg er sich in verschiedenen Orten und Reichen, und schweifte viele Jahre als Flüchtling umher. Endlich kam er zu König Redwald und beschwor ihn, daß er sein Leben vor den Nachstellungen seines mächtigen Verfolgers rette und schütze. Dieser nahm ihn gern auf und verhieß ihm zu thun, was er gebeten hatte. Da nun Edilfrid erfuhr, daß er in dieser Landschaft gesehen worden und bei dem König derselben vertraulich mit den Mannen wohne, so sandte er Boten, welche dem Redwald viel Geld für den Mord desselben bieten sollten, aber er richtete nichts aus. Er sandte zum zweiten, er sandte zum dritten Mal, bot größere Geldgeschenke und drohte obendrein mit Krieg, wenn er abgewiesen würde. Der König wurde entweder durch die Drohung gebeugt, oder durch die Gaben bestochen; er gab dem Heischenden nach, so daß er versprach, den Edwin entweder zu töten oder an die Abgesandten auszuliefern. Dies erfuhr einer, welcher der treuste Freund des Edwin war; er trat in die Kammer, worin dieser zu schlafen pflegte, denn es war in der ersten Stunde der Nacht; er rief ihn vor die Thüre, that ihm

kund, was der König gegen ihn verheißen hatte, und fügte dazu: „Willst du, so führe ich dich zur Stunde aus diesem Lande hinweg an einen Ort, wo dich niemals weder Redwald noch Edilfrid finden können.“ Edwin sprach: „Ich sage dir Dank für deine Huld, doch nicht vermag ich zu thun, was du räthst, daß ich das Gelöbniß, welches ich mit so mächtigem Könige geschlossen, selbst zuerst breche, denn nichts Böses hat er mir gethan und bis jetzt keine Feindschaft erwiesen. Und wenn ich denn sterben soll, so mag er mich lieber dem Tode hingeben, als ein anderer von geringerem Adel. Denn wohin soll ich noch fliehen? Durch jede Landschaft Britanniens bin ich im Laufe vieler Jahre geirrt, um die Nachstellung der Feinde zu meiden.“

Da ging der Freund hinaus, und Edwin blieb allein vor der Thür; er saß traurig vor dem Palast; schwere Gedanken ängstigten ihn, und nicht wußte er, was thun, wohin den Fuß wenden. Lange wurde er durch stille Gedanken der Seele und durch brennende Sorge gequält; da sah er plötzlich im Schweigen unheimlicher Nacht einen Menschen erscheinen, unbekannt von Antlitz und Geberde. Bei dem Anblick des Unerwarteten und Unbekannten erschrak er nicht wenig. Jener aber trat zu ihm, grüßte und frug, weshalb er in der Stunde, wo die Uebrigen ruhten und tief im Schlafe lägen, allein und traurig wachend auf dem Steine sitze. Edwin aber frug dagegen, was ihn dies kümmere, ob er selbst drinnen oder draußen die Nacht verbringe. Der andere antwortete und sprach: „Meine nicht, daß ich unkundig bin deiner Trauer und der Nachtwache und des einsamen Sitzes vor dem Thor. Sehr wohl weiß ich, wer du bist und warum du sorgst, und ich kenne das Leid, das du von der nächsten Zukunft fürchtest. Aber sage du mir, wenn dich Jemand von dieser Sorge löst und den Redwald überredet, daß er dir selbst kein Leid thut und dich nicht deinen Feinden zum Tode übergiebt, was würdest du ihm zum Lohne geben?“ Edwin aber antwortete, solchem Manne werde er alles geben was er habe, als

Lohn für so große Gutthat, und der andere fügte hinzu: „Und wenn er dir auch wahrhaftig verheißt, daß du deine Feinde verderben und ein König werden wirst, der nicht nur alle seine Vorfahren, sondern auch alle, die vor dir Könige im Volke der Angeln waren, an Macht überragt?“ Und Edwin, muthiger durch das Gespräch, stand nicht an zu verheißen, daß er dem, der ihm so großes Glück schenke, durch würdige Gegenthat lohnen werde. Darauf sprach jener zum dritten Male: „Wenn aber der, welcher dir solche und so große Gaben in Wahrheit vorauskündet, dir auch für dein Heil und Leben einen Rathschlag geben kann, besser und nützlicher, als je einer von deinen Ahnen oder Magen vernommen hat, versprichst du, ihm zu gehorchen und seine heilbringende Ermahnung anzunehmen?“ Und Edwin zögerte nicht zu geloben, daß er in allem der Lehre dessen folgen werde, der ihn aus so vielem und so großem Unheil reiße und zur Königswürde erhebe. Als er diese Antwort gegeben hatte, legte der mit Edwin sprach, sogleich die Rechte auf das Haupt desselben und sagte: „Wenn dir dieses Zeichen zukommt, so gedenke dieser Stunde und unserer Rede, und zögere nicht zu erfüllen, was du gelobt hast.“ Nach diesen Worten verschwand er plötzlich, wie man berichtet, so daß Edwin erkannte, nicht ein Mensch sei ihm erschienen, sondern ein Geist*).

Noch saß der Königssohn allein auf derselben Stelle, er-

*) In der Erzählung des Mönches hat die nächtliche Unterredung bereits einen zweckvollen christlichen Inhalt bekommen. Der Haushalt des Königs Redwald war heidnisch, es war alter Brauch, daß der erste Ueberbringer guter Nachricht Botenbrod erwartete und erhielt, und es war nicht ungewöhnlich, den Empfänger einer Wohlthat durch Schwur zu einem künftigen Gegendienst zu verpflichten. Die dem jungen Helden hier das Leben retteten, mochten seine guten Dienste in irgend einer Zukunft gebrauchen. — Wie der fromme Bischof Paulinus zur Kenntniß dieses geheimen Vorfalls gekommen ist, möchte man aus dem Brief des Papstes an die Gemahlin des Königs schließen.

freut über den Trost, der ihm gebracht war, aber sehr besorgt und emsig denkend, wer und woher der war, der so zu ihm gesprochen. Da kam zu ihm der erwähnte Freund und grüßte ihn mit fröhlichem Antlitz. „Steh auf," rief er, „komm herein, entschlage dich der schlummerlosen Gedanken, lege deine Glieder und deinen Geist zur Ruhe; das Herz des Königs hat sich gewandt, und er hat beschlossen, dir kein Leid zu thun, sondern die gelobte Treue zu bewahren. Denn er hat seine Absicht, von der ich vorhin sprach, der Königin heimlich enthüllt, und sie hat ihn von seinem Vorsatz zurückgebracht, denn sie hat ihn gemahnt, daß es in keiner Art einem so großen Könige zieme, seinen besten Freund in der Noth um Geld zu verkaufen, und sein Treuwort, das kostbarer sei als aller Schatz, aus Liebe zum Geld zu verrathen."

Kurz, der König handelte so; er lieferte den Flüchtling nicht an die feindlichen Boten aus, ja, er half ihm sogar, daß er das Königreich erhielt; denn als gleich darauf die Boten heimzogen, sammelte er ein großes Heer, den Edilfrid mit Krieg zu überziehen. Und da ihm dieser mit weit kleinerer Schaar entgegenkam, — denn Redwald hatte ihm nicht Zeit gelassen, sein ganzes Heer zu sammeln, — so erlegte er ihn in Mercia auf der Ostseite des Flusses, welcher Idla heißt. In diesem Kampfe wurde auch der Sohn des Redwald, mit Namen Regenheri, getötet. So mied Edwin nicht nur die Nachstellungen des feindlichen Königs nach der Weissagung, die ihm geworden, sondern er folgte auch dem Erschlagenen in dem Ruhme der Herrschaft.

Da nun Paulinus sah, daß der hohe Sinn des Königs sich schwer entschloß, die Demuth des heilbringenden Lebens und das Mysterium des lebenschaffenden Kreuzes anzunehmen, arbeitete er für sein und seines Volkes Wohl durch das Wort der Ermahnung vor den Menschen, und durch das Wort des Gebets vor der göttlichen Gnade. Endlich erfuhr er — wie wahrscheinlich ist — durch den Geist, was und wie die Weissagung lautete, die dem König einst vom Himmel verkündet war. Und er zögerte

nicht, sogleich den König an Erfüllung seines Gelübdes zu mahnen.

Da dieser einige Zeit durch in stillen Stunden allein saß, und bei sich selbst emsig erwog, was zu thun sei und welchem Glauben zu folgen, da trat an einem Tage der Mann Gottes bei ihm ein, legte die Rechte auf sein Haupt und frug ihn, ob er dies Zeichen erkenne. Der König wollte zitternd zu seinen Füßen stürzen, er aber erhob ihn, redete ihn mit herzlicher Stimme an und sprach: „Siehe, der Herr hat gegeben, daß du den Händen der Feinde, die du gefürchtest hast, entronnen bist, siehe, er hat dich begnadigt, und du hast das Reich erhalten, das du begehrtest. Denke daran, daß du nicht säumest, zum dritten dein Versprechen zu erfüllen, indem du den Glauben annimmst und die Lehren befolgst dessen, der dich den irdischen Feinden entrissen und mit irdischem Königthum erhöht hat, und der dich auch von der ewigen Pein des Bösen befreien und zum Genossen seines ewigen Reiches im Himmel machen wird, wenn du seinem Gebot Folge leisten willst, das er durch mich verkündet.“

Als der König dies hörte, antwortete er: wohl, er wolle und müsse den Glauben, den Paulinus lehrte, annehmen, aber er müsse noch mit den befreundeten Häuptlingen und mit seinen Rathgebern darüber beschließen, damit alle zugleich im Quell des Lebens Christo geweiht würden, wenn auch sie dasselbe meinten wie er. Paulinus stimmte bei, und der König that, wie er gesagt hatte; denn der König hielt Rath mit seinen Weisen und forschte von jedem einzelnen seine Ansicht über diese Lehre, die bis dahin unerhört sei, und über den neuen Glauben einer göttlichen Macht, der verkündet wurde.

Ihm antwortete sein oberster Priester Coifi auf der Stelle: „Du selbst siehe zu, König, von welcher Art das ist, was uns jetzt verkündet wird. Ich aber sage dir getreulich, was ich sicher weiß. Ganz keine Kraft und keinen Nutzen hat der Glaube, dem wir bis jetzt gehorcht haben; denn Niemand von den Deinen

hat eifriger dem Dienst unserer Götter obgelegen, als ich, und dennoch giebt es viele Andere, welche von dir reichere Spenden und höhere Ehren erhalten als ich, und welche mehr Glück haben in allem, was sie beginnen und erwerben. Wenn aber die Götter irgend eine Kraft hätten, so würden sie doch eher mich begünstigen wollen, der ich ihnen unablässig zu dienen gesorgt habe. Daraus folgt, daß du prüfen mußt das Neue, was uns jetzt verkündet wird, und wenn du erkennst, daß es besser und kräftiger ist, so wollen wir ohne Verzug uns seiner unterwinden."

Diesem Rath und klugen Wort gab ein anderer von den Edlen des Königs Beifall und fügte hinzu: „Wenn ich, mein König, das Leben der Menschen hier auf Erden vergleiche mit dem, was uns unsicher in der Zukunft liegt, so erscheint es mir also: Du sitzest beim Mahl mit deinen Häuptlingen und Mannen in der Winterszeit, auf dem Herd in der Mitte flammt das Feuer und warm ist die Halle, draußen aber ras't überall der Sturmwind mit Kälte, Regen und Schnee; dann kommt ein Sperling herein und fliegt schnell durch die Halle, zu einer Oeffnung dringt er ein, zu der andern verschwindet er gleich darauf. Während er hier drinnen ist, wird er durch das Unwetter des Winters nicht getroffen, aber den kurzen Raum des Behagens durchflattert er im Augenblick, schnell kehrt er aus dem Winter in den Winter zurück und verschwindet deinen Augen. So erscheint das Leben der Menschen hier erträglich; was aber darauf folgt oder was vorhergegangen, das wissen wir gar nicht. Wenn also diese neue Lehre eine sichere Kunde davon gebracht hat, so meine ich, muß man mit Recht ihr folgen." Aehnlich wie diese, sprachen auch die übrigen Aeltesten und die Räthe des Königs, durch Gott gemahnt.

Coifi aber setzte hinzu, er wolle den Paulinus fleißig hören, wenn er von dem Gott spreche, den er verkündete. Dies that er auf Befehl des Königs, und nachdem er die Lehren des Bischofs

gehört hatte, brach er in die Worte aus: „Schon längst sah ich ein, nichtig sei was wir verehrten, weil ich um so weniger Wahrheit in diesem Gottesdienst fand, je emsiger ich sie suchte. Jetzt aber bekenne ich es offen, daß in dieser Lehre die Wahrheit leuchtet, welche uns Leben, Heil und ewige Seligkeit zu spenden vermag, und deshalb stimme ich dafür, König, daß wir die Heiligthümer und Altäre, welche wir ohne nützliche Frucht geweiht haben, schnell der Verwünschung und dem Feuer übergeben."

Kurz also, der König gab öffentlich dem seligen Paulinus, dem Verkünder des Evangeliums, seinen Beifall, er schwor den Götzendienst ab und bekannte den Glauben Christi. Und da er den erwähnten Priester seiner Heiligthümer frug, wer zuerst die Altäre und Haine der Götzen mit der Umfriedung, die sie umgab, entweihen solle, antwortete dieser: „Ich. Denn wer mag besser zu einem Beispiel für Alle niederreißen, was ich in thörichtem Sinn verehrt habe, als ich selbst, auf Grund der Weisheit, die mir von dem wahren Gott geschenkt ist?" Und sogleich verachtete er den leeren Aberglauben, forderte vom König Waffen und einen Hengst, auf dem er die Götzen niederwerfe. Denn dem Opferpriester war nicht erlaubt, weder Waffen zu tragen, noch auf anderem Roß als auf einer Stute zu reiten. Mit dem Schwert umgürtet, nahm er die Lanze in die Hand, bestieg den Hengst des Königs und ritt zu den Götzen. Dies schaute das Volk und hielt ihn für wahnsinnig. Er aber zögerte nicht, als er zum Heiligthum kam, dasselbe zu entweihen, und schleuderte die Lanze hinein, die er hielt. Und sehr erfreut über die Erkenntniß des wahren Gottesglaubens, befahl er den Genossen, das Heiligthum mit allen seinen Umfriedungen zu zerstören und anzuzünden. Es wird aber die Stelle, welche einst den Götzen heilig war, nicht weit von York gegen Osten gezeigt, jenseit des Flusses Derwent, und sie heißt jetzt Godmunddingaham (Godmundham noch jetzt), wo der Priester selbst auf Eingebung

des wahren Gottes die von ihm selbst geweihten Altäre entheiligte und zerstörte.

Also nahm König Edwin mit allen Edlen seines Stammes und sehr vielem Volk den Glauben an und das Bad der heiligen Wiedergeburt im elften Jahre seines Königthums, im sechshundert und sieben und zwanzigsten Jahre des Herrn, von Ankunft der Angeln in Britannien aber etwa im einhundert und achtzigsten. Getauft wurde er zu York am heiligen Ostertage, den 12. April, in der Kirche St. Peters des Apostels, die er ebendaselbst aus Holz mit beschleunigter Arbeit erbauen ließ, während er Katechumene war und für die Taufe unterrichtet wurde. — In dieser Zeit aber soll, soweit die Herrschaft des Königs Edwin reichte, großer Frieden in Britannien gewesen sein, so daß man bis heute im Sprüchwort sagt, wenn eine Frau mit ihrem neugebornen Kinde durch die ganze Insel von Meer zu Meer hätte wandern wollen, so hätte sie dies ruhig gekonnt und Niemand sie geschädigt. Derselbe König sorgte sehr für den Nutzen seines Volkes; wo er einen lautern Quell an der Landstraße fand, da ließ er zur Erfrischung der Wanderer Pfähle errichten und eherne Kannen anhängen, und Niemand wagte sie außer zum Gebrauch zu berühren, aus starker Furcht oder Liebe. Groß war sein Ansehn im Lande; nicht nur in der Schlacht wurden Fahnen vor ihm getragen, sondern auch, wenn er im Frieden durch Städte, Dörfer oder sein Land mit dem Gefolge zog, ging immer ein Bannerträger vor ihm; auch wenn er irgendwo durch die Straßen schritt, wurde die Art von Feldzeichen vor ihm hergetragen, welche die Römer Tufa, die Angeln aber Tuuf*) nennen." — So weit die Erzählung des Beda.

*) Die Tufa, schon von Vegetius unter den römischen Feldzeichen erwähnt, scheint aus Federn bestanden zu haben: wenigstens ist aus einer Urkunde König Richards II. ersichtlich, daß sie damals der flügelartige Federschmuck war, der noch jetzt mit seinem heraldischen Zierrat einen Theil des Wappenhelms bildet.

Als Beda dies schrieb, waren 50 Jahre seit König Edwin's Bekehrung vergangen; manche Stelle seines Berichtes zeigt, daß die Sage bereits ihren bunten Schleier über die Thatsachen gelegt hatte; und doch wissen wir weder in den übrigen Büchern des frommen Mannes, noch in irgend einer andern Aufzeichnung christlicher Priester aus den Jahrhunderten der Bekehrung einen Bericht über die Annahme des Christenthums diesem an die Seite zu stellen. Denn die Unsicherheit der Weisen über ihren heimischen Glauben, und die Politik der Könige werden daraus sehr verständlich, — und nicht weniger die kluge Arbeit der Bekehrer.

5.

Aus Stadt und Land.

Zur Zeit der Merovinger.

Seit dem Ende der Wanderzeit saßen die Germanen in allen Provinzen des westlichen Römerreichs unter Königen. In Deutschland war der Osten bis zur Elbe und Saale von Slaven überzogen und einzelne Haufen derselben hatten sich in thüringischen und hessischen Dörfern bis hinauf zum Main festgesetzt. Den Norden des deutschen Bodens hielten Friesen und Sachsen, der Süden vom Harz bis zu den Alpen: das Land der Thüringer, Alemannen, Burgunder und Bayern war im Besitz oder im Kampf mit den Franken.

Es begann eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe, überall waren die Völker genöthigt, sich in neuen Verhältnissen einzurichten, auf der Ackerscholle, in den Mauern römischer Städte und um die Friedhöfe neugebauter Kirchen. Wie sie hier die Bildung fremdländischer Leute aufnahmen, wie sie handelten und ihren Acker bauten, wird im Folgenden gemustert. Denn was auf diesen Gebieten des Lebens aus dem Alterthum erhalten blieb und damals neu geschaffen wurde, das dauerte länger und formte mehr an Charakter und Leben des Volkes, als die Missethaten seiner Fürsten und die Schicksale der neuen Reiche. Vom Westen und Süden, über Rhein und Donau zog von jetzt ab unablässig nach Deutschland, was der Händler in seinen Ballen

führte, was der pilgernde Mönch in seinen Büchern besaß, was der Hausmaier des Frankenkönigs verordnete zum Schmuck seiner Landgüter an Maas und Mosel.

Die ungeheure Menge des bildenden Stoffes, welche in das Leben der Germanen eindrang, füllte dasselbe mit so starken Gegensätzen, wie niemals andere Nationen auf einmal zu verarbeiten gehabt. Heidnischer Glaube und Christenthum, römisches Städteleben und deutsche Bauernwirthschaft, Handelsverkehr des Mittelmeeres und gänzlicher Mangel an deutschem Capital, römische Geschichtschreibung und deutsche Sage stehen neben einander. Schwer wird den Völkern, sich in diesen Contrasten zurecht zu finden, edle Stämme gehen daran zu Grunde, aber auf der Versöhnung, welche die Ueberlebenden fanden, ruht unsere gesammte Bildung. Billig stehen für uns Deutsche obenan die Zustände, welche sich unter der Herrschaft der Merovinger im Frankenreich entwickelten.

Viele große Römerstädte waren zerstört, das kaiserliche Trier, das goldene Mainz, Worms, Speier, Straßburg lagen in Trümmern, sie waren von fränkischen und alemannischen Bauern besetzt, auf altem Mosaikboden schritt der Haushahn und im Triclinium stand die Häcksellade. Auch südlich von der Donau waren Regensburg und Augsburg schwerlich Besseres als ein Haufe von Dorfhäusern und zerschlagenen Römerbauten in halbzerstörter Stadtmauer. Andere Städte bestanden als feste Kastelle, in denen zeitweise ein Merovinger seine Königsburg einrichtete, wie zu Köln und Koblenz; oder wo ein fränkischer Graf hauste, dann standen die Hütten der deutschen Ansiedler außerhalb den Mauern der Festung. In Gallien aber, in Spanien und Italien blieben die Städte Herren der Landschaft, und vorzugsweise in ihnen vollzog sich die erste Verbindung deutschen und römischen Lebens. Nicht alle Städte waren in der traurigen Lage Roms, wo die Marmorbilder alter Prachtbauten verwundert herabschauten auf die menschenleere Stein-

öde, und wo die wenigen Einwohner Säulenhallen und riesige Thermen niederreißen mußten, um sich gegen den Ruinensturz zu wahren. Denn in anderen, wie Sevilla, Toulouse, Paris, Marseille, Orleans, Tours, Soissons, Arles, auch in London, welches um 600 bereits ein großer Markt war, rührte sich das städtische Leben kräftiger. Sie hatten ihre alte Ordnung bewahrt, die ihnen einst nach dem Muster des weltbeherrschenden Roms gesetzt worden, die Verwaltung war in den Händen der Decurionen oder des Senates, in welchem viele angesehene Römerfamilien, alter Provinzialadel, saßen, ihr Stadthaus hieß Curie, in der Regel waren zwei Consuln die obersten Magistratspersonen, die Einwohner waren nach Abstammung und Geschäft in Corporationen, Scholae, gegliedert. Ueber den Städtern lag der germanische Graf oder Herzog mit seinem bewaffneten Gefolge, er hütete die Stadt und Landschaft dem König, erhob Steuern, und hatte Vorsitz im Bürgergericht, in welchem Germanen und Römer als Beisitzer das Urtheil fanden.

Die Mauer mit Zinnen und Thürmen, in der Regel noch aus römischen Ziegeln und Quadern gefügt, umzog nebst dem Wallgraben die Stadt, die gewölbten Thore wurden durch starke Flügel verschlossen. Nicht überall faßte der Stadtraum die zuziehende Menge, schon erhoben sich außerhalb der Ringmauern die Hütten der Vorstädte. Auch der Christenglaube begünstigte die Anlage der Außenstädte, denn viele seiner ältesten Kirchen standen außerhalb der Mauer. An diese Kirchen und Nebengebäude lehnten sich zahlreiche Wohnungen Frommer, Klöster und Privathäuser, welche die Nähe des schützenden Heiligen suchten.

Wol mag eine fränkische oder langobardische Stadt damals einen fremdartigen Anblick gewährt haben; zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen den mächtigen Quadern römischer Bögen,

der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Nothbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute; neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Porticus, mit einem Oberstock und Altan stand der hölzerne Saalbau eines germanischen Ackerwirths mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und der Gallerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligthum. Und unter Ruinen und Nothbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche, welche dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichten ließ, nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerschaft, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Thurmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

In den engen Straßen der Frankenstadt handelte neue und alte Welt in buntem Gemisch durcheinander. Eine reisige Schaar mit Helm und Panzer zog daher auf starken Kriegsrossen; oder der Jagdzug eines Königssohns, die Knaben den Köcher auf der Schulter, den Speer in der Hand, die Hunde am Leitseil, die Falken über dem Fausthandschuh. Vornehme Frankenfrauen in der Sänfte getragen oder zu Rosse sitzend*) theilten das Gewühl, und wieder ein stattlicher Geistlicher, in weißer Dalmatica mit Purpurstreif, nach römischem Brauch mit einem Gefolge von Diakonen, Sängern und Thürhütern, handfesten Männern, welche nicht nur das Gotteshaus, sondern auch ihren geistlichen Hirten zu schützen hatten. Daneben Marktleute vom Lande. Hier die hohe Gestalt des helläugigen Germanen mit blondem Kraushaar, im braunen Lodenwamms, das kurze Schwert an

*) Fredegar 18.

der Seite, die Axt in der Hand; neben ihm sein Weib im weißen Linnenhemd, über welches die Armilausa geschlagen war, ein ärmelloser Ueberwurf, an den Seiten offen, nur über der Schulter geschlossen, auch die Frau von mächtigen Gliedern und einer Hand, die im Streite geballt sicher Beulen schlug. Vor ihnen gesticulirte der braune Einwohner von Armorica, kenntlich an der Stirnbinde, die er trug wie das Stadtvolk in Rom, um sich als geborner Römer zu zeigen, der Handwerker mit seinem Schurzfell, Sclaven von jeder Hautfarbe. Mißtrauisch spähte in das Gedränge der christliche Syrer, der damals in den Handelsstädten des Abendlandes begünstigter Rival des Juden war, und der reiche Jude, Geldmann der Stadt und Vertrauter des Königs, der auf seinem Klepper, begleitet von einem Zuge dienender Leute, einherritt. Ueber die Karren und Lastwagen ragte der hohe Hals eines Kameels, das um 600 auch im Frankenreich als Lastträger benutzt wurde, ja noch unter Karl dem Großen beim Bau des Königschlosses von Aachen Steine zutrug*). Auf dem Flusse führten die Frachtschiffe die Waaren der Hafenstadt und die Ackerfrucht von entfernteren Gütern der Kirche nach der Stadt**).

Rührte sich die Stadt festlich bei einem großen Tage ihres Heiligen, dann wurden Teppiche aus den Fenstern gehängt — der Schmuck durch Blumen wird in diesen Jahrhunderten nicht erwähnt —, dann zog das Stadtvolk mit Fahnen und den Abzeichen seiner Schulen würdig auf, neben den Germanen und Inländischen auch fremde Landsleute, z. B. Italiener, Syrer und Juden. Wenn ein König begrüßt wurde, sang jedes Volk nach antiker Weise einen langen, schön gefügten Glückwunsch in seiner Sprache, der vorher einstudirt wurde, und dessen Worte

*) Gregor 7, 35; Mönch von St. Gallen 1, 31.

**) Gregor 8, 23 erwähnt häufige Schiffbrüche auf den Flüssen bei einer Ueberschwemmung.

für wichtig und bedeutungsvoll galten. Als König Gunthram im Jahre 585 zu Orleans einzog, sang das Volk: „Vivat rex, und seine Herrschaft mehre sich über alle Völker viele Jahre.“ Die Juden aber sangen: „Dich sollen alle Völker anbeten, beugen sollen sie dir das Knie und unterthänig sollen sie dir sein.“ Aber den Juden war der König nicht günstig, denn bei Tische sagte er: „Diese Juden haben nicht aus gutem Herzen gesungen, sie schmeichelten mir heut' in ihrem Lobspruch, weil ich ihre Synagoge, die schon lange von den Christen zerstört ist, auf öffentliche Kosten wieder aufbauen soll. Aber ich thu' es nicht.“

Für den Beifall, welchen ein Germanenfürst fand, und für die Geschenke, welche er beim Einzuge erhielt, war er dem Stadtvolk dankbar, er machte Einzelnen Gegengeschenke und erließ der Stadt Abgaben. Denn obwol der germanische König zuweilen gegen seine Städte harten Willen bewies, er hatte doch einige Scheu vor der Menschenmenge und vielleicht noch größere vor ihrem Geschrei. Wie ihm der freudige Zuruf wohlthat, weil er aus guten Wünschen eine gute Wirkung für sich hoffte, so fürchtete er auch die Vorbedeutung des einstudirten Zorngeschreies und die Gefahren eines lauten Fluches. Als ein Frankenkönig mit seinen Bischöfen unzufrieden war, drohte er das Volksgeschrei gegen sie zu erregen, und als König Gunthram einmal durch einen Anschlag gegen sein Leben aufgeregt war, wandte er sich in der Kirche an das versammelte Volk und bat ernstlich, ihn nicht umzubringen, wie man mit seinen Brüdern gethan, sondern ihn wenigstens noch drei Jahre leben zu lassen, bis er seine Neffen groß gezogen. Und diese königliche Bitte bestimmte das Volk zu lauten Wünschen für sein Heil.

War der König in recht guter Laune, so gab er den Städtern auch Schaufeste. Wie der Vandalenherr in Afrika und König Leuvigild in Spanien, saß seit 543 auch der Frankenkönig im Circus von Arles, angethan mit dem Prachtgewand eines

römischen Consuls unter Germanen und Provinzialen als Veranstalter der Circusspiele. Denn dieses wichtige Ehrenrecht war den Franken vom byzantinischen Kaiser ausdrücklich bewilligt, und auch die Franken nahmen für den Prasinus oder Venetus, für den grünen oder blauen Wagenlenker Partei. Die allegorisirende Deutung, welche das sinkende Alterthum den verschiedenen Rennen gegeben hatte, war den Germanen sicher ganz nach dem Herzen, obgleich die Beziehung auf Götter sehr heidnisch aussah. Die Grünen waren der Mutter Erde, die Blauen dem Himmel und Meer geweiht; die sechsspännigen Wagen fuhren im Namen des höchsten Heidengottes, die Vierspänner trugen das Bild der Sonne, die Zweispänner mit einem schwarzen und einem weißen Roß das Bild des Mondes. Die Wettreiter, welche in vollem Lauf von den Rossen zum Boden tauchten und sich wieder hinauf schwangen, rannten dem Morgen- und Abendstern zu Ehren. — Die Priester zürnten über die heidnische Festfreude, aber dem Volke war unmöglich der Rennlust zu entsagen. Doch erreichte unter den Germanen das Wagenrennen nie die Bedeutung, welche es bei den Byzantinern behielt; ganz verloren ging es auch in späteren Jahrhunderten nicht. — In den Amphitheatern aber wurden große Jagden veranstaltet. Die Kämpfe mit wilden Thieren waren unter den Franken sicher ebenso blutig als in römischer Zeit; die Thierkämpfer und Gladiatoren wurden nicht mehr von den Königen in großer Schola gezüchtet, aber sie bildeten immer noch eine Genossenschaft, welche sich an Fürsten und Große hing oder abenteuernd in der Fremde zu Festkämpfen vermiethete; sie waren unehrliche Leute auch in den Augen der Germanen, aber sie blieben als Raufbolde und Meuchelmörder verdorbener Großen, trotz dem Hohn, mit welchem das Gesetz sie behandelte, und trotz dem Haß der Kirche durch das ganze Mittelalter lebendig.

Die Ruhe der Stadt wurde oft gestört; Dienstleute ver-

feindeter Großen fielen in den Straßen über einander her, oder stürmten die Häuser des Gegners, schlugen ihm Frau und Kinder tot und räumten das Haus aus. Sogar der geweihte Raum der Kirche war nicht sicher vor blutiger Gewaltthat, die vor dem Altar an Geistlichen und Laien geübt wurde, und nicht selten mußte der entweihte Kirchenboden wieder geheiligt werden. Wenn zwischen zwei einflußreichen Familien der Stadt Händel ausbrachen und Blut zu rächen war, so wurde die ganze Bürgerschaft in die Fehde hineingezogen; dann waren die Straßen der Stadt lange unsicher, ein Totschlag folgte auf den andern, bis sich endlich der Graf des Königs entschloß, seine Pflicht zu thun, und die Bürger in Waffen zusammenzurufen. Waren die Verbrecher geringe Leute, so wurde an ihnen schnelle Justiz geübt, waren sie angesehene Männer, so wurden sie an den Königshof geschafft. Gegen mächtige Verbrecher freilich wagte die Hand der Bürger nicht sich zu erheben und man mußte abwarten, bis sie in Politik oder Privatfehde gewaltsames Ende fanden. Leider scheinen die Einbrecher und Gewaltthäter in der Regel Germanen gewesen zu sein, am ärgsten die Vornehmen. Im übrigen verstanden die Deutschen nicht übel, sich mit dem Stadtleben zu befreunden, sie waren im Verkehr höflich und hielten darauf, in Worten Gebührendes zu geben und zu empfangen, und Bekannte küßten einander bei der Begrüßung, auch Könige. Bei einer üppigen Mahlzeit wußte der Germane so gut Aloe zu essen für neuen Appetit als ein Römling, und im Zechen übertrafen ihn Wenige; auch im Königshause blieben nach der Mahlzeit die Gäste lange auf ihren Bänken beim Trunke sitzen. Wenn ein Bösewicht seinen Gegner umbringen wollte, so sagte er ihm vorher Artiges und lud ihn zu sich zum Wein; er lernte auch von den Römern, um Erbschaft zu schleichen und Testamente zu fälschen. Er gab sich zuverlässig als Lebemann unter Römern einige Blößen, er wurde heftig, zuweilen bärenhaft, dann wieder weich und gemüthvoll; er be-

trog und beanspruchte wie ein Kind Vertrauen des Andern, er verhöhnte den Priester und bat doch um seinen Segen, er beraubte den Heiligen und betete darauf eifrig zu ihm, er war schnell bereit, mit Axt und Speer am Leben des Andern seinen Zorn auszulassen, und raste einfältig wie ein Wehrwolf, ohne sich darum zu kümmern, daß diese Thorheit ihn selbst am nächsten Tage verderben mußte. Der Deutsche in der fremden Stadt war nicht ganz Römer geworden, aber er war rüstig, die antike Bildung zu gewinnen, und er bezahlte dafür seinen Preis*).

Unendlich viel war verwüstet worden, aber in den Ländern des Mittelmeeres hatten vier Jahrhunderte des kaiserlichen Roms so reichlich schöne Gebilde und kluge Lehre, so viel Erfindung und Lebensgenuß abgelagert, daß die Germanenstämme immer noch sehr vieles fanden, was unmerklich in ihr Leben überging, von ihnen bis zu uns; und was eine Continuität der Cultur erhielt, die wir uns wol geringer denken, als recht ist. — Denn der Schmied hämmerte und der Zimmermann hieb die Späne von den Balken während der ganzen Wanderzeit, der Steinschneider schnitt dem Frankenkönig seinen Siegelring wie einst dem römischen Cäsar, und der Buchhändler in Rom, Pavia oder Paris verkaufte an den langobardischen oder fränkischen Bischof die Handschriften des Virgil oder des heiligen Augustinus. Wer mit Büchern handelte, war entweder ein Buchhändler, der Altes und Neues abschreiben ließ, oder ein Antiquar, der nur alte Autoren copirte und verkaufte. Sein Handel war ärmlicher geworden, Papier und Pergament wurden theurer und waren im Binnenlande oft nicht zu haben, aber in die Seestädte kam von Osten her noch das Papier in verschiedenen Sorten: Kaiserpapier — das feinste — und anderes zum Schreiben, auch Packpapier als Hülle. Außerdem Pergament, nicht nur das weiße

*) Die Belege dafür findet man fast an jedem der verdorbenen Franken, deren Anekdoten der romanische Gregor gern erzählt.

römische, auch solches, das auf einer Seite gelb gefärbt war, und mit Purpur tingirtes für Gold- und Silberschrift. Man schrieb mit Rohr und mit gespaltener Spitze der Feder, und suchte für die verzierten Anfangsbuchstaben schönes Roth von den griechischen Inseln zu bekommen, wenn man sich nicht mit Mennige oder spanischem Zinnober begnügte. Der wohlhabende Privatmann hatte in seiner Villa nach alter Sitte noch einen Raum, welcher Bibliothek hieß. Wenn Bischof Isidor von Sevilla um 620 nach ältern Büchern kluge Rathschläge giebt, wie man ein Bibliothekzimmer einrichten müsse, so sticht die Dürftigkeit seines eigenen gelehrten Wissens allerdings trübselig ab von der prächtigen Ausstattung, welche er für die Stätte gelehrter Arbeiten fordert, daß nämlich erfahrene Baumeister den Bibliotheken ja keinen goldenen Plafond geben sollen, und ja keinen andern Fußboden als aus grünem Marmor, weil der Goldglanz die Augen des Lesenden angreife, das Grün aber sie stärke*). — Indeß war gerade die Technik der Luxushandwerker zu seiner Zeit noch ziemlich erhalten, und wurde von den Fürsten und der Kirche eifrig in Anspruch genommen. Die Kunst des Bildners und Steinmetzen, welche einst die griechischen Künstlerschulen gelehrt, war in den Genossenschaften römischer Handwerker erstarrt, die Erfindungskraft war gering, doch die Formen, Maße, Kunstgriffe standen fest, die Steinmetzen meiselten große Statuen, Reliefs, Sarkophage aus dem härtesten Gestein**).

---

*) Hauptquelle für diese Einzelheiten sind die 20 Bücher Originum des Spaniers Isidor († 636), Bischof von Hispalis (Sevilla). Bei der Benützung des fleißigen Werkes ist Vorsicht geboten, da J. die technischen Notizen zum großen Theil aus Plinius abgeschrieben hat. Hier ist nur verwendet, was durch ihn selbst oder durch andere Zeugnisse als gültig für seine Zeit bestätigt wird.

**) Wie handwerksmäßig schon um das J. 300 die Arbeit war, und wie ähnlich moderner Fabrikthätigkeit die Verbindung der Arbeiter mit

Auch die Malerei wurde nach alten Handwerksregeln mit verminderter Kunstfertigkeit fortgeübt. Die Farben für Tafel- und Wandbilder standen fest, ebenso ihre Verwendung zu bestimmten Wirkungen, sie wurden durch den Handel aus fernen Ländern, bis aus Arabien gebracht, die Vorschriften über ihre Mischung wurden treu bewahrt. Zuerst zeichnete man die Linien des Bildes auf, dann legte man eine Schattenfarbe unter, darüber wurden die Farben gezogen; für die Gewänder und die verschiedenen Fleischtinten, z. B. für die weißere Haut der Frauen, gab es bestimmte Farbenstoffe. Es ist in der Hauptsache dieselbe Technik, welche in Miniaturen und Tafelbildern bis gegen Ende des Mittelalters erhalten ist, noch in den Illuminirbüchlein des sechzehnten Jahrhunderts gelehrt wird. — Vor andern bewahrten die Bauhandwerker viel von ihrer alten Tüchtigkeit; ihre Werkzeuge und Erfahrungssätze über Construction der Rüstzeuge, Tragkraft, Mörtelbereitung sind bis in die Neuzeit wenig geändert. Und wenn wir jetzt mit weit anderer Maschinenkunst zu arbeiten wissen, so ist uns doch auch manche alte Kunstfertigkeit erst auf weiten Umwegen wiedergefunden, welche das sechste und siebente Jahrhundert noch besaß. Die Mosaikarbeiter setzten aus bunten Glaswürfeln große Wandflächen und Fußböden zusammen, dünne Marmortafeln wurden zur Wandbekleidung durch feinen Sand geschnitten, den eine Säge in der Schnittlinie zog und drückte; die Decken wurden aus viereckigen oder runden Tafeln von Holz und Gyps zusammengefügt, gemalt und mit Relieffiguren geschmückt. Auch für Privatwohnungen war in den Städten Frankreichs und Spaniens Stein- und Ziegelbau gewöhnlich, weichere Bausteine schnitt man mit der Säge. Die Ziegeln der Mauer und des Daches preßte man in die alten Formen der Römerzeit. Häufig besorgte

Ingenieuren, welche bei den Handwerkern Philosophen hießen, ist aus der Passio quatuor coronatorum zu sehen.

der Baukünstler auch die innere Decoration der Häuser, er modellirte und malte. Die Künstler, welche etwas Gutes leisten konnten, waren wahrscheinlich selten, aber große Kirchen und Paläste mit sorgfältiger Steinarbeit, in denen Wandfresken mit vielen Figuren prangten und ungeheure Wandflächen ganz mit Mosaik überzogen waren, lassen uns nicht nur auf den Bienenfleiß der Arbeiter, sondern auch auf großes Talent der Architekten schließen.

Daß man für Küche und Keller zu sorgen wußte, ist selbstverständlich. Das Getreide wurde nicht mehr ausschließlich auf den Handmühlen, auch auf Wassermühlen gemahlen, die man, wie es scheint, bereits ober- und unterschlächtig anlegte; auch Schiffmühlen zimmerte man in der Noth. Die Kunst gut zu kochen und feines Backwerk zu machen, wurde von den Germanen höchlich geschätzt, und Delicatessen über das Meer eingeführt. Die starken Gewürze der römischen Küche gingen in die deutsche Wirthschaft über, der indische Pfeffer wurde durch das ganze Mittelalter in großen Massen verbraucht, auch der mit Most eingekochte Senf und das Garum, die salzige Fischbrühe, die unentbehrliche Zuthat eines römischen Gerichts, dauerten im Mittelalter*).

Reich an Artikeln war der Handel mit Geweben. Man webte aus theurer Baumwolle, die berühmtesten Fabriken waren auf den griechischen Inseln; man wirkte ganzseidene, halbseidene und halbwollene Stoffe, solche, wo der Aufzug von Leinen, der Durchschlag von andern Fäden war; man webte schlicht, geköpert, hatte lodige, geschorene, gepreßte Stoffe mit einer Oberfläche wie Citronenschale; man webte auch mit drei Fädenlagen. Die schweren Seidenstoffe der kaiserlichen Fabriken

*) Ein vielversprechendes Recept des Garum aus St. Gallen für Liebhaber steht in einer Handschrift des neunten Jahrh. bei: Dümmler, Mittheil. d. antiq. Gesellsch. v. Zürich. XII. S. VII.

blieben zu Kirchenkleidern und Fürstengewändern begehrt, und noch bewundern wir in einzelnen Bruchstücken die kunstvolle Arbeit und die schönen Muster eines Gold- oder Seidenstoffes, wie ihn die Königinnen Theudelinde oder Brunichilde trugen. Auch Stickereien werden erwähnt und Goldfranzen als Besatz. Der wohlhabende Franke und Burgunder hatte Gelegenheit, sich Fußteppiche zu kaufen, welche entweder auf einer oder auf beiden Seiten von Plüsch waren; große Vorhänge, welche in vornehmen Häusern gemalt oder gestickt wurden, schieden die innern Räume, und die germanische Hausfrau lernte schon damals Tischtücher und Servietten in ihrer Truhe zu bewahren und ein Taschentuch in der Hand zu halten. In der Heimat hatte der Deutsche die Federn seiner Gänse in Betten gestopft, jetzt gebrauchte er beim Tafelbett neben kostbaren Decken Kopf- und Armpolster. Und unter seinem Tafelgeräth außer den Prachtstücken der Goldschmiede auch alte Gläser von Krystall und von milchweißem Fluß, die mit Malerei geschmückt waren. Denn die feine Glasarbeit älterer Zeit war nicht sämmtlich zerschlagen, die Farben vieler Edelsteine wurden im Glase nachgemacht, sogar die des Opals, und man zeigte Gläser, welchen in artigem Spiel andere Körper eingeschlossen waren. Auch zu Spiegeln wurde das Glas verwandt, deren Rücken man mit Zinn belegte; Fensterglas wurde noch verfertigt, es wird aus dem Frankenreich vor Heiligennischen und in besseren geistlichen Wohnungen erwähnt.

Oft wurde das Glas benutzt, Edelsteine zu fälschen. Der Handel mit Schmuck und Juwelen hatte weit höhere Bedeutung als jetzt. Die Formen der Ringe, Diademe, Spangen und Halsketten waren sehr mannigfaltig, zahlreich die Unterschiede und Namen, welche man den Edelsteinen gefunden hatte. Smaragd und Rubin galten für die kostbarsten Juwelen, der Ruhm des Diamanten stieg erst im spätern Mittelalter; die Fürsten wurden nicht müde, indische Edelsteine zu kaufen und verarbeiten

zu lassen, die Leidenschaft für diese Schmuckstücke war bei Männern und Frauen charakteristisches Kennzeichen einer Zeit kriegerischen Erwerbs und unsichern Besitzes; auch des Aberglaubens, denn jeder Steinart wurde eine besondere Heilwirkung zugeschrieben. Ebenso war die Kunst, edle Steine zu färben, noch wohl bekannt. Der Bernstein, einst die einzige Handelswaare, welche die Völker der Ostsee den Griechen und Römern interessant machte, war ein gewöhnlicher Schmuck der Bauerfrauen im gothischen Spanien geworden, sie trugen die Bernsteinperlen als Halsband; auch dem Bernstein wußte man verschiedene Farben zu geben, er wurde durch Wurzel der Anchusa und Conchyliumsaft roth gefärbt, wie schon zur Zeit des Plinius.

Will man auch unserer gewöhnlichen Handwerksarbeit in jener Zeit einen Blick gönnen, so findet man, daß der Schuster im Jahr 600 die Schuhe des Gothen ebenso über den Leisten schlug und mit Schweinsborsten nähte wie jetzt, und daß der Vandale, welcher unsicher von einem Trinkgelag heimkehrte, wo er zuletzt die Windungen einer Tänzerin aus Alexandrien bewundert und Rosenwein getrunken hatte, sich durch eine echte regelmäßige Laterne mit Glasscheiben zum Lager leuchten konnte, wenn ihm nicht sein Knabe eine Wachsfackel vortrug.

Es ist nicht unnütz, an solche Einzelheiten zu erinnern. Denn wer jetzt in seinen vier Wänden mustert was ihn umgiebt, der erkennt in den Dingen und in ihren Worten überall römische Ueberlieferung, welche durch die Völkerwanderung seinem Leben vermittelt ist. Die Sohle seiner Stiefeln nennt er mit lateinischem Wort, ebenso die Socke darin, den Tisch, an welchem er sitzt, die Schüssel und Teller, welche er berührt, das Fenster, wodurch er blickt, die Schindeln und Ziegeln auf dem Nachbardach, diese zahllose kleine Habe seines Lebens oder wenigstens ihre Namen, erhielten seine Ahnen gerade in der Zeit, welche

er als eine Periode des Todes und der Vernichtung zu betrachten gewöhnt ist.

Die Germanen hatten sich auch als Erben in den römischen Handel und Geldverkehr eingedrängt; fortan sollte Capital und Arbeitslohn, Umlauf des geprägten Metalls und die Erträge, welche der Besitzende von Eigen und Habe zog, das Erdenschicksal unserer Ahnen bestimmen, nicht weniger gebieterisch und unablässig, als urheimische Sitte und Rechtsgefühl, als das Klima der neuerworbenen Länder und als der Christenglaube.

Die Könige der Burgunder und Gothen schlugen Geld seit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zuerst vorsichtig und spärlich, das römische Gepräge treu nachahmend, dann eigene Zeichen einfügend. Sie benutzten dafür die Genossenschaft römischer Münzer, welche sie in Gallien vorfanden, denn diese alte und berüchtigte Gilde verstand die fremde Kunst und brachte die neuen Münzen, welche im Korn schlechter ausfielen, als die römischen, im Großhandel unter. Später folgten die Franken, ebenfalls mit sorgfältigem Anschluß an Bild und Umschrift der Münzen von Byzanz. Als im Jahr 543 Kaiser Justinian den Frankenkönigen gestattete, auch die Goldmünze — den kaiserlichen Stater — mit ihrem eigenen Gepräge zu schlagen, da galt dies Zugeständniß für ein Vorrecht, welches selbst dem Perserkönig nicht zu Theil geworden war. Denn im Großhandel, der von China bis zum Tajo reichte, herrschte ausschließlich römisches Gepräge, und eifersüchtig wachte der Kaiser darüber, daß dieser Beweis seiner Weltherrschaft ihm nicht widerlegt werde. Aber das neue Privilegium, welches Byzanz den Herren der großen Münzstätte Arles ertheilte, war nur wie ein Reisesegen, welchen ein Lahmer dem Blinden auf den Weg giebt.

Denn als die germanischen Bauern Herren der antiken Städte und ihres Verkehrs wurden, machten sie sich zu Mitspielern in dem letzten Act eines großen Trauerspiels, welches

durch den römischen Staat und seine Geldleute seit dem zweiten Punischen Kriege abgespielt worden war. Das siegreiche Rom hatte den Geldverkehr aller Mittelmeervölker an sich gezogen, zuletzt monopolisirt. Ungeheure Summen wurden in Rom durch Beraubung der Provinzen aufgesammelt, und durch große Geldgeschäfte; durch Lieferungen und Entreprisen nutzbar gemacht. Es war eine massenhafte Anlage in Unternehmungen des Kaufmanns und Speculanten, Anlage von Capitalien, welche dem regelmäßigen Verkehr ihrer Landschaften durch Gewalt entrissen wurden; der Gewinn daraus blieb ein ungesunder Erwerb, denn er beschränkte dauernd die Unternehmungskraft der Provinzen zu Gunsten Roms, er erkaufte seine Vorrechte dadurch, daß er die Bevölkerung der großen Städte Italiens mit geschenktem Brod und künstlich erniedrigten Getreidepreisen fütterte. Dafür entzog er jährlich große Massen landwirthschaftlicher Producte dem Verkehr und machte den Fruchtbau wenig lohnend. Er trieb einen harten, gewissenlosen Wuchersinn herauf, maßlose Verschwendung, arge Unsittlichkeit, er begünstigte einen unsinnigen Verbrauch von Luxuswaaren, welcher nicht durch eine entsprechende Production von neuen Werthen innerhalb des römischen Staatsgebietes ausgeglichen wurde.

Die Folgen der einseitigen Richtung auf Kaufmannsgeschäft und Wucher wurden bereits in der ersten Kaiserzeit fühlbar. Der Grundbesitz und das Capital ballten sich in den Händen Weniger, auch in den Provinzen; die Energie der freien Arbeit hörte auf, die ganze Production wurde schwächer, auch die Staatseinnahmen geringer, schon Marc Aurel mußte die Kostbarkeiten des kaiserlichen Palastes verkaufen, um die Legionen zu bezahlen. Der Raubsinn schlechter Kaiser suchte Hülfe in Confiscationen und Plünderung der Reichsten, die Staatsnoth zwang zur Verschlechterung der Münze, die endlosen Schwankungen im Werth des Verkehrsmittels lähmten Arbeit und Handel. Sehr unsicher wurde in unablässigen Kriegen und

innerer Anarchie Leben und Besitz, eine Münzentwerthung, wie sie ärger und furchtbarer kaum gedacht werden kann, demoralisirte das Volk; der Umsatz aller Waaren wurde schwierig und langsam, und auch dadurch ein Mangel an rollendem Edelmetall fühlbar.

Aber das Edelmetall rann außerdem unaufhörlich über die Grenzen des Staats und kehrte nicht wieder zurück. Alle Staatsgelder, welche der Hof und die Beamten aus den Händen ließen, wurden verbraucht, die Heere in Britannien, an Rhein und Donau zu erhalten. Aus den Grenzprovinzen wurde das gemünzte Gold und Silber immer wieder von den einbrechenden Barbaren entführt. Dadurch wurde sein Verkehrsgebiet erweitert, es rollte bis hinauf in den höchsten Norden und verhielt sich dort in Goldschmuck und Kasten, um neue Feinde gegen den goldbesitzenden Süden zu werben. In dieser Kriegszeit wurde auch der Gewinn neuer Metallmassen aus den römischen Bergwerken geringer, er hörte in schlechten Jahrzehnten ganz auf. Man darf zweifeln, ob der Bergbau je seit der Kaiserzeit den Abfluß der edlen Metalle nach dem Ausland ergänzt hat; nach Constantin fiel ein Bergwerk um das andere in die Hände der Reichsfeinde, und wurde von den Arbeitern verlassen. Und in denselben Jahren wurde der Abzug des Goldes nach den nördlichen Barbarenländern noch stärker, weil der Staat genöthigt war, seine Existenz von den Barbaren durch jährliche Tributsendungen zu erkaufen.

Aber gefährlicher war der Verlust des Edelmetalls an den Osten. Immer war der Handel Roms vorwiegend Passivhandel gewesen, wobei geraubtes Metall die Waare bezahlte, am meisten nach dem fernen Asien. Weder die Stoffe griechischer Fabriken, noch die Bildnerarbeiten des Mittelmeers dienten den Indern unter der Tropensonne. Dem begehrlichen Europa aber wurden die köstlichen Waaren vom Indus und aus dem rothen Meere mit jedem Jahrhundert unentbehrlicher. Der waghalsige Kaufmann aus Syrien oder den griechischen Inseln führte Seide,

Baumwolle, Thierfelle, edle Steine aus China und Indien, Gewürze aus Arabien, Elfenbein von Adulis nach den großen Märkten des Mittelmeeres, nach Byzanz und Alexandrien, und der Abendländer zahlte außer mit einfachen Geweben, wie es scheint, nur mit Metall. Das Silber der Claudischen Kaiser wanderte bis in die lackirte Büchse des Chinesen, und die Goldmünzen mit Kreuz und Engel sammelten sich in den Schatzhäusern indischer Könige, sie halfen Tempeldächer am Ganges vergolden, dort eine weichliche Hofpracht und endlich ein Verhängniß schaffen, denn sie lockten die beutelustigen Krieger des Islam über die heiligen Ströme. Das römische Reich erkaufte sich aber nicht Rettung dadurch, daß es seine blutige Beute anderen Völkern auf das Leben legte.

Auch was die Römer von Edelmetall bewahrten, wurde dem Verkehr immer weniger fruchtbringend. Der ungesunde Erwerb in glänzender Zeit hatte eine Verwendung zum Hausrath beliebt gemacht, welche dem modernen Leben ganz fremd ist. In den wohlhabenden Familien strahlten die Festräume von verarbeiteten Gold- und Silbermassen; silbern waren Sessel, Speisetafeln, sogar Wagen; die Kaiser bemühten sich vergeblich, massives Goldgeräth als ihr Vorrecht Anderen zu verbieten. Die Gewohnheit unproductiver Verwendung des Edelmetalls war so eingewurzelt, daß auch die größte Geldklemme daran wenig änderte. Im Gegentheil. Als der Erwerb unsicher wurde, die Münze werthlos, als dem Wohlhabenden seine Bodenrente, ja sein Grundbesitz jeden Tag durch eine Verläumdung bei Hofe oder durch einen Barbareneinbruch entzogen werden mochte, gerade da erhielt das verarbeitete Silber und Gold, das er um sich gesammelt, eine neue Bedeutung, es erschien ihm jetzt als der sicherste Theil seines Besitzes, als handgreiflicher Beweis seines Reichthums, als werthvolle Hülfe in einer möglichen Noth. Das Edelmetall des Hauses war nicht Schmuck nur, es wurde allmälich ein Schatz. Nicht der Germane erfand das

Schatzsammeln als ein unwissender Bauer, der die bessere Verwerthung des Metalls durch gebildete Zeitgenossen nicht verstand, sondern der Römer selbst, der Enkel der großen Kapitalisten und Rentenkünstler, war zurückversetzt in das Verkehrsleben der Vorzeit, wo das Kupfer mit der Wage gewogen wurde, und ein Esel die Börse eines Geschäftsmannes auf dem Rücken trug. Aber es sollte noch ärger kommen. Um sich Einnahmen zu verschaffen, griffen die Kaiser zu dem letzten Mittel, sie bemächtigten sich aller Industriezweige, welche noch irgendwie gewinnreich erschienen; die Verfertigung von Purpur, Papier, kostbaren Geweben wurde Monopol des Staates. Schon in früher Kaiserzeit hatte das Fabriciren durch den Staat begonnen, in der Noth wurden die Kaiser grausam und gewaltthätig. Hart bestraften sie jeden Unternehmer, der ihnen Concurrenz zu machen wagte, und jeden Kaufmann, der unmarkirte Waaren verkaufte. Zugleich schraubten sie die Preise zu abenteuerlicher Höhe. Dies elende Finanzmittel ruinirte die byzantinische Industrie unter Justinian vollends; die Seidenfabriken von Tyrus und Berytus standen still, der Verkehr schrumpfte plötzlich zusammen; die Bedrückungen der Beamten, welche in jedem Waarenballen den kaiserlichen Stempel suchten, wurden dem Kaufmann unerträglicher, als dem Verbraucher die hohen Preise.

So geschah es, daß während der Völkerwanderung der Geldverkehr im westlichen Römerreich tiefer herabsank, als je seit der Karthagerzeit. Der Landbau brachte nur geringe und höchst unsichere Rente, überall fehlten die schaffenden Arbeiter; eine Capitalsanlage auf ihm war kaum noch möglich; wer Geld auf Grundbesitz haben wollte, konnte es höchstens dadurch erhalten, daß er das Grundstück selbst dem Andern zur Benutzung abtrat, und er fand auch dafür schwer einen Gebrauchslustigen. Dagegen wucherte das Leihgeschäft. Schatz- und Beutestücke, Goldgeräthe und Edelsteine wurden die gewöhnlichen Unterpfänder, auf welche man noch Geld erhalten konnte. Der Geldverkehr

entglitt den Händen der alten grundbesitzenden Familien und kroch um die Tische der Goldschmiede, der Syrer und Juden; diese kauften die Fabrikate der kaiserlichen Fabriken und vertrieben sie unter die Barbaren; wer Geld begehrte in Gallien, Rom und Byzanz, der mußte sich an sie wenden. Unterdeß hing es von Vandalen und Franken ab, ob die italienischen Römer Brod zum Essen hatten. Die ungesunde Capitalwirthschaft hatte allmälich sich selbst ihre letzten Wurzeln abgeschnitten, das rollende Metall galt jetzt nur noch als Schatz, der höchstens einen Gewinn abwarf, wenn Gold gegen Goldschaale, oder Gold gegen Handelswaare gegeben wurde. Auch diese Art von Geldverkehr wurde durch den Mangel an Vertrauen und die Unsicherheit aller Verhältnisse gedrückt.

In dieser zerrütteten Welt sollten die Germanen wirthschaften. Sie hatten freilich gelernt, einen Schatz zu sammeln, und sie trieben diese ansprechende Thätigkeit, wie ihre Art war, mit einer gewissen gemüthlichen Hingabe und mit Poesie, welche sehr dazu beitrug, ihnen diese Liebhaberei dauerhaft zu machen. Ihre Könige und Befehlshaber häuften große Massen edlen Metalls zusammen, dem Beispiel der Großen folgte das Volk, und das Edelmetall behielt durch tausend Jahre die Neigung, in deutschen Truhen zu verschwinden. Aber trotz diesem Aufsammeln blieben die Germanenvölker geldarm. Das Silber, welches aus den alten Bergwerken und Jahrhunderte später aus neuen im Harz zu Tage kam, das Gold, welches damals aus dem Rheinsand gewaschen wurde, war im ganzen unbedeutend; der alte Metallvorrath verbreitete sich auf einem größern Gebiet, er drang weiter in den Norden und über die Weichsel, und noch immer währte der Abfluß über Griechenland nach Indien. Auch der Germane wußte, daß ihm das Schöne und Kostbare aus dem warmen Sonnenlande kam, das Tigerfell seines Lagers, die prachtvollsten Edelsteine, welche an den Becher geschmiedet, im Halsband und Ringe getragen, bösen Zauber abwehrten und das heimliche Gift ver-

riethen, dazu schöne Gewänder, leicht wie Flaum, der Purpur, der auch ihm wundervoll erschien, der süße Geruch, welcher Tempel und Straßen an den großen christlichen Festen erfüllte, der Pfeffer und Zimmet, womit er jetzt das gute Gericht schärfte, sogar eingemachte Kräuter aus Egypten, welche fromme Einsiedler liebten, weil die großen Büßer der thebaischen Wüste durch dieselbe heilige Kost genährt waren, dies und vieles Andere machte ihn abhängig von den Märkten des Mittelmeers; die orientalischen Händler waren auch ihm unentbehrlich. Der Orient aber wurde ihm das geheimnißvolle Gebiet, wo die Morgenröthe aufstieg, wo das Kreuz gestanden hatte, wo der schönste Schmuck seines irdischen Lebens zu finden war. Es wurde ihm ein Land der Sage, vielleicht der Sehnsucht; und das Geld aus seinem Schatze behielt die Neigung, dorthin zu rollen. Selbst als die Muhamedaner den orientalischen Verkehr verdarben, blieben den Deutschen die Augen bewundernd nach dem Osten gerichtet.

Seit Besetzung des Römerlandes durch Germanen hob sich der Handel im Mittelmeer, der Kaufmann fand unter ihnen trotz ihrer Neigung zu Gewaltthat doch mehr Treue und Billigkeit, als unter den Blutsaugern in Byzanz und den griechischen Inseln. Die Könige hatten im ganzen nicht nur den guten Willen, auch einige Kraft, das Eigenthum zu schützen. Die besseren begriffen sehr wohl, worauf es im Verkehr ankam. Theodorich fand die Schifffahrt Italiens völlig vernichtet, sogar die Fahrzeuge waren verfault und verbrannt, er gab seinen Beamten Befehl, tausend seetüchtige Schiffe zimmern zu lassen; und das war keine zufällige Königslaune, denn unter seiner sichern Herrschaft hatte sich Landbau und Industrie so schnell gehoben, daß Italien wieder exportiren konnte, was seit einigen hundert Jahren nicht möglich gewesen war. Auch die wilden Frankenkönige und die Angelsachsen erwiesen dem Handel billigen Sinn, Marseille und London waren um 600 bereits große Märkte. Selbst in Karthago unter der strengen Herrschaft der Vandalen blühte

der Handel auf, und die unzufriedenen Afrikaner, denen der Steuerdruck ihrer Herrn unleidlich dünkte, wurden, als sie unter Justinians Herrschaft kamen, mit Schrecken gewahr, daß die Regierung des alten Culturstaats weit ärger zu pressen verstand.

Allerdings wurde dem Handel bald hier bald dort ein Paß verlegt, ein Markt verwüstet; von der See spähten die Raubschiffe der Sachsen und Normannen in die Buchten des Mittelmeers, die Straßen blieben unsicher, die Königsfehden störten immer wieder Absatz und Waarensendungen. Demungeachtet war nach der Wanderzeit der Großhandel überall, wo Germanenreiche bestanden, nicht unbedeutend, aber er war allerdings vorzugsweise in den Händen orientalischer Kaufleute, und seine Entwickelung wurde durch den Mangel an Capital aufgehalten. Doch seit die Saracenen sich nach dem Jahr 700 in Spanien eindrängten, wurde der Waarenverkehr wieder verringert; auch die Raubschiffe der Saracenen plünderten im Mittelmeer und machten alle Küsten unsicher. Von da dauerte, selten gebändigt, diese Plage des Mittelalters bis in die neuere Zeit. Nach dem zehnten Jahrhundert setzten sich Haufen des fremden Volkes im südlichen Frankreich fest, ja sie nisteten sich sogar in den Alpen ein, verlegten den Wallfahrern und Wagenzügen den Weg nach Rom und raubten erbarmungslos, so weit ihre schnellen Haufen zu schwärmen vermochten.

Die letzte Hälfte des siebenten und die erste Hälfte des achten Jahrhunderts war die Zeit, wo die Cultur Europa's am tiefsten stand, wo noch viele antike Habe verloren ging, welche die Wanderzeit überdauert hatte. Es ist auch die Periode, in welcher wir von dem Leben der Germanen am wenigsten wissen, denn auch die schriftlichen Aufzeichnungen wurden spärlich.

Unterdeß war der Germane Landwirth geblieben, er kannte außer seiner Hufe kein anderes Eigen, welches Erträge gab. Diese bestanden in Vieh und Frucht, welche er selbst baute, und in den Leistungen an Getreide und Viehhäuptern, welche ihm

seine Unfreien und Hintersassen zahlten, weil er der wahre Eigenthümer des Bodens war, auf dem sie saßen. Auch wo der König und der Bischof Geldstücke von abhängigen Männern einnahmen, wurde dies Geld betrachtet wie die Hühner, der Käse und die Scheffel Weizen, als Gegenstände des Verbrauchs, die man aufsammelte oder gegen Waaren umtauschte, die man aber nicht wieder benutzen konnte um von ihnen einen Zins zu ziehen. Das Geld war dem Abendlande etwas ganz anderes geworden als es im blühenden Alterthum gewesen war, nicht das Mittel Reichthum zu erwerben, sondern ein Theil des Erworbenen. Wenn die Kirche um diese Zeit dem Christen für unziemlich erklärte, Geld gegen Zinsen zu leihen, so setzte sie nichts Neues und Drückendes fest, sie sprach nur aus, allerdings in ihrem Interesse, was nach dem damaligen Zustand der Geldwirthschaft für den Germanen in der Ordnung war. Da aber der Verkehr Geldleihen um Zins doch nicht ganz entbehren konnte, so wurden die Juden, welche das Kirchengesetz ohnedies nichts anging, auch gesetzlich autorisirt, gegen Zins zu leihen; sie wurden privilegirt für die Geldgeschäfte, die sie bereits thatsächlich in der Hand hatten und kamen dadurch in eine unerhörte Stellung zu den abendländischen Völkern. Sie allein vermochten im modernen Sinne reich zu werden, indem sie das Capital arbeiten ließen, und sie wurden bei hohen Zinsen und bei Darlehen gegen sicherndes Faustpfand unvermeidlich sehr reich, und in gewissem Sinn die stillen Regenten der Mitlebenden. Aber sie lebten in einer räuberischen Zeit, in welcher ihr Gewinn fortwährend die Habsucht der Schlechten und die Bekehrungslust der Frommen aufregte, sie blieben deshalb durch das ganze Mittelalter die Bankiers und Capitalisten und wieder die Ausgeplünderten und Beraubten, der Kirche höchst anstößig und doch sehr begehrungswerth, vom Volke verachtet und gefürchtet, Vertraute und Opfer der Könige.

Auch in den Städten des Römergebietes war der freie Germane nicht Handwerker, sondern Wirth, auch dort besaß er

ein Eigen in Haus, Flurstück, Weinberg, sein Grundbesitz erwies ihn nicht nur als freien, waffenfähigen Mann, er umschloß ihm auch die ganze Möglichkeit zu leben; wer aus der Heimat schied, dem versiegten alle Quellen seiner Existenz, sobald er seine letzte Goldmünze oder Halskette um Nahrung verkauft hatte. Wer Geld zu zahlen hatte als Buße für ein Vergehen und keinen Schatz besaß, der mußte sich seines Eigenthums entäußern, indem er es einem benachbarten Grundherrn, dem Bischof, dem Könige verkaufte und von diesem zurück empfing gegen einen jährlichen Zins, der fortan das Grundstück belastete, ihn selbst aus freiem Eigenthümer zum Zinspflichtigen eines Herrn herabdrückte. Auch auf diesem Wege begann die Verschlechterung in der Lage der Gemeinfreien; allerdings arbeitete noch vieles Anderes daran, sie herab zu drücken.

Dieser niedrige Zustand der Geldwirthschaft dauerte durch Jahrhunderte bis zur Entwickelung der deutschen Städtekraft. Unbehülflich und langsam wälzte sich das Geld aus einer Truhe in die andere, lange Zeit floß nach dem Süden ab, was durch Beute und Bergbau von den Deutschen gewonnen wurde. Die Städte der Langobarden waren die ersten, welche durch ihren germanischen Schiffermuth zu eigener Handelschaft mit dem Orient kamen, in ihren Schreinen sammelte sich das Geld, welches aus dem Norden abfloß, bei ihnen wurden zuerst wieder große Capitalsunternehmungen und Geschäfte mit regelmäßigem kaufmännischem Zins möglich. Von ihnen kam Handelsverkehr, Industrie, Geldgeschäft in die Städte Süddeutschlands, des Rheins, der nordischen Hansa.

Die Germanen gingen jetzt ein wenig in die Schule. Das Geheimniß der römischen Schrift wurde ihnen erschlossen, und mit dieser Schriftkunde zog ein neues Verständniß der Welt in ihre Seelen. In vielen alten Städten müssen um das Jahr 600

noch Kinderschulen bestanden haben, wie sie zur Römerzeit gewesen, jetzt unter christlichen Lehrern, welche die Knaben der Provinzialen lesen, schreiben und rechnen lehrten. Daneben wurden neue eingerichtet durch Klosterbrüder oder einen sorgsamen Bischof. Spärlich sind unsere Nachrichten darüber, aber ihre Wirksamkeit ist überall zu erkennen, die germanischen Könige erlassen schriftliche Verordnungen und ihre Weisen redigiren Gesetzsammlungen in lateinischer Sprache, die Kirche fordert von allen Geistlichen Kunde ihrer Schriftsprache, Briefe werden gewechselt nicht nur von Bischöfen, auch von Kaufleuten und Vornehmen, geheime Briefe verbirgt man in einer Schreibtafel, deren Wachs man wegkratzt und wieder über das Blatt streicht. Sogar einzelne Merovinger waren nicht ohne Schulbildung. König Chilperich schrieb ein kleines Buch über die Dreifaltigkeit und stritt empfindlich über den schwachen Inhalt mit seinen Bischöfen; er wollte auch Verse machen, es gelang ihm aber nicht mit dem Versbau; er ersann sogar, wie Kaiser Claudius, dem er in Vielem ähnlich war, vier neue Buchstaben zur Bezeichnung der deutschen Laute: ô, â, th und w. Auch die arge Königin Fredegunde war der Schrift nicht unkundig, wenigstens studirte sie die Zahlen der Steuerregister und empfing mit Wohlgefallen die lateinischen Verse, mit denen ein Spätling römischer Dichter sie ansang. Aber daß die Kenntniß der Schrift unter den Vornehmen dieser Zeit häufig nicht vorhanden war, läßt sich daraus schließen, daß ein bedrängter Königssohn einen Bischof bittet, ihm etwas zur Erbauung seiner Seele vorzulesen. Wer vollends in Waffen ging, sah verächtlich auf die hinterlistige Weisheit herab, welche Gedanken aussprach, wo sie ein lautes Wort nicht wagte. Lange blieb dem deutschen Volke das Lesen und Schreiben eine schwierige Kunst, die nur von kleiner Zahl Auserwählter verstanden wurde. Nach dem Jahre 600 wurde diese Gelehrsamkeit sogar seltener, und der große Karl hatte auf deutschem Boden seine Noth, als er sie dem jungen Geschlecht und

sich selbst einhämmern wollte; die lateinischen Buchstaben der Handschriften starrten den wackeren Deutschen so fremdartig an, wie etwa jetzt den Anfänger hebräische Schrift. Der Geistliche bezeichnete sich mit Wachs oder dem Fingernagel die Stellen, welche er in der Kirche abzulesen hatte; alles im Buche ohne Anstoß lesen zu können, galt für besondere Geschicklichkeit, vom Blatt lesen war gefährlicher, als jetzt vom Blatt spielen; Viele sahen zwar in ihr Buch, hatten aber die Worte lieber auswendig gelernt, oder ließen sich den Wortlaut von den Nahestehenden leise vorsagen.

Auch wer zu lesen verstand, Bücher des Glaubens und Werke der römischen Heiden, sogar wer das verschnörkelte Latein der alten gallischen Rhetoren mit Genuß nachbildete, war sehr unvollkommen befähigt, in der Rede seine eigenen Gedanken auszudrücken, sobald das Gespräch die landläufigen Pfade verließ. Eine Anrede war nicht nur dem Volke, auch dem Gelehrten eine ernste Angelegenheit, sie mußte sorglich einstudirt werden. Predigten, in denen der Geistliche selbstthätig die Lehren des Glaubens erörterte, waren sehr selten, und dann immer sehr kurz. Die ärmlichste Predigt eines Dorfpastors unserer Zeit wäre damals dem gelehrtesten Bischof ein schweres Stück Arbeit gewesen, an die Gemeinde aber eine überschwengliche Zumuthung, welcher ihre Fassungskraft nicht gewachsen war. Aengstlich setzte man die Formeln und Redewendungen, welche in Schrift und Kirchenvätern überliefert waren, zusammen, es galt für einen wundervollen Beweis von Geist und Gelehrsamkeit, daß ein römisch Geschulter ohne Vorbereitung seine Ansicht „über alles, was ihm vorkam,“ zu entwickeln vermochte. Auch diese Gewandtheit nahm in den nächsten Jahrhunderten eher ab als zu. Sie blieb in Deutschland lange geringer als in romanischen Gegenden. Unter Kaiser Karl saßen vornehme Bischöfe, denen ganz unmöglich war, etwas zu verfassen, was einer Predigt ähnlich war. Dem Kaiser war das ärgerlich, er

befahl, sie sollten predigen, aber es ging nicht; sogar sein Ansehen vermochte nicht durchzusetzen, daß sie wenigstens einmal des Jahres in der Hauptkirche ihres Bisthums redeten. Einer der angesehensten Bischöfe stellte sich in seiner Angst vor kaiserlichen Sendboten auf die Kanzel. Die Kirche war gedrückt voll, er aber stand und brachte nichts heraus. Als er so die Augen rollte, sah er an der Kirchthür einen armen Mann stehen, der seinen Hut aufbehalten hatte, weil er sich seiner rothen Haare schämte. Da rief der Bischof feierlich: „Bringt mir diesen Menschen mit dem Hute her.“ Die Thürsteher faßten den Armen, der sich heftig sträubte, und schleppten ihn vor die Kanzel des Bischofs. Der Bischof sah von seiner Höhe zu und rief im Predigertone: „Haltet ihn fest, zu mir sollst du kommen, du magst wollen oder nicht.“ Und als der Mann unter ihm stand, kletterte er vergnügt von der Kanzel, nahm dem Manne den Hut ab und rief durch die Kirche: „Seht, ihr Leute, dieser Dummkopf hat rothes Haar.“ Darauf sprach er das Amen. Den Sendboten aber richtete er ein prächtiges Mahl her, sein Saal war mit Teppichen und bunten Vorhängen geschmückt, er selbst saß in Purpurgewand auf weichen Federkissen, die mit kostbarem Seidenstoff überzogen waren, die goldenen Becher waren mit Edelsteinen verziert und mit Blumen bekränzt, und die Gäste tranken den seltensten Würzwein daraus, während die Sänger sangen und alle Instrumente schöne Musik machten, und Bäcker, Fleischer und Köche unermüdlich an Leckerbissen arbeiteten. Darauf beschenkte der Bischof die Boten seines Herrn und bat sie flehentlich, diesem zu berichten, daß er in ihrer Gegenwart gepredigt. Aber sie konnten dem Kaiser nicht verbergen, was er bereits wußte, daß der Bischof solcher Kunst gar nicht mächtig war. Indeß nahm Karl diesmal mit dem guten Willen vorlieb.

In der That aber war gar nicht wunderbar, daß den Deutschen sehr schwer wurde, ihre Gedanken und Empfindungen

in der Methode auszudrücken, welche die römische Literatur brachte und die Kirche auch dem Deutschen zumuthete. Denn dieser Art von Prosa widerstand die Sprache. In ihrem Deutsch, das klangvoll mit vocalbunten schweren Flexionen von den Lippen rollte, hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, welcher ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstractionen, Wörter für Begriffe, welche der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten fast ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden; das Wort Ursache noch nicht die schöpferische Vorbedingung einer Wirkung, sondern die Veranlassung zu einem Streithandel; auch Ursprung bezeichnete nur den Quell, der aus der Erde springt; bei dem Worte Geist empfand die Phantasie noch den wehenden Lufthauch, und bei dem Wort Seele sah der Deutsche noch das rastlose Wogen der bewegten See vor sich, welcher er die unablässig arbeitende Gewalt seines Innern verglich. Wenn der Deutsche einen Gedanken aussprechen wollte, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt, die für alle Zeit geltende Wahrheit drückte er aus wie einen Vorgang, den er aus der Vergangenheit berichtete; wenn er eine Lebensmaxime in Worte fassen wollte, erschien sie als Sprüchwort. Hatte der Römer einen Armring geraubt, so entschuldigte er das durch den gemeingültigen Satz: Der Vortheil des Einen ist Schaden des Andern; wollte der Deutsche dasselbe ausdrücken, so empfand er das Gemeingültige nur als geheimen Hintergrund eines einzelnen Vorfalls, und er mußte sagen: Einem Baume pfropft man auf, was man dem andern nimmt.

Sprach er aber in gesteigerter Stimmung, frei schaffend, so ordnete sich ihm die Rede unwillkürlich in kleine parallele Satzglieder, von denen sich leicht je zwei zu einem Vers zusammenbanden. Es lag im Wesen seiner Sprache, besonders kräftig den anlautenden Buchstaben der Stammwörter hervorzuheben und

zwei benachbarte Satzglieder dadurch einander anzupassen, daß in beiden die wichtigsten Wörter denselben Anlaut erhielten, die Alliteration. — Auch einzelne Wörter gesellte er so zusammen: Stock und Stein, Flur und Feld, Haus und Hof. Der Drang nach solchem Gleichklang des Anlauts gab seiner gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres, er trug dazu bei, hergebrachte schöne Wortverbindungen und poetische Prädicate stehend zu machen. So weit ging dieses Bedürfniß des Gleichlautes, daß auch die Namen der Kinder oder Geschwister gern die gleiche Anfangsrune erhielten, welche der Name des Ahnen hatte, z. B. Godegisil, Genserich, Genzo; Childerich, Chlodovech, Chlothar; Gunther, Gernot, Giselher. Die Verbindung aber der einzelnen kleinen Satztheile war sehr einfach, häufig wurden die nähern Bestimmungen als Apposition angeschoben, die relativen Verbindungswörter waren merkwürdig schwach entwickelt, so auch alle Partikeln, welche einen Nebensatz dem Hauptsatz unterordneten. Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache ebenso der Sinn, wie dem demokratischen Leben des Bauern. Jetzt sollte der Deutsche erörtern in zusammengefügten Perioden mit: „darum", „weil", „obgleich", „aber", er sollte, was er meinte, nicht mehr im Bilde sagen, sondern sollte, was ihm der untrennbare Hintergrund des Bildes gewesen war, von dem Bilde abgelöst vortragen, er sollte die ganze feine Dialektik der antiken Sprachen, welche durch tausendjährigen prosaischen Stil ausgebildet war, in einer Sprache nachahmen, welche noch ganz von dem buntfarbigen Leitseil des epischen Stils gelenkt wurde. Das war allerdings eine riesige Aufgabe, viele Geschlechter mußten mit dem Ausdruck ringen, bevor eine selbständige deutsche Prosa geschaffen wurde.

Während die Kirchensprache seinem Geist eine neue unerhörte Zucht zumuthete, wandelte ihm nicht weniger gewaltig der historische Stil der lateinischen Prosa die heimische Weise, Thatsachen aufzufassen und zu berichten.

Denn er besaß keine andere Art heimischer historischer Ueberlieferung, als durch den Vers und die Harfe des Sängers. Nur das Gedächtniß der Weisen bewahrte neben den Liedern durch einige Geschlechter reale Erinnerung an wichtige Ereignisse, bis auch solche stille Kunde der Alten schwand oder sich in Sagen umformte. Der Sänger wurde mit Armringen und goldenem Halsschmuck beschenkt, gerade wie der wackere Mann der Feldschlacht. Sänger von großem Talent zogen aus einer Halle zur andern, sie fuhren weit in der Welt umher, kannten Antlitz und Sprache vieler Menschen und wurden in Geschäften als vertraute Boten ihrer Schatzspender versandt.

Vers und Form ihres Gesanges waren altnational, in ihnen schuf das Sprach- und Klanggefühl des Volkes sicher und dabei sehr fein und gesetzvoll. Aber auch der Inhalt alter Poesie war kein zufälliger. Denn alles wurde dem begabten Manne zur Dichtung, was ihm die Seele erhob. Von Gestalten seiner Götter berichtete er, indem er ihnen menschliche Schicksale und Abenteuer verlieh; die Gebilde und Erscheinungen der Natur, die grünende Erde, den Reif und Hagel, Felsen und Bäume, auch die Thiere der Wildniß erfüllte er mit menschlichem Schicksal. Endlich auch von der Vergangenheit seines Volkes, von den eigenen Abenteuern und Empfindungen erzählte er als Dichtender. Der wirkliche Zusammenhang politischer Begebenheiten, welche sich aus dem Kampfe verschiedenartiger Interessen und vieler Theilnehmer zusammensetzen, wird undeutlich erkannt und geht schnell dem Gedächtniß verloren. Nur einzelne bedeutende Züge der Hauptthelden werden nach dem idealen Bedürfniß und Vorliebe des Volkes festgehalten. Auch hier werden die Charaktere dichterisch zugerichtet, ein Grundzug ihres Wesens tritt maßgebend in den Vordergrund, aus ihm werden alle Thaten und die Motive des Handelns abgeleitet.

Nur was dem Sänger für groß gilt, wird im Gedächtniß bewahrt, auch dies wird nach dem bereits vorhandenen poetischen

Inhalt anderer Sagen unbefangen umgestaltet. Immer sind es die Abenteuer des Helden, welche dem kampffrohen Volke als das Höchste erscheinen, sein Streit, Sieg und Untergang. Ebenso wird das Schicksal des Helden gedeutet nach der Auffassung, welche der Sänger von dem Zusammenhang zwischen That und Folgen, Unrecht und Vergeltung in sich trägt. Tiefsinnig und ergreifend ist oft diese Auffassung des Verhängnisses. Wie jedem Volke ist auch dem deutschen ein gewisser Schatz von poetischen Situationen gegeben, in denen es seine Helden zu erblicken liebt. Träume und Vorzeichen leiten die Ereignisse ein; unter diesen stehen obenan Zweikämpfe, in denen sich Heldenkühnheit Mann gegen Mann bethätigt, Bezwingung von Riesen und Ungeheuern, Brautwerbung durch Gesandte, Festgelage und Kampfspiele, zuletzt ein großartig geschilderter Todeskampf, die Totenfeier und die Rache. Dazu die Einwirkung beglückender und zerstörender Leidenschaften: Liebe, Haß, Neid, Habgier, Rache.

Schon bei dem Bericht über Begebenheiten, welche in naher Vergangenheit liegen und dem Sänger wie seinen Hörern wohlbekannt sind, ist die Umbildung geschäftig. Von einer Schlacht z. B. wird keineswegs der wirkliche Verlauf erzählt, wie ihn etwa jetzt ein Schriftsteller aus den Berichten der Heerführer zusammenstellt, sondern einzelne Vorfälle derselben, Züge von Heldenmuth, die sich um den Führer des Kampfes gruppiren. Was durchaus kein historisches Bild ist, macht doch allen Hörern den Eindruck höchster Wahrheit, weil es auch ihnen für die Hauptsache gilt. Daß die Westgothen mitten in der catalaunischen Schlacht ihrem gefallenen König Theodorich die Totenklage halten, daß die Wogen des Flusses roth dahinschäumen von dem Blute der hunderttausend Gefallenen, daß der Wolf heult, der Rabe zur Schlacht fliegt, das sind Züge, die entweder der Wirklichkeit entnommen, oder als regelmäßig wiederkehrender Schmuck zugefügt, die Schlachtbeschreibung bilden. Wenn der

Langobardenkönig Authari um die bairische Fürstentochter Theudelinde freit, kümmert den Sänger, der seiner Zeit und dem nächsten Geschlecht die fröhliche Fahrt verkündet, durchaus nicht, welche politischen Rücksichten den König zu dieser Ehe veranlaßten, das Motiv ist ihm durch alte epische Gewohnheit gegeben. Der König hat von einem Rathgeber gehört, daß die Fürstentochter schön sei, daher ist ihm der Wunsch gekommen, sie zu erwerben. Die Momente der Brautfahrt aber sind wieder solche, welche den Zeitgenossen die Seele anmuthig erregen: daß der König selbst verkleidet mit der Gesandtschaft zieht, daß er sich nicht enthalten kann, der Jungfrau mit der Hand über das holde Antlitz zu streichen, u. s. w. Ein solcher Bericht des Sängers ist aus kleinen Anekdoten, wirklichen oder gefundenen, zusammengesetzt, nach der gemüthlichen Neigung der Hörer, aber nicht nach den Gesichtspunkten eines Geschichtschreibers.

Je länger solche Sage von Ohr zu Ohr klingt, um so völliger wird ihre Umwandlung nach dem Herzensbedürfniß des Sängers und der Hörer, sie bewahrt vielleicht nur eine sehr entfernte Erinnerung an das wirkliche Sachverhältniß.

Da drang von außen her eine neue Art geschichtlicher Ueberlieferung in die Völker, welche sich um die Trümmer des Römerreiches gelagert hatten. Die römische Historie sandte ihre letzten Vertreter, um dem neuen Herrenvolke der Erde ihre Art der Darstellung, einen andern Stil, eine andere Sprache und damit eine gänzlich veränderte Auffassung der Wirklichkeit zu geben. Verkünder eines neuen historischen Sinns waren die lateinischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, ihnen folgten als schwache Schüler die ersten Annalisten der deutschen Klöster. Sie sangen nicht mehr, sie schrieben; ihr Bericht lautete nicht in deutscher Sprache, sondern in der gelehrten lateinischen; sie verachteten die alte Kunde aus Sage und Lied als heidnisch, und sie bemühten sich, den Stil ihrer lateinischen Sprache so zu formen, wie einst die römischen Geschichtschreiber,

von denen mangelhafte Kenntniß geblieben war; sie reihten die Erzählung nicht mehr an den sagenhaften Geschlechtstafeln alter Stammesfürsten auf, sondern sie ordneten die Folge ihrer Thatsachen genau von dem Jahre, in welchem nach christlicher Ansicht der Heiland geboren war. Wer jetzt die kurzen Notizen der ältesten Klosterannalen übersieht, muß sich erst deutlich machen, wie unermeßlich der Fortschritt war, den diese wenigen Worte bezeichnen. Erst durch sie erhielt der Germane eine verhältnißmäßig sichere Kenntniß vergangener Ereignisse. Mit ihnen wurde fast plötzlich ein ganz neues Verständniß der Menschenwelt aufgethan. Schwarz auf weiß stand die Thatsache verzeichnet, was von ihr niedergeschrieben war, blieb feststehen, es wurde wieder und wieder abgeschrieben, es wurde Wahrheit gegenüber der alten, unaufhörlich umgeformten Sage. Auch den ältesten Geschichtschreibern der Germanen läuft viel Unwahres unter ihren historischen Bericht, Jordanis, Gregor, Paulus, selbst die Gelehrten Isidor und Beda sind doch Kinder ihrer Zeit; wo sie aus der Erinnerung ihrer Väter aufzeichnen, berichten auch sie nur Sagenhaftes; aber der Antheil, den sie an lateinischer Bildung haben, reicht doch hin, um sie zu erträglich glaubwürdigen Berichterstattern solcher Ereignisse zu machen, die sie selbst erfuhren oder aus ältern römischen Historikern entlehnten.

So kam es, daß seit dem sechsten Jahrhundert bei den Germanen eine zwiefache Ueberlieferung neben einander lief, eine gelehrte lateinische, christliche, geschriebene, und eine volksmäßige, altheimische, mit heidnischen Anschauungen erfüllte, durch Gesang fortgetragene. Groß war der Gegensatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide einander zu verderben. Mancher Chronist und Legendenschreiber war nichts als ein schwungloser Sagenerzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen versuchte die historischen Schriften der Bibel, ja die aufgezeichneten Thaten alter Könige und

Kaiser nach dem schriftlichen Bericht in heimischer Weise durch Vers und Saitenspiel darzustellen. Mehr als ein talentvoller Mönch schrieb in lateinischer Sprache sowol wahrhaft und nüchtern die Geschichte seiner Zeit, als in der Weise römischer Dichter poetisch und sagenhaft alte Volksüberlieferungen; dann ging derselbe Schreiber, ohne die Verschiedenheit völlig zu begreifen, zwiespältige Wege, historische Thatsachen der Kenntniß folgender Geschlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatsachen bewahrende Weise der mittelalterlichen Gelehrten gewann allmälich breiteren Boden; nach ihr zog sich die Auffassung irdischer Ereignisse durch die Gebildeten, sie drang auch in die kleineren Kreise des Volkes, der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Ueberlieferung kam allmälich in das Bewußtsein der Menschen.

Unterdeß baute der Landwirth zwischen Rhein und Elbe seine Aecker nach der Väter Weise; aber auch an ihn traten die Forderungen des neuen Staates, der Kirche und der fremden Bildung. Wie er auf seinem Eigen hauste und die Heerden zog, erkennen wir aus den Rechtsbüchern der germanischen Völker, welche etwa seit dem Jahre 600 in barbarischem Latein abgefaßt wurden, und nebst den ältesten erhaltenen Urkunden über Schenkungen und Besitzveränderungen lehrreichen Einblick in Haus und Feld gestatten zuerst bei Franken, Burgundern, Alemannen, Baiern, später auch bei Mitteldeutschen und Friesen.

Nicht alle deutschen Völker bauten ihre Häuser auf dieselbe Art, aber die meisten liebten die Gebäude eines ansehnlichen Gutes im großen Hofraum breit neben einander zu stellen, jedem Bedarf des Gutes ein eigenes Gebäude. Das Herrenhaus eines fränkischen Landgutes war der Saal, ein stattlicher Holz-

bau, zu dessen Thür wol auch Stufen hinauf leiteten. Durch die Thür trat man in den großen Raum, in dem der Beschauer auf die Balken der Wände und die Sparren des Daches sah, und auf den Herd, dessen Rauch durch eine Oeffnung der Decke zog. An den Seiten waren Verschläge und geschlossene Räume; saßen die dienenden Frauen nicht in gesonderter Wohnung, so arbeiteten sie getrennt in zweien dieser Räume, von denen der eine bessere Ehre hatte*). Neben dem Haus lagen Scheuern, Ställe und offene Schoppen, auch das Badehaus wird häufig erwähnt. Ferner die Kemenate (caminata), ein heizbarer Raum ohne Herd für Frauen, Kostbarkeiten u. s. w. Auf dem Herrensitz eines Großen standen noch andere Gebäude für gastliche Bewirthung, darunter eine große Halle mit Rampe oder Stufen: der Palast; sein Dach wurde durch Holzsäulen getragen, längs den Wänden lief eine Bühne mit den Ehrensitzen für die vornehmen Gäste und Frauen. Anders erhob sich das alemannische Haus mit flachem vorspringenden Dach und Holzgalerien, der Ahn des jetzigen Schweizerhauses; wir dürfen annehmen, daß der Thüringer schon damals, wie durch die späteren Jahrhunderte, auf dem festgestampften Lehm seines Hausflurs saß, von welchem die vornehmsten Theile des Hauses, Frauenraum und Schlafstellen mit erhöhtem Boden und Thüren abgeschlossen waren. Nicht weniger alterthümlich breitete das altsächsische Haus sein großes Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel über Diele, Herd, Schlafräume und Viehställe; denn enger schloß sich in dem Einzelgehöft das Hauswesen um die Häupter der Menschen und Thiere.

Aber neben der deutschen Wohnung war damals im Westen und Süden auch auf dem Lande der römische Thurmbau nicht selten. In den Vorbergen der Alpen, im Zehntland und auf den

*) Oft sind die erhaltenen Nachrichten über Heim und Hufe verarbeitet; zu dem besten gehören die betreffenden Abschnitte in: G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. II. Die Literatur darüber ist umfangreich geworden; im Folgenden wird nur Einzelnes aus den Gesetzen hervorgehoben.

Rheinhügeln ragten überall die alten Thürme der Römer, viereckige Warten mit mehren Stockwerken, um deren oberste eine hölzerne Galerie lief; die Eingangsthür lag zuweilen hoch über dem Boden, so daß man nur mit einer Leiter herankommen konnte; dann waren die Stockwerke auch im Innern wol durch Leitern verbunden, welche abgenommen, Vertheidigung von oben gegen den eindringenden Feind gestatteten. Diesen Steinthurm umschloß ein Pfahlwerk und Graben. Auch wo die Mauer größerer Castelle mit ihren Zinnen und Thürmen dauerte, waren in dem engen Bezirk, welchen sie einschloß, die Räume für Menschen und Vorräthe in mehren Stockwerken auf einander gesetzt. In diesen Römerburgen, welche die Franken und Alemannen ausgebrannt hatten, richteten sich jetzt nicht nur Beamte des Landesherrn, auch ungesetzliche Haufen fahrender Krieger ein, und spähten von der Höhe in die Thäler, um das Land zu überwachen oder einen Raubzug zu wagen. Aus einer Verbindung der deutschen Lebensgewohnheit mit römischem Mauerbau sind die Ritterburgen der spätern Zeit entstanden.

Der Hofraum des deutschen Landwirths aber war mit Zaun oder Mauer umfriedet, am Thor die Hütte des Hofhundes; das Hofthor wurde in der Nacht verschlossen, indem man hölzerne Keile einhämmerte. In der Mitte des Hofes war die Dungstätte, Rosse und Rinder wurden bei Nacht in den Hof getrieben zum Schutz gegen räuberischen Ueberfall. Die Gehöfte lagen neben einander an Dorfgassen, zwischen ihnen zuweilen trennende Fußsteige; einem Grundherrn, welcher mehre Hufen im Dorfe besaß, gehörten auch unfreie Hinterleute, welche von kleinerem Hofe seine Hufen bauten. Sie lebten, zumal auf altem Römerboden, in verschiedenen Graden der Unfreiheit, vom persönlich freien Zinsmann bis zum Leibeignen; unfrei waren auch die Knechte und Hausdiener. Aber ein großer Herrnbesitz enthielt noch andere abhängige Leute; auch die Handwerker wohnten auf dem Grunde eines Herrn, nicht nur Wagner und Schmiede,

auch Goldschmiede, Schwertfeger und Lederarbeiter, sie klopften und hämmerten in den Dorfhäusern neben Weib und Kind für ihren Grundherrn, und daneben um Lohn für alle, welche bei ihnen arbeiten ließen; ebenso die Müller in der Wassermühle, deren Betrügerei durch die Gesetze bedräut wurde. Und der Dorfbesitz eines vornehmen Franken oder Burgunders umschloß außer den Landarbeitern auch die ganze Gewerbthätigkeit seiner Gegend, die man sich nicht gering denken darf.

An dem Hofe lag häufig der Obstgarten, mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen. Die Mönche hatten Pfropfreiser aus dem Süden herzugetragen, man wußte mit der Veredlung Bescheid; wer Pfropfreiser abbrach oder die Baumpflanzung beschädigte, zahlte hohe Strafe. Auch Weinberge waren an der Mosel, am Rhein, in Baiern, man hielt auf gute Reben, der unfreie Winzer hatte sie in Pflege. Sorgfältig versteint waren die Aecker oder durch lebende Hecken umschlossen, die Gärten aber durch Zäune, welche aus Knüppeln oder Pfählen in Brusthöhe errichtet sein sollten. Gepflügt ward mit Pferden und Ochsen, mit Geld gestraft wurde, wer abackerte, ebenso wer einen verbotenen Fußsteig ging. Schon um 600 wird es alte Sitte genannt, dies Verbot durch eine wippende Ruthe oder ein aufgestecktes Strohbündel zu bezeichnen. Im Felde wurden die vier großen Getreidesorten des deutschen Himmels in der alten Dreifelderwirthschaft gebaut, im Süden der Donau und unter den Alemannen hatte sich daneben der Spelt, die römische Frucht für weißes Mehl erhalten, sie dauert dort noch heut. Außerdem wurden Flachs, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen gesäet, und wer in ein solches Flurstück einfiel, der wurde gestraft; aber schon damals verboten die Baiern, den Felddieb zu pfänden.

Immer noch gab die Viehzucht dem Landwirth die besten Erträge. Obenan stand die Schweinezucht; der Sauhirt mit seinem Knaben war der wildeste Genosse des Hofes, denn er hauste

unter seiner Heerde, die er durch Hund und Horn bändigte, während langer Sommerzeit im Eichen- und Buchenwald; dort baute er seiner Heerde eine Baracke aus Baumrinde zum Schutz gegen Unwetter, und er und sein Hund hatten harte Kämpfe mit den Wölfen zu bestehen. Die größte Freude des Landmanns war die Zucht seiner Rosse, in sehr hohem Preis standen die Hengste, welche zum Krieg tauglich waren, sie weideten, die Füße an Leinen gekoppelt; schwer büßte, wer sie von der Weide stahl; auch die Betrügereien der Roßtäuscher waren wohlbekannt, und das Gesetz suchte vor ihnen zu schützen. Allem Vieh banden die Süddeutschen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald. Zahlreicher als jetzt flatterte in den Höfen das Geflügel; obenan in Ehre stand mit seinen Hühnern der Haushahn, der durch besonderes Wehrgeld geschützt war, außerdem Schwäne und sogar Kraniche, welche bis zum dreißigjährigen Kriege als strenge Gebieter des deutschen Hühnerhofes geschätzt waren. In vornehmem Hofe fehlte auch das Falkenhaus nicht, und unter den Vierfüßlern der Hofstätte liefen zahme Hirsche, welche man zum Fange ihrer wilden Stammgenossen abzurichten verstand. Sorglich geschützt wurden die Bienenstöcke des Gartens, welche in verschiedenen Formen als Stämme oder Körbe eingerichtet waren; wer einen Bienenstock stahl, hatte bei den Franken dasselbe Strafgeld zu entrichten, wie für eine Kuh mit dem Kalbe.

In so vielem ist die Umgebung des Landwirths nach der Völkerwanderung dem Hofleben unserer Dörfer ähnlich, daß wir nicht das Gleiche, sondern das Abweichende suchen müssen. Auch vieles der alten Landverfassung war geblieben. Je hundert Hufen wählten einen Centgrafen — später that dies der König, — über den Gau herrschte der Graf, des Königs Beamter. Der freie Eigenthümer hatte nur einen Herrn über sich, den König, vor ihm neigte er das Haupt und beugte die Kniee, sonst saß er auch neben Reichern, den Beamten und Gefolge-

leuten des Königs als gleichberechtigt, doch schon zahlte für einen Frevel, der an seinem Leibe geübt wurde, der Thäter geringeres Wehrgeld, als wenn der Beschädigte des Königs Diener war. Ja, bei den Sachsen, welche noch edle Geschlechter von altem Götteradel hatten, war das Wehrgeld des Freien sechsmal geringer, als das des Edlen.

Wie zur Zeit der letzten Merovinger das Zahlenverhältniß der freien und der unfreien Landleute war, dafür fehlt auch in den Landestheilen, welche bereits längere Zeit dem Christenthume gewonnen waren, jeder Anhalt; doch sehen wir deutlich, daß die ganze Kraft des Volkes in der Masse der freien Landbewohner lag. Aber schon damals arbeiteten Könige, Grundherren, gewaltthätige Beamte und die nicht minder herrschlustige Kirche eifrig daran, die Zahl der Freien zu vermindern.

Der Gemeinfreie war ein geldarmer Mann und doch forderten die neuen Gesetzbücher der Könige, am Hofe von schatzbesitzenden Priestern und Beamten gemacht, bei jedem Unrecht, das er beging, von ihm eine Strafe in edlem Metall. Kaum ein Landwirth vermochte sich in der händelsüchtigen Zeit straflos zu halten, wenn der Graf des Königs ihn zu einer Buße zwingen wollte. Reichten Viehhäupter und Ernte nicht hin, das Geld zu schaffen, ja selbst wenn er diese Habe opferte, so mußte er sich seines Eigens entäußern.

Auch dem Schuldlosen wurden die Forderungen der Könige zu schwer. Schon damals muß die Lage des freien Bauern oft unerträglich gewesen sein, die Lasten, welche ihm das Land auferlegte, der Zehnte, Waffendienst, Fuhren und Lieferungen bei Reisen des Königs und seiner Beamten waren sehr groß. Gegen die Mächtigen fand er kein Recht, häufig quälten ihn Räuberhaufen und Gewaltthaten seiner Nachbarn. So hielt er es für Rettung, seine Freiheit aufzugeben, Hof und Hufe einem Reichen in die Hand zu legen und von ihm zurückzuempfangen. Dann lieferte er als Symbol seiner Dienste dem neuen Herrn

ein Huhn von dem Hofe und einen Theil seines Felbertrags oder seiner Arbeitskraft als jährliche Abgabe. Dafür übernahm der neue Herr ihn zu schützen und mit seinem Gefolge den Waffendienst für ihn zu leisten.

Die Kirche aber war eben so eifrig um sein ewiges Heil besorgt. Wer sich gute Aufnahme bei dem Herrn des Himmels bereiten wollte, der mußte die Heiligen zu Fürsprechern werben durch edles Metall und durch Uebergabe seiner Aecker. Jeder, der sich ängstigte um die Zukunft, war bemüht der Kirche zu schenken, noch während er lebte oder bevor er starb. Gab er als Lebender Aecker, dann überließ ihm wol auch die Kirche die Verwaltung gegen Abgaben, und er wurde unfreier Mann des Bischofs oder Klosters oder gar eines Heiligen, die geschenkten Güter der Gestorbenen besetzte die Kirche mit ihren Unfreien.

So etwa begann die Verringerung der deutschen Landeskraft, die Unterdrückung des Bauern, die Verschlechterung des Fußvolks und das Heraufkommen der Lehnsherren und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen sich in den nächsten Jahrhunderten der höhere und niedere deutsche Adel entwickelte. Jeder Bußprediger, jeder harte Graf, jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde, der Normannen, der Avaren, der Slaven, trieb zahlreiche Freie in die Dienstbarkeit.

Die älteste Erzählung, welche von dem Leben auf einem deutschen Landgute berichtet, ist in den zehn Büchern fränkischer Geschichte enthalten, welche Bischof Gregor von Tours (geb. 540) verfaßt hat. Er war aus römischem Provinzialadel, einer der größten Würdenträger der Kirche und im Reich der Merovinger ein sehr einflußreicher Mann. Durch Geburt, Stand und schriftstellerische Thätigkeit stellt er selbst den Uebergang von alter Welt zum Germanenthum dar. Er ist der letzte römische Geschichtschreiber und zugleich der erste des Mittelalters. Sein Werk ist uns unschätzbar, es ist Hauptquelle für unsere Kunde

von dem Frankenreich der Merovinger; die ausführliche und behagliche Weise, in welcher er erzählt und reichlich Anekdoten aus seiner Umgebung einstreut, ist uns nicht weniger wichtig als sein Bericht über politische Ereignisse. Vor diesen hat man Ursache, seine Angaben einer strengen Kritik zu unterwerfen, von den Zeiten, welche er nicht selbst erlebte, erzählt er nicht nur nach den schriftlichen Aufzeichnungen Aelterer, sondern auch nach der Volkssage. Aber für diese Sammlung alter Erinnerungen hat wenig Werth zu erfahren, wen Fredegunde vergiften ließ, und wie die fränkischen Königssöhne hießen, denen die langen Locken geschnitten wurden. Das Bild, welches hier nach Gregor von Tours mitgetheilt wird, soll nichts von Missethat der Fürsten und Nichtswürdigkeit der Großen berichten, sondern eine kleine Dorfgeschichte. Und es ist keine Störung in der historischen Reihenfolge der Bilder, daß die Geschichte sich schon im Jahre 533 ereignete, denn die Verhältnisse, welche darin geschildert werden, bestanden durch viele Jahrhunderte. Sie ist die älteste Erzählung vom Wirthschaftshofe eines Deutschen, und sie bleibt für lange Zeit die einzige. Im Folgenden wird sie nach dem lateinischen Texte Gregor's in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt*), und beginnt folgendermaßen:

„Die Frankenkönige Theuderich und Childebert schlossen ein Bündniß; sie schworen einander, daß sich keiner gegen den andern rühren wollte, und erhielten wechselseitig Geiseln, damit eher fest bliebe, was sie gesagt hatten. Viele Söhne aus großen Römerfamilien wurden in diese Geiselschaft gegeben; weil aber wieder zwischen den Königen Aergerniß entstand, wurden sie für Landessclaven erklärt, und wer als Hüter welche erhalten hatte, machte sich Sclaven aus ihnen. Viele von ihnen entrannen durch

*) S. Gregorii episc. Turonensis hist. Francor. III. 15, aus: Bouquet, Rer. Gallic. scriptt. II. p. 193.

die Flucht und kehrten in die Heimat zurück, einige wurden in Knechtschaft behalten. Unter diesen war Attalus, ein Enkel des seligen Gregor, des Bischofs von Langres, auch er war in die Landesknechtschaft verfallen und wurde zum Roßhirten gemacht. Denn er war im Dienst bei einem Deutschen in dem Gebiet des trierschen Landes.

Endlich schickte der selige Gregor Knappen aus ihn zu suchen. Sie fanden ihn und boten dem deutschen Manne Gaben, der aber verschmähte sie und sprach: „Wer von so gutem Geschlecht ist, muß mit zehn Pfund Gold zurückgekauft werden.“ Da die Boten zurückkehrten, sprach ein gewisser Leo aus der Küche seines Herrn: „Wenn du mir Urlaub giebst, kann ich ihn vielleicht aus der Gefangenschaft heimbringen.“ Sein Herr freute sich und Leo ging sofort in die Gegend und wollte den Knaben heimlich wegführen, aber er konnte nicht. Darauf gesellte er sich einen Menschen zu und sprach: „Komm mit mir und verkaufe mich in dem Hause jenes Deutschen, und mein Kaufpreis sei dein Gewinn, wenn ich nur freien Zutritt habe, um das zu thun was ich will.“

Er empfing einen Eid und jener Mensch ging mit ihm ab, verkaufte ihn für zwölf Goldstücke und entfernte sich. Der Käufer aber erforschte von dem neuen Diener, welche Arbeit er verstehe, und der antwortete: „In Allem, was man am Herrentisch essen kann, bin ich ein geschickter Meister. Ich meine nicht, daß ein anderer lebt, der mir in dieser Kunst gleich kommt, denn ich sage dir in Wahrheit, auch wenn du dem Könige ein Mahl rüsten willst, kann ich Königschüsseln erfinden und keiner besser als ich.“ Und der andere sprach: „Wohlauf, nun ist der Sonntag da — denn so pflegt das fremde Volk den Tag des Herrn zu nennen — für diesen Tag will ich meine Nachbarn und mein Geschlecht in mein Haus laden, ich will, daß du mir ein Mahl machst, welches sie bewundern und sagen: Im Haus des Königs haben wir nichts besseres gesehn.“ Darauf sprach der Diener:

„Mein Herr möge befehlen, daß man viele junge Hühner zur Stelle schafft, und ich will thun nach deinem Auftrage.“ Also rüstete der Knappe wie er gesagt; der Tag des Herrn brach an, und er machte ein großes Mahl ganz voll Leckerbissen. Alle schmausten und lobten das Mahl, und darauf gingen die Freunde heim.

Der Herr nun schenkte dem Knappen seine Gunst, und dieser empfing Gewalt über alles, was sein Herr im Vorrath hatte, er wurde vom Herrn sehr geliebt und theilte dem ganzen Gesinde Kost und Speise aus. Als aber nach Verlauf eines Jahres der Herr seinetwegen schon sicher war, ging der Knappe auf eine Wiese nahe beim Hause zugleich mit dem Knaben Attalus, dem Roßhirten. Dort legte er sich mit ihm auf den Grund, weit von ihm, und kehrte ihm den Rücken zu, damit man nicht bemerkte, daß sie miteinander sprachen, und sagte zu dem Knaben: „Jetzt ist's Zeit, daß wir an die Heimat denken müssen. Darum ermahne ich dich, wenn du in dieser Nacht die Rosse in die Umzäunung getrieben hast, so laß dich nicht vom Schlaf übermannen, sei bereit, so bald ich dich rufe, und wir wollen wandern.“ Nun hatte jener Deutsche viele aus seiner Freundschaft zu einem Mahle geladen, unter diesen war auch sein Eidam, der seine Tochter genommen hatte. Als sie aber mitten in der Nacht aufstanden, und sich zur Ruhe begaben, folgte Leo dem Eidam seines Herrn mit dem Trunk, und reichte ihm seinen methsüßen Trank. Es sprach also der Mann zu ihm: „Du Vertrauter meines Schwiegers, so sage mir doch, wenn du kannst, wann wirst du dich entschließen seine Rosse zu nehmen und in deine Heimat zu fahren?“ Das sagte er fröhlich als im Scherz. Ebenso antwortete auch der Andere im Scherz die Wahrheit und sagte: „In dieser Nacht will ich daran denken, so Gott will.“ Und wieder der Erste sprach: „Dann mögen meine Diener über mir wachen, damit du mir nicht etwas von meinen Sachen mitnimmst.“ Und mit Lachen trennten sie sich.

Da aber alles schlief, rief Leo den Attalus, und als sie die Pferde gesattelt hatten, frug er ihn, ob er ein Schwert habe. Der antwortete: „Nein, nur einen Kurzspeer;“ darauf trat der Andere in die Kammer seines Herrn und ergriff Schild und Schwert desselben; und als dieser frug, wer da sei und was er wolle, antwortete der Andere: „Ich bin dein Knecht Leo, und ich wecke den Attalus, daß er sogleich aufsteht und die Rosse auf die Weide treibt, denn er liegt im Schlaf wie ein Trunkner.“ Der Herr sagte: „Thue wie du willst,“ und schlief ein. Der Andere aber ging zur Thüre hinaus, rüstete den Knaben mit den Waffen, und fand durch Gottes Gnade das Hofthor geöffnet, das er bei Einbruch der Nacht mit Hammer und Keil zugepflöckt hatte, um die Rosse zu wahren. Sie dankten Gott, machten sich davon und nahmen die übrigen Rosse mit sich, auch ein Bündel mit Kleidern entführten sie. Als sie aber zum Moselfluß kamen ihn zu überschreiten, wurden sie von den Leuten angehalten; da ließen sie Rosse und Kleider zurück, durchschwammen auf ihren Schilden den Fluß und kamen am andern Ufer heraus. Und im Schauer der Nacht drangen sie in einen Wald und versteckten sich.

Nun war die dritte Nacht gekommen, in der sie ohne einen Bissen Speise dahin fuhren. Da fanden sie durch Gottes Fügung einen Baum voll Früchte, den man insgemein Pflaumenbaum nennt, davon aßen sie, und ein wenig gestärkt betraten sie den Weg nach der Champagne. Als sie dahinzogen, hörten sie die Hufe laufender Rosse und sagten: werfen wir uns auf den Boden, daß uns die kommenden Leute nicht sehn. Und siehe, zufällig war ein großer Brombeerbusch dabei, hinter diesen eilten sie und warfen sich mit gezogenen Schwertern auf den Grund, nämlich, damit sie sich gleich mit der Waffe vertheidigen könnten, wenn sie etwa von argen Leuten angegriffen würden. Aber als die Verfolger an die Stelle vor dem Dornstrauch gekommen waren, hielten sie an, und einer sagte, während die Pferde stall-

ten: „Verdammt, diese Schufte entrinnen und sind nicht zu finden. Aber bei meinem Heil, wenn wir sie entdecken, lasse ich den einen an den Galgen hängen, den andern durchs Schwert in Stücke hauen."

Es war aber der Deutsche, welcher so sprach, ihr eigener Herr, der von der Stadt Rheims herkam und sie suchte, und sicher hätte er sie auf der Straße gefunden, wäre nicht die Nacht ein Hinderniß geworden. Darauf spornten die Reiter die Rosse und ritten davon. Die beiden aber stießen in derselben Nacht auf die Stadt, gingen hinein und fanden einen Mann, den sie nach dem Haus des Priester Paulellus fragten. Und er zeigte es ihnen. Als sie über die Straße gingen, wurde gerade das Glöckchen zur Mette geläutet, denn es war der Tag des Herrn, sie klopften an die Thür des Presbyters und traten ein. Und der Knabe berichtete von der Verfolgung durch seinen Herrn. Zu ihm sprach der Priester: „Also wird mein Gesicht wahr, denn ich sah in dieser Nacht zwei Tauben heranfliegen und auf meiner Hand niedersitzen, von ihnen war die eine weiß, die andere schwarz."

Und die Knappen sagten zum Priester: „Der Herr möge an seinem heiligen Tage Nachsicht mit uns haben, wir bitten, daß du uns etwas zu essen giebst, denn der vierte Tag bricht an, seit wir nicht Brod, nicht Brei genossen haben." Er aber verbarg die Knaben, gab ihnen Brod, das in Wein getränkt war, und ging zur Messe.

Ihnen folgte der Deutsche, und wieder forschte er nach den Knaben, aber er wurde von dem Priester angeführt und kehrte heim. Die Knaben kamen durch die Mahlzeit wieder zu Kräften, weilten zwei Tage im Hause des Priesters, dann schieden sie und gelangten so bis zum heiligen Gregor. Der geistliche Herr aber freute sich, als er die Knaben sah, und weinte am Halse seines Enkels Attalus. Den Leo aber löste er vom Joch der Knechtschaft mit seinem ganzen Geschlecht und gab ihm Land

als Eigenthum, worauf dieser mit Weib und Kind als freier Mann lebte alle Tage seines Lebens."

So lautet die alte Dorfgeschichte aus dem Trierer Land, es ist nur ein kurzer Einblick, den sie gestattet, für uns doch werthvoll, in die Stellung der Unfreien zu ihrem Herrn und in den Verkehr auf dem Hofe eines angesehenen deutschen Gutsherrn vor dreizehnhundert Jahren.

6.

Karl der Große.

Verdorben war das Geschlecht der langlockigen Merovinger, und verdorben die alte Volkszucht in den gallischen Städten. Aber aus der deutschen Landschaft zwischen Maas, Mosel und Rhein wuchs in den Arnulfingern ein neues Herrngeschlecht herauf, welches die Herrschaft der Franken über alle Germanen des Festlandes hob. Den Merovingern galt ein Seegott, der als Stier aus der Salzflut getaucht war, für ihren Urahnen, sie waren Christen geworden, aber ihr Wesen war unmild und heidnisch geblieben, und sie sahen aus wie verlebte Bilder alter Zeit, wenn sie mit langer Mähne und langem Bart auf dem heiligen Ochsenwagen durch ihr Land zogen, geführt, wie alter Heidenbrauch war, von einem Ochsentreiber. Die Arnulfinger dagegen waren kein Geschlecht von Fürstenadel, sie stammten von Gutswirthen aus dem alten Frankenland, dort hatten ihre Ahnen auf der Hufe gesessen, ihre Mütter die Spindel gedreht und Wolle gesponnen, sie waren nur freie Karle, d. h. Männer, trugen kurzes Haar wie die andern Franken, und über dem glatten Kinn den fränkischen Lippenbart; sie ritten auf starkem Kriegsrosse durch das Land, und ihr Stolz war, daß einer ihrer Ahnen, der Arnulf, nach dem sie genannt werden, ein heiliger Bischof von Metz gewesen war. Auch die Namen ihrer Söhne waren bis dahin unerhört unter den fränkischen Großen, der Name Pippin war vielleicht alte Ueberlieferung von einem geschwundenen Grenzvolke aus der Römerzeit, den Namen Karl

hatten sie sich neu gewählt, er sollte aussagen, was sie in Wahrheit waren*). Ihr Geschlecht saß an der Grenze Germaniens und Galliens, sie verstanden mit Romanen zu verkehren wie mit Deutschen, gleich vertraut war ihnen die harte Kraft des deutschen Bauern und die Cultur der romanischen Städter. Ihre christliche Frömmigkeit war inniger und ehrlicher als die der abergläubischen und weltlichen Romanen, sie waren mit den angelsächsischen Mönchen in Verkehr, und im Bündniß mit der römischen Kirche; sie waren kein legitimes Haus, und das Salböl war ihrer Stirne nöthig, um den Mangel an altem Recht zu ersetzen.

Als Grundbesitzer und als Hausmeier der Frankenkönige gewannen sie eine Macht, welche die alten Fürsten zur Nichtigkeit herabdrückte. Sie wußten den Kriegsmuth der wilden Franken neu zu beleben und der Zersplitterung des Reiches zu steuern, sie wurden die Retter Europa's gegen den Einbruch der Sarracenen. In drei auf einander folgenden Generationen vollzog sich ihre Erhebung und die Neubelebung des Reiches. Die Hausmeier Pippin und Karl der Hammer, und König Pippin der Kurze waren die Vorgänger Karl's des Großen.

Dem letzten Merovinger wurden seine Locken geschoren, und statt des Purpurmantels eine Mönchskutte umgehängt, Pippin der Kurze wurde zum König gesalbt, zugleich mit ihm seine jungen Söhne Karl und Karlmann. Wir wissen nicht genau, in welchem Jahre Karl geboren war, am besten beglaubigt ist der 9. April des Jahres 747; zweifelhaft ist auch, ob seine Mutter bei seiner Geburt dem Vater vermählt war, es scheint damals auch in vornehmen Familien nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, daß dem altheimischen Verlöbniß und dem Beilager die kirchliche Einsegnung erst nach längerer Zeit, und

---

*) Zu vergleichen: Bonnell, Anfänge des karolingischen Hauses, und: S. Abel, Jahrbücher des fränk. Reiches, I.

wenn es nützlich erschien, nachfolgte. Der jüngere Bruder Karlmann aber war in königlicher Ehe geboren.

Im Jahre 768 folgte Karl mit seinem Bruder dem König Pippin in der Herrschaft. Der Vater theilte das Reich so, daß Karl im ganzen betrachtet die nördliche Hälfte, Karlmann den Süden erhielt; in beiden Hälften saßen Deutsche und Romanen, in dem Antheil Karls überwogen die Deutschen. Zwischen den Brüdern war keine Freundschaft, mühsam wurde durch ihre kluge Mutter Berthrada die Abneigung gebändigt; der Tod des jüngern Bruders im Jahre 771 kam zu gelegener Zeit, er rettete das Frankenreich vor einer Wiederholung des alten leidigen Trauerspiels, vor einem Bruderkrieg. Bei dem Tode Karlmann's war Karl vierundzwanzig Jahre alt. Er hatte bis dahin außer einem leichten Zug zur Unterwerfung Aquitaniens nichts vollbracht, was Aufsehen erregte, nur daß er die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius freite und nach einem Jahre wieder verstieß; schwerlich aus politischer Berechnung. — Nach dem Tode des Bruders zeigte er zum erstenmal die Tatze des Löwen, schnell nahm er im Einvernehmen mit einigen Großen Karlmann's die zweite Reichshälfte in Besitz; die Gemahlin des Bruders flüchtete mit ihren kleinen Söhnen zu den Langobarden. Karl ließ das ruhig geschehen, er meinte nur, sie hätten nichts zu fürchten gehabt.

Das Frankenreich, welches jetzt unter einem Herrn stand, umfaßte das fränkische Gallien, Aquitanien, Burgund und Alemannien, das deutsche Frankenland bis an den Böhmerwald und Thüringen bis zur Saale; Baiern aber stand unter seinem Herzog Tassilo, dem Oheim Karl's, fast selbständig neben dem Reiche. Vom Süden des Harzes bis nahe an den Rhein lief die Nordgrenze gegen die Sachsen. Dort war seit alter Zeit unablässiger Grenzkrieg zwischen Heiden und Christen, zwischen freien Landsassen und Königsgrafen. Im Osten der Saale und hinter dem Böhmerwald lagerten Slavenvölker, ebenfalls lüstern

nach Beute und zum Einbruch geneigt. In Kärnthen wohnte noch unabhängig ein Slovenenstamm, das jetzige Oesterreich war in den Händen der Avaren. Und Herzog Tassilo erwies sich in der That als Grenzwart der fränkischen Christenheit, ihm hat man die Colonisation Salzburgs zu danken.

Sofort nach Erwerb des ganzen Reiches begann Karl den Krieg gegen die Sachsen. Im nächsten Jahr stieg er über die Alpen nach Italien, stürzte das Langobardenreich, besuchte den Papst Hadrian in Rom, beschwor mit ihm über dem Grabe der Apostel in germanischer Weise einen Bruderbund, und schaltete als Patricius von Rom und Gebieter des Langobardenstaats auch über den größten Theil Italiens. Von jetzt hebt sich seine Gestalt mächtig in den Augen der Zeitgenossen, er wird großer Kriegsfürst, Erzieher seines Volkes, Gründer eines neuen Weltreiches und Erneuerer des römischen Kaiserthums.

Dreitheilig aber ist sein Leben. Elf Jahre kämpft er mit den Sachsen für seinen Ruhm, den Christenglauben und die Erweiterung seiner Grenzen. Nachdem 785 die Sachsen in der Hauptsache unterworfen und zum Christenthum gezwungen sind, gedenkt Karl selbst die Regierung Unteritaliens und Baierns in die Hand zu nehmen, er unterwirft das Herzogthum Benevent, entfernt den Herzog Tassilo im Jahre 788, und herrscht seitdem von der Nordsee, Elbe und Avarengrenze bis zum Golf von Neapel und über die Pyrenäen.

In der zweiten Periode seiner Regierung bis zum Jahre 800 streitet er als mächtigster Vorkämpfer der Christenheit im Osten gegen Avaren und Slaven, im Westen gegen Sarracenen, und waltet als Gesetzgeber, Lehrer, Landwirth in seinem Reiche. Dies ist vorzugsweise seine schöpferische Zeit, er sammelt gelehrte Geistliche um sich und sucht den Germanen die römische Sprache und Wissenschaft zu verbinden. — Im Jahre 800 vollendet sich, was nach dem ganzen Zug seines Lebens für ihn erreichbar war, der Papst setzt ihm die römische Kaiserkrone auf das Haupt, er

wird Herr einer neuen christlichen Universalmonarchie. Seitdem herrscht er im ganzen friedlich noch vierzehn Jahre, deren letzte ihm verdüstert wurden durch Tod seiner Lieben und durch die Beschwerden des Alters.

Wer das große Bild des Königs und die Resultate seines Lebens prüfend betrachtet, findet in dem, was er war und that, einen auffallenden Grundzug, der ihn von allen folgenden Herrschern seines Geschlechtes, von allen spätern Kaisern des neuen römischen Reiches, welches er gründete, unterscheidet. Alle späteren Ludwige, Ottone, Heinriche, Friedriche waren vornehme Edle mit den Tugenden und Schwächen des hohen Adels, auch da Edle, wo sie sich mit dem Bürger und Bauer gegen ihre großen Vasallen verbanden. Karl war gewaltiger als der größte von ihnen durch die Wucht seiner Natur und durch die Kraft seines Willens, in Wahrheit der stärkste Herr, welchen germanische Völker je bewundert und gehaßt haben, aber er war in Purpur und Goldreif die ideale Verkörperung eines deutschen Landbauers aus alter Zeit. Erbarmungslos mähte er die Völker wie die Halme des Ackers, und auf den geleerten Boden warf er wieder, dem Säemann gleich, mit Herrenhand die Körner, aus denen ein neues Volk sproß. Er war keine stürmische Natur, die leidenschaftlich und maßlos sich das Höchste begehrte, oder in hohem Schwunge über die Seelen Anderer erhob. Er war auch in der Politik einem Landwirth ähnlich. Hart und dauerhaft wie ein Eichstamm, wuchs er während des wildesten Kriegstreibens ruhig fort, bedächtig, nachdenklich, bei großem Thun von unerschütterlichem Willen; Fehlschlag und Niederlage entmuthigten ihn nicht, der größte Erfolg berauschte ihn nicht, in der härtesten Arbeit blieb sein Geist klar und gesammelt, mitten im Kampfe um ein hohes Ziel sann er auf neue Culturen.

Er war ein Kriegsfürst, wie wenig andere, aber er war, und auch darin ist er den vornehmen Helden früherer und späterer Zeit ungleich, nicht ehrgeizig nach Schlachtenruhm, noch

weniger beneidete er ihn seinen Befehlshabern. Denn immer war ihm der Kampf nur das Mittel, um einen Zweck zu erreichen. Er selbst hat einige Male als Heeresfürst entscheidende Siege erfochten, viele Feldzüge durch Andere geführt, er empfand, daß seine Aufgabe eine größere war; und diese höchste Tugend eines Königs erwies er nicht nur im spätern Mannesalter, auch in seiner Jugend.

Das Geheimniß seiner seltenen Größe liegt aber, soweit wir sein Wesen erkennen, in der wohlgewogenen Verbindung der drei höchsten Eigenschaften eines Regenten: er sieht die Dinge richtig wie sie sind, er besitzt die erfindende Kraft, welche an Stelle des ungenügenden besseres zu schaffen weiß, und er hat eine unwiderstehliche Gewalt in der Ausführung seiner Pläne. Nie macht er sich Illusionen, — auch bei dem ersten erfolglosen Feldzug nach Spanien war er durch falsche Berichte getäuscht, — immer findet er die rechten Mittel, und immer wird er der Hindernisse Herr. Kaum ein anderer deutscher Fürst hat diese drei Eigenschaften, welche glückliche Erfolge verbürgen, in so ausgezeichneter Weise vereinigt: ein Gemüth, welches klar und ruhig die Bilder der Außenwelt aufnimmt, eine schöpferische Kraft, welche sie zweckvoll zu verwenden weiß, und kurzen eisenfesten Entschluß, der gerade auf das Ziel losgeht. Deshalb ist uns die Gestalt dieses Königs, welche mehr als tausend Jahre von uns abliegt, weit durchsichtiger und verständlicher, als die meisten Herrscher, welche ihm folgten. Wol war auch Karl ein Kind seiner Zeit, einer wilden, abergläubischen Zeit, in welcher der Wille des Menschen übermächtig beeinflußt wurde durch Träume und Prophezeiungen, durch plötzliche, für uns ganz unsichtbare Stimmungen der Stunde, durch Gelüste und persönliche Rücksichten. Aber diese dämmerige Welt gaukelnder Schatten, deren sich die Charaktere des Mittelalters nicht entschlagen konnten, hat auf das Thun des einen Königs geringen Einfluß. Einfach und schlicht ist das Gewebe seiner Seele zusammengefügt, wir

sehen die Fäden, wir verstehen die Arbeit, und doch ist uns das ganze wie ein wundervolles Kunstwerk der Gottheit. Das größte umfaßt sein Geist und das kleinste, bei der umfassendsten Arbeit sorgt er um alle Einzelheiten, und das geringste weiß er groß zu behandeln. Der Herr von Europa, der harte Kriegsheld, der unermüdliche Gesetzgeber seines Volkes, der Wächter über die Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen, zählt auch selbst die Eier, welche ihm seine Verwalter von den Gütern schicken, befiehlt, welche Fruchtbäume gesetzt werden sollen, hört argwöhnisch auf jeden rauhen und falschen Ton seiner Sänger in der Kapelle, ist eifrig dabei, sich von Alkuin über den Unterschied der lateinischen Synonyme für „ewig“ unterrichten zu lassen. Und dies ungeheure Gebiet menschlicher Thätigkeit umspannt er mühelos, er hat immer Zeit zur Mittagsruhe, zur Jagd, zu fröhlichem Heldenspiel; denn er versteht jede menschliche Kraft in seiner Umgebung, und weiß jeden nach seinem Talent für Ausführung der eigenen Gedanken zu verwenden.

Ja, er war ein ruhiger Tyrann, er schaltete mit den Menschen, wie der Landmann mit den Stücken seiner Heerde; jeden, ob geistlich, ob weltlich, warf er hierhin und dorthin, wo er ihn gerade zu verwerthen glaubte. Aber derselbe Mann hatte auch eine innige Freude an der Tüchtigkeit Anderer, wenn diese ihm zu dienen verstand. Wem er vertraute, dem öffnete er sein Herz, zu jedem wußte er sich herabzustimmen, er war doch sicher, so oft er wollte, durch Miene und Wort den Eindruck eines gewaltigen Herrn zu machen. Dadurch wurde er ein Gebieter, wie ihn die Deutschen sich ersehnten, ein Wirth, der strenge die Mannen bändigte und der ihnen durch Freundlichkeit wohlzuthun wußte, nicht nur als Spendender, auch durch herzliche Anerkennung ihrer Vorzüge. Er hatte, so scheint es, das Bedürfniß, in gutem, lässigem Einvernehmen mit seiner Umgebung zu sein; wie hart er gegen seine Feinde war, eben so nachsichtig behandelte er seine Vertrauten in allem, was nicht den Dienst anging.

Auch darin blieb der große Fürst einem deutschen Landmann ähnlich, daß er sich einen trockenen Scherz liebte, der freilich seiner Umgebung nicht immer bequem war. In der guten Laune, die er dabei zeigte, war häufig eine pädagogische Tendenz; den Andern von seiner Thorheit zu überführen und dabei eine hübsche moralische Nutzanwendung als Schwänzchen anzuhängen, ließ er sich nicht leicht entgehen. Als seine Franken in Italien an einem kalten Regentage geschmückt wie Papageien zu einer Jagd kamen, — es war kurz zuvor ein Händler von Venedig mit kostbaren Gewändern eingetroffen, — führte er sie im einfachen Schafpelz während tollem Unwetter durch Dornen und Walddicicht, wobei dem Hofe die dünnen Kleider zu Lappen zerrissen und im Wasser kläglich zusammenschrumpften, und dann befahl er, daß jeder am nächsten Tage in demselben Rock wieder vor ihm erscheine; da nun alle aussahen wie Vogelscheuchen, ließ er seinen Schafpelz herein bringen, wies ihnen, wie weiß und ganz die Hülle sei, welche er an dem kalten Tage getragen hatte, und zerknirschte sie durch eine Strafrede.

Dieser Zusatz von guter Laune und behaglicher Lehrfreude machte den Zeitgenossen das großartige Wesen ihres Königs vertraulich; denn heitere Ueberlegenheit hat von je die Deutschen am tiefsten gerührt. Gern rühmen die kleinen Geschichten, welche das Volk von König Karl erzählte, diese Seite seines Wesens. Aus solchen Anekdoten, welche ein Klosterbruder von St. Gallen für die Enkel des Königs aufzeichnete, wird hier eine besonders charakteristische nach den lateinischen Worten des Mönches mitgetheilt*).

*) Die liebenswerthe, behagliche Einfalt des Mönches von St. Gallen, und seine sagenhaften Anekdoten gestatten besseren Einblick in die Seele des Königs, als die vornehme Biographie Einhards. Denn der namenlose Mönch hat nicht nur manchen unzweifelhaften Zug aus dem Tagesleben Karls bewahrt; wichtiger ist uns, daß er den Helden ganz so darstellt, wie sein Bild in den Seelen der Zeitgenossen lebte. Ist es auch nicht das grüne

21*

„Da ich berichtet habe, wie der allweiseste Karl die Niedrigen erhöhte, will ich auch erzählen, wie er die Stolzen demüthigte. Es war ein Bischof sehr gierig nach eitlem Ruhm und unnützen Dingen. Das erfuhr der allerscharfsinnigste Karl, und befahl einem jüdischen Händler, der öfter nach dem Lande der Verheißung zog und von da in die Lande diesseits des Meeres viel kostbares und fremdes zu bringen pflegte, daß er den nämlichen Bischof irgendwie hintergehe und anführe. Der Jude nahm eine Hausmaus, balsamirte sie durch verschiedene Specereien und brachte sie dem erwähnten Bischof zum Kauf mit den Worten, er hätte aus Judäa dies sehr kostbare und unerhörte Thier mitgebracht. Der Bischof wurde mit Freude über den großen Vorfall erfüllt und bot ihm drei Pfund Silber, um die liebe Gabe zu erhalten. Darauf sagte der Jude: „Wie ziemt der Preis für ein so theures Stück? Eher werfe ich es in das Meer, wo es am tiefsten ist, als daß ein Mensch dies erwerben soll um so kleines und schnödes Geld.“ Der Bischof war reich, den Armen gab er nie etwas. Er versprach ihm zehn Pfund, um diese unvergleichliche Maus zu erwerben. Da stellte sich der schlaue Mensch unwillig und rief: „Der Gott Abrahams wolle nicht, daß ich so verliere meine Mühe und Reisekosten.“ Darauf setzte ihm der habsüchtige Geistliche in seiner Sucht nach dem theuren Stück zwanzig Pfund. Der garstige Jude aber wickelte die Maus in kostbare Seide und fing an hinauszugehen. Der Bischof, wie verblendet, oder vielmehr wie einer, der verblendet werden soll, rief ihn zurück und gab ihm ein volles Maß Silber, um das werthvolle Stück zu erhalten. Kaum gab es ihm der Händler, durch viele Bitten gedrängt. Das empfangene Geld trug

Blatt selbst, welches der Mönch uns überliefert hat, so ist es doch ein genauer Abdruck in dem bildsamen Erdboden, auf welchem das Blatt einst grünte. — Der Jude Isaak in der kleinen dummen Geschichte stand hoch in Karls Vertrauen und wurde auch zu politischen Geschäften gebraucht.

er zum König und erzählte ihm alles. Kurz darauf rief der König alle Großen und Bischöfe der Landschaft zum Rath, und nachdem vieles nothwendige erledigt war, befahl er das ganze Geld zu bringen und in der Mitte des Palastes niederzulegen. Darauf begann er so: „Ihr Bischöfe, unsere Väter und Räthe, sollt den Armen und durch sie dem Herrn dienen, aber nicht nach Eitelkeit trachten. Ihr aber verkehrt alles und ergebt euch leerem Schein und Geiz mehr, als jeder andere Sterbliche;" und er fügte hinzu: „Einer von euch hat für eine Hausmaus, die mit Gewürz eingemacht ist, einem Juden so viel Geld gegeben." Da fiel der Bischof, der über solchem Frevel ertappt war, zu seinen Füßen, und bat um Verzeihung für sein Unrecht. Der König bändigte ihn durch verdienten Verweis und entließ ihn in Verwirrung."

Derselbe strafende Gebieter war da, wo er sein Herz öffnete, von einer Innigkeit der Empfindung, welche den Deutschen vor andern Völkern zugetheilt ist. Freundschaft, die er geknüpft hatte, bewahrte er treu. Wen er einmal in sein Herz aufgenommen, den ließ er schwer wieder heraus. Mit dem Papst Hadrian hatte er einen Freundesbund durch Eidschwur geschlossen; viel war seitdem geschehen, was das politische Verhältniß der beiden gestört hatte; als er aber die Nachricht von seinem Tode erhielt, weinte er laut. Seine Umgebung benutzte natürlich die weiche Empfindung, um durch diese ihre Zwecke zu erreichen, und es gelang ihr auf solchem Wege zuweilen, den Willen des Königs zu bestimmen.

Er war der Frauenliebe sehr bedürftig. Wol war auch hier seine Zärtlichkeit die eines Löwen, welche von Weib und Töchtern mit geheimem Bangen empfunden und durch schmeichelnde Liebkosungen beantwortet wurde. Er lebte, wenn er nicht im Felde lag, immer mit seiner Familie. Er aß mit Frau und Kind zusammen und führte sie auf jeder Reise mit; von einem Landgut, Bischofssitz, Palast in den andern. Und das war lästige Wanderschaft, denn er war fast das ganze Jahr auf Reisen und

hatte in der ersten Hälfte seiner langen Regierung, gerade als die ältesten Kinder jung waren, kaum ein festes Heim. Freilich sah sein Familienleben seltsam aus, sogar für die Zeitgenossen, welche doch in vornehmen Ehen an auffallende Abweichungen von dem Kirchengesetz gewöhnt waren. Karl hatte außer der Langobardin Desiderata noch drei Frauen. Zuerst die Gemahlin seiner Jugend, Hildegard, welche ihm in zwölfjähriger Ehe drei heranwachsende Söhne und drei Töchter gebar, die in dem Hofkreise für die legitimen Kinder des Hauses galten, soweit damals von solcher Eigenschaft die Rede sein konnte. Karl scheint diese Frau innig geliebt zu haben; als nach ihrem Tode ihr begünstigter Bruder Uodalrich in Ungnade fiel und ein Narr bei Hofe den Reim wagte: „Uodalrich hat allsogleich verloren die Ehren reich in Osten und in Westen, seit erstarb seine Schwester," da stürzten dem König die Thränen aus den Augen, und er gab dem Beschädigten, wie berichtet wird, seine Würden zurück. Die nächste Gemahlin, Fastrada, galt für ein arges Weib. Die Franken klagten, daß ihr Einfluß den König wider seine Natur zu Grausamkeiten verführt habe. Die dritte, Luitgard, war eine junge schöne Frau, an welcher die höfischen Dichter rühmten, daß sie Sinn für Wissenschaft habe. Zwischen und nach diesen Frauen hatte der König eine Anzahl von Geliebten, und er war von so rücksichtsloser Gemüthlichkeit, daß er die Kinder aus allen diesen Verbindungen — es werden im ganzen siebzehn Namen genannt*) — immer um sich haben wollte und als Königskinder mit einander an seinem Hofe erzog. Seine Töchter galten für schön. Er ließ sie sorgfältig unterrichten, und gab sich selbst Mühe mit ihrer Belehrung. Sie folgten dem Vater zu Roß auf Reisen und auf die Jagd; im Palast saßen sie im Frauengemach, wo sie nach alter Sitte Wolle spinnen sollten, um nicht

*) Drei davon, Kinder der Hildegard, starben in ihren ersten Lebensjahren.

auf unnütze Einfälle zu kommen. Indeß verhinderte diese bescheidene Thätigkeit nicht allerlei zarte Verbindungen mit den Herren des Hofes, und es sind wahrscheinlich nur die am wenigsten anstößigen, von denen uns Kunde zugekommen ist. Die älteste, Hruodrud, welche durch einige Jahre Braut des griechischen Kaisers Constantinus Porphyrogenitus war, bis Karl das Band löste, hinterließ einen Sohn; die zweite, Bertha, dem Vater in Antlitz, Haltung und Geist am ähnlichsten, hatte zum Trauten den Dichter, Abt und Kaplan ihres Vaters, Angilbert; von ihren beiden Söhnen ist der eine, Graf Nithard, als tapferer Krieger und Geschichtschreiber der nächsten Generation auch uns werth. Karl sah mit seinen scharfen Augen über diese Verhältnisse weg, er weigerte seinen Töchtern hartnäckig die Vermählung; wie er sagte, weil er sich nicht von ihnen trennen könnte. Es ist sehr möglich, daß dies der wirkliche Grund war; denn wer durch ein großes Regentenleben gewöhnt ist, fremdes Dasein für seine Zwecke zu verwenden, dem mischt sich auch in die zärtliche Empfindung eine fürchterliche Selbstsucht; und die Verderbniß, welche durch solche tyrannische Liebe in dem Leben der eigenen Frau und Kinder hervorgebracht wird, ist häufig die geheime Rache, welche das Schicksal an Herrschergröße übt.

Allmälich entfaltet sich die Größe dieser Heldengestalt. In dem ersten Drittel seiner Regierungsjahre ist er vorzugsweise erobernder Kriegsfürst. Auch in den Kriegsfahrten, die er selbst unternimmt oder befiehlt, ist es nicht die persönliche ritterliche Tapferkeit, die mißliche Tugend späterer Kaiser, welche ihn stolz macht. Er kämpft wo er muß, aber er beherrscht fast immer den Feind durch eine strategische Kunst, welche auch ohne Schlachten niederzuwerfen weiß. Nach großem Plane unternimmt er seine Züge mit einer Schnelligkeit, welche überrascht und erschreckt, das überzogene Land sichert er durch Festungen in großem Stile; er ist geneigt seine Gegner lange ge-

währen zu lassen, und ruhig den Moment zu erwarten, wo überlegene Macht ihm die Bürgschaft des Erfolges giebt, so gegen Desiderius, gegen das Herzogthum Benevent, gegen Tassilo; wenn er aber erkennt, daß in der Eile die Rettung liegt, da schlägt er wie ein Blitz gegen die Feinde, alles wagend, sich selbst nicht schonend, unmenschlich strafend, so in dem unglücklichen Jahre 782 gegen die Sachsen.

Auf seiner Römerfahrt im Jahr 781 war er zu längerem Aufenthalte in Italien genöthigt. Dort empfand er mit der milden und dauerhaften Wärme, welche ihm eigen war, den geistigen Adel, welchen das Verständniß antiker Bildung den besten Römern gab. Er faßte den Entschluß, seine Franken derselben Bildung theilhaftig zu machen. Sogleich warb er die größten Gelehrten seiner Zeit, Alkuin und Peter von Pisa, dazu andere gebildete Italiener und gelehrte Nordländer, unter ihnen den Langobarden Paulus Diaconus, für seine Hofschule, die er in seiner Nähe gründete. Er selbst wollte mit seinen Kindern und Hofleuten bei diesen Männern in die Schule gehn. Er hatte die Handschriften, welche das Wissen der Vorzeit bewahrten, mit tiefer Ehrfurcht betrachtet, und er ließ sogleich in demselben Jahre ein Wunderwerk der Kalligraphie beginnen, ein Evangelienbuch auf Purpurpergament mit Gold und Silber geschrieben. Seitdem war er bis an sein Lebensende unermüdlich, alte Bücher der Heiden und Christen abschreiben zu lassen, und zwar sorgfältig corrigirt nach den besten Texten, um diese seltenen Schätze in seinem Lande zu verbreiten. Er sah die römischen Prachtbauten und faßte den Entschluß, auch diese Kunst in sein Reich zu verpflanzen, und wieder griff er die Sache in seiner großen Weise an. Seine Baukünstler sollten aus dem römischen Vitruv die Gesetze alter Baukunst lernen, er ließ römische Säulen und Ornamente aus Italien nach Deutschland fahren, Kapitäle und Zierraten nach den Bauten von Rom und Ravenna abformen. So baute er zahlreiche Kirchen und

Klöster, sich selbst einen Palast zu Ingelheim, ein Wunder im Frankenlande, und so gründete er sich eine Residenz an den warmen Quellen von Aachen. Dort stand er auf der Stätte, die er gewählt hatte, und bezeichnete selbst seiner Stadt die Straßen und Plätze, den Mauerbezirk und die Stelle des Rathhauses für den Senat. Die Schaaren der Arbeiter zogen heran, sie bauten das große Gotteshaus und den Palast, sie hieben rohes Gestein zu Säulen, gruben den Hafen, legten Grund zum Platz für Kampfspiele und deckten die Halle mit hohem Balkendach. Andere fingen das Wasser der warmen Quelle ein, faßten sie schön mit Marmor, formten die Sitze für die Badenden, und leiteten Wasser in alle Theile der Stadt; die Lastwagen rollten, Hammerschlag und emsige Arbeit tönte, die Gegend summte wie von ungeheurem Bienenschwarm*). Auf dem Platz des Palastes aber stellte Karl das eherne Reiterbild des großen Ostgothen Theodorich auf, das er von Ravenna weggeführt hatte.

Seit Einrichtung der Hofschule begann während stürmischen Kriegsjahren im Frankenreich ein neues Leben, dessen Mittelpunkt der Kaiser mit seinem Hofe war. Es ist Absicht, dabei zu verweilen und einzelne Momente hervorzuheben.

Die Jahre 796 bis 800 umspannen die Zeit, wo am Hofe und im Leben des Königs das Neue am schönsten sich darstellte. Karl war 50 Jahre alt, in voller Manneskraft, die Selbständigkeit der Sachsen war gebrochen, die Slaven besiegt, Baiern mit Salzburg und Kärnthen dem Reiche einverleibt, gerade jetzt war durch einen glücklichen Feldzug des Grafen Erich und des jungen Pippin der große Ringwall des Avarenreiches eingenommen, und ein unermeßlicher Schatz, alter Raub der Völkerwanderung und vieljährige Kriegsbeute der Avaren, in die Hände

*) Angilberts und Theodulfs Gedichte sind nebst Alkuins Briefen die Quellen für das folgende Detail.

der Franken gefallen. Noch stand der König in vornehmer Unabhängigkeit dem Papst gegenüber, noch war seine Politik echt deutsch, seine eigene abfällige Ansicht über Bilderverehrung wurde wie ein Befehl nach Rom getragen, der neue Papst Leo sandte die Schlüssel St. Peters und die Fahnen der Stadt Rom als Zeichen der Unterwürfigkeit an den König. Seine Kinder wuchsen stattlich heran, die drei Söhne waren wieder einmal unter den Augen des Vaters versammelt. Der älteste, Karl, hatte sich in den sächsischen Kriegen als kampftüchtig bewährt; Pippin, König von Italien, war gerade jetzt als neunzehnjähriger Jüngling mit dem Avarengolde und grünem Siegeskranze in der Pfalz von Aachen eingezogen; Ludwig, der 781 als dreijähriger Knabe auf ein Pferd gesetzt und den Aquitanern als König über die Grenze geschickt worden, war schon vier Jahre darauf lustig mit einer Schaar seiner Gespielen in dem sächsischen Lager des Vaters eingeritten, in Baskentracht, mit rundem Mäntelchen, mit Bauschärmeln und Hosen, mit Sporenstiefeln, in der Hand seinen Wurfspeer schwenkend, und der Vater hatte sich seines frischen Knaben gefreut und arbeitete seitdem, ihn in der Fremde, in spanischen Kriegszügen und zu Hause etwas tüchtiges lernen zu lassen. Auch auf den blühenden Töchtern ruhte freudig des Vaters Blick; die unmilde Königin Fastrada war gestorben und der Stern der schönen Luitgard war im Aufgehen; die Hofschule Alkuin's hatte ihre Wirkung gethan, aus seinen Geistlichen und den Edlen des Hofes war ein Kreis von jungen Gelehrten heraufgewachsen; das Gefühl irdischer Macht und die Freude an der neu erworbenen Bildung hob die Gemüther zu fast poetischem Schwunge.

Es waren kurze Jahre, wo der gute Geist unserer Nation von dem Hofe des großen Fürsten so helles Licht ausstrahlte, wie niemals seit dem im Hause eines deutschen Herrschers, nicht unter der ritterlichen Umgebung der Hohenstaufen, und nicht unter den französischen Schöngeistern des großen Friedrich. Auch der

Musenhof Weimar's, an welchem sich merkwürdig ähnliche Verbindung der Dichter und Gelehrten mit altem Hofbrauch vollzog, war doch nur die Stätte, wo geistige Helden der Nation gastlich gepflegt und eingebürgert wurden. Damals aber war es der Fürst selbst, der die Bildung seinem Volke schuf und das Wachsthum der besten Geister mit väterlicher Sorge überwachte. Die Jüngeren alle waren seiner Gedanken Werk, und die an seinem Hofe Verse machten und deutsche Geschichte schrieben, waren zugleich seine Staatsmänner, Gesandte, sogar Heerführer. Der gelehrte Angelsachse oder der gebildete Römer, welcher damals die Pfalz des Königs besuchte und befangen erwartete, vor das Angesicht des großen Königs geführt zu werden, fand in dem Vorzimmer eine Zahl von Männern versammelt, die wol werth waren, daß er sie mit Antheil betrachtete und ihrer Rede lauschte. Die Blüthe des Hofes, Edle und Gelehrte, Lehrer oder frühere Schüler der Hofschule, bildeten einen vertrauten Kreis, in dem sich der König mit seinen Kindern am freudigsten bewegte; denn diese Vertrauten standen mit der königlichen Familie in einem zwanglosen poetischen Verein zu geselliger Förderung in Wissen und Kunst, der allerdings mit den späteren Akademien wenig gemein hat. Jeder erhielt darin einen oder mehrere Beinamen, nach einem Brauch, den Alkuin aus der Schule von York mitgebracht hatte. Der Zweck des Kränzchens war wol kein anderer als gebildete Unterhaltung, seine Bedeutung für die Gelehrten und die Zeitbildung doch sehr groß.

Schon unter den Merovingern war ein Ceremoniel des Hofes ausgebildet, auf Rang und Hofwürde wurde eifrig gehalten. Aber zwischen den reich gekleideten Hofleuten standen priesterliche Gelehrte in der weißen Dalmatica, angelsächsische Mönche in der Tracht des heiligen Benedict, dunkle Schottenmönche aus Irland, barbeinig mit rohen Ledersandalen. Die Ankommenden empfing der Oberkämmerer Meginfrid, für den Tagesverkehr des Hofes der erste Würdenträger, — in der

Akademie führte er den Schäfernamen Thyrsis, — ein kluger, gewandter Herr mit kahlem Scheitel, den noch spärlich das röthliche Kraushaar umgab. Immer zum Herrendienst bereit, eifrig und behend, hörte er die Worte der Bittenden, hier überging er, dort neigte er freundlich sein Ohr, er lud zum Eintritt, er empfahl zu warten, leise und in Ehrfurcht that er seine Pflicht, und stand beim Empfange unverdrossen am königlichen Thron, vorzustellen und der Winke gewärtig. Nächst ihm war da der Erzkaplan Hildebold, Bischof von Köln, der seit dem Tode Angilramn's dies wichtige Amt versah, im vertrauten Kreise führte er den Namen Aaron. Freundlich nach allen Seiten grüßend, mit frommem Antlitz und treuem Herzen, war er gekommen, bei der Mahlzeit des Königs Speise und Trank zu segnen. Umdrängt von den Jüngeren stand der große Gelehrte Alkuin, der sich gern Albinus nannte und in der Akademie Flaccus hieß, ein Angle aus Northumberland, der seit 782 die Hofschule eingerichtet hatte, er, der Vater aller Wissenschaft und Kunst am Hofe, der ehrlichste Freund, der beste Lehrer, dem auch des Königs Geist bei jeder Lehrfrage sich willig unterordnete. Gerade jetzt war er aus England zurückgekehrt, wo ihn die Heimatliebe einige Jahre festgehalten, und der König hatte ihn zum Abt des reichen Klosters von Tours gemacht, das dem heiligen Martinus geweiht und den Franken wie ein Stammesheiligthum werth war. Von einer Zahl Schüler begleitet war der würdige Herr zu Hofe gekommen, nicht nur um über die Verse des jüngeren Geschlechtes zu richten, auch als Rathgeber des Königs in Kirche und Schule. Hochverehrt war sein ehrliches, ernsthaftes Wesen, seine Schüler — und fast das ganze jüngere Geschlecht des Hofes gehörte dazu — achteten ihn wie einen Vater. Und der selbstlose Mann, der jedem seiner Zöglinge die wärmste Theilnahme bewahrte, nahm auch die Rechte eines Vaters in Anspruch, wo es ihm nöthig schien. Er warnte, bat und strafte in seinen Briefen, selbst die Söhne des Königs und vornehme Hofleute. Groß war

seine Correspondenz mit Geistlichen und Laien, sogar gegen den König übte er ehrfurchtsvoll die Pflicht eines mahnenden Freundes. In seinen Briefen bat er um Erbarmen mit den gefangenen Avaren, widerrieth die Auflage des Zehnten in neubekehrtem Lande, und erinnerte leise, daß man bei den Sachsen zu sehr christliche Belehrung versäumt habe. Schon war er um 796 strenger gegen sich und Andere als sonst, die Welt verleidete sich ihm, wie damals vielen in ihrem höhern Alter, die profane Wissenschaft wurde ihm weniger werth, schon betrachtete er den alten Dichter Virgil mit Mißtrauen, und warnte seine Schüler vor dem süßen Verführer.

Der vielleicht gerade mit ihm sprach, war sein talentvoller Schüler, der ritterliche Angilbert, aus vornehmem Geschlecht, seit seiner Kindheit am Königshofe erzogen, an diesem poetischen Hofe die adligste Dichtergestalt, dem Karl selbst den akademischen Namen Homer gegeben hatte, weil er daran arbeitete, die Thaten des großen Königs in einem lateinischen Epos zu besingen, von dem uns nur ein Bruchstück erhalten ist, — das beste, was die Kunst des Hofes geschaffen hat. Ein geheimnißvoller Schimmer umgab ihn, der Hof wußte, daß er der Liebling der Königstochter Bertha war, die in der Akademie Delia, die Schwester Apoll's, hieß, und zum Saitenspiel die Lieder ihres Lehrers Alkuin sang*). Neben ihm ragte die hohe Gestalt eines Fremden**) mit ergrauendem Haar, es war der Ostgothe Theodulf, den Karl von einem frühern Zuge aus Italien mitgebracht und zum Abt von Fleury, dann zum Bischof von Orleans gemacht hatte; er war ein Mann von Welt, berühmt als Dichter

*) Angilbert selbst war Kapellan und hatte die Abtei von Centula (St. Riquier) in der Picardie erhalten, aber seinem Beruf nach war er Staatsmann und Hofherr von sehr weltlichem Sinn. Seine Söhne wurden in seinem Hause erzogen. — Die Kirche hatte die Artigkeit, ihn zweihundert Jahr nach seinem Tode heilig zu sprechen.

**) Theodulf macht sich über die Kleinen am Hofe lustig.

und Gelehrter, gefürchtet wegen seiner scharfen Distichen, mit Angilbert eng befreundet. In der Akademie hatte er sich, seinen Namen übersetzend, den Dichternamen Lupus gegeben, und seine Gegner, die Schotten, fluchten den stachlichen Versen des grauen Wolfes. Wer aber ist der kleine Herr, der geschäftig hin und her läuft wie eine Ameise, bald Bücher und Schriftrollen in das Zimmer des Königs trägt, immer höflich, einer der jüngsten im Kreise mit schönen klugen Augen*) und freundlichem Antlitz, das einen feinen klaren Geist verkündet? Er hat viele Namen, er heißt Beseleel, nach dem Erbauer der Stiftshütte, die Genossen der Akademie aber nennen ihn im Scherze Nardulus, den kleinen Lavendel, wegen seiner gewandten Artigkeit, der auch die Königstöchter aus dem Wege gehen, weil sie dahinter den Kritiker fürchten. Es ist Einhard, unter allen Getreuen dem Kaiser am vertrautesten, von ihm wie ein Sohn geliebt; er ist nicht von vornehmem Geschlecht, aber der behende Ariel seines Gebieters, sein Bauverständiger, welcher über den großen Werken der Paläste und Kirchen waltet, und sein Geschichtschreiber, der in seinem Auftrage die Annalen seiner Regierung verfaßt, der beste Stilist in lateinischer Prosa, der nach dem Tode seines milden Herrn dessen Leben beschreibt nach dem Muster Sueton's, ein erstaunliches Kunstwerk für jene Zeit, noch uns das Vermächtniß eines freien und hochgebildeten Geistes, den man nicht deshalb schelten soll, weil sein unbefangenes Urtheil doch durch die Rücksichten des Hofes und der Pietät beschränkt wird, und weil seiner Erzählung die sorgfältige Genauigkeit unserer Zeit noch entgeht.

Auch der kleine Herr dort mit der Schreibtafel an der Seite gehört zu den einflußreichsten des Hofes. Es ist Erchambald, Erzkanzler des Königs, oft greift er mit der Hand an die Tafel,

---

*) Sein Beiname Calliopis wurde ihm doch nicht allein darum gegeben, weil er die Annalen schrieb.

um die Worte aufzuzeichnen, die er auf Befehl des Königs versendet. Die Spötter der Akademie nennen ihn, den Einhard und den jungen leichtsinnigen Osulf, die drei gleich kleinen, die drei Beine des Königstisches.

Noch viele andere Hofleute sind Mitglieder der Akademie: Rikulf, Flavius Damötas genannt, ein scharfsinniger Herr, der Rede und des Schwertes ungewöhnlich mächtig und bei Hofe gefürchtet *). Dann Audulf, der Seneschall, der das Amt des Truchsessen, oder wie es jetzt heißt, des Hofmarschalls versieht, in der Akademie hieß er Menalkas. Auch er ein wackerer Kriegsmann, der aber am Hofe unter friedlichen Schaaren waltet; er kommt aus seinem Reiche, den Schweiß von der Stirne wischend, umgeben von einer Schaar der Bäcker und Köche, um bei der Tafel Schüsseln und Leckerbissen vor dem Sitze des Königs aufzusetzen. Neben ihm Eppin, der Schenke, Nehemias genannt, der dem König den Becher reicht mit Wein oder auch mit Bier, das noch an der Tafel getrunken wird; der Kellermeister Hardberd, im Kränzchen Elias, dem vom Hofe nachgesagt wird, daß er zu geizig mit dem spanischen Weine ist, und daß er in seiner Behausung ganz mit Bierfässern umschanzt sitzt, und selbst mit dem Rohrstab das warme Gebräu umrührt, das er bei Tafel gern trinkt. Endlich noch der Tafelmeister Lentulus, der das Obst und den Nachtisch aufsetzt und dem Hofe lächerlich ist wegen seiner Langsamkeit in Gang und Rede, aber in der Akademie wissen sie, daß er guten Witz hat.

Außer den Königstöchtern **) und der Gemahlin Luitgard, gehörten auch andere edle Frauen zur Akademie. Vor allen zwei Nonnen, die Schwester Karls, die ältere Gisela mit dem Beinamen Lucia, treue Freundin Alkuins, und ihre Vertraute Riktrudis, mit

*) Der Rikulf, welcher 796 am Hofe weilt, ist ein angesehener Hofmann und Heerführer, der Beiname Flavius unterschied ihn von dem älteren Geistlichen Rikulf, dem auch der Gelehrtenname Damötas zukam.

**) Hruodrud, Bertha, Gisela.

akademischem Namen Columba; dann die glänzendste Gestalt des Hofes, Gundrada mit dem Beinamen Eulalia, von hohem Adel und großer Liebenswürdigkeit, die einzige unter den weltlichen Frauen des Hofes, welcher Hof und Geistlichkeit nichts nachzusagen wußten.

Noch viele Andere zählen zu Alkuin's Akademie, aber sie reisen als Sendboten auf des Königs Straße oder sitzen in ihren Abteien oder Bischofssitzen, um die lautere Flamme der Wissenschaft weiter zu verbreiten in ihrer Landschaft, oder um dem Könige zu dienen in weltlichem Geschäft, denn nicht zu königlichem Prunk hat Karl sich seine Gelehrten gezogen. Der größte Gedanke wird ihm sogleich praktisch, und wenn er sich zu Alkuin neigt, so denkt er zugleich daran, wie das Wissen des großen Mannes seinen armen einfältigen Franken zum Heil werden könne.

Auch unter den Mitgliedern der Akademie war, wie bei gelehrten Männern natürlich ist, nicht immer Freundschaft und unbefangene Anerkennung des andern. Es gab Parteien, und sie stießen in Scherz und Ernst auf einander; die Irländer zumal, die damals Schotten genannt wurden, hielten fest zusammen, sie waren heftig von Art und pedantisch in ihrem Wissen, alterthümlich in Schreibweise wie in den gemalten Arabesken ihrer Schrift, und wurden von den zierlichen Südländern und dem gelehrten Frankenadel geneckt und angefeindet. Karl ließ die kleinen Bosheiten in seiner behaglichen Weise gehen, bis ihm einmal die Ader des Königzornes schwoll und sein Auge auf den Uebermüthigen einen Flammenblitz schleuderte, den keiner ruhig aushielt, und dessen seine Dichter immer wieder gedenken.

Aber nicht der ganze Hof gehörte zur Akademie, neben den Gelehrten sah man Gestalten aus dem alten Frankenreich; da war der dicke Ritter Wibod, der bei den Versen den großen Kopf schüttelte und finster darein sah, ihm wünschte der Dichter zur Vergeltung, daß er sich beim Trunk übernehmen und vom König gerufen, schräg und wankend herankommen

möge, seinen unförmlichen Bauch vor sich her tragend. Auch mancher wilde Schlachtengesell streckte seine riesigen Glieder unter den glatten Höflingen, so einer, der seinem Roß, das vor dem geschwollenen Bergstrome scheute, in die Fluth voran sprang und das furchtsame beim Zügel nach sich riß, und von dem man sagte, daß er die kleinen Böhmen wie Lerchen auf seine Lanze reihte, und auf die Frage, wie es ihm im Böhmenland gefallen, antwortete: „Es war Wurmzeug, sieben oder acht spießt' ich auf und trug sie dahin und dorthin, weiß nicht, was sie dazu brummten, es lohnte sich nicht, daß der Herr König und wir gegen solches Gesindel das Stahlhemd anzogen."

Sehr anschaulich erzählt Karl's Biograph Einhard vom Tagesleben des Königs, wie einfach er in Kleidung und Küche war, daß er am liebsten Braten aß, den ihm sein Koch auf dem Spieße hereinbringen mußte, und bei jeder Mahlzeit in der Regel nur dreimal trank, was ihm siebenhundert Jahre später Karl V. nachthat. Wenn er aber als Herr vor Fremden seinen Hofhalt sehen ließ, dann bedienten ihn bei Tafel die ersten seiner Großen, erprobte Kriegsmänner, als Schenken und Truchsesse, und wenn der König abgespeist hatte, wurden wieder sie von andern Edlen bedient; so ging es fort bis hinab zu den Küchenjungen, und ein unglücklicher Bischof, der in den Fasten den König getadelt hatte, weil er bei Tage Fleisch aß, wurde von ihm verurtheilt, erst nach den letzten Dienern des Hofes zu essen. Darüber kam Mitternacht heran. Und der Kaiser sagte darauf in seiner belehrenden Weise: „Jetzt weißt du, weshalb ich als der Erste schon bei Tage mit meiner Mahlzeit beginnen muß."

War die Mahlzeit in der ersten Halle beendet und speiste das Gefolge, dann blieben die Auserwählten in gelehrtem Kränzchen beisammen. Dann saß der König, der den akademischen Namen David führte, in Mitte seiner Kinder und Gelehrten. Hier wurden lateinische Gedichte vorgelesen, welche abwesende Mitglieder des Vereins eingesandt hatten, Verse der

Alten wurden erklärt, auch wissenschaftliche Fragen gestellt und Räthsel aufgegeben, die Töchter des Königs spielten zur Harfe und Laute und sangen in neuen Weisen. Es war eine lateinische Bildung, die erste Renaissance in Deutschland, emsig war die Seele der Deutschen bemüht, nach antiken Mustern zu schaffen, in engem Anschluß an Sprache und Darstellung der römischen Vorbilder. Und wer den größten Vorrath von alter Kunst in sich aufgenommen hatte, der wurde angestaunt, und er behielt doch wahrscheinlich am wenigsten von deutscher Natur. Auch darin war König Karl größer als seine Gelehrten, denen er bewundernd zuhörte; die Gesundheit seines Empfindens erhielt ihm die Liebe zu dem heimischen Sange, der den Gelehrten für kunstlos und barbarisch galt, weil er alle Tage auf den Straßen klang. Er ließ auch die deutschen Lieder, in denen die Großthaten der Frankenkönige besungen wurden, sammeln und niederschreiben. Und so lange die deutsche Sprache besteht, wird der Schmerz immer neu empfunden werden, daß seinem Wunsche nicht gelang, diese Sammlung auf spätere Geschlechter zu bringen. Noch in unserem Jahrhundert hat man in allen Ecken alter Bibliotheken die Handschrift gesucht. Vielleicht wurde sie bereits von seinem Sohne Ludwig vernichtet, der den heidnischen Volksgesang nicht leiden mochte.

Vieles in dem Wesen des großen Königs war so liebenswerth, daß es uns noch das Herz ergreift. Am behaglichsten aber ist er uns in seiner gelehrten Gesellschaft. In der Höhe des Mannesalters wird er selbst Schüler und freut sich wie ein Knabe seines erworbenen Wissens. Er disputirt gern darüber, er möchte gern alles verstehen und allen Leuten die Freude der Gelehrsamkeit verschaffen, die er so warmherzig empfindet. Er mag oft seinen Weisen unbequem gewesen sein, wenn er sicher urtheilte, wo er zu wenig wußte, und wenn er stritt, wo sie trotz ihrer Uebung im Schmeicheln sich nicht enthalten konnten, ihn für übel unterrichtet zu erklären. Er mußte sich auch manche

Zurechtweisung gefallen lassen, wenn bei ihm der heilige Eifer einmal allzu heldenhaft aufloderte. Als ihm Alkuin viel von der großen Gelehrsamkeit der alten Kirchenväter erzählt hatte, und er zu der Ueberzeugung kam, daß trotz aller seiner Mühe und unablässigen Arbeit seine Schulen noch nicht diese hohe Gelehrsamkeit zu geben vermochten, da brach er in den sehnsüchtigen Ruf aus: „O daß ich doch nur zwölf Geistliche in meinem Lande hätte von der Gelehrsamkeit des Hieronymus und Augustinus." Da schalt ihn Alkuin mit der guten Gegenrede: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nur zwei von ihrer Art, und du willst zwölfe haben."

Der König hatte eine unbegrenzte Ehrfurcht vor allem edeln Wissen und faßte scharf und schnell. Aber der Unterricht, welchen er selbst genossen, war wie die gesammte Lehre in seiner Jugendzeit, kümmerlich gewesen. Er sprach allerdings deutsch und romanisch, das Latein gut, das Griechische verstand er ein wenig, aber das Sprechen machte ihm Mühe. Er hatte lateinisch lesen gelernt; aber da er bei Gelegenheiten, die ihn in Versuchung setzten, laut vorzulesen vermied, darf man annehmen, daß ihm das Lesen nicht ganz bequem war. Rechnen lernte er erst im höheren Mannesalter, das Schreiben aber vermochte er nicht durchzusetzen. Er gab sich große Mühe, führte sein Täfelchen immer bei sich und legte es bei Nacht unter das Kopfkissen, doch die Hand fügte sich nicht dem Zwange. Er war vierzig Jahre, als er mit Eifer daran ging, das zu lernen, was man damals weltliche Wissenschaft nannte: Grammatik, Rhetorik und Dialektik, vor allem aber Astronomie. Seinem klaren Geiste floß die Rede sicher und leicht vom Munde, und seit er ein wenig in die Geheimnisse der Wissenschaft eingeweiht war, machte ihm die größte Freude, was er gelernt hatte, Andern mitzutheilen. Ja, es war viel von einem Schulmeister in ihm, er war bei jeder Gelegenheit emsig zu lehren und zu mustern; beim Chorgesang in seiner Kapelle spähte er scharf nach Priestern und

Sängern, wußte genau, was jeder vermochte, und wurde sehr ungnädig, wenn ein Fehler vorfiel. Er übernahm selbst die Functionen eines Chorführers, zum Vorlesen und Gesang während des Gottesdienstes gab er den Einzelnen das Zeichen, wo sie anfangen und sich ablösen sollten, und es scheint, daß er dabei mit einer großartigen königlichen Willkür verfuhr und nicht immer mit gebührender Rücksicht auf Sinn und Text sein Zeichen gab. Jedenfalls schwebten die Functionirenden, vom Bischof bis zum Chorknaben, in größter Angst, Unwissenheit oder Ungeschick konnte um seine Gnade bringen. Wenn er einmal ärgerlich wurde, so war es am ersten hier; wer aber Geistesgegenwart zeigte und pflichtgetreuen Sinn bei Responsorium und Lection, der durfte Gutes von ihm erwarten.

Nicht nur um die Bildung der Erwachsenen kümmerte sich Karl persönlich, auch die Knabenschule des Hofes stand unter seiner Aufsicht, er ließ sich die Arbeiten der Schüler vorlegen, strafte und belohnte. Dabei sah er forschend auf Gemüth und Charakter der jungen Leute und verwendete sie später mit einer Kenntniß ihres Wesens, welche sonst nur einem klugen Lehrer zu Theil wird. Die Schule muß eine große Anzahl Knaben und Jünglinge unterrichtet haben, denn in der nächsten Generation begegnen überall Männer, die dort ihre Bildung erhielten. Der Mönch von St. Gallen hat auch aus der Hofschule hübsche Geschichten bewahrt, welche uns den König vertraulich nahe stellen. Er erzählt z. B. wie folgt:

Da der allersiegreichste Karl nach langer Zeit in das Frankenreich zurückkehrte, befahl er, daß die Knaben zu ihm kommen sollten, die er dem Lehrer übergeben hatte, und ihm vorzeigen ihre geschriebenen Briefe und Gedichte. Also die vom Mittelstande und von niedriger Herkunft zeigten wider Erwarten Sachen vor, die mit allem Gewürz der Weisheit versüßt waren, die Edlen aber reichten hin, was ganz ungewaschenes Zeug war. Da ahmte der allerweiseste Karl die Gerechtigkeit des ewigen

Richters nach, er schied die guten Arbeiter zusammen aus auf die rechte Seite und redete sie also an: „Habt großen Dank, meine Söhne, daß ihr euch Mühe gabt, meinem Befehl und eurem Vortheil nachzukommen, so gut ihr vermochtet. Jetzt müht euch, zur Vollendung vorzudringen, und ich werde euch Bisthümer und prachtvolle Klöster geben, und immer werdet ihr ansehnlich sein vor meinen Augen." Darauf wendete er sein Antlitz mit großem Tadel auf die Linken, erschütterte ihre Gewissen durch einen flammenden Blick, und schleuderte auf sie ironisch diese schrecklichen Worte, mehr donnernd als sprechend: „Ihr Edlen, ihr Söhne von Fürsten, ihr Zarten und Niedlichen, ihr habt euch auf Geburt und Gut verlassen, habt mein Gebot und euren Ruhm verachtet, habt die Wissenschaften vernachlässigt und eure Zeit mit Pracht, Spiel, Nichtsthun oder eitlen Künsten verbracht." Dies schickte er voraus; dann wetterte er seinen gewöhnlichen Schwur, indem er sein hohes Haupt und die unbesiegte Rechte zum Himmel richtete: „Beim König der Himmel, ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit, wenn euch auch Andere bewundern; und das sollt ihr sonder Zweifel wissen, wenn ihr nicht die frühere Trägheit durch wachsamen Fleiß wieder gut macht, so werdet ihr vom Karl nie etwas Gutes erhalten."

Von den obenerwähnten Armen also nahm er einen, der ein guter Redner und Schreiber war, in seine Kapelle. Mit diesem Namen pflegten die Könige der Franken ihren heiligen Raum zu nennen, wegen der Kappe des heiligen Martinus, welche sie regelmäßig in den Krieg mit sich nahmen, sich zum Schutz und den Feinden zum Trutz. Nun wurde dem allersorgsamsten König Karl gemeldet, daß ein gewisser Bischof gestorben sei. Er aber frug, ob der Tote etwas von seiner Habe oder von Werken vor sich nach dem Himmel vorausgeschickt hätte, und der Gesandte antwortete: „Herr, nicht mehr, als zwei Pfund Silber." Da also seufzte jener Jüngling, er konnte den Hauch des Geistes nicht in der Brust zurückhalten und brach wider Willen, so daß

es der König hörte, in diese Worte aus: „Klein ist das Reisegeld auf den weiten und langen Weg.“ Und Karl, der allerbedächtigste der Männer, überlegte ein wenig und sagte zu ihm: „Und glaubst du, daß du mehr auf die weite Reise verwenden würdest, wenn du dieses Bisthum erhieltest?“ Der Knappe verschlang sogleich das schwebende Wort, wie überreife Trauben, welche in einen aufgesperrten Mund hinabfallen; er fiel zu den Füßen des Königs und sagte: „Herr, das liegt in Gottes Willen und in eurer Macht.“ Und der König sagte: „Stehe hinter der Gardine, welche in meinem Rücken hängt, und lausche, was für große Mitbewerber du bei dieser Würde haben wirst.“

Als nun die Hofleute, welche immer auf das Unglück und den Tod Anderer lauern, den Abgang des Bischofs hörten, suchten sie alle ungeduldig und einer dem andern neidisch für sich selbst das Bisthum zu erwerben durch solche, welche dem Kaiser vertraut waren. Aber er bestand unerschütterlich auf seinem Beschluß, schlug es allen ab und sagte, er wolle jenem Bürschchen nicht unwahr sein. Endlich sandte die Königin Hildegard zuerst die Großen des Reichs, dann aber kam sie selbst zum König, um dies Bisthum für ihren Geistlichen zu fordern. Er nahm ihre Bitte holdselig auf und sagte, er wollte und könnte ihr nichts abschlagen, aber es zieme ihm nicht, jenes Pfäfflein zu täuschen. Wie es nun aller Frauen Gewohnheit ist, daß sie ihr Meinen und Belieben höher achten wollen als den Beschluß der Männer, so verbarg sie hinterhaltig ihren Zorn, wechselte die laute Stimme ins Zarte, versuchte durch flehende Geberde den unbewegten Sinn des Kaisers zu erweichen, und sagte ihm: „Herr mein König, was soll dieser Knabe dieses Bisthum verderben? Aber ich beschwöre euch, holdester Herr, mein Ruhm und mein Heil, gebt es eurem treuen Diener, diesem meinen Geistlichen.“ Da umschlang der Jüngling, den der König hinter den Vorhang gestellt hatte, bei dem er saß, auf daß er höre, wie jeder von den andern flehte, den König mit sammt dem Vorhange und brach

in diese Klage aus: „Herr König, bleibe fest, damit sie dir nicht die Macht aus der Hand winden, die dir Gott gegeben hat.“ Da rief ihn der allertapferste Held der Wahrheit hervor und sagte ihm: „Nimm das Bisthum und sieh zu, daß du mehr Aufwand und Reisegeld für mich und dich vorausſendest auf jene lange Fahrt, von der keine Rückkehr ist.“

Der König war gastfrei und sah gern Fremde an seinem Hofe. So stark war in der letzten Zeit der Fremdenbesuch, daß die Ordnung des Hofhalts schwer zu erhalten war, das Land die Belästigung empfand, und die Franken unzufrieden wurden. Karl aber kümmerte sich gar nicht darum. Es war eine bunte Gesellschaft, welche aus der Fremde kam; neben dem gelehrten Mönche aus Italien, der lateinische Verse zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, stand im Vorzimmer der Sarracenenhäuptling aus Spanien, mit Turban und juwelengeschmücktem Handjar, vornehme Sachsen im langen Linnengewande, der langobardische Graf in kurzem Purpurmantel, den er sich mit Pfauenfedern besetzt hatte, Avaren mit geflochtenem Haarschopf, dazwischen Gesandte des Kaisers von Byzanz, braune Mauren und schlanke Perser. Der König war gegen alle der gastliche Wirth, froh Geschenke zu geben, und herzlich erfreut, wenn er etwas Seltenes erhielt. Die Kaiser von Byzanz hatten seinem Vater eine Orgel geschenkt, die erste im Frankenlande, dann ihm selbst eine bessere, und die himmlische Musik des Wunderwerkes wurde noch immer von Geistlichen und Laien angestaunt, wie es bald das Rollen des Donners, bald den süßen Ton der Leier und Cimbel nachahmte. Harun al Raschid sandte durch Isaak einen Elephanten und lustige Affen, der Maurenkönig aus Afrika einen Löwen und numidischen Bären. Karl aber beschenkte den Harun mit Hunden, welche so stark waren, daß sie einen Löwen packten*).

---

*) Der Elephant Abul Abbas machte dem König große Freude. Seine Ankunft wurde in den Reichsannalen verzeichnet, und ebenso neun

Gern führte der König seine Gäste auf die Jagd, denn Waidwerk blieb ihm die liebste Erholung; der Jagdgrund, zu dem er am häufigsten zog, war der Ardennerwald. Stattlich war der Auszug der kaiserlichen Jagd, wie ihn Angilbert, der Freund und Sänger Karl's, beschreibt*). Wenn die erste Morgenröthe auf die Berggipfel fiel, dann eilte die Schaar der edlen Knaben vor das Schlafgemach des Königs und erwartete ihn auf der untersten Stufe. In der Stadt wurde es laut, die Menge tummelte sich auf dem Platz, die Herren riefen ihren Dienern, Roß wieherte gegen Roß. Das Leibpferd des Königs wurde an die Stufen geführt, Zaum und Decke waren mit Gold geschmückt, stolz schüttelte es die Mähne und freute sich der Bergfahrt. Endlich trat Karl heraus, sein edles Haupt umschloß ein Goldreif, gewaltig war auch in der Jagdlust seine Haltung und Geberde, der Schwarm umdrängte ihn, die Knaben trugen die Jagdspieße mit spitzen Eisen, das leinene Netz mit vierfachem Saume, sie führten die halsgefesselten Hunde, Winde und Braken. Das Stadtthor öffnete sich, die Hörner tönten, lustig zogen die Klänge durch die Luft, der König fuhr mit seinem Jagdgefolge ins Freie. Länger säumte die Königin, endlich kam sie aus dem Schlafge-

---

Jahre darauf sein unvermuthetes Ableben hinter dem Tod der Prinzessin Hruodrud.

*) Die Annahme, daß Angilbert Verfasser des Epos von Karl sei, wird aufrecht erhalten werden müssen, bis die Gegner nachweisen, von wem es überhaupt sonst verfaßt sein könnte. Als Theodulf seine Epistel an Karl schrieb (III, 1), war das Epos des neuen Homer in Arbeit und der lateinischen Tafelrunde wohl bekannt, aber das erhaltene Bruchstück war noch nicht verfaßt. Bei Theodulf wird die Königin Luitgard noch als virago hinter den drei ältesten Prinzessinnen aufgezählt, — es scheint, daß König Karl diese Gemahlin erst auf Probe nahm, — im Epos hat sie volle Würde der Königin: und wieder hat die Stelle in der Epistel Theodulfs, in welcher er Kleidung und Schmuck der Fürstinnen unterscheidet, dem Verfasser des Epos bei seiner Beschreibung der einzelnen Königstöchter vorgeschwebt. Die Epistel Theodulfs ist auf den Spätherbst 796, das erhaltene Bruchstück Angilberts auf dieselbe Zeit 799 anzusetzen.

mach, gefolgt von großer Schaar. Die Locken hingen mit Purpurband durchwunden auf den hellen Hals, goldene Fransen umsäumten das dunkle Purpurgewand, an der Schulter glänzte ein kostbarer Beryll, auf der Stirn das goldene Diadem, am Hals ein Band von Edelsteinen. Die Königin bestieg ihr Roß, das feurig unter der Hand des Knaben aufbäumte, und folgte mit großer Begleitung dem Gemahl. Die übrige Jugend erwartete an der Thür die Kinder des Königs. Nach der Ehre ihres Alters treten sie einzeln hervor, Karl der älteste, das verjüngte Abbild des Vaters, dann der kriegstüchtige Pippin, der Held des Avarenkrieges, der Liebling des Hofes, mit einer großen Schaar der Begleiter, auch er die Schläfe mit goldenem Reife geschmückt. Mit der Schaar der Edlen reiten sie in das Freie, groß ist Getön und Gedrang, laut schallen die Hörner, bellen die Hunde. Jetzt erst folgt die Reihe der Königstöchter, sie schwingen sich mit den Frauen ihres Gefolges auf die Rosse, zu gemächlichem Schritt bändigt Hruodrud das ihre, dann kommt Bertha in großem Frauengefolge, Gisela, Hruodhaid, Theodrada, Hildrud, sie jagen auf flüchtigen Rossen den Männern nach in das Freie.

Das ganze Jagdheer ist am Waldessaum gesammelt. Die Ketten werden den Hunden abgelöst, sie stürzen in das Holz, das Wild zu suchen. Die Reiter umgeben das Dickicht, Gebell erschallt, ein Eber ist gefunden, den Hunden stürmen die Männer nach, von lautem Getöse ertönt der Wald. Der Eber stürzt vorwärts und hält sich auf der Höhe des Berges. Die Hunde erreichen ihn, er aber fällt sie mit scharfem Zahn. Da sprengt der König selbst herzu, und als der schnellste im Haufen stößt er ihm das Eisen in die borstige Brust und ruft laut dem Gefolge: „Gut Heil dem Tage wie der Anfang war; wohlauf an Waidmanns Werk mit Gunst, Gesellen!“ — Kaum war das Wort gesprochen, so stob der Haufen den Berg hinab und jeder dachte der Beute, Karl aber flog allen voran, den Wurfspeer in der Hand.

Viel Wild ward erlegt bis zum Abend. Da theilte der König die Jagdbeute unter alle Edlen, dann ging der Zug nach der grünen Lichtung, wo ein Bach floß, Wohnsitz von vielen Vögeln, die dort hausten und badeten. Dort standen goldgeschmückte Zelte auf dem Grund und hin und wieder die Jagdhütten der Edlen. Und Karl rüstete den Jagdgenossen ein frohes Mahl und setzte sie nach den Jahren gesellt, die würdigen Greise zusammen, die Männer bei vollen Jahren und wieder die flügge Jugend, und gesondert die Jungfrauen. Er ließ den Wein auf die Tische setzen. Unterdeß sank die Sonne, die Nacht stieg herauf, die Müden ruhten aus unter dem Zeltdach im grünen Walde.

Nicht ohne Gefahren war die Jagd im Bergwald, noch wurde der Bär und Auerochs verfolgt, und Karl selbst erlebte mit dem wilden Gethier Abenteuer. Einst — es war in früheren Jahren — verfolgte er einen Trupp Ure. Er fuhr an eines der Thiere heran und hob die Waffe, aber der Schlag mißlang, das gräuliche Thier zerriß dem König die Strümpfe und die Bänder der Schuhe und traf mit der Spitze des Horns sein Bein. Isambard aber, der Sohn des Warin, sprang gegen das Thier, bohrte den Speer zwischen Schulter und Hals bis in das Herz, und wies das zuckende Ungeheuer dem König. Der König aber that als sähe er's nicht. Nun kamen alle und wollten zum Dienst des Königs ihre Strümpfe ausziehen; er aber hinderte sie und sprach: „So zugerichtet muß ich zur Hildegard kommen.“ Der König ritt zurück, er rief die Königin, zeigte ihr den zerrissenen Fuß und sprach: „Was verdient der, der mich von diesem Gegner befreit hat?“ Und sie erwiederte: „Das Beste.“ Da erzählte der Herr ihr alles der Reihe nach und legte ihr die ungeheuern Hörner als Zeichen hin, sie aber stöhnte und weinte und schlug sich die Brust. Und da Isambard damals in Ungnade war und aller Würden beraubt, so warf sie sich dem König zu Füßen und erbat für Isambard alles zurück, und sie selbst spendete ihm Gaben.

Aber auch dieses große Fürstenleben verfiel dem Schicksal, welches aller irdischen Größe bereitet wird. Die größte Menschenkraft vermag nicht bis an das Ende ihrer Tage dem Bedürfniß der Nation Genüge zu thun. Gerade durch das Größte, was der Mensch gethan, wird er beschränkt, die Folgen seiner Thaten, nicht der argen allein, auch der guten, verengen ihm den Pfad; wer ein Volk in seine Bahnen zwingt, der beschränkt ihm auch den künftigen Erdenweg, und vieles, was er nicht zwingen kann, empört sich, während er lebt oder nachdem er gestorben, gegen seine Schöpfungen. Karl sorgte als strenger und liebender Vater für sein Volk, aber die Größe, welche er seinem Staate gegeben, forderte unabläßig eine Herrscherkraft wie die seine. Er war als Gesetzgeber eifrig um Recht und Wohl der Kleinen bemüht; aber gerade durch seine Heereszüge, welche in den ersten dreißig Jahren seiner Regierung fast alljährlich die Grenzen überschritten, wurde die Lage der Gemeinfreien unerträglich, und die Zahl der freien Landarbeiter verringerte sich unter ihm zusehends, das Fußvolk wurde schwächer als die Reiterei, die Grafen des Königs und die reicheren Grundherren wurden mit dem Reiterhaufen, den sie zuführten, allmälich ein privilegirter Stand; gerade Karl, der gute Landwirth, der Herr aus altem Bauerngeschlecht, drückte wider Willen den freien Landbauer herab und hob die reisigen kleinen Dienstleute, und er, der große Kriegsfürst, verringerte die Kraft des Fußvolks und schuf ein Reiterwesen, welches die Franken zu großem Kriege untüchtig machte. — Aber Anderes war ihm und uns verhängnißvoller.

Am Weihnachtstage des Jahres 800 setzte der Papst dem mächtigsten König der Christenheit die römische Kaiserkrone auf das Haupt und kniete dabei verehrend vor ihm nieder, und die Römer riefen ihm Imperator und Augustus zu. Die höchste Erdenwürde, mit heiligem Nimbus umgeben, wurde ihm zu Theil, das alte Römerreich, die große Erinnerung aller Germanenvölker, ward wieder lebendig, und die verhängnißvolle

Verbindung der Deutschen mit Italien, des germanischen Königs mit der römischen Kirche wurde aufs neue geweiht. Alles Große und Gute, was Karl gethan hatte: die Erhebung des Frankenvolks zu einem mächtigen Staat, die wohlwollende Schutzherrschaft über die Kirche des Abendlandes, das lateinische Gebet seines Kaplans, das Abschreiben römischer Handschriften, die Erörterungen mit Alkuin über die römischen Partikeln de und dis, das Standbild Theodorich's, welches er täglich von seinem Palast sah, das alles hatte unablässig zwischen ihm und Rom unsichtbare Fäden gezogen; sie drehten sich jetzt zu einem Seil, durch welches das Schicksal seiner Nachfolger, ja das Schicksal der deutschen Nation bis zur Gegenwart an Italien und die römische Curie gefesselt wurde. Nicht er fühlte, so lange er lebte, die Bande, aber sie haben die Deutschen seit seinem Leben unablässig eingeschnürt.

Die letzten vierzehn Jahre seiner Regierung waren die friedlichsten, nicht die glücklichsten für ihn selbst. Schon das Jahr 800 raubte ihm seine Gemahlin, das Jahr 804 den würdigen Alkuin. Der mächtige Herr Europa's mußte erleben, daß die Küsten seines Reiches durch neue Feinde heimgesucht wurden, denen auch seine Flotten, die er an der Nordsee und dem Mittelmeere bauen ließ, nicht zu wehren vermochten. Im Nordmeer boten die Normannen, im Mittelmeer die Sarracenen seinem Kriegsbanner Trotz; tief empfand er die Gefahr, welche seinem Reich durch die unnahbaren Feinde bereitet wurde. Die furchtbaren Jahre 810 und 811 brachten nicht nur unter die Heerden Pest, unter die Menschen Hunger, sie trafen auch das Herz des Königs, er verlor seine älteste Tochter und die beiden ältesten Söhne Karl und Pippin. Schon im Jahre 812 machte er ein Testament, 813 rüstete er sich zu sterben, er nahm mit Thränen Abschied von dem letzten seiner Söhne, Ludwig, den er als gekrönten Kaiser nach Aquitanien entließ. Seine letzte Fahrt war zur Jagd in den geliebten Ardennerwald.

Seitdem steht dieser Mann der deutschen Volkskraft zwischen Deutschen und Romanen, zwischen dem Germanenthum der Völkerwanderung und dem Deutschthum der spätern Jahrhunderte wie ein riesiges Bild, welches die Markscheide zweier Nationen und zweier Bildungsstufen des deutschen Wesens bezeichnet. Denn er war zugleich der Vollender einer alten Zeit und Eröffner einer neuen; der größte Fürst aus der Wanderzeit und der größte Fürst des Mittelalters. In dem Lauf seines langen thatenreichen Lebens wiederholt sich das Schicksal des Germanenthums aus frühern Jahrhunderten, und dasselbe Schicksal, das er sich bereitet und durchlebt, vollendet sich auch an den Geschlechtern aller folgenden Kaiser, an Sachsen, Franken und Hohenstaufen. Es ist unter veränderten Umständen dieselbe große geschichtliche Tragödie. Die Germanen der Urzeit verfallen nach siebenhundertjährigem Kampfe dem romanischen Wesen. Karl der Große beginnt als deutscher Heerkönig und endet als Bundesgenosse des Papstes und römischer Kaiser, die Sachsen-, Franken-, Hohenstaufen-Herren kommen herauf als deutsche Edle, gehoben durch die Sehnsucht des Volkes nach einem kräftigen deutschen Herrn, und sie enden in italienischen Kämpfen und dem Streit um die Weltherrschaft.

Als Krieger und Landwirth von deutscher Art begann Karl der Große, und er endete als Herr eines mächtigen Adels, einer herrschenden Kirche; er war, als er zur Regierung kam, ungelehrt wie sein Volk, und als er starb, hinterließ er eine Anzahl großer Culturstätten, Tausende von Büchern, gelehrte Priester und Weltleute in allen Theilen des Reiches. Wo die wilden Sachsen Menschenopfer gebracht, wo die Friesen ihre Bekehrer erschlagen, wo die Avaren mit ihren Köchern über die Matten fruchtbarer Thäler geritten, da erhoben sich jetzt Glockenthürme, königliche Meiereien und Klosterschulen. Sein großes Reich zerfiel unter seinen Nachfolgern, aber die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menschen gesenkt

hatte, überdauerten die Verwüstungen der nächsten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutschen gab, beginnt die selbständige Zeit deutscher Geschichte.

Er war ein Herr über Deutsche und Romanen, sein Geschlecht war an der alten Grenze zwischen beiden Nationalitäten heraufgekommen, aber Karl wußte wohl, daß die letzte Quelle seiner Macht in der Hingabe und Tüchtigkeit seiner ungebildeten Deutschen lag. Die großen Häuser, wo er am liebsten wohnte, Ingelheim und Aachen, hat er auf deutschem Boden gegründet, die Frauen, die er liebte, hat er aus deutschem Blute gewählt, der Schwerpunkt seiner Kraft schob sich allmälich durch seine Siege und Culturen auf unsere Seite des Rheins. Das erkannten auch die Päpste. Er selbst war ein Deutscher von Kopf bis zu Fuß, stahlhart und kindsweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde, wol der größte Fürst von deutschem Blut, den die Geschichte kennt.

Wo er schritt und wo er saß, erschien er als Mann und Herr. Er war breit von Brust und stark von Schultern, eine gewaltige Gestalt, seine Höhe sieben Fuß*), wenn man das Maß von der Länge seines Fußes nahm. Seine Augen waren sehr groß und lebendig, die Nase stark, sein Haar im Alter von schönem Weiß, das Antlitz offen und fröhlich. Dabei hatte er einen runden Oberkopf, einen Stiernacken und eine helle, aber hohe Stimme. Auch in seinem Aeußern war er ein königlicher Ackersmann.

*) Einhard hält sieben Fußlängen für die richtige Proportion eines Mannes.

7.

Aus dem Klosterleben.

Im zehnten Jahrhundert.

Das gewaltige Mittelreich Europa's, welches Kaiser Karl geformt hatte, zerfiel. Unter seinen Nachfolgern schied sich deutsches und romanisches Wesen in Bruderkampf und schweren Leiden. Aber die Kriege des großen Kaisers hatten den deutschen Norden an den Süden geschlossen, und ein neues Grün sproß aus den Aeckern, die er erobert. Die blutigste Arbeit seines Lebens wurde für alle Zeit die segensvollste. Er hatte alle deutschen Völker zwischen Rhein und Elbe in seinem Staate vereinigt, und er hatte in Klöstern und Kirchen und am Hofe den Deutschen eine christliche Bildung erzogen.

Auch sein eigenes Geschlecht verging in Familienzwist und Schwäche; aber aus dem Sachsenland, das er für deutsche Cultur erobert hatte, erblühte ein junges kräftiges Volksthum, ein neues großes Königshaus, welches durch hundert Jahre über Deutschland waltete und die Grenzen des Reiches gegen Slaven und Ungarn erweiterte. Erst durch die Sachsenkaiser wurde das deutsche Reich, welches seit Ludwig, dem Enkel Karl's, die Völker deutscher Zunge zusammengebunden hatte, zu einer festen Staatseinheit geschlossen, durch sie über Deutschland eine Zeit heraufgeführt, auf welche wir noch heut mit inniger Freude blicken. Denn unter ihnen fühlte sich das deutsche Volk

zum ersten Male als ein Ganzes gegenüber den Fremden. Die alte Kraft, gebändigt durch den milden Christenglauben und durch die Ordnung des neuen Staates, rührte sich auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Geist und Gemüth der Deutschen zeigen uns in der lateinischen Literatur jener Zeit und in den ersten Werken deutscher Schriftsprache hinter steifer Unbehülflichkeit eine fesselnde Wärme und eine herzgewinnende Einfalt, die in keiner spätern Zeit sich so kindlich und rein kund giebt. Im Vordergrunde des politischen Lebens aber steht in dieser Zeit die starke Bauernkraft des sächsischen Stammes.

Jetzt erst wirkte das Christenthum seinen vollen Segen. Von Klöstern und Bischoffitzen verbreitete sich eine Bildung, die in ihrer Literatur noch fast ganz lateinisch, in ihren praktischen Forderungen fast ganz deutsch war. Mit neuer Kraft bethätigte der Christenglaube seine Macht als Culturträger. Allerdings auf eine Weise, welche uns fremdartig erscheint; denn es war Fügung, daß gerade die Richtung, welche unserer Bildung am wenigsten heimisch ist, die weltverachtende Askese, den Völkern des Mittelalters weltliche Cultur und irdisches Heil begründen sollte.

Christus und die Apostel hatten nicht in der Einsamkeit härenes Gewand getragen, sondern ihr Leben daran gesetzt, Lehrer der Völker zu werden. Aber asketischer Eifer, in dem jüdischen Glauben wie in den heidnischen Culten des Orients seit alter Zeit geschäftig, drang auch in die milde Christenlehre.

Aus den sittenlosen Städten Aegyptens, wo uralte Superstition sich mit griechischen und orientalischen Culten widerwärtig gemischt hatte, wo raffinirte Sinnlichkeit auch die Christgläubigen verdarb, zogen sich die frommen Büßer hinweg in die Wüsten längs dem Nilthal. Dort am Saume der bewohnbaren Welt errichteten sie ihre Zellen, um darin betend zu kauern, oder einen Säulenschaft, um zu Gottes Ehre darauf zu stehen.

Wer jetzt das Leben eines dieser Heiligen, wie es von sei-

nen Verehrern aufgezeichnet ist, überschaut, wird widerwillig die große Hingabe an die Gottesidee anerkennen, aber auch einen Schauder nicht überwinden vor der furchtbaren Einseitigkeit solcher Devotion. Als Knabe wurde Hilarion von heidnischen Eltern nach Alexandrien in die Lehre eines Grammatikers gegeben, aber den Knaben trieb der Ruf des heil. Antonius zu diesem in die Wüste. Er blieb einige Monate bei ihm als bewundernder Schüler; doch der Zudrang der Menschen und die Wuth der Besessenen, welche um den großen Exorcisten brüllten, wurde dem Knaben zu viel, er kehrte nach Palästina zurück, vertheilte die Habe seiner gestorbenen Eltern unter die Armen und ging, funfzehn Jahre alt (um 310), in eine Einöde unweit dem Strande, die durch Räuber unsicher gemacht wurde. Er war ein zartes Kind, anfällig gegen Witterung, seinen Leib hüllte er in einen Sack, außerdem hatte er einen Ueberwurf von Fellen und einen Bauernmantel; so hauste er zwischen Meer und Sumpf, seine Tageskost waren funfzehn Datteln, die er nach Sonnenuntergang aß, keine Nacht schlief er der Räuber wegen an derselben Stelle. Er sah Gesichte, Gestalten in Kriegswagen, welche über ihn weg fahren wollten und vor ihm in der Erde verschwanden, hörte Geschrei und Gebrüll von Geistern und dämonischen Thieren. Da dem Unschuldigen doch lüsterne Bilder kamen, so entzog er sich noch von der dürftigen Kost, arbeitete mit dem Grabscheit und flocht Binsenkörbchen. Gegen Sonne und Regen baute er sich eine Zelle, so klein, daß gerade nur sein Leib hinein ging, einem Sarge ähnlicher als einer Wohnung. Das Haar schor er einmal im Jahre, am Ostertage; sein Lebtag schlief er auf einem Binsenlager; den Sack, den er einmal umgethan hatte, wusch er nie, weil Sauberkeit im Büßerhemd überflüssig sei; auch das obere Kleid wechselte er nie, bis es ganz zerrissen war. Er betete, sang Psalmen und sprach sich die Worte der heiligen Schrift vor. Mit seiner Kost wechselte er nach den Jahren, durch drei Jahre aß er ein kleines Maß

Linsen, die er in kaltem Wasser gequollen hatte, wieder drei Jahre trocknes Brod und Salz, wieder drei Jahre nur wilde Kräuter und Wurzeln; als er später fühlte, daß sein Augenlicht abnahm und die Haut an seinem ganzen Körper schuppig wie Bimstein wurde, setzte er etwas Oel zu seiner Gemüsekost. Einst kamen Räuber, die von ihm gehört hatten, ihnen sagte er: „Ich bin nackt;“ als sie antworteten: „Du kannst doch getötet werden,“ versetzte er ruhig: „Ich kann, ja ich kann, ich bin bereit zu sterben.“ Der Ruf seiner Frömmigkeit drang durch das Land, die Leute zogen zu ihm und flehten in der Noth um sein Gebet, denn sein Gebet wirkte Wunder, heilte Kranke und vertrieb den Teufel, sogar aus einem ungeheuern baktrischen Kameel, das viele Menschen umgebracht hatte, und von mehr als dreißig Männern an dicken Stricken zu ihm geführt wurde, er ließ es losbinden, und das Kameel stürzte kraftlos zu seinen Füßen nieder. Auch andere Einsiedler gesellten sich zu ihm, es wurde eine fromme Genossenschaft in der Wüste; aus weiter Ferne suchten Besessene seine Wunderkraft, unter diesen auch ein vornehmer Deutscher aus Byzanz. Ihm aber wurde der Zudrang der Menschen lästig, er fiel in Schwermuth, weinte und sehnte sich nach seiner frühern Einsamkeit, die Gesellschaft der Büßer erschien ihm wie ein Kerker. Durch flehentliches Bitten suchte ihn die ganze Gegend zurückzuhalten, endlich zog ein großer Haufe mit ihm aus, er aber wählte vierzig Mönche, welche den Tag über wandern konnten, ohne zu essen, und entließ das übrige Volk. Er besuchte die Heiligen in den Städten Asiens und die Einsiedler in der Wüste und auf den Bergen; überall entfernte er sich wieder, durch den Zulauf der Menschen erschreckt. Endlich setzte er sich zu Schiffe, kam nur mit einem Knaben nach Sicilien und bezahlte die Reise mit seinem Evangelienbuch; auch dort ging er, bereits ein alter Mann, an eine wüste Stätte, sammelte alltäglich Holz und schaffte es auf dem Rücken des Knaben nach der nächsten Stadt, um dafür Speise

zu erhalten. Unterdeß suchte einer der treuesten Schüler den großen Heiligen durch alle Länder, endlich erfuhr er in Sicilien, daß ein alter Jude in der Einöde Holz sammle. Er eilte zu ihm, warf sich ihm zu Füßen und wurde endlich von ihm aufgenommen.

Aber sogleich litt es den Alten nicht mehr in der Gegend; er fuhr nach Dalmatien, wo er fremd war; auch dort verrieth ihn seine Wunderkraft. Denn wo er hinkam, schrien die Teufel ängstlich, daß Hilarion da sei, überall strömten die Menschen zu, und immer wieder dachte er auf Flucht. Endlich zog er nach Aegypten in eine grausige Einöde, zu einem Berge, den man kaum auf Händen und Füßen kriechend ersteigen konnte. Dort fand er Bäume und Wasserquellen und die Trümmer eines Heidentempels, um welche Tag und Nacht ein Heer böser Geister brüllte. Da freute er sich sehr, daß er seine Gegner in der Nähe hübsch beisammen hatte, und blieb dort fünf Jahre in hohem Greisenalter. Jetzt war er wieder allein, nur zuweilen kroch sein treuer Schüler zu ihm hinauf. Endlich störten ihn auch dort wundersuchende Fromme; die letzten fanden ihn sterbend. Er hatte einen Brief geschrieben an seinen Freund Hesychius und diesem seine Schätze vermacht, nämlich sein Evangelium, den Sack, den er auf dem Leibe trug, und die Mönchskutte. Seine letzten Worte waren: „Geh hinaus, meine Seele, was fürchtest du dich, was zauderst du?"

Es lag im Wesen der Zeit, genau die heiligen Muster nachzuahmen. Das Leben des heiligen Antonius, des heiligen Hilarion wurde für hunderte ein Vorbild, und die Gestalten dieser großen Büßer die Ahnen aller Mönchsgenossenschaften im Morgen- und Abendland. Denn um die Zellen leidenschaftlicher Büßer erhoben sich zahlreiche Hütten Frommer, welche gleich ihnen die arge Welt verlassen hatten, um in Entsagung dem Herrn zu dienen. Durch kluge Führer wurden diese zu einer socialistischen Genossenschaft vereinigt, welche in der Ein-

samkeit zuerst den nothdürftigen Lebensunterhalt aus dem Boden zog, bald neben den Andachtsübungen andere, Gott wohlgefällige Arbeit übte, zuströmende Arme und Kranke pflegte, und die Kenntniß der heiligen Schriften durch ihre Schreibekunst vermehrte. Ein strenges Gesetz regelte das Zusammenleben der Frommen; auch seit sie aus den Wüsten an die Städte des Orients gesiedelt waren, hielten sie ihr kleines Reich durch Zaun und Clausur von der Welt geschieden.

In Europa erlangten diese frommen Gesellschaften zuerst eine merkwürdige Bedeutung auf der entlegensten Westinsel, in Irland. Sehr früh muß das Mönchsthum aus Aegypten dorthin gedrungen sein. In einem keltischen Stamm von feurigem Sinn und überreger Phantasie bildeten sich auf den Gebieten kleiner Landesherren thätige Genossenschaften von entsagenden Frommen, welche im Gottesfrieden das Land bauten, Gewerbe trieben und heilige Bücher copirten. Uns ist überliefert, daß um das Jahr 600 das Kloster Bancor an der Grenze von Cornwallis sieben Abtheilungen Mönche, jede von 300 Mann unter einem Vorsteher, gehabt habe. Sie lebten nach alter Regel, erkannten die Autorität des römischen Bischofs nicht an, und wurden deshalb bei einem Kampfe mit den halb heidnischen, halb katholischen Angelsachsen zum großen Theil niedergemacht; denn die Mehrzahl von ihnen war in geschlossener Schaar ausgezogen, um während der Schlacht gegen die Fremden zu beten. Der König Edilfrid sah sie auf einem Hügel stehen und rief: „Wenn sie gegen uns zu ihrem Gott schreien, so schaden sie uns durch ihre Bitten, sie sind auch ohne Waffen unsere Feinde.“ Und er ließ 1200 derselben niederhauen, nur 50 retteten sich durch die Flucht. Aus Bancor zog um 590 Columban nach dem Süden, den weltlich Gesinnten die Lehre der Entsagung zu verkünden, und wie er, ungezählte Haufen seiner Landsleute. Vom sechsten bis zwölften Jahrhundert bewährten die irischen Mönche einen Wandertrieb, wie sonst nur Germanen, sie pilgerten

durch das ganze Abendland, sie gründeten überall Einsiedeleien und kleine Mönchsgenossenschaften, sie setzten sich fast in allen Klöstern fest.

Selten reisten sie anders als truppweise. Sie führten lange Stöcke, lederne Quersäcke und Flaschen, trugen wallende Haare und waren häufig nach nordkeltischer Sitte an einzelnen Theilen des Leibes, zumal an den Augenlidern tättowirt. Es waren Männer von alterthümlicher Strenge und Einfalt, oft heftige und gewaltsame Naturen; sie lehrten in den Klöstern Frankreichs und Deutschlands, was sie von heimischer Kunst mitbrachten. Denn sie waren eifrige Musiker, zumal auf der Harfe, und große Künstler im Schreiben und Bilderzeichnen, die seltsamen Formen ihrer Arabesken und Initialen in erhaltenen Manuscripten verrathen noch die alte Verbindung mit den asiatischen Eremiten. Sie waren auch praktische Leute als Ackerbauer und Baumeister, und verstanden viele geheime Künste des Fischfangs, welche die süddeutschen Mönche von ihnen lernten und noch Jahrhunderte später mit besonderer Freude anwandten *). Als sie ihre Wanderfahrten begannen, waren sie noch nicht römisch-katholisch, aber sie wurden in den Germanenklöstern des Continents als geehrte Gäste freundlich empfangen; in der Folge, selbst als sie die Benedictinerregel angenommen hatten, nicht immer gut behandelt. Ihre Bedeutung für die Cultur des Mittelalters ist nicht gering anzuschlagen, denn fast überall fachten sie die ersten Funken christlicher Bildung in den Klöstern an. Aber in Wesen und Bräuchen blieb ihnen etwas Fremdländisches. Von ihnen stammen die Schottenmönche, welche in den Kreuzzügen noch einmal Bedeutung gewannen.

Unterdeß war von Italien aus das Klosterleben in anderer Weise reformirt worden. Benedict von Nursia gab den Mönchen auf Monte Casino um 529 eine Regel, welche Vorbild für das

*) F. Keller, Bilder und Schriftzüge in irischen Manuscripten, in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, Bd. VII, 66.

gesammte Abendland wurde. Es war die germanische Idee der Gefolgeschaft, welche er in seiner Gesellschaft ausbildete; unter einem Häuptling, dem Abt, standen im Dienste des großen Himmelsherrn oder seines Heiligen die frommen Mannen in drei Abstufungen, wie Germanenbrauch war, als Priester, Diakonen und Knappen (pueri). Durch die drei Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Ehelosigkeit waren sie an den Herrn gebunden; sie hatten außer dem geistlichen Dienst auch die Bundespflicht, Schüler zu unterrichten und mit der Hand zu arbeiten. In dieser Regel erblühte das Mönchsleben zuerst bei den neu bekehrten Angelsachsen. Während Kenntniß der Schrift und Literatur unter den letzten Merovingern gering wurden, war in den Klöstern der Angeln die größte Gelehrsamkeit jener Zeit, eine reine begeisterte Hingabe an die heilige Wissenschaft und emsiges Abschreiben alter werthvoller Bücher. Von Pippin Heristall bis auf Karl den Großen bewahrten die Angelsachsen fast das gesammte Wissen, durch welches spätere Jahrhunderte gebildet wurden. Und wie 200 Jahre früher die Iren, so zogen seit dem achten Jahrhundert die angelsächsischen Mönche von ihrer Insel nach dem Süden, als die großen Lehrer und Culturträger des Abendlandes; mit Bonifacius und Alkuin noch viele andere, auch sie in ungezählter Menge; sie gründeten überall Klöster, tauften die Heiden, besetzten die Bischofsstühle, wurden Rathgeber und Erzieher der Fürsten und der Völker.

Wollte ein deutscher Landesherr ein Kloster gründen, so verständigte er sich mit den Mönchen eines bestehenden Mutterklosters. Dann wurde der Platz sorgfältig überlegt, vielleicht war es ein alter Tummelplatz heidnischer Dämonen in tiefem Walde, wie bei Gandersheim, oder eine günstige Culturstelle, wie bei der zweiten Anlage (822) von Corvey, der Tochter des französischen Klosters Corbie. — Ackerscholle, Quell und Teich, das Gestein und das Sonnenlicht auf Wald und Hügel, die Straße, der Ausblick in das Land und die Nachbarschaft wurden

sorglich erwogen, Brüder wurden als Späher ausgesandt, bei den Frommen der Umgegend ward Kunde eingeholt, dann erst wurde eine Gesellschaft der Brüder abgesandt zur Gründung des Klosters. Die Gesandten begingen Flur und Thal, darauf knieten sie nieder, beteten und sangen die Psalmen, welche zu diesem Officium gehörten, warfen die Richtschnur, steckten die Pflöcke und maßen den Grund der Kirche, dazu die Wohnungen der Brüder. Schnell wurden vorläufige Hütten gebaut und der Bischof ward geladen, die Stätte zu weihen; an die Stelle, wo der Altar sich erheben sollte, wurde die heilige Kreuzfahne gesteckt, von dort die geweihte Umfriedung mit einem Namen begabt. An demselben Tage begann der Bau, die Mönche arbeiteten mit den Landleuten um die Wette an Balken und Steinen. Waren die nöthigsten Gebäude aufgerichtet, dann siedelten die Brüder aus dem Mutterkloster über mit allem Hausrath, Männer, Greise und Knaben, sie begingen unter dem Nothdach die erste Messe. Stand die Kirche vollendet, dann führte der Abt des neuen Klosters eine größere Anzahl der Brüder herzu. Ihm und den weltlichen Stiftern lag ob, die unentbehrliche Grundlage für das Gedeihen der neuen Stiftung, die Reliquien zu finden.

Bescheerte das Glück die Reliquien eines freundlichen Heiligen, welcher starke Neigung erwies, Wunder zu thuu, so wurde die Uebersiedlung seiner Gebeine der große Festtag des Klosters. Mit Weihrauch, Kerzen und Reliquien zog Psalmen singend die Brüderschaft des Klosters ihm entgegen. Die Vornehmen und das Volk der Umgegend sammelten sich, zahllose Kranke wurden herzugetragen, Zelte erhoben sich rings um den Klosterzaun, und während das Gefäß mit den heiligen Ueberresten in der Kirche aufgestellt wurde, sangen die Männer und Frauen draußen in getrennten Chören das Kyrie Eleison. Gesang und Gebet wechselten die ganze Nacht, die Aufregung wurde groß, zwischen die Lärmenden und Knieenden auf der

Wiese stürzte zuweilen ein Mönch oder ein Landmann mit der Verkündung eines neuen Wunders, das der Heilige so eben an einem der eindringenden Kranken gethan. Jede solche Botschaft steigerte die Begeisterung und Opferlust der Menge. Unterdeß war im Haus des Abtes festliche Bewirthung der Vornehmen und viel Heben der Becher, und der Bruder Küchenmeister gerieth in Eifer und rief seinen Knaben zu: „Rasch, sputet euch, denn unser Heiliger wird gleich wieder ein Wunder thun*).“ — Aber schon um das Jahr 1000 gab es viele Zweifler, welche an die verkündeten Wunder nicht glauben wollten, und in der That lief für jene Zeit sichtbarer Betrug mit unter. Ein gewissenhafter Geistlicher hatte Wunderthaten nicht zu suchen, sondern abzuwehren, denn Männer und Weiber machten ein Gewerbe daraus, an Kirchenfesten geheilt zu werden, als Blinde, Lahme u. s. w.; wer sich mit solchen Landläufern einließ, die bereits hundertmal geheilt waren, und als Wunder berichtete was sie gaukelten, hatte den Schaden. Und dergleichen Volk trieb sich überall umher**). — Auch die heiligen Gebeine liebten es, als Specialitäten ihre Wunderkraft zu äußern, d. h. vorzugsweise in gewissen Leiden nützlich zu sein; das eine heilte mit größerer Kraft Lähmungen und verbogene Glieder, ein anderes Kröpfe, das dritte fallende Sucht, ein anderes war mächtig gegen Feuerschaden, Donner und Blitz. Und solche Vorliebe des Heiligen für einzelne Interessen der leidenden Menschheit war auch dem Kloster nützlich.

Gab der heilige Patron dem Kloster Ansehn, so war der Schutz der irdischen Gönner nicht weniger förderlich. Bedeu-

*) Bei der Translation des h. Kilian nach Würzburg im J. 852. Kilian bewies sich bei dieser Gelegenheit, wie sich von ihm erwarten ließ, er that 70 Wunder. Thietmar I. C. 3. Chron. Wirzib. bei Pertz, Monum. Scriptt. VI, p. 26.

**) Das jüngere Leben Bischof Godehard's v. Hildesheim, bei Pertz, Monum. Scriptt. XI. C. 34.

tung und Wohlstand eines Klosters hingen davon ab, daß eine große Herrenfamilie ihre Interessen mit denen des geistlichen Stiftes vereinigte. Die weltlichen Gründer und Schützer: das Königsgeschlecht, ein Herzog oder Graf, betrachteten das Kloster als einen werthvollen Helfer für ihr irdisches und ewiges Heil, durch die Mönche ordneten sie ihre Rechnung mit dem Himmel, der Klosterheilige war auch ihr Patron, ihm wurden Gelübde abgelegt, ihm bei beschwertem Gewissen Geschenke gemacht, ihm die Söhne und Töchter geweiht, welche nicht der weltlichen Lust und Versuchung theilhaftig sein sollten, an seinem Altar suchte man Frieden und Erhebung, bei seinen Reliquien die letzte Ruhestätte. Fast jedes der großen Klöster Deutschlands, welche vom achten bis zum eilften Jahrhundert Bedeutung gewannen, war in solchem Sinne Besitz eines mächtigen Hauses und Vertreter seiner Interessen. Und es wurde in der Regel ein Verhältniß von großer Innigkeit. In der Einsamkeit des Klosters fand der wilde Krieger, der ränkevolle Politiker, eine heilige Ruhe, welche ihm sein Leben nicht gönnte, in den Mönchen die treusten Anhänger, die ihn als den großen Spender und Freund betrachteten, in den Weisen des Klosters stille Rathgeber, Verfertiger von Schriftstücken — zuweilen auch von unächten — und Verfasser der Annalen seines Hauses. Die Aebte wurden häufig aus seinem Geschlecht gewählt, unter den Brüdern oder Schwestern waren Kinder seiner Anhänger, er und die Seinen hatten im Kloster eine geweihte Heimat, und wenn ihr Glück auf Erden gescheitert war, die letzte Zuflucht.

Durch Spenden der Gönner mehrte sich allmälich das Eigenthum des Klosters, seine Ackerstücke und Hufen lagen vielleicht über einen großen Theil Deutschlands verstreut, die Cultur der nahe liegenden Besitzungen wurde vom Kloster aus geleitet, und die Klöster deshalb auch Wirthschaften im großen Stil.

Das Kloster selbst war eine kleine Stadt. Mittelpunkt die Kirche des Heiligen, an diese lehnten sich durch besondere

Umfriedung eingehegt die Gebäude der Clausur: Schlaf- und Vorrathsräume der Brüder, ihre Bibliothek, ihr Arbeitshaus, die innere Schule, der ansehnliche Speise- und Berathungsraum mit Kreuzgang. Außerhalb der verbotenen Räume aber lag eine ganze Welt von verschiedenartiger Thätigkeit eng zusammengeschachtelt in niedrigen Gebäuden, von denen viele nach antiker Weise einen Hofraum einschlossen. Zuerst die stattliche Abtswohnung, welche ein Palast mit eigener Wirthschaft und Küche war, dann die Außenschule, Gasthäuser für reisende Brüder, für Vornehme und für gewöhnliche Leute, die letztern mit gutem Grund ohne Ofen und Feuerstätte, — ferner Krankenhäuser, dabei die Wohnung und Apotheke des Bruder Arztes. Dann die Werkstätten der Handwerker und Künstler, der Goldschmiede, Schwertfeger, Sattler u. s. w., sämmtlich kleine Arbeitsräume mit Schlafzellen daneben. Endlich die Gebäude einer großen Landwirthschaft: Viehställe, Knechtwohnungen, Scheuern, Brauerei, Vorrathsräume, Hühner- und Geflügelhöfe und Gärten für Blumen und Arzneikräuter und für Gemüse, die gewöhnliche Kost der Mönche, zuletzt der Kirchhof als Obstgarten. Die Gebäude und einzelnen Anlagen waren durch kleine Gassen und Stege, durch Hecken oder Mauern geschieden; dieser ganze Wabenbau der geistlichen Bienen nach außen eine viereckige abgeschlossene Anlage, mit Pfahlwerk und Graben, später auch mit Mauern und Thürmen kastellartig umschanzt*). In dieser Klosterstadt waren die Mönche nur kleine Minderzahl, aber auch Dienstleute, Arbeiter, Schüler, Knechte und Gäste mußten sich der strengen Ordnung fügen, welche außerhalb der Clausur galt. In der Nähe lag das Dorf mit pflichtigen Landleuten und darin andere Handwerker und Diener des Klosters, und unweit die

---

*) Uns ist zu St. Gallen ein Plan für Anlage eines Klosters aus dem Jahr 820, auf vier zusammengenähten Pergamenthäuten erhalten. Herausgegeben von F. Keller, 1844.

Burg eines reisigen Dienstmanns, welchem der nächste kriegerische Dienst und Schutz seiner Patrone oblag. Er war vornehmen Brüdern verwandt, und ohne Zweifel einer der wohlhäbigsten Zeitgenossen.

Nächst den Meiereien des Königs waren die Klostergüter damals am sorgfältigsten bewirthschaftet; in den Gärten der Mönche hat die deutsche Sonne zuerst den Pfirsichen und Aprikosen rothe Bäckchen gemalt, die weiße Lilie und die volle Rose der Römer wurden hier zuerst bewundert und in den lateinischen Versen zum Schmuck himmlischer Schönheit verwandt. Trotz der strengen Regel verstanden die Brüder auch für die seltenen Tage eines Conviviums und für den Tisch ihres Abtes gute Dinge zu bereiten, Kochkunst und Pflege des Weines wurden mit derselben pedantischen Sorgfalt geübt, welche alle Thätigkeit der alten Klöster bezeichnet. Aber auch höherem Künstlertalent bot die heilige Genossenschaft den sichersten Schutz, Maler und Baukünstler erlangten am leichtesten als Mönche Ruf, sie wurden zur Ausübung ihrer Kunst auch aus dem Kloster versendet, und arbeiteten bei Bischöfen und in Fürstenhäusern zu Ehren ihres Heiligen.

Die segensreichste Thätigkeit der Benedictiner aber war die Einrichtung von Klosterschulen, überall waren die Angelsachsen als Lehrer thätig gewesen. Die Schule war stets eine zwiefache, eine innere und äußere. In der äußeren, der canonischen, wurden die Söhne der Edlen und Freien aus der Umgegend in einer Pension unter strenger Zucht gehalten, die Schüler der innern trugen die dunkle Mönchskutte und lebten in der Clausur und unter dem Zwange der Klosterregel. Der weltliche Unterricht war Lesen, Schreiben und Rechnen, vor allem Latein, ein tüchtiger Lehrer hielt darauf, daß nicht nur in den Lehrstunden, sondern auch sonst von den ältern Schülern nur Latein gesprochen wurde. Das scheidende Alterthum hatte seine zusammengeschrumpfte Schulweisheit in Lehrbüchern überliefert, welche das

Material derselben in sieben „freien Künsten" zusammenschlossen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, dann Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie. Dieser römische Lehrcursus dauerte durch das ganze Mittelalter, nur die Musik erhielt neue Gesetze in nationaler Entfaltung. Außerdem wurde noch manches Andere gelehrt, das aus unseren Schulen geschwunden ist. Die Schüler lernten durch schnelles Zusammenlegen und Beugen der Finger Buchstaben, Worte und Zahlen in Zeichen ausdrücken. Als Verstandesübungen waren Rechenaufgaben und Räthselfragen beliebt, welche noch heut unser Volk unterhalten*). Streng war die Schulzucht, viele Streiche wurden ausgetheilt, bisweilen die Fehler auffsummirt und zusammen an schwerem Streichtage auf die Rücken gemessen. In St. Gallen zündete im Jahr 937 an solchem Straftage ein Schüler, um den Schlägen zu entgehen, die Schule an, die Flamme verbreitete sich und verzehrte einen Theil der Klostergebäude.

Viele Mühe ward auf lateinische Verse verwandt; sie leicht und schön, wie der Zeitgeschmack war, zu verfertigen, galt für die rühmlichste weltliche Leistung des Gelehrten. Wie die letzten römischen Dichter lateinische Lobgedichte auf ihre Gönner unter Franken und Gothen gemacht hatten, feierten jetzt auch fromme Mönche die Beschützer ihres Klosters durch Gedichte in Hexametern oder Distichen. Die Verse waren ein feines Mittel, sich Vor-

*) Schon um das Jahr 700 wurde in den Klosterschulen die Frage vorgelegt: Der Sohn eines Mannes freit eine Wittwe, sein Vater ihre Tochter, wie sind die Kinder aus diesen Ehen mit einander verwandt? Oder: Wie führt ein Mann einen Wolf, eine Ziege, einen Kohlkopf über den Fluß, wenn er nur eines auf einmal überfahren kann, und verhüten will, daß unterdeß eines das andere frißt? Dazu ein drittes: Drei Männer wollen über einen Fluß, jeder mit seiner Schwester, der Kahn faßt nur zwei Personen, keine der Schwestern soll ohne den Schutz des Bruders unter den fremden Männern weilen. Beda, Positiones arithmeticae (Ausg. von 1688) I, 103, und: De indigitatione I, 134.

nehmen zu empfehlen, von diesen Geschenke und unter den Brüdern Ansehen zu erwerben.

Zu den Pflichten der Benedictiner gehörte das Abschreiben alter Handschriften, und wir haben Ursache, mit innigem Dank auf diese emsige Thätigkeit zu blicken, denn ihr verdanken wir fast unsere gesammte Kunde des Alterthums. In seiner Klosterzelle saß der Schönschreiber der Abtei, glättete und linierte sein Pergament, schrieb unermüdlich die Worte nach, die er nicht immer verstand, malte die Anfangsbuchstaben sauber aus mit Roth, Blau, Grün und Gold, zog mit Genuß seine Arabesken, und schrieb vergnügt einen frommen Wunsch oder einen kleinen Klosterscherz an das Ende der Abschrift. Wer schön zu schreiben und die Anfangsbuchstaben zu malen vermochte, wurde sehr bewundert. Noch als neunzigjähriger Mann mit zitternder Hand und halb blind schrieb der Baier Wikterb, Abt von Tours, an seiner letzten Handschrift, und solcher Fleiß war nicht selten. Er schuf dem Kloster eine Bibliothek, außerdem halfen dazu Käufe und Geschenke wohlhabender Brüder und vornehmer Gönner. Die Klöster waren stolz auf ihre Handschriften, zumal auf die schön geschriebenen, sie wurden als viel begehrter Schatz sorgfältig gehütet und ungern verliehen.

In derselben Weise wurden Nonnenklöster gegründet. Noch enger war ihr Anschluß an das Geschlecht des Stifters, das Kloster erzog Töchter des Hauses bis zu ihrer Vermählung, oder bis sie Nonnen und Aebtissinnen der Anstalt wurden. Mehr als ein bräutliches Kind erlauchter Familien verschmähte den angebotenen Gemahl und wählte das himmlische Rosenlager ihres Bräutigams Christus. Denn die geweihte Jungfrau faßte ihr Verhältniß zum Himmelskönig in weiblicher Weise als ein Verlöbniß an den geliebten Gott, und die Phantasie war schon im zehnten Jahrhundert thätig, die Himmelsfreuden dieses Bundes: Lager, Kuß und Umarmung auszumalen, zuweilen mit einem Detail, das uns höchlich befremdet.

Mönchs- und Nonnenklöster aber waren damals sehr aristokratische Stiftungen, und sie behielten diesen Charakter bis zu den Kreuzzügen und der Herrschaft der Bettelorden. Wol bewahrte die Kirche der Germanen die hehre Lehre des Christenthums, daß vor Gott alle Menschen gleich sind; sie weihte dem Unfreien wie dem Fürsten seinen Eingang in das Leben und den Ausgang; auch wer in Knechtschaft geboren war, konnte Geistlicher werden, und die Weihen befreiten ihn von dem Makel der Knechtschaft. Aber so weit entfernte sich die alte Kirche doch nicht von der volksmäßigen Anschauung, daß sie diese Vorschrift ihres demokratischen Glaubens consequent durchgeführt hätte. Niedrige Geburt verurtheilte auch zu niedrigem Dienst in der Kirche, dem größten Talent war sie ein Hemmniß, ungern duldeten die reichen Klöster einen unfrei Gebornen in ihrer Brüderschaft, auch unter den Mönchen hatte Geltung, wer von edlem Geschlecht war, obgleich er bei Uebertretungen der Regel die Geisel des strafenden Bruders zu fühlen hatte wie jeder andere. Eine Stütze des Adels aber wurden die Klöster deshalb, weil sie in ihren Schulen die vornehme Jugend der Landschaft bildeten. Dem talentvollen Sohne eines Landmannes war die Schule nicht verschlossen, aber streng hielt die Zeit darauf, daß der Sohn den Beruf des Vaters übte, und die Mutter eines armen Bauerknaben wurde sicher nicht von der Kirche ermuthigt, ihr Kind auf den Altar des Heiligen zu legen, damit es im Kloster erzogen würde. Wie einst die Hofschule Karl's des Großen, so kamen auch die Klosterschulen der Ottonenzeit fast nur dem Fürstensohn, dem reichen Landbesitzer oder ritterlichen Dienstmann zu gut. Und dieser Umstand machte die Männer und noch mehr die Frauen erlauchter Familien ihren Zeitgenossen wahrhaft überlegen. Nicht ganz selten waren in der Mitte des zehnten Jahrhunderts vornehme Laien, welche den Virgil lasen, lateinische Verse machten und von dem trojanischen Krieg und der Dido zu erzählen wußten. Zwar nicht Kaiser Otto I., welcher

der Schrift unkundig blieb, wol aber sein Sohn Otto und dessen Mutter Adelheid, welche ihrem „Löwen", wie sie den Kaiser nannten, die eingehenden lateinischen Briefe vorlasen. Daß einzelne Vornehme eine weit andere und höhere Bildung hatten als das Volk, gab ihnen zunächst ein Uebergewicht, welches der hohe Adel seit dem dreizehnten Jahrhundert nie wieder in diesem Maße gewonnen hat; dieselbe antikisirende Bildung knüpfte sie aber auch an die undeutsche Fremde, an französisches und welsches Wesen, förderte die Abhängigkeit von Italien und bereitete damals in Europa eine Gemeinsamkeit in Interessen, Sitte und Verkehr der vornehmen Gesellschaft, wie etwa in neuerer Zeit die französische Literatur hervorgebracht hat.

Dies Exotische der vornehmen Bildung erschwert uns das Verständniß der Charaktere jener Zeit. Denn die stärksten Gegensätze stehen dicht bei einander. Während dem Vater ein Traum, der Flug eines Raben, oder das Geschrei des Kukuks den wichtigsten Entschluß zu kreuzen vermag, ist der Sohn frei von diesem Aberglauben, aber er steht dafür unter der Herrschaft einer römischen Hetäre, deren modisches Saitenspiel und elegantes Geplauder über ritterliche Liebespflicht ihm den Willen beugt. Kaiser Otto I. ist der große sächsische Häuptling, eine wuchtige, massive Reitergestalt mit gesundem Menschenverstand und praktischer Schlauheit, aber volksmäßig in seinem Empfinden, seine Politik wird durch persönliche Neigungen beherrscht, er zwingt seine Mutter Mathilde durch Gewalt, den Schatz seines Vaters herauszugeben, und wird vielleicht durch den Schatz und Ruf der schönen Adelheid mehr gelockt, sich ihr anzutragen als durch die Politik; und nach ihm sein gelehrter Sohn Otto, der an lateinischen Disputationen mit Sachkenntniß Theil nimmt, und wieder sein Enkel Otto, der bereits ganz italienisch gebildet ist. Derselbe Gegensatz wiederholt sich bei den Hohenstaufen.

Die Mönche waren ein friedliches Völkchen und wurden von Kriegsleuten mit einer Stimmung betrachtet, in welcher

sich nicht geringe Scheu, gute Laune und zuweilen geheime Verachtung mischten. Aber auch die Brüder waren Söhne einer kriegerischen Zeit, und wenigstens die, welche aus der wilden Welt in das Kloster gekommen waren, vergaßen nicht ganz, wie sich die Faust über der Waffe ballte. Sie gingen gern für den Herrn Abt auf die Jagd, wußten Spieß und Keule gegen einen Räuber erfolgreich zu gebrauchen und krämpten die Aermel ihrer Kutte gegen Dienstleute des Klosters so entschieden auf, daß sie sich und ihrer Abtei Gehorsam erzwangen.

Stark war der Corpsgeist im Kloster. Den Heiligen, dessen Mannen sie waren, und den Ruhm ihres Hauses verfochten die Mönche mit Leidenschaft. Vor der Welt hielten sie fest zusammen; die vornehmsten Brüder wurden gezwungen, die Kutte zu tragen, wenn sie in die Clausur traten. Der junge Salomon, später Bischof von Constanz, damals Kaplan des Königs und Abt mehrer Klöster, ein mächtiger, glänzender Mann, war Schüler in St. Gallen gewesen und hatte durch große Schenkungen durchgesetzt, der Brüderschaft zugeschrieben zu werden. Demungeachtet wollten die Brüder von St. Gallen nicht leiden, daß er in dem weißen Linnenkleid eines Weltgeistlichen, das er als königlicher Kaplan trug, in die Clausur drang. Es gab heftige Stöße und unwilliges Gemurmel. Als er einst einem würdigen Mönch ein Geschenk machte, versetzte dieser: „Ich will dir das beste Gegengeschenk geben, ich habe zwei Kutten vom Abt bekommen, eine davon sollst du haben.“ Und als Salomon antwortete: „Betritt doch Grimoald, euer Abt, auch in weißer Leinwand das Kloster,“ da sagte der andere: „Wenn die Mönche des Klosters, in dem du Abt bist, sich das gefallen lassen, so magst du's dort thun, hat's auch nicht Schick, sie zwingt dein Glück; bei uns aber bist du Bruder und du sollst dich in unsere Ordnung fügen.“

Aber im Innern der Brüderschaft wurde doch der Friede oft gestört. Die strenge Regel, welche durch einen Theil des

Tages das Sprechen verbot, reichte nicht aus, den Ausbruch heftiger innerer Parteikämpfe zu verhindern. Auch den Guten gab das abgeschlossene Leben übergroße Reizbarkeit. Kleinigkeiten wurden sehr wichtig genommen, die Schwächern waren neugierig und klatschsüchtig, und festere Naturen verhärteten sich in Bußübungen und dem Formelkram der Regel. Dennoch sind zur Sachsenzeit in den Klöstern lautere, pflichtvolle Menschen nicht selten, denen das Leben in Arbeit, Lehre und inniger Andacht verrinnt, und die Klöster enthielten damals nicht nur die gelehrtesten Deutschen, sondern auch nicht wenige der besten, freilich Männer von zarter Reinheit des Gemüthes, welches nicht durch die Versuchungen eines bewegten Lebens geprüft war. Denn manche Brüder kannten von der Welt nur den Umkreis ihrer Mauern und die Stellen, an welche der Abt sie geschickt hatte. Sie waren vielleicht von ihren Eltern dem Heiligen geweiht, in der innern Klosterschule aufgezogen, hatten nie einen andern Rock getragen als die Kutte, schon als Knaben hatten sie sich auf die Erde gelegt und die Hände in Kreuzesform ausgestreckt und sich früh durch Bußübungen gequält, so daß die Lehrer ihnen steuern mußten. Schalt doch selbst Alkuin seinen Schüler Raganard, weil dieser trotz dem Befehl zu schlafen und Wein zu trinken, heimlich die Nacht im Gebete wachte und so lange vorgab, er habe seinen Wein getrunken, bis den geschwächten Körper ein Fieber befiel.

Die Ordensregel legte den Mönchen das Gelübde der Armuth auf. Das wurde aber keineswegs so verstanden, daß der Mönch eigene Habe nicht besitzen und auf jeden Erwerb verzichten müsse. Was er hinterließ, blieb dem Kloster, aber jeder hatte in seiner Zelle einen Schrein, in dem er Eigenthum bewahrte. Darunter Geld, von dem er Armen spendete, und das er für Material zu seinen Arbeiten und, wie es scheint, auch für bescheidenen Genuß verwandte. Das war allerdings nicht der strengen Regel gemäß, aber es war auch in den besten Klöstern

nicht zu vermeiden. Als St. Gallen im Jahre 966 durch eine geistliche Commission visitirt wird, werden die Mönche veranlaßt, aus ihrem Privatbesitz die Summe von 45 Pfund durch freiwillige Beiträge zum Nutzen des Klosters zusammenzuschießen, und die Weise, wie die Commission diese Habe der Einzelnen betrachtet, zeigt, daß der Brauch allgemein war. Wer vollends durch Talent und Kunstfertigkeit größeren Ruf erhielt, gewann auch Geld; der bedungene Lohn seiner Arbeit kam, wie es scheint, dem Kloster zu, die Geschenke ihm selbst. Ja, es kam vor, daß Mönche ohne Aergerniß zu geben, einen Schatz sammelten, wenn ihr Klosteramt dafür günstig war. So bestimmte um das Jahr 1000 Ekkehard der Rothe, Vorsteher der Klosterschule zu Magdeburg, „sein Geld, das er seit langer Zeit angehäuft hatte", in der letzten Krankheit nicht für sein Kloster des h. Moritz, sondern zum Vertheilen*). Einem guten Sänger aus St. Gallen, der vor König Konrad seine Kunst übte und dem König zugeführt nach damaligem Mönchsbrauch auf die Knie fiel, wurden Goldunzen zum Geschenk auf die Füße des Königs gelegt, und er mußte sie von dort aufheben; als er dasselbe bei der Königin thun sollte, sträubte sich der schüchterne, und er wurde unter dem Gelächter der Andern mit Gewalt vor die Füße der Herrin gezogen; auch die Schwester des Königs steckte ihm einen Ring an den Finger. Ebenso suchte, wer sich durch lateinische Lobgedichte bei Vornehmen empfahl, nicht nur Gunst, auch Spende**).

Auch die beiden andern Gelübde verursachten schwere Kämpfe. Gehorsam und demüthig war der Mönch, gewaltig die Macht des

---

*) Thietmar v. Merseburg IV, 43.

**) Hrosvith von Gandersheim führt den Wunsch, durch die Dichtkunst das Behagen ihres Lebens zu vermehren, als einen Beweggrund ihres Dichtens an, und mit Unrecht hat man die nahe liegende Erklärung ihrer Worte abgewiesen, weil der Wunsch einer Nonne von 950 moderner Klosterregel widerstreitet. Die Nonne sprach nur aus, was allgemeine Sehnsucht der Kunstfertigen in den Klöstern war.

Abtes, und ein kräftiger Mann, der selbst treu nach der Ordensregel lebte, vermochte mit den Brüdern zu schalten, wie kein weltlicher Herr mit seinen Dienstleuten, durch Strafversetzung zu entlegenen Filialen des Klosters, durch Geißelhiebe und lebenslängliches Einsperren in eine Strafzelle. Aber der Abt wohnte außerhalb der Clausur und stand nicht ganz in der Klosterzucht. Ihm war schöne Wohnung, größere Bequemlichkeit des Lebens gestattet; er war als erster Repräsentant des Klosters zu häufigem Verkehr mit vornehmen Laien genöthigt, und er war als Abt auch Vasall des Reiches oder seines Bischofs. Sehr locker wurde sein Verhältniß zum Kloster, wenn er in fürstlichem Geschlecht und im Besitz mehrer Abteien stand, oder wenn er gar ein Laie war, dem der König die Abtei wegen ihrer Renten zugetheilt hatte. Dann war die Klosterzucht schwer zu erhalten. Ein gewaltthätiger Abt brachte sein Kloster zu offenem Aufruhr, und die meisten Klöster hatten unruhige Jahre, wo die Mönche sich gegen den Abt empörten, wol gar in Masse auszogen.

Das Gelübde der Ehelosigkeit wurde — wie bekannt — damals nur von den Klosterbrüdern, nicht von den, oft verheiratheten, Geistlichen der Kirche abgelegt. Die Mönche hielten mit diesem Gelübde Haus, wie gerade Klosterzucht und Zeitgeschmack war; wer im Kloster außerhalb der Clausur schaffte, entbehrte wenigstens nicht ganz den Verkehr mit weiblicher Anmuth. Der Maler Tuotilo aus St. Gallen kam um das Jahr 900 während der Weinlese nach Mainz in das Kloster St. Alban, er stieg in der Gastwohnung des Klosters ab und ertappte dort einen Mönch, welcher mit der Klosterwirthin hübsch that. Da riß er ihm die Peitsche aus der Hand, hieb ihn damit auf den Rücken und rief: „Dies sendet dir St. Gallus, der Bruder St. Alban's." — Sehr lehrreich ist es, nach dieser Richtung die Nonnenklöster zu mustern. Diese zartesten Blüthen frommer Askese zeigen mit großer Empfindlichkeit jeden Wechsel der Zeitströmungen, in ihnen waren Erhebung und Rückfall größer. In den Frauen-

klöstern der Merovinger schwankte die Nonnenschaar unablässig zwischen strenger Askese und wüster Unordnung. Zuweilen hob ein starker Frauencharakter, eine verwittwete Königin oder eine begeisterte Jungfrau die ganze Genossenschaft eines Stiftes zu strenger Frömmigkeit. Oefter verdarb der Einfluß des Hofes, Haß wie Gunst der Könige. Die Königstöchter, welche durch Politik in das Kloster gebannt waren, wollten sich der Ordnung nicht fügen und erregten ärgerliche Händel. So unterhielten im Kloster von Poitiers um 590 Chrodielde, Tochter des Königs Charibert und ihre Muhme Basina, eine Schaar von Mördern, Giftmischern und Landläufern, denen sie befahlen, die Aebtissin, mit der sie in Händeln lebten, gewaltsam fortzuschleppen. Die Räuber stürmten in das Kloster, rissen die Aebtissin heraus, führten sie in ein Gefängniß und plünderten das Kloster. Es gab einen großen Aufstand und Menschen wurden ermordet, bis endlich das Volk von Poitiers selbst die Sache in die Hand nahm und summarische Justiz gegen den Anhang der Chrodielde übte durch Geißeln, Abschneiden der Hände, Ohren und Nasen. Ein Gericht der Bischöfe mußte über den ärgerlichen Fall entscheiden; die Aebtissin wurde von dem Verdacht, mit untüchtigen Männern Gemeinschaft gehalten zu haben, losgesprochen, auch daß sie ihrer Nichte im Kloster eine Hochzeit ausgerichtet, eine Altardecke zu einem Kleide verschnitten, aus den Goldplättchen einen Kopfputz gemacht hätte, wurde gänzlich zurückgewiesen und die Königstöchter bis auf weiteres aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Glänzend ist ber Gegensatz frommer Frauenklöster in der Ottonenzeit. In Gandersheim z. B., einer Stiftung des sächsischen Königsgeschlechtes, unterrichtet die junge Nichte des Kaisers Otto I., die Aebtissin Gerberga, ihre Nonnen im Verständniß lateinischer Autoren. Ein Dichtertalent ihres Klosters, Hrosvith, schreibt als junges Mädchen schüchtern Legenden der Heiligen in lateinischen Hexametern, sie wagt sich später an historische Gedichte, ja sie hat den Terenz gelesen und schreibt in ihrer Zelle

lateinische Dramen in gereimter Prosa, weil sie den jambischen Fall der römischen Verse nicht nachbilden kann. In allen Gedichten wird jungfräuliche Entsagung und Verzicht auf irdische Liebe zu Gunsten der himmlischen gefeiert. Es ist ein reines Herz und wahre Frömmigkeit, welche in hüpfenden Daktylen tönt, und man erkennt mit menschlichem Antheil, wie wohl die Nonne sich in der frommen Luft ihres Stiftes fühlt. Wenn aber die Nonne als Triumph ihres Glaubens feiert, daß eine Fürstentochter die Vermählung mit ihrem irdischen Bräutigam verweigerte und trotz dem Drängen des Verlobten und ihrer Familie, die Entsagung des Klosters wählte, so dürfen wir selbst während der gläubigen Zeit der Sachsenkaiser diese Stimmung in den Frauenklöstern nicht für die allgemeine halten. Denn allzu häufig werden vornehme Nonnen erwähnt, welche ihre Gelübde brechen, dem Kloster entfliehen und sich verheirathen. Wer mächtig war, durfte hoffen, solchem Bunde nachträglich die Genehmigung des Kaisers und der Kirche durchzusetzen. Sogar Hadburg, die erste Gemahlin König Heinrich's, war eine Nonne, um die er als Herzog förmlich warb, die er sich nach alter Weise im Ringe der Seinen vermählte, als Herrin seines Hofes feiern ließ, und gegen die Angriffe der Kirche behauptete. Herzog Miseco von Polen, durch seine erste Gemahlin bekehrt, erwies sein junges Christenthum nach deren Tode dadurch, daß er um 977 eine deutsche Nonne aus ihrem Kloster entführte und heirathete, und Oda lebte geehrt an seiner Seite und sühnte als Wohlthäterin der Kirche ihr Unrecht. Wenn uns von Nonnen aus niederem Stande Aehnliches nur gelegentlich berichtet wird, so wissen wir doch, daß entlaufene Nonnen zur Hohenstaufenzeit sogar in Dörfern hausten und sich unter den Bauern erhielten*). Und es ist Mißtrauen erlaubt gegen die Berichte späterer Klosterschriftsteller, welche die Demuth

*) Z. B. mit der Nadel und dem Unterricht, den sie in weiblichen Arbeiten gaben. So bei dem Hofe des Meier Helmbrecht.

und Gehorsam vornehmer Nonnen ausführlich berichten und die niedrigen Dienste, zu denen sie sich drängten, wie nach feststehender Schablone herzählen. — Auch ist wol eine geheime Bosheit der heidnischen Göttin Poesie, daß die spärlichen Stellen in Hrosvith's Dramen, bei denen die Darstellung lebhafter und bewegter wird, gerade nicht aus dem Kreise klösterlicher Situationen gewählt sind*).

*) Als Probe wird hier eine Stelle mitgetheilt. Paphnutius, ein weiser Eremit, hat mit seinen Schülern ein langes theologisches Gespräch gehalten. Darauf: Schüler: Enthülle uns den Grund deiner Trauer, damit unsere Neugierde nicht länger Luftschlösser baue. Paph.: Solltet ihr es erfahren, ihr würdet euch nicht freudig gebahren. Schüler: Nicht selten wird der betrübt, der seiner Neugierde Raum giebt, und doch können wir die unsere nicht überwinden, denn sie gehört zu der irdischen Gebrechlichkeit allgemeinen Sünden. Paph.: Eine unehrbare Frau verweilt in diesem Gau. Schüler: Dies ist gefährlich für die Einwohner. Paph.: Sie überstrahlt andere durch wundersame Schönheit und ist befleckt durch furchtbare Unsittlichkeit. Schüler: O Traurigkeit! — Wie heißt sie? Paph.: Thais. Schüler: Jene hübsche? Paph.: Ja. Schüler: Ihre Schande ist bekannt im ganzen Lande. Paph.: Kein Wunder, denn sie ist nicht zufrieden, mit wenigen zum Untergange zu eilen, sondern strebt darnach, alle durch die Künste ihrer Schönheit zu rühren und mit sich ins Verderben zu führen. Schüler: Es ist jämmerlich. Paph.: Und nicht allein leichte Knaben verschwenden ihre geringe Habe, um sie zu beehren, sondern auch gewaltige Herren verschleudern keine geringe Menge kostbarer Dinge, sie damit zu beladen zu eigenem Schaden. Schüler: Wir hören und entsetzen uns. Paph.: Schaaren von Liebhabern strömen ihr zu. Schüler: Sie zerstören ihrer eignen Seele Ruh. Paph.: Und schmähen einander im Wahnsinn, wenn sie mit verstocktem Herzen streiten, wer zu ihr soll schreiten. Schüler: Ein Laster folgt aus dem andern. Paph.: Dann fangen sie Kämpfe an, brechen mit der Faust einander Nasen und Ohren, oder wagen sie gegenseitig durch Waffen auszubohren, und begießen mit des herabfließenden Blutes Graus die Schwelle am Frauenhaus. Schüler: O abscheulicher Frevel! Paph.: Wie? wenn ich unter der Maske eines Verehrers zu ihr ginge, ob ich sie vielleicht von dem nichtigen Streben zurückbringe? Schüler: Der deinem Herzen eingeflößt den Willen, wird auch den Wunsch deiner Seele erfüllen u. s. w. — Der Eremit

Sehr streng urtheilte die fromme Hrosvith über die Liebe zwischen Mann und Weib, und die Stücke des Terenz waren ihr grade recht, weil die leichtsinnige Verbindung römischer Jünglinge mit Hetären ein warnendes Exempel gegen weltliche Lust däuchte. Aber nicht lange war den Nonnen vergönnt, von stolzer Höhe die irdische Liebe zu betrachten. Als im zwölften Jahrhundert die gesammte Bildung verweltlichte, drang weltliche Poesie und höfischer Ritterdienst siegreich in die Nonnenklöster. Es kam vor, daß auch in den Klöstern das Spiel ritterlicher Liebeshöfe nachgeahmt wurde. Uns ist in lateinischem Gedicht die Schilderung eines solchen Hofes bewahrt, welcher in einem Kloster der Diöcese von Toul an heiterem Maifest gehalten wurde. Es ist — wohlgemerkt — nicht die zornige Schilderung durch einen Frommen, sondern wohlwollende Darstellung durch jemand, der dabei war, und der den Vorfall ganz in der Ordnung erachtet. Die Thüren werden verschlossen, die alten Nonnen abgesperrt, nur einige verschwiegene Priester zugelassen. Statt des Evangeliums wird von einer Nonne Ovid's Kunst zu lieben vorgelesen, zwei Nonnen singen Liebeslieder. Darauf tritt die Domina in die Mitte, als Mai gekleidet, in einem Gewande, das ganz mit Frühlingsblumen besetzt ist, und sagt, Amor, der Gott aller Liebenden habe sie gesandt, um das Leben der Schwestern zu prüfen. Vor die Richterin treten einzelne Nonnen und rühmen die Liebe zu geistlichen Herren, welche Geheimniß zu bewahren verstehen; andere loben die Ritterliebe, aber ihre Auffassung wird von der Maigöttin höchlich gemißbilligt, weil die Laien nicht verschwiegen und allzu veränderlich sind. Zuletzt werden die Rebellinnen, welche Ritterliebe nicht meiden wollen, feierlich im Namen der Venus excommunicirt, unter allgemeinem Beifall, und alle

besucht die hübsche Frau und bekehrt sie durch Hinweis auf die Allgegenwart Gottes zu heiligem Leben und völliger Entsagung.

sprechen Amen*). Daß diese freie Hingabe an modische Spielereien nicht eine vereinzelte Erscheinung war, lehren die Klagen ehrbarer Geistlichen und Laien, welche seit Ende des zwölften Jahrhunderts zahlreich werden. Ein zorniger Geistlicher z. B. klagt nach 1200 bitterlich über die greuliche Entartung der Nonnen, sie wollen sich von ihrem geistlichen Beirath nichts sagen lassen, sind rachsüchtig, keifen und schelten; will man ihrer Lüderlichkeit wehren, so wagt man sein Leben; die Nonnen wollen alles Ritterspiel so frei sehen, wie weltliche Frauen; und eßlustig sind sie, es giebt ihrer, die zehn Rebhühner oder ein jähriges Ferkel vertragen, überall ist in den Klöstern Zorn, Haß und Neid; erregt schließt der Warner: „Ihr gebt so leicht Thränen bei euren Liebesgeschichten aus, seid nicht sparsam damit, mit den Thränen, die ihr aus bußfertigem Herzen weint, löscht ihr das Höllenfeuer**).“

Noch einmal trat in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine fromme Reaction gegen die frivole Verweltlichung ein, in den Frauenklöstern der Bettelorden wurde wieder strenge Askese geübt, mit härenem Hemd und der Geißel, mit Nachtwachen und auf Strohlager suchten die geängstigten Herzen wieder Versöhnung mit dem gekreuzigten Christus, diesmal in einer neuen Art der Devotion, mystischer, träumerischer und der Welt gegenüber härter und feindlich gespannt. Auch dieses Aufflackern strenger Zucht hatte keine Dauer. In dem weltlichen vierzehnten Jahrhundert verfielen die reich gewordenen Klöster der Bettelorden dem Geschick der Benedictiner, sie kamen allmälich in Verachtung; als die Reformation sie aufhob, war ihre Bedeutung längst dahin.

*) Das Liebesconcil, herausg. von G. Waitz; Haupt, Zeitschr. VII. S. 160. Ton des Ganzen und Dürftigkeit der Gedanken beweisen, wie Anderes, was wir sonst von dem geistlichen Treiben jener Zeit wissen, daß hier keine verleumdende Satire beabsichtigt ist.

**) Buch der Rügen, Haupt, Zeitschr. II. S. 70.

Keiner aber der späteren Orden, welche sich so zahlreich und zudringlich unter das Volk setzten, reicht durch seine Ordensthätigkeit nur entfernt an die Bedeutung, welche die alten Benedictiner für Cultur und Erziehung des Volkes haben. Deshalb hat auch das Geschick mild über ihnen gewaltet. Sie wurden reich und bequem, und vegetirten als vornehme Herren ruhig fort, während andere Kuttenträger den Kriegsdienst für die spätere Kirche übernahmen. Aber hier und da war immer noch ein Benedictiner-Kloster der alten Größe eingedenk, und bot mit seinen reichen Mitteln gelehrten Brüdern behagliches Dasein und Förderung dankenswerther Arbeit. Bis in die Neuzeit haben sie in ihren großen Bibliotheken der Wissenschaft werthvolle Hülfsmittel aufbewahrt, und wer jetzt am Ufer der Donau oder in der Schweiz an dem Gebäude einer alten Abtei St. Benedict's vorübergeht und vielleicht die dunkle Gestalt eines frommen Bruders in der sonnigen Landschaft schaut, welche vor tausend Jahren die Vorgänger des Bruders mit Fruchtbäumen und Rebengeländen geschmückt haben, der darf den Mauern und dem Mönch einen fröhlichen Gruß zuwinken. Wir bauen anders und wir träumen anders, als die alten Ordensbrüder und ihre Nachkommen, aber wir sind ihnen recht von Herzen dankbar für großes Gut, das sie dem deutschen Leben gewonnen haben.

Unter den stattlichen Klöstern, welche durch Jahrhunderte Mittelpunkte der Landescultur gewesen sind, ist St. Gallen eines der ruhmreichsten. Gegründet von dem heiligen Gallus, dem Schüler des Columbanus, wurde es seit dem Tode Karl's des Großen durch seine gute Schule, die Klosterzucht und eine große Anzahl talentvoller Männer eine hochberühmte Anstalt, in dem Jahrhundert der Sachsenkaiser wol das beste der deutschen Klöster, welches seine Schüler den Rhein hinab bis tief in das

deutsche Land sandte. Vieles von dem, was die fleißigen Mönche abschrieben, dichteten, zur Lehre verfaßten, ist uns erhalten. Zu den werthvollsten Ueberlieferungen gehört die Chronik des Klosters, welche durch verschiedene Verfasser bis in das 13. Jahrhundert geführt, einen Schatz von Nachrichten über Lehre und Leben in der Clausur enthält. Unter diesen Verfassern der Klosterchronik ist einer, Ekkehard IV. (980—1036), von einzigem Werth, nicht weil er zu den gelehrtesten seiner Zeit gehörte, sondern weil er mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse, von dem uns Kunde geblieben ist, wirkliches Darstellungstalent und die Gabe besitzt, Erlebtes ausführlich, lebendig und mit wirksamem Detail zu berichten. Die Charaktere der Brüder, Sitten der Zeit, Schicksale einer geistlichen Brüderschaft treten in seiner behaglichen und frischen Erzählung sehr lebendig hervor. Unsere Alterthumswissenschaft meint ihm noch anderen Dank schuldig zu sein, denn er ist wahrscheinlich Ueberarbeiter und Bewahrer des Heldengedichts von Walthari und Hiltgund, dessen lateinischer Text uns für den Verlust einer deutschen Dichtung aus dem Kreis unserer Heldensage entschädigen muß. Und ist dieses werthvollste lateinische Gedicht des deutschen Mittelalters nicht durch ihn selbst, so ist es doch durch seine Verwandten und Brüder in St. Gallen für uns bewahrt. Aus der Fülle des Stoffes, den er in seiner Chronik überliefert, ist die Auswahl schwer; was hier gegeben wird, soll einiges von den Schicksalen eines alten Klosters und der Stellung der Mönche zu den vornehmen Laien schildern. Ekkehard erzählt in dem Latein des zehnten Jahrhunderts, dem man sehr wohl die gute Klosterschule anmerkt, wie folgt*):

---

*) Ekkehardi IV., Casus S. Galli, herausg. von Ildephons de Arx bei Pertz: Monum. Scriptt. II. p. 75. — J. v. Arx und sogar J. Grimm (lateinische Gedichte S. 58) sind dem Verfasser der besten Memoiren aus der ersten Hälfte des Mittelalters nicht ganz gerecht worden.

„Unser Abt Engilbert hatte von König Heinrich die Abtei erhalten und ihm Treue geschworen, und kehrte in Ehren entlassen zu uns zurück, als ein großes Unglück über uns kam. Denn die Ungarn hatten von der Noth des Reiches vernommen, fielen wüthend in Baiern ein und verwüsteten (im J. 924); sie lagen lange vor Augsburg, wurden dort durch das Gebet des Bischofs Udalrich, des allerfrömmsten Mannes seiner Zeit, verscheucht, und drangen in Haufen nach Alemannien, ohne daß sie jemand hinderte. Da zeigte der thätige Abt Engilbert, wie gut er sich gegen Unglück zu wehren wußte. Denn als das Verderben herankam, mahnte er jeden einzelnen seiner Vasallen, befahl den stärkern Brüdern, sich zu bewaffnen, und ermuthigte die Hörigen. Er selbst that, wie ein Riese des Herrn, das Stahlhemd an, zog die Kutte und Stola darüber und befahl den Brüdern, ebenso zu thun. „Bitten wir Gott, meine Brüder," sagte er, „daß wir mit der Faust gegen den Teufel ebenso stark werden, wie wir es bis jetzt im Gottvertrauen mit dem Geiste gewesen sind." Es wurden Speere gefertigt und Brustpanzer aus dicker Leinwand, Schleudern wurden geschnitzt, feste Breter und Weidengeflecht zu Schilden gemacht, Sparren und Stangen gespitzt und am Feuer gehärtet.

Aber im Anfange glaubten mehre Brüder und Dienstleute dem Gerücht nicht und wollten nicht fliehen. Es wurde aber doch ein Platz ausgesucht, der wie von Gott dazu bereitet war, um einen Burgwall aufzuführen am Flusse Sint-tria-unum, den einst der heilige Gallus so genannt haben soll um der heiligen Dreieinigkeit willen, weil drei Bäche zu einem zusammenfließen*). Der Platz wurde auf schmalem Berghals durch abgehauene Pfähle und Baumstämme umschanzt, und es entstand eine sehr feste Burg, wie der heiligen Dreieinigkeit würdig war.

---

*) Der Name Sint-tria-unum, zu deutsch: es seien drei einer, ist falsche Mönchsdeutung eines deutschen Namens, der vielleicht in älterer Zeit: Sintariruna, Quarzmurmler, hieß.

Eilig wurde der nothwendige Bedarf dorthin gebracht und schnell eine Kapelle als Oratorium gebaut, in diese wurden die Kreuze und die Verzeichnisse der Spender in den Kapseln geschafft, und dazu fast der ganze Schatz der Kirche, außer den Büchern, welche auf den Gestellen standen. Diese hatte der Abt nach Reichenau gesendet, doch waren sie dort nicht ganz sicher. Denn als sie zurückgebracht wurden, stimmte zwar, wie man sagte, die Zahl, aber es waren nicht ganz dieselben. Die Alten mit den Knaben gab er unter Aufsicht des Thieto nach Wasserburg, das dieser mit den Dienstleuten, welche über dem See waren, sorglich befestigte. Er befahl diesen auch, Lebensmittel mit sich zu nehmen, damit sie längere Zeit auf den Schiffen bleiben konnten.

Die Späher strichen bei Tag und Nacht auf wohlbekannten Pfaden und verkündeten die Ankunft der Feinde, damit man in die Verschanzung fliehe (im J. 925); aber die Brüder hielten zu sehr für unmöglich, daß der heilige Gallus jemals von den Barbaren überfallen werden könnte. Engilbert selbst war dieser Meinung, und trug fast zu spät die werthvollsten Sachen des heiligen Gallus in die Burg. Deshalb wurde auch das Ciborium des heiligen Otmar den Feinden zurückgelassen. Denn die Feinde zogen nicht gesammelt, sondern brachen in Schwärmen über Städte und Dörfer, weil niemand widerstand, raubten und brannten aus und sprangen unerwartet gegen Sorglose, wo sie gerade wollten. Auch in den Wäldern lagen ihrer zuweilen hundert und weniger, um hervorzubrechen; nur der Rauch und der rothe Feuerschein am Himmel verriethen, wo gerade die Haufen waren.

Es war aber damals unter den unsern ein recht einfältiger und närrischer Bruder, dessen Rede und Thun oft belacht wurde, mit Namen Heribald. Ihn mahnten erschrocken die Brüder, als sie nach der Burg flohen, daß auch er fliehe. Er aber sprach: „Meinetwegen fliehe, wer will, mir aber hat der Kämmerer in diesem Jahre kein Leder zu meinen Schuhen gegeben,

ich werde niemals fliehen.“ Da ihn aber die Brüder in der letzten Noth mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu weichen, so sträubte er sich sehr und schwor, niemals den Weg zu machen, wenn ihm nicht sein jährliches Leder in die Hand gegeben würde. Und so erwartete er furchtlos die eintreffenden Ungarn. Endlich flohen fast zu spät die Brüder mit andern Zweiflern, durch den Schreckenruf gescheucht: Die Feinde dringen heran. Er selbst aber blieb unverzagt bei seiner Meinung und spazierte müßig auf und ab. Da brachen die köchertragenden Ungarn ein, mit Wurfspeer und Lanze drohend. Eifrig suchten sie überall, kein Geschlecht oder Alter hatte auf Erbarmen zu hoffen. Da fanden sie den Bruder allein, der furchtlos in ihrer Mitte stand. Sie wunderten sich, was er hier wollte, und warum er nicht geflohen war. Die Führer befahlen den Mördern, seiner noch mit dem Eisen zu schonen, und frugen ihn durch Dolmetscher, und als sie merkten, daß er ein großer Narr war, schonten sie lachend seiner. — Den steinernen Altar des heiligen Gallus hüteten sie sich zu zerwerfen, weil sie sich früher häufig durch ähnliche Versuche aufgehalten und nichts als Knochen und Asche darin gefunden hatten. Endlich frugen sie ihren Narren, wo der Schatz des Klosters liege; er aber führte sie rüstig zu dem verborgenen Thürchen des Schatzhauses, sie erbrachen es, fanden darin nur Leuchter und vergoldete Kronleuchter, welche die eiligen bei der Flucht zurückgelassen hatten, und gaben ihm Ohrfeigen, weil er sie getäuscht hätte. Zwei von ihnen bestiegen den Glockenthurm, denn sie hielten den Hahn auf der Spitze für golden, weil der Gott eines Hauses, das nach ihm genannt sei, nur aus edlem Metall gegossen sein könnte. Und als sich einer heftig vorbeugte, um ihn mit der Lanze abzustoßen, fiel er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der andere stieg unterdeß zur Schmach des Gotteshauses auf den Gipfel der östlichen Zinne und schickte sich an, den Leib zu entleeren, da fiel er rückwärts und wurde ganz zerschmettert. Diese beiden verbrannten sie,

wie Heribald später erzählte, zwischen den Thürpfosten, und obgleich der flammende Scheiterhaufen den Thürbalken und die Decke heftig ergriff und mehre von ihnen um die Wette mit Stangen den Brand schürten, vermochten sie doch nicht die Kirche des Gallus, auch nicht die des Magnus anzuzünden. Es lagen aber in dem gemeinen Keller der Brüder zwei Weinfässer, noch voll bis zum Spunde, die man so zurückgelassen hatte, weil in der Noth niemand die Ochsen anzuschirren und zu treiben wagte. Diese Fässer öffnete keiner der Feinde, ich weiß nicht, aus welchem Zufall, vielleicht weil sie auf ihren Beutewagen Ueberfluß daran hatten. Denn als einer von ihnen den Eschenspeer schwang und einen Reifen durchschlug, da rief Heribald, der schon vertraulich mit ihnen verkehrte: „Laß das sein, guter Mann. Was denkst du denn, daß wir trinken sollen, wenn ihr weggegangen seid.“ Als der Ungar dies durch den Dolmetsch vernahm, lachte er und bat seine Genossen, die Fässer seines Narren nicht zu berühren.

Die Ungarn schickten Kundschafter, welche die Wälder und Verstecke sorglich durchsuchen sollten, und warteten, ob diese neue Kunde bringen würden. Endlich breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus, um ihr Mahl zu halten. Ihre Führer setzten sich auf den Klosterplatz und schmausten reichlich. Auch Heribald wurde bei ihnen, wie er selbst später sagte, besser gesättigt, als jemals in seinem Leben. Und als sie nach ihrer Sitte auf dem grünen Gras ohne Sessel sich zur Mahlzeit lagerten, trug er für sich und einen andern Geistlichen, der als Beutestück gefangen war, Stühlchen herzu. Die Ungarn aber zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Theile der geschlachteten Thiere noch halb roh ohne Messer mit den Zähnen und verschlangen sie, die abgenagten Knochen warfen sie im Scherz einer auf den andern. Auch der Wein wurde in vollen Bottichen in die Mitte gesetzt, und jeder trank ohne Unterschied wie viel ihm beliebte. Als sie durch den Wein warm wurden, riefen

alle greulich ihre Götter an und zwangen den Geistlichen und ihren Narren, dasselbe zu thun. Der Geistliche aber verstand ihre Sprache wohl, und sie hatten auch deshalb sein Leben geschont. Er schrie laut mit ihnen, und als er in ihrer Sprache zur Genüge Unsinn geschrien hatte, stimmte er die Antiphona vom heiligen Kreuz an, weil am nächsten Tage Kreuzerfindung war, und sang unter Thränen Sanctifica nos. Dies sang auch Heribald, obgleich er eine rauhe Stimme hatte, eifrig mit ihm ab. Alle, die da waren, versammelten sich bei dem ungewöhnlichen Gesang der Gefangenen, sie tanzten in überströmender Freude vor ihren Häuptlingen und rangen, andere kämpften auch mit den Waffen, um zu zeigen, wie gut sie das Kriegswerk verstünden. Bei dieser Lustigkeit hielt jener Geistliche die Zeit für günstig, um seine Befreiung zu bitten; der Unglückliche flehte die Hülfe des heiligen Kreuzes an und warf sich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Diese aber in wildem Sinn gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und greuliches Grunzen einen Befehl. Die Krieger sprangen wüthend herzu, packten den Menschen im Umsehen und zogen ihre Messer, um an seinem geschornen Haupt den Muthwillen zu üben, welchen die Deutschen das Picken nennen, bevor sie ihn umbrächten.

Während sie sich dazu rüsteten, kamen die Späher aus dem Walde, der auf die Burg zu liegt, plötzlich heran, und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie meldeten, daß eine Burg mit bewaffneten Schaaren besetzt ganz in der Nähe sei. Da sprangen die Ungarn jeder für sich schnell aus dem Thor, ließen den Geistlichen und Heribald allein im Kloster zurück, und ordneten sich nach ihrer Gewohnheit schneller, als jemand glauben sollte, zum Treffen. Als sie aber die Beschaffenheit der Burg erfuhren, daß sie nicht zu belagern sei, daß eine lange und schmale Höhe den Angreifenden nur mit dem größten Verlust und sicherer Gefahr zugänglich werde, und daß die Vertheidiger, wenn sie Männer seien, niemals vor ihrer Menge weichen würden, so lange sie

Lebensmittel hätten, da standen sie endlich von dem Kloster ab, weil sein Gott Gallus Macht über das Feuer habe. Sie zündeten einige Häuser des Dorfes an, die sie noch sehen konnten (denn die Nacht brach herein), geboten durch Horn und Ruf Stillschweigen und zogen auf dem Wege nach Constanz ab. Die Burgleute aber meinten, daß das Kloster brenne, und verfolgten sie, als sie den Abzug erfuhren, auf Seitenwegen; sie bekamen ihre Späher, die dem Haufen weit vorauszogen, zu Gesicht, töteten einige und führten einen Verwundeten gefangen mit sich. Die übrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch das Horn ein Zeichen, man sollte sich wahren. Die Ungarn aber besetzten so schnell als möglich das Feld und die Ebene, rüsteten frisch zum Treffen, stellten Karren und den übrigen Troß im Kreise umher, theilten die Nacht in Wachen, lagerten sich im Grase und überließen sich schweigend dem Wein und Schlaf. Am ersten Morgen brachen sie in die nächsten Dörfer, suchten und raubten, was etwa die Flüchtlinge zurückgelassen hatten, und brannten alle Häuser aus, bei denen sie vorbeikamen.

Aber Engilbert, der die ausfallende Schaar anführte, sandte die Mehrzahl der Seinen nach der Burg zurück, er selbst zog mit wenigen gleich beherzten vorsichtig zum Kloster, zu spähen, ob Feinde im Hinterhalt zurückgeblieben waren. Ihn dauerte der närrische Bruder Heribald, der doch von guter Geburt war, und sie suchten eifrig nach seinem Leichnam, ihn zu bestatten. Doch sie fanden ihn nirgend, denn mit Mühe vom Geistlichen überredet, hatte er mit diesem den Gipfel des nächsten Berges erstiegen und lag dort in Wald und Busch verborgen. Da beklagte Engilbert, daß die Feinde den Einfältigen als Sclaven weggeführt hatten, er wunderte sich auch, daß die Weinfässer von den trunksüchtigen Feinden gemieden waren, und dankte Gott. Darauf machten sie eilig den Morgengesang zum Lob des heiligen Kreuzes ab so leise als sie konnten, staunten über die Thürpfosten und die durchgebrannte Decke, wichen schnell von

der Stätte und suchten schweigend die Klause der Wiborada auf, ob sie noch lebe, und als sie sahen, daß sie für den Glauben getötet war*), wagten sie nicht zu zögern, überstiegen den nächsten Berg und kamen endlich durch bekannte Wildniß eilig in der Burg an, bereit entweder tapfer zu sterben, oder die Burg mannhaft durch ihre Hand zu vertheidigen.

Aber der Geistliche nahm den Heribald mit sich, denn sie sahen die Burg von ihrem Berge; und sie kamen in der Morgenstunde an. Da die Wächter sie von fern noch in der Finsterniß erblickten, hielten sie die beiden für Späher und riefen die Gefährten. Und sie brachen rüstig aus, erkannten den Heribald, waren aber zuerst wegen des Geistlichen bedenklich, doch nahmen sie ihn in die Mauer auf, und als sie seine ganze Tragödie gehört hatten, pflegten sie ihn gastfrei um Christi und ihres Gefangenen willen, dessen Sprache er verstand. Allmälich erfuhren sie durch diese beiden das ganze Verhalten der frevelhaften Feinde. Der Ungar wurde getauft, nahm ein Weib und zeugte Söhne.

Weil man aus Erfahrung wußte, daß die Ungarn zuweilen zurückkehrten, fällten die in der Burg die Bäume des Waldes auf dem Zugange zum Kastell, warfen einen tiefen Graben auf und gruben an einer Stelle, wo Binsen wuchsen und Wasser anzeigten, einen sehr tiefen Brunnen und fanden sehr reines Wasser. Auch den Wein, welchen die Ungarn dem Heribald zugetheilt hatten, trugen sie in Krügen und allerlei Gefäßen heimlich bei Tage und Nacht in schnellem Laufe herzu. So hausten sie und riefen den Herrn unablässig an. Aber unser Engilbert sah den Himmel in der Runde bei Tag und Nacht von Feuer geröthet, er wagte nicht mehr Späher auszuschicken, hielt sich aber in seiner Burg mit den Seinen fest, nur zuweilen schickte

*) Die fromme Wiborada, eine „Eingeschlossene“, wollte die kleine Zelle, in welche sie feierlich eingesiegelt worden war, trotz dem Flehen des Abtes nicht verlassen, und wurde von den Ungarn getötet.

er die Beherzten in das Kloster, dort Messe zu lesen, und bewahrte mit Mühe seine Ruhe, bis sie zurückkehrten.

Zwischen Furcht und Hoffnung ermuthigte die Brüder sehr der eifrige Bericht des Heribald und des Geistlichen über die Feinde. Die klügern Brüder freuten sich, daß der gute Gott so gnädig gegen die Einfalt gewesen war, und daß er auch die Thoren und Schwachen mitten unter Schwert und Spieß der Feinde zu schützen nicht unterließ. Wenn sie in der Ruhezeit den Heribald frugen, wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten, antwortete er: „Ei, sehr gut; glaubt mir, ich habe nie in unserem Kloster lustigere Leute gesehen, denn sie sind ausnehmend freigebige Spender von Speise und Trank. Was ich bei unserem zähen Kellermeister kaum durch Bitten erlangen konnte, daß er mir auch nur einmal einen Trunk reichte, wenn ich durstete, das gaben sie mir, wenn ich bat, im Ueberfluß.“ Und der Geistliche versetzte: „Und wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Ohrfeigen dazu.“ „Das ist wahr,“ bestätigte er, „dies einzige mißfiel mir sehr, daß sie so eine grobe Art hatten. Ich sage euch, fürwahr, nie habe ich in dem Kloster des heiligen Gallus so grobe Leute gesehen, nicht nur in der Kirche und im Kloster, sondern auch draußen auf der Wiese trieben sie es wild. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten an Gott denken und in der Kirche schweigsamer wirthschaften, versetzten sie mir schwere Nackenschläge; aber sogleich machten sie gut, was sie gegen mich versehen hatten, denn sie boten mir Wein, was niemals einer von euch gethan hat.“ So unterhielten sich die Unsern furchtlos von ihrem Unglück, so oft sie Muße hatten, und riefen unablässig Gott an. Da aber das Gerücht, wie es zu geschehen pflegt, heranflog, die Feinde wären zurückgekehrt und schalteten wieder im Kloster, da bat der Narr flehentlich, man möchte ihn herauslassen, daß er zu seinen lieben Leuten käme.

Die Burgleute und die von Wasserburg, welche viel auf

den Schiffen waren, weil die Feinde keine hatten, harrten einige Tage auf das Ende des feindlichen Unwetters. Endlich hörten sie, daß die Vorstadt von Constanz niedergebrannt war, die Stadt selbst durch Waffen vertheidigt wurde, daß auch Reichenau die Schiffe entfernt hatte und ringsum von Schaaren Bewaffneter glänzte, und daß die wilden Feinde auf beiden Ufern des Rheins alles durch Feuer und Mord verwüstet hatten und über den Strom gesetzt waren. Da wagten sie endlich sicher in das Kloster zurückzukehren. Sie säuberten die Oratorien, untersuchten die Werkstätten, luden den Bischof, baten ihn, alles mit geweihtem Wasser zu besprengen, und entfernten so alle Gewalt des Teufels." — —*)

„Vor jenem Ungarneinfall hatte ein Graf Udalrich vom Stamme Karl's zur Gemahlin die Wendilgard, ein Tochterkind des Königs Heinrich. Als Udalrich auf seinem Sitz Buchhorn Kunde erhielt, daß die Ungarn in Baiern, wo er Güter hatte, eingefallen waren, so griff er mit andern die Feinde an, wurde besiegt, gefangen und nach Ungarn geführt. [Wer aber die Ungarn für Avaren hält, irrt sehr.] Wendilgard nun wurde, da das Gerücht meldete, ihr Mann sei gefallen, als Wittwe umfreit, wollte sich aber auf göttliche Eingebung nicht vermählen, sondern bat den Bischof Salomo um Erlaubniß zum heiligen Gallus zu ziehen. Dort baute sie sich eine Kemenate neben der Wiborada, lebte von dem Ihrigen und spendete den Brüdern und den Armen viel für die Seele

*) Auf den guten Abt Engilbert folgte Thieto, dann ein harter Mann Kraloh, der mit den Brüdern nicht in gutem Frieden lebte. Einer seiner Dienstleute blendete einen widerspenstigen Mönch des Klosters, den er auf der Flucht ergriff, der Dienstmann wurde von den Verwandten des Mönchs erschlagen, der Abt hart verfolgt. Doch gedieh das Kloster unter der Leitung des tüchtigen Dekan Ekkehard I., der wegen eines körperlichen Fehlers nicht selbst Abt werden wollte.

ihres verstorbenen Gemahls. Da sie aber lüstern nach Leckereien war und immer nach Veränderung begierig, weil sie zärtlich erzogen und daran gewöhnt war, so wurde sie von der Wiborada gescholten, es sei einer Frau kein Zeichen von Zucht, mannigfaltige Speise zu begehren. Als sie nun an einem Tage vor der Klause der Jungfrau in Unterhaltung saß, bat sie diese um Aepfel, wenn sie süße hätte. „Ich habe sehr gute, wie die armen Leute essen“, sagte die andere, brachte ganz saure Holzäpfel heraus und gab sie der begehrlichen, welche ihr die Aepfel aus der Hand riß. Die Wittwe des Grafen aber hatte kaum einen halben hinuntergeschluckt, da verzog sie Gesicht und Augen, warf das übrige weg und sagte: „Du bist herb und herb sind deine Aepfel“, und da sie gut unterrichtet war, setzte sie lateinisch hinzu: „Hätte der Schöpfer alle Aepfel so gemacht, sie hätten die Eva nie ins Unglück gebracht*).“ „Richtig,“ sagte die andere, „hast du die Eva genannt, sie war ebenso lüstern wie du nach guter Kost, und wie du hat sie beim Genuß eines Apfels gesündigt.“ Die edle Frau ging davon, beschämt durch die niedrige Magd. Seitdem legte sie sich Zwang auf, enthielt sich der Leckerbissen, die ihr vorkamen, und wuchs bei dieser großen Mahnerin in kurzer Zeit so in der Gnade, daß sie den erwähnten Bischof bat, ihr mit Bewilligung der Synode den heiligen Schleier aufzulegen, den sie vorher nicht gewollt hatte. Danach entäußerte sie sich so sehr ihres weltlichen Sinnes, daß sie selbst nach dem Tode der Rachildis, welche in der Büßerzelle auf die Wiborada folgte, eingeschlossen werden wollte.

Unterdeß kam der vierte bittere Jahrestag, seit Wendilgard ihren Gemahl verloren, sie ging an diesem Tage nach Buchhorn, spendete und gab den Armen. Da, siehe, war Udalrich durch einen Zufall der Gefangenschaft entronnen; er barg sich mit heimlicher List unter den übrigen Zerlumpten und rief sie um

---

*) Wortspiel mit malum, Apfel, und malum, Uebel.

ein Gewand an. Sie aber schalt ihn, daß er zuchtlos und zu keck bettle, und gab ihm doch unwillig ein Kleid. Er aber ergriff die Hand der spendenden mit dem Kleide, zog sie an sich, umarmte und küßte sie, sie mochte wollen oder nicht. Und als ihm die andern mit Backenstreichen drohten, warf er die langen Haare über seinem Antlitz auf den Hals zurück und rief: „Laßt eure Backenstreiche, ich habe ihrer genug erhalten, und erkennt euren Herrn Udalrich.“ Die Dienstmannen hörten erstaunt die Stimme des Herrn; sie erkannten das wohlbekannte Antlitz hinter den Haaren und begrüßten ihn mit lautem Ruf, die Dienerschaft schrie: Heil! Wendilgard aber saß starr zur Seite, sie meinte, von einem Fremden Schmach erlitten zu haben. „Jetzt erst fühle ich“, rief sie, „daß mein Udalrich todt ist, da ich solche Gewaltthat von einem Fremden erdulden muß.“ Jener aber reichte ihr seine Hand, die durch eine sehr deutliche Narbe kenntlich war, zum Berühren; da wachte sie wie aus dem Traume auf und rief: „Mein Herr, du liebster unter allen Menschen! Sei gegrüßt, mein Herr, sei gegrüßt, du holder in Ewigkeit.“ Und sie küßte und umarmte ihn und sprach: „Hüllt euren Herrn in ein Gewand und eilt ihm zur Stunde ein Bad zu rüsten.“ Als er aber gekleidet war, sagte er: „Komm zur Kirche!“ und auf dem Wege: „Ich bitte dich, wer hat deinem Haupt diesen Schleier aufgesetzt?“ Und da er hörte, daß dies der Bischof in der Synode gethan hatte, sagte er leise zu ihr: „Ich darf dich nicht mehr umarmen, außer mit seiner Erlaubniß.“ Unterdeß wurden von den Geistlichen, welche zahlreich an diesem Gedenktage zusammengekommen waren, Lobgesänge angestimmt, von dem Volke der Schluß gesungen. In Freude feierten sie die Messe für den Lebenden, nicht für den Toten. Er aber ging in das Bad, die Kunde flog umher und führte, wie zu geschehen pflegt, viele herzu. Ein Gastmahl wurde angestellt, viele Tage dauerte die Freude.

Demnächst trat die Synode zusammen; Udalrich forderte

seine Gemahlin, die er Gott entzogen hatte, von dem Bischof zurück, der Schleier wurde ihr durch die Hand des Bischofs abgenommen und nach Bestimmung der Synode im Kirchenschrein verwahrt, damit sie ihn als Wittwe wieder anlege, wenn ihr Gatte vor ihr stürbe. Darauf wurde von neuem die Vermählung gefeiert. Die Frau wurde guter Hoffnung; in Begleitung ihres Gatten ging sie ihren Gallus und die heiligen eingeschlossenen Büßerinnen an und gelobte, wenn sie einen Sohn gebären sollte, ihn dem heiligen Gallus als Mönch zu weihen. Aber als die Zeit kam, wo sie sich der Geburt näherte, hatte sie ein Unglück, und starb vierzehn Tage vor der rechtzeitigen Entbindung. Das Kind wurde gerettet und in Speck eines frisch geschlachteten Schweines gewickelt, wo es seine Haut erhalten sollte; und da sich in kurzem zeigte, daß es von gutem Verstand war, so wurde es getauft und Purchard genannt. Als das Kind von der Brust der Amme entwöhnt war, legte es der Vater auf den Altar des heiligen Gallus, wie er mit der Mutter gelobt hatte, und weihte es diesem zugleich mit der Flur von Hosten (Höchst) und dem Zehnten, und beweinte sehr die Mutter.

Der Knabe wurde in dem Kloster aufgezogen, ein zärtliches Kind, sehr schön von Antlitz. Die Brüder aber pflegten ihn Ungeboren zu nennen; und weil er vor der Zeit zur Welt gekommen war, so konnte ihn keine Fliege stechen, ohne daß Blut herauskam; deshalb verschonte ihn auch später der Lehrer mit Ruthenstreichen. Auch als er heranwuchs, blieb er treu der angebornen Tugend, obgleich er von Fleisch schwach war, die Reife seines Geistes war dem unreifen Leibe voraus. Weil er in solcher Art die Tugenden seines großen Vaters durch lange Uebung sich selbst zu eigen gemacht hatte, so übertrug der Stellvertreter des Abts, Ekkehard, die Würde, welche ihm selbst angeboten war, mit allgemeiner Beistimmung auf ihn (im J. 958). Und Purchard wurde darauf mit erwählten Brüdern zu dem großen Otto nach Mainz gesandt, als dieser nach Besiegung des Königs Knud aus Schleswig

zurückkehrte. Da der König den Purchard, den er wohl kannte, von weitem erblickte, rief er: „Komm heran, mein Kleiner, und küsse mich.“ Denn er war klein und schön von Antlitz. Er streichelte ihn unter dem Mantel und liebkoste ihn. Als er aber den Abtstab sah, sprach er: „Ist euer Abt gestorben, der seine Mönche blendete?“ Und sie antworteten: „Geschieden ist unser Abt, o Herr, jetzt steht bei Gott allein, was er gewesen.“ Darauf küßte der König die einzelnen Mönche und sagte: „Ich sehe, was ihr wollt, aber ich weiß nicht, wen ihr wollt.“ Darauf sprachen sie: „Ihn selbst, den du umarmt hast, unsern Herrn Purchard.“ Bei diesen Worten fielen sie auf die Knie. Er befahl ihnen aufzustehen. Sie sagten: „Auch unser Vater Ekkehard, der Stellvertreter, sendet euch Gebet und Heilwunsch, und wünscht, daß ihr in diesem Fall euch früherer Versprechen erinnert.“ „Ich fürchte,“ versetzte der König, „ihr seid der strengen Zucht müde, welche eure Väter vor allen andern gepflegt haben, und habt euch auf diesen Kleinen vereinigt, der euch sanft und nachsichtig sein soll; weshalb habt ihr den hochsinnigen Mann nicht gewählt, dessen Gruß ihr mir bringt?“ Darauf trugen sie den ganzen Verlauf der Wahl nach der Ordnung vor und sprachen: „Außerdem war dieser hier bis jetzt auch gar nicht so nachsichtig in der Zucht, daß man meinen könnte, er werde sie irgend einmal vernachlässigen.“ Als der König dies hörte, wurde er ruhig, wandte sich zu Purchard, hielt das Kinn desselben in der Hand und sagte mit zärtlichen Worten: „Willst du mein kleiner Abt sein? Wenn es Gottes Wille ist, mag es meinetwegen geschehen.“

Darauf nahm er ihn mit sich in die Kirche zu der Königin und sprach: „Hier empfehle ich deiner Gunst meinen Neffen, der jetzt mit deiner Hülfe Abt werden soll.“ Und sogleich wurde das Gebet gesprochen, der König nahm den Stab und gab ihn dem Purchard unter den Worten, womit eine Abtei ertheilt wird. Er selbst hob das Te deum laudamus an und mahnte alle Anwesenden, in den Gesang einzustimmen.

Darauf wurde Purchard fröhlich vom Kaiser entlassen und kehrte nach Hause zurück. Wie schön er sich aber nach den Rathschlägen Ekkehards verhielt, das wissen die Armen und ein Theil der Brüder und Dienstleute, die noch am Leben sind, zuweilen unter Thränen zu bezeugen. Purchard erfreute sich gar sehr daran Almosen zu geben, wie er von seiner Kindheit gewöhnt war, weil er jetzt mehr Mittel hätte, und er gab nicht nur den Dürftigen und Fremden, sondern er vertheilte und schenkte auch öffentlich und heimlich den armen Brüdern und Dienstleuten.

Da er dies emsig Tag und Nacht that und zuweilen halb nackt und barbeinig nach Hause kam, so tadelte sein Kämmerer, ein gewisser Richere, der Sohn seines Bruders, häufig im geheimen, daß seine Kammer die Verschwendung nicht aushalten könnte, denn kaum hätte er etwas weggenommen, so forderte er immer anderes. Er aber schalt seinen Neffen, er möge ihm nicht lästig werden, und sagte: „Wenn du mir nicht geben willst, was ich verlange, so weiß ich einen andern, der mir helfen wird, so viel er helfen kann.“ Damit meinte er den Dekan Ekkehard. „Denn er trägt mir häufiger zu als du, was ich den Armen geben kann, Röcke und Hemden, Stiefeln und Schuhe und alles übrige bis auf die Gürtel, und er steckt es mir auch unter die Bettdecke, damit ich es dort finde.“

Ekkehard nämlich war auch für sein Theil sehr eifrig mit Almosen, und ich will etwas lustiges von ihm erzählen. Er hatte einen von den Dienstleuten dazu bestimmt, die Armen oder Fremden, die er ihm angab, heimlich in dem dafür bestimmten Hause zu waschen, zu scheeren, zu kleiden und zu erquicken, und bei Nacht mit dem Gebot, daß sie gegen niemand davon reden sollten, hinaus zu lassen. Da traf es sich einst, daß er ihm einen Contrakten, der von Haus ein Welscher war und auf einer Karre herangefahren wurde, nach Gewohnheit überwies. Der Mensch war dick und wohlgenährt, und als der Diener nach Befehl hinter sich und ihm die Thüre verschlossen hatte, ver-

mochte er ihn kaum mit aller Anstrengung seiner Kraft in die Badewanne zu wälzen. Da schimpfte er, denn er war von heftiger Art, und sagte: „Jetzt weiß ich wirklich keinen einfältigern Menschen, als meinen Herrn, er vermag nicht zu unterscheiden, wer Gutthaten verdient, daß er mir einen so fetten Schlingel auf den Rücken geladen hat.“ Aber dem Contrakten erschien das Badewasser zu heiß, und er rief in seinem romanisch: „cald, cald est!“ Weil das nun in der deutschen Sprache „es ist kalt“ bedeutet, sagte der Diener: „Nun, ich will dir's warm machen.“ Er schöpfte Wasser aus dem kochenden Kessel und goß es in das Bad. Der andere schrie mit schrecklicher Stimme: „Ei mi, cald est.“ „So?“ sagte der Diener, „wenn es noch kalt ist, so will ich dir's jetzt, so wahr ich lebe, warm machen,“ und er schöpfte noch mehr heißes und goß es zu. Aber der andere konnte die Hitze des brodelnden Wassers nicht ertragen, er vergaß seine Contraktheit, erhob sich schnell, sprang aus dem Bade, lief hurtig zur verschlossenen Thür um zu fliehen, und arbeitete eine Weile an dem Riegel. Als nun der Diener sah, daß der Mensch ein Betrüger war, riß er im Umsehen ein glimmendes Scheit vom Feuer und maß dem Nackten ungezählte Streiche auf. Als Ekkehard den Lärm und die Stimmen in dem Oberhaus hörte, fuhr er heftig deutsch und romanisch auf beide los, welche schnell herabkamen, und schalt den einen, warum er ihn betrogen hätte, und den andern, warum er die Strafe des Menschen nicht ihm überlassen hätte. „Ei ja,“ versetzte der Diener, „mein gestrenger Herr, du würdest ihm schön die Tarnhaut gerben und diesem Betrüger mehr als ich aufzählen. Sicher würdest du's ganz anders treiben; du hättest diesen Bösewicht bekleidet und beköstigt und bei Nacht mit einem Kuß entlassen, und wie ich dich kenne, hättest du es trotz alledem auch jetzt so gemacht.“ Und Ekkehard sagte: „O du Schelm, darf ich nicht thun, was ich will?“ Darauf strafte er den Menschen mit Worten, zwang ihn zu schwören, daß er nie wieder solchen schlechten Streich begehn würde, und entließ ihn.

Dies halte ich für den rechten Ort, um von seinem Schwestersohn Ekkehard zu reden, unserem Mönche, den er und Gerald eifrig unterrichtet hatten. Ich beginne damit ein schweres Werk, denn ich fürchte, man wird mir nicht glauben, weil es jetzt gar keine solchen Männer giebt, oder doch nur sehr wenige. Er war so schön von Angesicht, daß die Leute, welche ihn ansahen, um seinetwillen stehen blieben, wie auch König Otto der Rothe von Sachsen über ihn sagte: „Niemals hat einem die Kutte des heiligen Benedict vornehmer gesessen." Er war von hoher Gestalt, einem Kriegsmanne ähnlich, von gleichmäßigem Wuchs und funkelnden Augen, die so waren, wie jemand zum Augustus sagte: „Ich kann den Glanz deiner Augen nicht ertragen." Weisheit und Beredtsamkeit, vor allem aber klugen Rath hatte er wie der beste seiner Zeit. In blühender Jugend freute ihn mehr der Ruhm als die Demuth, wie bei so geartetem Manne natürlich war, aber später war das nicht so, denn die Zucht, welche keinen Stolz leidet, wurde an ihm sehenswerth. Er war ein guter und strenger Lehrer; denn als er bei dem heiligen Gallus beiden Schulen vorstand*), wagte niemand, außer den kleinen Putzen, mit den Gespielen ein anderes Wort zu sprechen, als nur Latein; und die er zu ungeschickt für das Studium fand, beschäftigte er mit Abschreiben und Buchstabenzeichnen. In beidem war er selbst sehr geschickt, besonders in großen Anfangsbuchstaben und in der Vergoldung. In der Wissenschaft aber unterrichtete er gleich sorgfältig die aus dem Mittelstande und die Vornehmen**). Groß war die Zahl, welche er beim heiligen Gallus und anderswo in die Höhe brachte, mehre von

---

*) Der Schule in der Clausur und der äußern.

**) Seit Beginn des Mittelalters wird in der Gesellschaft ein Unterschied gemacht zwischen Gemeinen (Unfreien), Mittlern (Freien oder ritterlichen Dienstmannen), und Edlen (Angehörigen der großen Herrengeschlechter). In St. Gallen waren unter den Mönchen mehre von Herrengeschlecht, selten ein Unfreier.

ihnen sah er selbst noch als Bischöfe, wie einst zu Mainz im Concilium, wo sechs Schüler, die damals Bischöfe waren, bei seinem Eintritt aufstanden und ihn als Lehrer grüßten. Und der Erzbischof Wilegis winkte ihm und küßte ihn und sprach: „Mein würdiger Sohn, auch du wirst einst mit ihnen auf den Thron gesetzt werden", und als Ekkehard ihm zu Füßen sank, hob er ihn achtungsvoll mit der Hand auf. Und da wir das spätere Schicksal des Mannes vorweg genommen haben, wollen wir jetzt zu seinen früheren Thaten kommen.

Auf Duellium (Hohentwiel) wohnte Hadawig, Tochter des Herzogs Heinrich, nach dem Tode ihres Gemahls Purchard verwittwete Herzogin der Schwaben; sie war eine sehr schöne Frau, aber gegen ihre Leute gar zu hart, und deshalb weit und breit dem Lande ein Schrecken. Als kleines Kind war sie dem Griechenkönig Constantinus verlobt, und wurde in griechischer Wissenschaft gar sehr unterrichtet durch seine Eunuchen, welche deshalb geschickt waren. Aber als ein Eunuch, der Maler war, sie genau ansah, um das Bild der Jungfrau ganz ähnlich abzumalen und seinem Herrn zu schicken, da war ihr die Vermählung so verhaßt, daß sie den Mund und die Augen verzerrte. Sie verschmähte den Griechen hartnäckig; dann lernte sie lateinische Wissenschaft, und Herzog Purchard heirathete sie mit ihrem reichen Schatz, er war aber schon alt und untüchtig, starb bald darauf, und hinterließ sie — wie bekannt — als Mädchen mit Schatz und Herzogthum.

Als diese Wittwe einst den heiligen Gallus aufsuchte um zu beten, nahm sie unser Abt Purchard als seine Nichte festlich auf und wollte ihr Geschenke machen; sie aber sagte, sie wollte kein anderes Geschenk haben, als daß er den Ekkehard ihr auf einige Zeit als Lehrer nach Hohentwiel überließe. Denn da Ekkehard Pförtner war*), hatte sie sich schon vorher ins geheim

*) Der Pförtner hatte die Gäste zu empfangen, war gegen Fremde Repräsentant des Klosters, und wohnte außerhalb der Clausur.

über seinen guten Willen mit ihm verständigt. Dies gab der Abt ungern zu, auch der Onkel, der Dekan Ekkehard, rieth ab, er aber setzte doch durch, worum er gebeten war. Er kam am verabredeten Tage nach Hohentwiel, ungeduldig erwartet, sie nahm ihn höher auf, als er selbst wollte, und führte ihren Lehrer, wie sie sagte, an der Hand in das Gemach, welches zunächst an dem ihrigen war. Dort trat sie bei Nacht und Tag mit einer vertrauten Dienerin ein um zu lesen; doch standen immer die Thüren offen, damit niemand Grund zum Argwohn hätte, wenn er sich solcher Gedanken unterfangen wollte. Oft fanden dort Dienstmannen und Ritter, auch die Vornehmen des Landes beide zusammen über den Büchern oder in gelehrtem Rath. Durch ihre harte und wilde Art aber empörte sie den Mann oft, und vielmals wäre ihm wohler zu Hause gewesen, als bei ihr zu wohnen. So hatte er selbst aus Demuth geboten, das Rückentuch und den Vorhang seines Bettes wegzunehmen, sie aber befahl den zu züchtigen, der dies weggenommen hatte, und wurde kaum durch große Bitten ihres Lehrers abgehalten, diesem Menschen Haut und Haare vom Kopf ziehen zu lassen.

Wenn Ekkehard an einem Fest oder sonst einmal zum Besuch nach Hause kam, da war lustig, welch schöne Geschenke sie dem Manne zu Schiffe nach Steinach vorausschickte. Immer dachte sie angelegentlich darauf, ihm etwas zurecht zu machen, was er selbst gebrauchen oder dem Gallus darbringen konnte. Unter diesen Geschenken, seidenen Oberkleidern, Priestermänteln und Stolen, ist auch die Alba, in welcher die Hochzeit der Philologie mit Gold eingestickt ist, außerdem die Dalmatica und ein Diakonengewand fast ganz von Gold; dies Gewand aber nahm sie später mit ihrer trügerischen List zurück, weil der Abt Immo ihr ein Gesangbuch (Antiphonarium), das sie forderte, versagte.

In dieser Zeit war der Mund der Neider, wie immer, gegen die Mönche geschäftig, als wenn sie in Ausgelassenheit

lebten. Ich übergehe einiges und erwähne nur unser Geschick. Die Mönche von Reichenau hatten sich den Ruodmann zum Abt gesetzt, der die Seinen tyrannisch leitete, ünd das Fell zerriß, das er nicht zu rupfen verstand. Dieser führte auch boshafte Reden gegen die Mönche von St. Gallen, wo er konnte, als wenn sie nicht nach der Regel lebten. Es waren damals beim heiligen Gallus außer dem Ekkehard, von dem wir gesprochen haben, und vielen jüngern, welche die Väter aufgezogen hatten, noch der Dekan Ekkehard I. in tüchtiger Kraft, Gerald, Notker, Chunibert, der später Abt von Altach wurde, und Walto II.; diese gingen auf Befehl ihres Abtes den Ruodmann durch den Sprecher Ekkehard an, und baten ihn brüderlich, er möge seine Zunge im Zaume halten. Der Ruodmann gab zwar nichts darauf, nahm aber den Boten um dessen selbst willen und aus Furcht vor der strengen Herzogin, zu welcher Ekkehard gerade ging, geziemend auf. Ekkehard aber fand den Menschen auf alles Widerwärtige bedacht und versuchte vergebens, ihn bei langer Unterhandlung durch seine Beredtsamkeit zu überzeugen; jener stieß die heftigsten Drohungen aus, und Ekkehard kehrte deshalb heimlich ins Kloster zurück und sandte einen Boten auf den nahen Berg, der seiner Herzogin melden sollte, was seine Ankunft verhinderte. Von dem Ruodmann aber entfernte er sich, indem er die Botschaft desselben mit Unwillen abwies.

Ruodmann aber meinte, er sei zur Herzogin gegangen, bestieg ein Pferd, kam bei Nacht zum heiligen Gallus und betrat heimlich das Kloster, um verstohlen zu spähen, ob er etwas, was einem Unrecht ähnlich wäre, finden könnte. Das Kloster war ihm wohl bekannt, er schlich umher und spionirte überall, fand aber nicht, was er wünschte; endlich stieg er von der Kirche in das Schlafhaus, begab sich tappend in das heimliche Gemach der Brüder und setzte sich dort verborgen hin. Ekkehard, der in allem umsichtig war, hörte den Fußtritt, stand vom Lager auf und fand ihn. Er wußte nicht, wer es war, er sah nur

einen Menschen und wunderte sich, wer von den Brüdern so verstohlen an diesen Ort ging (den wir in der Nacht nicht zu betreten pflegen); denn Ruodmann saß versteckt, weil das Licht des Raumes dunkel brannte. Eine Weile war Ekkehard unsicher, wer der Mensch sei, bis er an dem Schnauben, welches dem Ruodmann beim Athemholen eigen war, diesen erkannte. Sogleich ermahnte er einen Bruder heimlich, die Laterne des Abtes zu bringen, er zündete sie an, setzte sie vor den Ruodmann hin, legte ihm Wische zurecht und stellte sich, wie sein Kaplan, abseits. Und als die Brüder dazu kamen, so bedeutete er sie wie gewöhnlich durch Winke, das Schweigen nicht zu brechen; sie aber wunderten sich, für wen die Laterne da stand, denn der Abt, welcher allein eine Laterne zu tragen pflegte, war abwesend. Er wartete lange, endlich wußte Ruodmann nicht, was er thun sollte, und stand auf; da nahm Ekkehard die Laterne, ging ihm auf demselben Wege voran, auf dem er sein Kommen bemerkt hatte, und als sie zu der Vorhalle der Kirche gekommen waren, wo das Sprechzimmer ist, mahnte er ihn stillschweigend*), dort niederzusitzen, bis er ihn seinem Oheim, dem Dekan, und den Brüdern gemeldet hätte, damit sie eines so vornehmen Gastes nicht unkundig wären. Also ein Theil der Brüder, besonders der jüngern kamen, durch den unerhörten Vorfall aufgeregt, heran, und einer von ihnen, der eine Geißel in der Zelle ergriffen hatte, stürzte schreiend auf den Bösewicht ein, und hätte ihm Streiche aufgezählt, wenn ihm nicht die klügern in den aufgehobenen Arm gefallen wären. Da Ruodmann nun merkte, daß er in der Noth war, sprach er: „Wenn ich Gelegenheit zur Flucht hätte, meine besten Jünglinge, so würde

*) Es war nicht nöthig, daß Ekkehard für solche Mittheilung das Schweigen brach, welches den Benedictinern in diesen Stunden oblag. Das Verbot zu reden hinderte nicht das Flüstern in das Ohr und nicht den Gebrauch der Fingersprache, welche in den Klöstern allgemein bekannt war und behend geübt wurde.

ich gewiß fliehen. Da ich aber in euren Händen bin, ich mag wollen oder nicht, so ziemt euch sanfter mit mir zu verfahren, und überdies euren Dekan und die übrigen Väter zu erwarten." Endlich kam der Dekan, der in Kürze mit den Vätern über ihn Rath gehalten hatte. Aber Notker, der Arzt, mit Beinamen Pfefferkorn, sprach zornig zu ihm: „Du hinterlistigster aller Menschen, du Löwe, der sucht, wen er verschlinge, zu deinem Unglück bist du in die Hände der Brüder gefallen, die du als zweiter Satan anklagst." Jener aber wurde erschreckt durch die Worte des gewichtigen Mannes und sagte zum Dekan, dessen mitleidiges Herz er kannte: „Ich bin durch die List deines Namensvetters umstellt, siehe zu, fürsichtiger Vater, daß du mich nicht beschimpfen läßt, es könnte dich später zu unrechter Zeit gereuen." Endlich stürzte er auf die Knie: „Wohlan", rief er, „ich bitte alle um Verzeihung, ich will mich mit euch versöhnen und fortan solcher Dinge enthalten." Den klügeren bewegte der plötzliche Wechsel der Dinge bei einem so mächtigen Mann die Seele. Aber die andern murmelten Feindliches, wie zu geschehen pflegt. Endlich ließen sich die Väter auf den Rath des Ekkehard besänftigen, durch sie wurde er mit allen versöhnt. Und von Ekkehard geleitet ging er hinaus zu der Stelle, wo die Seinen ihn erwarteten, und entfernte sich, indem er vor den Seinen heitere Worte sprach, und unter andrem den Ekkehard angelegentlich bat, er sollte ihn ja nicht vorbei gehen, wenn er das nächste Mal nach Hohentwiel zöge. Den Brüdern aber versprach er zwei Fässer Wein und schickte sie mit dem nächsten Schiff nach Steinach.

Abt Purchard aber hörte in der Ferne von dem Lärm, er bedauerte bei seiner Ankunft sehr, daß der andere so sicher und frei entkommen war, und übergab dem Bischof eine Klage wegen dem unerhörten Vorfall. Ekkehard aber zog nach Hohentwiel, begleitet von seinen Verwandten: Ekkehard III. dem gleichnamigen Diakonus, der später Dekan wurde und von dem

Knaben Purchard, der später Abt wurde. Dabei sprach er in Reichenau bei Ruodmann vor, wie sie verabredet hatten. In dem Gespräch versuchte jener Schlaue umsonst seine Künste, er fand einen Gegner, der ihm gewachsen war. Denn da Ekkehard eilte, um nicht zu spät bei der gestrengen Frau anzukommen, beschenkte ihn Ruodmann mit einem schönen Pferd. Dies schickte Ekkehard mit einem Theil seiner Begleiter voraus, und säumte mit Absicht ein wenig bei freundlichem Wort und vertraulichen Scherzreden; endlich wurde er mit Umarmung und Kuß entlassen, und dabei sagte jener Hinterlistige seinem Gastfreunde ins Ohr: „Du Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin Grammatik lehren kannst." Darauf antwortete Ekkehard, wie in freundlicher Beistimmung lächelnd, dem Gegner folgendes ins Ohr: „So hast auch du, Heiliger des Herrn, die schöne Nonne Kotelind, deine liebe Schülerin, Dialektik gelehrt." Als er dies gesagt hatte, wendete er sich schnell von dem andern ab, der, ich weiß nicht was herauszischen wollte, bestieg das Pferd und entfernte sich unwillig. Aber Otker, der Bruder und Dienstmann des Abtes, hatte seine Erregung gemerkt und sagte: „Mir scheint, mein Herr, das Pferd da hast du ganz umsonst verloren." Die beiden Brüder aber, von denen wir gesprochen haben, Ekkehard III. und der junge Purchard, standen noch vorgebeugt, um ihre Entlassung zu erbitten, da vernahmen sie, wie ich selbst von ihnen gehört habe, daß Ruodmann abgewandt zu seinem Bruder sagte: „Schicke ihm doch Reiter nach, die mir mein gutes Pferd zurückbringen." Aber dieser antwortete: „Nein, er zieht jetzt mit den Seinen zu der Frau dort, und ich wage nicht einem meiner Leute aufzutragen, daß sie seine Habe anrühren." So bestiegen jene beiden ihre Pferde und zogen bescheiden ihrem Lehrer nach.

Als sie den Berg hinauf stiegen, kamen sie der Herzogin zu Gesicht, da sie zur Vesper ging. Sie aber hatte schon von dem Lärm mit Ruodmann gehört und sagte beim

Empfange: „Nun, ich höre, mein Lehrer, du bist gerade kein bequemer Laternenträger gewesen für jenen Wolf, der in fremde Hürden drang;“ und als Ekkehard lächelte, sagte sie: „Beim Leben der Hadawig,“ — denn so pflegte sie zu schwören — „wenn einer unter den Hitzköpfen des Klosters jenem Einbrecher Streiche aufgezählt hätte, mich würde es nicht kümmern.“ Als man am Tage darauf mit der Dämmerung, wie man dort pflegte, das Schweigen der Regel nach Gebühr beendet hatte — denn sie selbst hielt eifrig darauf und hatte schon angefangen ein Kloster auf dem Berge zu bauen — da kam sie zum Lehrer in die Lesestunde. Als sie sich gesetzt hatte und den stehenden Knaben Purchard sah, frug sie im Gespräch: „Wozu ist der Knabe dort mitgekommen?“ „Um des Griechischen willen, meine Herrin,“ versetzte Ekkehard, „habe ich euch das kluge Kind mitgebracht, damit er etwas von euren Lippen auffange.“ Der Knabe selbst aber war von holdseligem Aussehen und sehr gewandt im lateinischen Vers und begann sogleich:

„Griechisch stünde mir feiner, doch bin ich kaum ein Lateiner.“

Wie sie denn nach Neuem begehrlich war, freute sie sich darüber so sehr, daß sie den Knaben an sich zog, küßte und auf einem Fußschemel nahe zu sich setzte, und neugierig von ihm forderte, daß er ihr noch mehr Verse aus dem Stegreif machen sollte. Der Knabe aber war solchen Kuß ungewohnt, sah auf seine beiden Lehrer und begann:

„Ach ich vermag mit nichten geschickt meine Verse zu dichten,
Weil ich erschrecken muß über der Herzogin Kuß.“

Sie aber brach wider ihre gewöhnliche Strenge in Lachen aus, stellte den Knaben sich gegenüber und lehrte ihn die Antiphona: „Maria et flumina“ singen, die sie selbst ins Griechische übersetzt hatte: „Thalassi ke potami“ u. s. w. — Und häufig rief sie ihn später, wenn sie Muße hatte, zu sich, forderte von ihm Stegreifverse, unterrichtete ihn im Griechischen und that ausnehmend hübsch mit ihm. Als er endlich abging, beschenkte sie

ihn mit einem Horaz und mit einigen andern Büchern, welche jetzt in unserer Bibliothek sind. Denn jener jüngere Ekkehard III., der auch seine gute Bildung hatte, ging, wie er pflegte, mit dem Knaben, um einige andere Kapläne der Herzogin zu unterrichten, weil die Herzogin durchaus nicht leiden wollte, daß diese an ihrem Hofe müßig wären.

Es blieben also Hadawig und Ekkehard, wie sonst, allein zum Lesen. Virgil lag in ihrer Hand und die Stelle: Timeo Danaos et dona ferentes (ich fürchte die Danaer, zumal wenn sie Geschenke bringen). Da sagte Ekkehard: „Gestern hatte ich Grund, meine Herrin, an diese Stelle zu denken.“ Darauf erzählte er, wie ihn der Abt nach Reichenau eingeladen, mit einem ansehnlichen Pferde beschenkt, und sich doch bei dem Geschenk gewundener Worte nicht enthalten hätte; was sie dabei aber einander in das Ohr geraunt hatten, sagte er ihr nicht. Da sprach sie: „Ich will vom Anfang an die ganze Tragödie hören, die neulich unter euch gespielt hat, weil ich nicht weiß, ob ich sie recht vernommen. Auch wundere ich mich, daß zwei Klöster meines Herzogthums so Unholdes mit einander gebraut haben, ohne sich um mich, den Stellvertreter des Königs, zu kümmern; und fürwahr, wenn mir nicht meine Räthe entgegen sind, werde ich Strafe verhängen, wo ich den Schuldigen finde.“ Und er sagte: „Nächst meinem Oheim habe gerade ich die Versöhnung betrieben. Es wäre treulos, meine holde Herrin, wenn ich nach dem Friedenskuß jemand vor dir beschuldigen wollte, wie ich doch müßte. Denn obgleich er mich gestern immer wieder heimlich gereizt hat, auch nachdem er die Geschenke gegeben hatte*),

*) Das Geschenk, gegeben und empfangen, bezeichnet den Abschluß der Versöhnung. Die Beleidigungen, welche vor dem Geschenk geübt waren, wurden durch die Annahme des Geschenkes gänzlich getilgt, die späteren Stachelreden aber kamen auf ein neues Conto. Daß Ekkehard über die Bosheiten schwieg, welche Ruodmann durch das geschenkte Pferd ausgeglichen hatte, war für einen anständigen Mann selbstverständlich; edel aber

— du selbst kennst ja den Menschen, — so ziemt es mir doch gar nicht, den Frieden zu brechen, der unter so wichtigen Männern geschlossen wurde. Auch will ich darum nicht aufhören, mit ihm für den Frieden, den er selbst begehrt, zu stimmen.“ Der Frau gefiel der Verstand und gerade Sinn ihres Lehrers. Doch setzte sie später in diesem und vielen anderen Regierungsgeschäften eine öffentliche Verhandlung am Orte Walewis (Walwies am Hegau) an, und gebot auch dem Bischof und den Aebten dorthin zu kommen.

Ruodmann aber argwöhnte, Ekkehard könnte jene Worte, die er ihm ins Ohr gesagt, der Herzogin mitgetheilt haben; ihm wurde Angst, und er sandte ihm einen Brief auf den Berg durch einen gewandten Fremden. Dieser Brief lautete nach einer Bitte um Herstellung des freundlichen Verhältnisses folgendermaßen: „Denn ich würde mich sehr wundern, wenn mein Freund, der in allen Dingen so scharfsinnig ist, jenes neuliche Wispern der Frau Herzogin zu Ohren gebracht hätte. Solltest du es doch gethan haben, so widerrufe es, ich bitte.“ Ekkehard aber schrieb ihm durch denselben Boten nach einigem anderem folgendes: „Nie war ich vor „meiner Allerschönsten“ unverschämt, und nie habe ich in das Ohr der strengen Frau dergleichen zu flüstern gewagt.“ Dies habe ich der Kürze wegen mit wenig Worten aus dem Briefwechsel beider ausgezogen.

Endlich nach längern Verhandlungen wählte die Herzogin Berather, unter diesen auch den Ekkehard, und es wurde mit Mühe verhandelt, daß Ruodmann wegen jenem Einbruch, der unter Mönchen ganz unerhört war, zuerst in Gegenwart seiner Abgeordneten mit unserm Abt versöhnt wurde durch ein Strafgeld um Friedensbruch, daß dann Ruodmann ferner an gesetztem Tage vor den Thoren von Hohentwiel, wie Brauch ist, hundert Pfund vorwies, und dadurch die Gnade der Herzogin zurücker-

war, daß er auch die Schlechtigkeiten verschwieg, welche hinter dem Pferde lagen. — Er hatte freilich guten Grund dazu.

hielt. Und am gesetzten Tage erließ sie funfzig davon dem Abte, um des Bischofs willen, der für ihn gebeten hatte, das übrige behielt sie zurück. Und die Herzogin schenkte nach diesen Tagen unserm Abt Purchard, ihrem Lieben und Verwandten, einen sehr schmucken und munteren Zelter, um auch ihrerseits sein gekränktes Gemüth zu besänftigen. Denn sie erfuhr, daß er an edlen Rossen große Freude hätte, aber daß er auch betete, sie möchte seinetwegen keinen Verdruß haben.

Man fand ihn zu Reichenbach, das Pferd wurde ihm vorgeführt, es trug sich stolz, und der Abt befahl, aus Liebe zu der hohen Geberin, sofort den Sattel aufzulegen, und bestieg es um abzureiten. Aber das Pferd bäumte unter ihm und warf den zarten Mann, der doch angebornes Feuer und Muth hatte, gegen den Pfosten des Hofthors, beschädigte ihm die Hüfte und renkte sie aus dem Gelenk. Dieser Schlag wurde ihm durch Notker nach Möglichkeit geheilt, aber er konnte später doch nicht ohne zwei Krücken gehen. Lange duldete er dies Leiden. Endlich übertrug er unter Beistimmung aller Brüder, dem schon erwähnten Richere, welcher Kämmerer seines Hofes und ein Mann von unvergleichlicher Tugend war, die Leitung der Abtei, die er nach dem Rath des bereits alternden Dekan Ekkehard führen sollte. — Damals blühten wenig andere Klöster so, wie das des heiligen Gallus.

Unterdeß wurde auf Betrieb der Hadawig, Ekkehard an den Hof der Ottonen, des Vaters und Sohnes, gezogen, als kaiserlicher Kaplan, als Lehrer des jungen Königs und als Helfer bei den wichtigsten Geschäften. Dort zeigte er sich in kurzem so tüchtig, daß alle sagten, er habe eines der höchsten Bischofsämter zu erwarten. Denn auch die Königin Adalheid, die jetzt heilig gesprochen ist, liebte ihn ausnehmend.“ —

Soweit der Bericht des Mönches Ekkehard IV. Ekkehard II., Palatinus, der Hofmann genannt, fuhr am Kaiserhofe fort, für die Interessen seines Klosters zu sorgen. Er blieb dort,

wie die Mönche von St. Gallen erzählten, als vertrauter Rathgeber seines Schülers Otto II., und der Kaiserin, zugleich Protector und Liebling seiner Brüder, der dem Kloster bei Hofe zu nützen verstand*).

*) Gern möchte man von dem spätern Leben des klugen Ekkehard II., den seine Brüder in St. Gallen so werth hielten, etwas wissen. Aber hier, wie in unzähligen Fällen verschwindet die glänzende Gestalt des Einzelnen, welchem zufällig erhaltener Bericht menschlichen Antheil erworben hat, in der dunkelen Strömung. Nur eine Vermuthung dürfen wir wagen. Der Erzähler aus St. Gallen berichtet (oben S. 394 fg.), daß Ekkehard, auch als er aus dem Heimatkloster geschieden war, als lateinischer Lehrer „Viele in die Höhe brachte"; aus dieser spätern Lehrerthätigkeit wird der hübsche Zug erzählt, daß einst in feierlicher Versammlung zu Mainz sechs Bischöfe als seine früheren Schüler vor ihm aufstanden und der berühmte Erzbischof Wiligis ihn mit achtungsvoller Zärtlichkeit begrüßte. Wir dürfen also seine bedeutende Lehrerthätigkeit in späteren Jahren an einer der großen Klosterschulen denken, welche von dem sächsischen Kaisergeschlecht begünstigt wurden. Unter allen Culturstätten dieses Fürstenhauses war Magdeburg die vornehmste. Dort ist uns von einem jüngeren Zeitgenossen, dem Merseburger Bischof Thietmar, unter Kaiser Otto II. ein Geistlicher Ekkehard genannt, der ein Mann von hervorragender Klugheit und Bedeutung gewesen sein muß. Denn er wird im Jahre 981 an der Spitze einer Schaar von Geistlichen und Rittern nach Rom zum Kaiser Otto II. abgesandt, um bei diesem die Bestätigung des neuerwählten Erzbischofs Otrich durchzusetzen. Die Bestätigung wird durch die Intriguen eines kaiserlichen Vertrauten, des Bischof Gisiler von Merseburg verhindert, der das Erzbisthum für sich zu erwerben weiß. — Derselbe Ekkehard ist ferner bis um das Jahr 1000 Custos der Domkirche zu Magdeburg, gelehrter Grammatiker und Vorsteher der Klosterschule von St. Moritz. Er führt in Magdeburg den Beinamen „der Rothe", wie Kaiser Otto II. auch, unter den Sachsen kein Beiwort, welches gegen die Stattlichkeit des Mannes einnahm. Er scheint ein Fremder in Sachsen, wie damals noch in der Regel die Lehrer der sächsischen Klöster, wenigstens möchte man das aus dem Tone folgern, in welchem der vornehme Sachse Thietmar über ihn spricht. Auch daß Thietmar berichtet, Ekkehard zu Magdeburg habe vieles Geld gesammelt, läßt auf einen ungewöhnlichen Lebensgang des Mönches schließen. Endlich ist das Ende dieses Ekkehard merkwürdig. Er wollte in seiner Amtspflicht als Custos den hohen Altar des heiligen Mauritius untersuchen, ob der reiche Schmuck von

Als Ekkehard IV. seine Schicksale von St. Gallen schrieb, waren etwa 400 Jahre vergangen, seit der Ire Gallus seine Hütte in den Bergen der Alemannen gezimmert hatte. Sehr groß waren die Fortschritte, welche in dieser Zeit die Besten des Volkes gemacht hatten; nicht nur in Glauben und Wissen, auch in vielem, was auf solchem Boden in dem Volksgemüth erwächst. An die Stelle der epischen Formeln und Bilder, der feststehenden Situationen der Sage, welche dem Erzähler jedes Ereigniß in buntes Dämmerlicht hüllen, ist ein verhältnißmäßig klarer und vollständiger Bericht getreten. Das Volk hat eine Geschichte gewonnen, der Erzähler legt die Jahreszahlen zur Seite und ordnet die Begebenheiten nach ihrer Folge, er sieht sich und die Zustände seiner Zeit behaglich, als Glieder einer Kette, welche aus der Vergangenheit in die unbekannte Zukunft leitet. Was der Tag bringt von Freude und Leid, das vergleicht er kundig dem, was die Väter erlebt, und weiß es genau zu schildern mit allen Nebenumständen, welche ein Verständniß der Thatsachen geben. Sein eigenes persönliches Empfinden hat ihm größere subjective Freiheit und reicheren Ausdruck gefunden, er vermag Charaktere, welche um ihn herum sich tummeln,

---

Gold, Edelsteinen und feinem Bernstein unversehrt sei, da fiel der Altar auf ihn uud dieser Unfall brachte ihm tötliche Erkrankung. St. Mauritius war nach damaliger Auffassung ihm schädlich gewesen, auch er fühlte nicht die fromme Dienstpflicht eines Eingebornen gegen den Heiligen von Magdeburg, er vermachte nicht dem Heiligen seinen Schatz, sondern ließ ihn in reichen Spenden vertheilen.

War dieser Ekkehard der gefeierte Liebling von St. Gallen, so erklärt sich auch, weshalb sein Nachfahre Ekkehard IV. in der Geschichte des Klosters von dem letzten Schicksale Ekkehard II. schweigt. Dies Schicksal war in St. Gallen sicher bekannt, aber den Mönchen St. Gallens war das zweideutige Verhalten des fremden Heiligen gegen den großen Sohn des heiligen Gallus unbehaglich. Der 4. September ist als Todestag des Ekkehard im Nekrologium von Magdeburg verzeichnet. Das Jahr liegt in der letzten Regierungszeit Otto III. um 1000 n. Chr.

nicht nur mit feinem Verständniß in ihrer Eigenthümlichkeit zu würdigen, — diese Eigenschaft hat der Deutsche von je gehabt, — er versteht auch vieles Originelle launig und heiter, charakteristisch und treu in prosaischen Sätzen wiederzugeben. Noch ist diese Sprache das Lateinische, aber die Seele ist in der fremden Hülle gereift für den Ausdruck eigenen Lebens in heimischer Rede. Die Zeit naht, wo die schöpferische Kraft des deutschen Gemüths reichlich in heimischer Sprache heraufquillt.

In solcher Weise schuf die Askese des Orients den Deutschen Cultur und irdischen Fortschritt. Und in solcher Weise waren die deutschen Klöster bis in das zwölfte Jahrhundert Mittelpunkte der nationalen Bildung, sie selbst aber zeigten trotz ihrer Regel, welche der gesammten Christenheit gemeinsam war, in der Hauptsache ein nationales Gepräge. Sogar ihre Askese war deutsch geworden. Wird uns einst ein großer Gelehrter eine Geschichte der pathologischen Zustände schreiben, welche seit der Urzeit bis zur Gegenwart das mystische Versenken in die Gottesidee begleiten, so wird er die größten Verschiedenheiten nach Volkscharakter und Zeit darzustellen haben. Zwischen dem brahmanischen Büßer, der im indischen Walde die Einheit mit seinem Gotte suchte in Entsagung und stiller Betrachtung, der hinabgeschleudert wurde von seiner Höhe, wenn er ein Thier tötete, wenn er Unreines berührte, ja wenn er nur Schmerz und Freude über Irdisches durch seine Seele ziehen ließ, und zwischen dem fanatischen Buddhisten, der die Exaltation bis zur Selbstvernichtung treibt und der sich unter die Räder des Götterwagens wirft, ist ein so großer Unterschied, wie zwischen aufsteigender und sinkender Volkskraft. Auch zwischen der wilden Askese des romanischen Büßers und der innigen Versenkung des deutschen Mönches war eine Verschiedenheit. Nicht in der Methode. Beide regten durch Kasteiungen das Nervenleben so weit auf, daß nach frommer Angst und wilden Phantasien ein Zustand gesteigerter Ruhe

und seliger Befriedigung eintrat. Aber dem deutschen Mönch muß dieser Genuß der Buße leichter gewesen sein, seine Steigerung war weniger gewaltsam, und vielleicht auch seine Befriedigung darin von bescheidener Art. Denn der Grundton seines Wesens war freudige Achtung vor allem Leben, behaglich stand er in der Natur und einfältigen Herzens wie ein Kind vor seinem Gott. Seine Versenkung in die Gottesidee war noch ohne große persönliche Arbeit, noch befriedigte sein Gemüth die altnationale Empfindung der Hingabe und Treue, welche der Dienstmann gegen seinen Herrn fühlt; denn dies sichere und feste Treugefühl lebte in ihm, und es bedurfte zu seiner Erweckung keiner gewaltsamen Peinigungen; und diese epische Grundlage seiner Frömmigkeit dämpfte ihm den hohen lyrischen Schwung und die wilden Exaltationen, welche der Südländer in ähnlichen Zuständen durchzumachen hatte. Natürlich fehlte es auch in Deutschland nicht an einzelnen heftigen Naturen, welche mit stürmischer Leidenschaftlichkeit die Buße durchkämpften, in den neuen Bettelorden brach der wilde Fanatismus einige Mal heiß hervor; aber so lange die Benediktiner die deutsche Askese vertraten, hemmte die sinnige Ruhe der altheimischen Anschauung das wuchernde Unkraut des religiösen Fanatismus.

Die Zeit war nahe, wo der Unterschied zwischen deutscher und romanischer Innigkeit in der politischen Geschichte wie in der Literatur von höchster Bedeutung werden sollte.

8.

Aus dem Volke.

Um 1100.

Es erfreut, die bunten Striche zu betrachten, durch welche der fleißige Mönch in der Sachsen- und Frankenzeit die Anfangsbuchstaben seiner Kapitel umrankt. Denn man sieht, wie groß sein Behagen war, als er die Linien schwang und die Zwischenräume mit bunter Farbe und sauberen kleinen Mustern ausfüllte. Dasselbe Behagen erwies der Deutsche bei jeder rühmlichen Arbeit, wenn er grüßte und sprach, wenn er festsetzte, was Recht sein sollte, wenn er träumte und dichtete. Für schwere Kämpfe, die das Volk um sein Leben zu bestehen hatte, und für große Wandlungen, die unter bitteren Schmerzen ihm zu Theil wurden, war ihm von der Macht, die seines Schicksals waltete, überreich eine Gabe zugetheilt worden, alles, was umgab, beschäftigte, bewegte, nach dem Bedürfniß seines Herzens einzubilden und umzuformen. Bei allem, was der Deutsche wahrnahm, frug er, was es bedeute, hinter jeder Erscheinung empfand er ein geistiges Leben, alles, was sich lebend regte, suchte er sich vertraulich zu machen, indem er ihm etwas von dem eigenen Gemüth andichtete. Es ist wahr, jedes junge Volk übt diese Poesie, durch welche es sich die reale Wirklichkeit verständlich macht und die ungeheure Arbeit der Naturgewalten in das menschlich erträgliche umformt; es ist wahr, kein Volk kann das Leben ertragen,

wenn es diese Kunst nicht zu üben versteht, denn Glaube und Sitte, alles Selbstgefühl des Wissens und Könnens beruhen im letzten Grunde nur darauf. Aber kein Geschlecht der Menschen, von dem uns Kenntniß geblieben ist, hat diese Poesie des Deutens und Umbildens so warmherzig, so emsig und dabei so kindlich geübt, als wir Deutsche. Wenn die Sonne warm schien, war sie unsern Ahnen froh, das Brod hieß das liebe Brod, und es that ihnen weh, wenn ein Stückchen davon in den Schmutz fiel; sogar beim Apfelbrechen ließen sie einen Apfel am Baume zurück, damit der Baum die Ernte nicht übel nähme. Wenn der Landmann die Blumen betrachtete, welche durch die Mönche auch in seinen Garten getragen waren, so empfand er in ihnen ein geheimnißvolles Leben, welches er mit dem des Weibes verglich, und er grüßte sie bewundernd „Frau Rose" und „Frau Lilie". Vollends, wo ihm leicht wurde, ein menschenähnliches Leben anzunehmen, behandelte er dies fremde Dasein achtungsvoll; auch der Ameise weigerte er nicht den Ehrentitel Frau, und wenn er von einem Wettlauf zwischen zwei Thieren erzählte, so nannten die Fremden einander „Herr Krebs" und „Herr Fuchs". Er hatte die Thiere lieb, wie kein anderes Volk, schon in der Heidenzeit gab man den gestorbenen Helden auf den Scheiterhaufen mit, was ihnen auf Erden am vertrautesten gewesen war: Roß, Hund, Habicht; wenn in der Römerzeit ein Rheinländer, der gute Rosse zog, sein Besitzthum unter die Kinder theilte, vermachte er seine Zuchtpferde nicht dem Hauserben, sondern dem kriegstüchtigsten Sohne. Als der Angle Cädmon seinem Volke die Geschichten der Bibel poetisch bearbeitete, ließ er vor der Sindfluth den Herrn sagen, Noah solle seine Thiere in der Arche hübsch reichlich füttern, bis er, der Herr, wieder selbst für sie sorgen könne. Vor anderen werth waren dem Volke die Vögel, zur Winterzeit wurden ihnen Halme aufs Feld gelegt, oder bei der Ernte eine Garbe für sie zurückgelassen. Als die verwittwete Königin Mathilde, die Mutter Kaiser Otto I., auf ihrem Wittwensitz durch gute

Werke die Gunst des Himmels für ihren toten Gemahl suchte, und die Armen speiste und kleidete, da ließ sie dem Gatten zu Ehren auch die Vögel im Felde füttern. Den höchsten Beifall hatte aber damals von heimischen Vögeln keineswegs die Nachtigall, oder unser Bauernliebling, der Fink, sondern der Staar, weil er so klug war, daß er Menschenworte sprechen lernte. Er war Günstling in den Häusern, und wenn er gut sprach, eine werthvolle Gabe, die auch ein König aus dargebotenem Kriegsgut wählte, um sie seiner Tochter zu schenken. Andere Vögel, der Storch, der Kukuk, der Specht hatten großes Ansehen, weil sie im alten Glauben den Göttern heilig gewesen waren, die Taube wurde als christlicher Vogel von Klöstern und später von Stadtgemeinden uneigennützig erhalten, und dem Raben vermochte selbst die Abneigung des Christenthums sein Ansehen nicht zu rauben, obgleich er einst der Bote Wodan's gewesen war. Wenn einem kleinen armen Spielmann jener Zeit in seinen Versen kein anderer Ausdruck warmer Empfindung gelingt, weiß er wenigstens die Neigung zu einem vertrauten Thier treuherzig darzustellen. Der Held sendet in mährchenhafter Legende einen Raben als Boten an die Geliebte, er vergoldet ihm den Schnabel, setzt ihm ein goldnes Krönchen auf, streichelt ihm sein Gefieder und drückt ihn an sein Herz. Ja der Vogel wird dem Dichter unter der Hand die Hauptperson, er nimmt ganz das Wesen eines treuen Spielmanns an, der um gute Behandlung dient. Er hat seinem Herrn die Liebe einer heidnischen Prinzessin gewonnen, der Held setzt sich mit seinen Mannen zu Schiffe sie abzuholen, und vergißt seinen Raben. Nach dem Aufbruch rief er: „Hat keiner von euch den Raben, ihr Herren?“ „Nein,“ sprachen alle. Da sagte er: „Säumt euch nicht, zieht euer vier oder achte zurück und bringt mir ihn eilig her.“ Die Herren fuhren zurück, da fanden sie den Raben einhergehen wie einen armen Mann, der schnöde behandelt worden. Sie sagten zu ihm: „Du sollst mit uns ins ferne Land.“ Der

Rabe antwortete gekränkt: „Ich will daheim bleiben. Mein Herr hat mich vergessen, mit den Säuen mußte ich essen, sie haben mir mein Gefieder zerstoßen, ich bin nackt und ruppig. Will mich mein Herr haben, so soll er selber nach mir kommen." Und es half nichts, der Held mußte selbst seinen Vogel erbitten*). Diese achtungsvolle Laune, mit welcher der Deutsche das Thierleben betrachtete, machte ihm auch wilde Thiere werth, zumal wenn sie ein wenig gezähmt waren; der Tanzbär erfreute im Mittelalter große Könige und Würdenträger der Kirche. Auf die Abrichtung wurde viel Mühe gewandt, Meister Braun hatte die Kunst gelernt, mit Spielweibern zusammen zu tanzen, und es steht zu besorgen, daß diese Tänze den Forderungen geistlicher Kritik nicht entsprachen, denn die Kirche zürnte ihnen und verbot ihren Angehörigen das Zusehen. Auch den wilden Thieren des deutschen Landes erfand das Volk Charakter und Schicksal, auch von ihnen wußte der Sänger zu erzählen. Wahrscheinlich hatte der Germane schon von seiner ältesten Wanderung aus Asien Thiersagen mitgebracht; während aber bei den Griechen die Anekdoten, in welchen sich Thiere mit menschlicher Sprache und menschlichen Neigungen charakteristisch unterhalten, nur benutzt wurden, um eine gute Lehre daran zu knüpfen, stellte der Deutsche das Waldleben seiner geheimnißvollen Nachbarn durch behagliche Geschichten dar, in denen der Bär, Wolf, Fuchs, Kater und andere gesellt werden; aus diesen Erzählungen formten sich wahrscheinlich schon in der Heidenzeit längere zusammenhängende Gedichte, die auch den Mönchen so reizvoll waren, daß sie dieselben ins Lateinische übersetzten, und die uns seit dem zwölften Jahrhundert in mehren deutschen Bearbeitungen überliefert sind.

Mit derselben innigen Herzlichkeit betrachtete der Deutsche sein Verhältniß zu andern Menschen. Er war von je in ruhiger

*) St. Oswald, vergl. oben S. 235 Anmerkung.

Zeit ein höflicher Mann gewesen und sehr empfindlich gegen Kränkung seines Selbstgefühls. Sich würdig darzustellen, jedem seine Ehre zu erweisen, das Gebührende zu geben und zu empfangen, war ihm eine wichtige Sache. Ein hübsches Beispiel dafür, wie leicht auch geistliche Herren gekränkt wurden, ist uns überliefert. Als um 885 Petrus, Bischof von Verona (?), bei der Heimkehr vom Königsschloß unvermuthet in das Kloster St. Gallen kam, nahmen ihn die Brüder würdig auf und gaben ihm als Gastgeschenk was sie gutes hatten, nämlich ein Evangelienbuch. Er aber hielt sich für verachtet, weil der Ruf des Klosters sehr groß war, und grollte, weil das Buch nicht schön genug gemalt und gebunden sei. Als er die Messe feierte, wurde ihm ein silberner Kelch aufgestellt, der für ein gutes Stück des Kirchenschatzes galt. Er beging die Messe und ärgerte sich auch über den Kelch. Man rüstete ihm ein reiches Mahl, und als er vom Tisch der Brüder aufstand, verlangte er sie anzureden. Sie wurden versammelt, — der Abt war abwesend, — und er sprach: „Gut habt ihr mich in Abwesenheit eures Abtes, meines Herrn, aufgenommen, aber daß ihr mir in dem Evangelium und Kelch so gewöhnliches dargeboten habt, kränkt mich etwas. Denn obgleich ich selbst gering und unwerth bin, so bin ich doch Bischof an einem gar nicht geringen Orte." Erst als die Mönche ihm angelegentlich vorstellten, daß der heilige Gallus bessere Stücke nicht besitze, legte sich der Eifer des Mannes.

In dem Bedürfniß, sich zu seiner Umgebung vertraulich zu stellen, hob der Deutsche gern auch entfernte verwandtschaftliche Beziehungen hervor, der ältere Edle nannte den jüngern Neffen, wie später die Rittersleute einander Schwager; und Nachbar, guter Freund, Vater, Mutter waren unter Bekannten und Fremden gewöhnliche Anreden; vornehme Geistliche nannten jüngere Kleriker und Laien, auch wenn diese von königlichem Stamm waren, Söhne und Töchter. Bis zur Gegenwart ist die deutsche Rede reich geblieben an vertraulichen Benennungen bei

der Ansprache. Schön und verbindlich sind die Grüße bei Ankunft und Abschied, dem Deutschen war nicht genug, einmal zu grüßen, er that das tausend Mal, wie im Jahre 1020 Froumund, Mönch von Tegernsee, Verfasser des lateinischen Epos Ruotlieb, einem Freunde schreibt: „Tausend Grüße sende ich dir, so viel Blümlein auf der Erde sprießen," oder wie Theodulf scherzend an Angilbert im Jahre 797: „So viel Grüße, als ich graue Haare auf meinem Scheitel habe."

Für die angenommene Gabe wurde schon damals dem Geber des Himmels Segen erfleht und Berücksichtigung im Gebet versprochen. Auch wenn man Gaben ausschlägt, ziemt es, sie achtungsvoll zu segnen und zu preisen; einer Königstochter werden im epischen Gedicht Mäntel und Ringe angeboten, sie lehnt die Gabe ab, indem sie sagt: „Gott lasse euch eure Mäntel und Ringe selig sein." Eine Bäuerin überrascht nach einer Sage ihren Mann bei einer wilden Frau mit langen Haaren. Selbst in diesem Augenblicke vergißt sie die Sitte nicht und ruft die Fremde an: „O behüte Gott deine schönen Haare, was thut ihr da mit einander?" und dies artige Mahnen rührt die Fremde. Wer mit einer Leistung vor Andere trat, und wer von Andern erhoben werden sollte, dem ziemte, wie auch seine Ansprüche waren, die größte Bescheidenheit in Wort und Geberde. Da der Sachsenherzog Lothar als Candidat für die deutsche Königswürde aufgestellt wird, fällt er vor der Fürstenversammlung weinend auf die Kniee; daß der Hohenstaufe Friedrich nicht ähnliche Bescheidenheit zeigt, wird ihm höchlich verdacht. Dem Autor, welcher eine Schrift beginnt, ziemt in der Einleitung seine Unwürdigkeit für so großes Unternehmen kräftig hervorzuheben; diese demüthigen Versicherungen bilden die stehende Einleitung fast jeder Mönchsarbeit, ja die christliche Demuth veranlaßt den plauderhaften Bischof Thietmar von Merseburg in der Mitte seines Werkes zu schweren Selbstanklagen, und er unterbricht seine Erzählung durch die befremdliche Versicherung,

daß er selbst nicht nur ein kleines Männchen sei, durch eine Fistel entstellt an der linken Wange, lächerlich durch einen gebrochnen Nasenknorpel, sondern auch ein ganz erbärmlicher Gesell, jähzornig, neidisch, ein Schlemmer, Heuchler und Geizhals, kurz schlechter als sich sagen lasse. Durch diese Versicherungen wollte der vornehme Mann aber nur seinen Herrenstolz vor dem Leser christlich demüthigen, und er schwatzte darauf weiter in Frieden mit sich und der Welt, so weit ihn diese nicht gerade ärgerte.

Dieselbe Demuth wurde von dem Unglücklichen und dem besiegten Feinde gefordert. Der Bettler mußte rühren durch klägliches Aussehen und traurige Geberde; von dem besiegten Feinde wurde gefordert, daß er im Büßergewand und barbeinig sich zu den Füßen des königlichen Siegers niedersenkte. Zuweilen war dies der Preis, um welchen dem aufsässigen Vasallen Verzeihung gewährt wurde. Dem hochfahrenden Mannestrotz war solche Demüthigung vielleicht fürchterlicher als die Niederlage, und gerade deshalb fand der Sieger seine Genugthuung darin. Auch die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, der spätere König, mußten so vor ihrem Rivalen Lothar barbeinig knien, als sie im Kampfe unglücklich gewesen waren. Denn bedeutsam waren Gest und Action, sie bezeichneten nicht nur die Lage der Handelnden, sie schufen und bekräftigten auch feierlich; ohne Helm und ohne Schuhe im Büßergewand knien, war die Unterwerfung selbst, fehlte dieser Act, so hatte der Besiegte sich gar nicht unterworfen, und ein neuer Vertrag wurde unthunlich.

Ebenso waren die gesprochenen Worte ein wesentlicher Theil jeder rechtlichen Handlung alles geselligen Verkehrs. Noch immer vernahm der Deutsche die wohlgefügte Rede mit einer Ehrfurcht, in welcher der alte Aberglaube war, denn noch hatte feierlich gesetztes Wort und guter Wunsch geheimnißvolle Kraft. Wenn der Spieler eine Schachpartie begann, bei welcher er hohen Einsatz gewagt

hatte, so versprach er heimlich den Umstehenden, ihnen einen Theil des Gewinns für schöne Kleider abzugeben, wenn sie ihm allein Heil wünschen wollten, und diese kluge Bitte hatte Erfolg. Auch gute Lehren, Weisheiten wurden noch als persönlicher Erwerb betrachtet, den man kaufen konnte. Ein fahrender Händler verkaufte einem Herrscher drei kluge Lehren, jede um dreihundert Gulden. Der Herr frug: „Wie? frommt mir deine Weisheit nicht, so verliere ich mein Geld,“ und der Kaufmann antwortete: „Herr, ich bleibe in eurem Reich; nützt euch meine Weisheit nicht, so gebt sie mir zurück, und ich erstatte euch euer Geld.“ Und der Herr kaufte die guten Lehren, die erste: Was du thust, das thue weislich und bedenke das Ende; die andere: Weiche nie von offener Straße um eines heimlichen Pfades willen; die dritte: Nimm nie späte Herberge, wo der Wirth alt ist und die Hausfrau jung; und die Befolgung dieser Geheimlehren rettete den Käufer aus drei großen Gefahren.

Diese Einzelheiten erhalten Bedeutung, weil sie sämmtlich dieselbe alte Auffassung jedes menschlichen Thuns erkennen lassen. Wie jede große Empfindung des Deutschen darnach ringt, sich im Bilde darzustellen, und wie Lehre und Grundsatz ihm in Form eines Sprüchworts erscheinen, so ist auch alle bedeutsame That an vorgeschriebene Worte, Geberde, symbolische Handlungen gebunden.

In der einzelnen Erscheinung ahnt der Deutsche das Lebensgesetz, aber nur im individuellen Leben vermag er das Gemeingültige zu fassen. Was dem Römer in sehr früher Zeit gegeben war, kurz, scharf, bestimmt den allgemeinen Rechtsgrundsatz hinzustellen, mit unbeugsamer Logik und Willenskraft alle Consequenzen desselben zu ziehen, das war dem Deutschen ganz unheimisch, ja unmöglich. Es gab in dieser ganzen Zeit des Mittelalters keine Verfassung des Reiches, d. h. keine schriftliche Aufzeichnung über Rechte des Königs, der Fürsten, der Dienstmannen, der Freien und Unfreien, über Pflichten und

Rechte des Herrschers und der Unterthanen, und es gab solche Regeln nicht, weil im wirklichen Leben das Gemeingültige gar nicht in seiner Berechtigung empfunden und überall durch persönliche Verhältnisse überwuchert wurde. Auch das Verhältniß zum Staat faßte der Deutsche ganz individuell. Allerdings gab es Erlasse der Könige und Synoden, bei bestimmten Gelegenheiten gegeben, welche für kürzere oder längere Zeit befahlen und verboten, und aus solchen Bestimmungen und aus altem Herkommen hatte sich überall ein Gewohnheitsrecht gebildet, das von erfahrenen Männern im Gedächtniß bewahrt und auf den einzelnen Fall angewandt wurde. Aber diese localen Rechte waren sehr verschieden, sie waren in beständiger stiller Umbildung, die Ausnahme konnte in der nächsten Generation zur Regel werden, längst veralteter Brauch wieder hervorgesucht. Unendlich ist z. B. die Mannigfaltigkeit der Rechte und Pflichten der Unfreien, der ritterlichen Dienstmannen, der Bürger in den einzelnen Städten, überall wird eingerichtet nach dem Bedürfniß des Augenblicks und daher an Gleichmäßigkeit selten gedacht. So flüssig und schwankend sind die politischen Verhältnisse, daß unsere Wissenschaft vor den wichtigsten Fragen des alten Staatsrechts unsicher steht. War Deutschland bis nach den Hohenstaufen ein Wahlreich oder nicht? Ohne Zweifel war es ein Wahlreich nach alter Volkserinnerung, und einige Male wird die Königswahl höchst feierlich wie nach feststehender Methode vollzogen. Aber wieder durch Jahrhunderte folgt der Sohn auf den Vater, der Verwandte auf das Familienhaupt, ohne daß von einer Wahlhandlung die Rede ist. Stand der reisige Dienstmann eines Grafen um das Jahr 1100 über oder unter dem freien Bauer? Unzweifelhaft war sein Recht schlechter, er diente nach strengem Hofrecht und konnte von seinem Herrn darnach gestraft werden; über den freien Bauer durften nur seinesgleichen nach Volksrecht den Spruch finden*); aber

*) Noch zweihundert Jahre später wundert sich der östreichische Ritter,

thatsächlich war derselbe Ministeriale der mächtige Mann des Dorfes, der auf gepanzertem Ritterpferd zu Feld zog, der mit seinen Knappen den Bauer beim Tanz und Trinkkrug hochmüthig behandelte, und um dessen Gunst oder Frieden das Landvolk zu sorgen hatte, weil er bei jedem Streithandel gewaltthätig in die Dorfheerden fiel, ja einen verhaßten Gegner packte, in sein steinernes Haus schleppte und quälte. Aehnliche Gegensätze füllen das gesammte deutsche Leben; sie machen es sehr schwer, die socialen Verhältnisse dieser unsystematischen und gesetzarmen Zeit zu verstehen, in welcher die grünende Volkskraft sich überall eigene Formen, Rechte, Freiheiten suchte. Daß die Geistlichkeit ein geschriebenes Recht besaß, daß die Mönchsorden nach aufgezeichneten Regeln eingerichtet wurden, gab diesen Genossenschaften eine hoch zu schätzende Festigkeit und Ueberlegenheit im Kampfe mit weltlichen Mächten.

Noch war der Reichsordnung nicht gelungen, die alte Neigung der Deutschen zur Selbsthülfe auszurotten, im Gegentheil, je mehr sich die Interessen schieden und je mannigfaltiger die Kreise wurden, in denen der Mann stand, durch Schwur gebunden an seine Kirche, an den König, an seinen Lehnsherrn, an den Vasallen eines Vasallen, desto mehr verengte sich dem Einzelnen der Bezirk, in welchem nach volksmäßiger Empfindung für ihn Friede und Recht zu finden war. In der ältesten Ordnung der Gemeinden und Gaue war waglustigem Manne, der sich mit Genossen verband, Raub und Gewaltthat jenseit der Volksgrenzen gestattet gewesen; jetzt hatte die Trennung der kleinen Völker aufgehört, aber in jeder Landschaft hatten sich geschiedene Genossenschaften gebildet, Klosterleute, Stadtleute, Burgleute, welche argwöhnisch neben einander saßen; in demselben Dorfe mochten die feindlichen Parteien wohnen.

---

dessen Büchlein unter dem unrichtigen Namen Seifried Helbling herausgegeben sind, daß der Bauer das bessere Landrecht habe, der Reisige mit Ritterschild das härtere Hofrecht.

Und es war ebenso volksthümliche Anschauung, daß jeder Geschädigte, wenn er gegen seinen Feind nicht Spruch fand, der ihm genügte, sein Recht durch Selbsthülfe holen konnte, entweder allein oder in Verbindung mit seinen Schwurgenossen. So empfanden die Großen, so jeder im Volke. Deshalb erhob sich in Zeiten, wo nicht gerade die eherne Hand eines starken Fürsten den trotzigen Anspruch der Einzelnen niederzuhalten wußte, vollends wenn der Frieden des Reichs gestört, die ohnedies schwache Handhabung des Rechtes gehemmt war, überall Faust gegen Faust. Auch in verhältnißmäßig ruhigen Jahren waren Gewaltthat und Totschlag so häufig, daß einem Menschen unserer Zeit die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums unerträglich sein müßte.

Es scheint, daß um das Jahr 1100 jedermann, die Geistlichkeit in der Regel ausgenommen, Waffen trug; auch die Unfreien, wenigstens die mit besserem Recht, sogar bei der Feldarbeit. In den Dörfern war der Brauch trotz allem Zorn der ritterlichen Insassen nicht abzuschaffen, er dauerte bis nach dem Bauernkrieg des sechzehnten Jahrhunderts; in den Städten mögen die Verbote gegenüber den Unfreien wirksamer gewesen sein, aber seit dort die Luft frei machte, wurde dies unvertilgbare Recht der Freien immer wieder Mode, wenigstens trug man an der Seite ein Kurzgewehr oder ein großes Messer. Da war natürlich, daß zufälliger Zwist auf der Straße und beim Trinkkruge häufig mit Blutvergießen endete.

Man darf deshalb vor den geistlichen Klagen über Totschlag, Räuberei und Gewaltthat zwar die Zeit wild, die Menschen aber nicht roh nennen. War die relative Sicherheit des Lebens geringer und die Gewöhnung, um kleine Veranlassung das Leben zu wagen, größer, so formten solche Verhältnisse im Charakter der Deutschen auch manche Tugenden. Es war ein kühnes, waglustiges Geschlecht, welches unbedenklich für alles eintrat, was ihm groß und begehrenswerth erschien; auch der

kleine Mann bewahrte ein Gefühl der Kraft, und wenn er sich zum Schutz des eigenen Lebens mit Genossen verband, so war er erfinderisch, sich eine Ordnung zu setzen, und hielt mit feierlicher Würde darauf, daß er in seinem Kreise ziemlich und billig, ehrlich und höflich that und empfing, was ihm zukam.

Der wackere Landmann, welcher um das Jahr 1100 von einer Höhe seiner Dorfflur ausschaute, sah im Morgenlicht eine andere Landschaft, als seine Ahnen gekannt hatten. Noch war der Rand des Horizontes von dunklem Waldessaum umzogen, es war damals viel Wald auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Wasserspiegel auf niedrigen Stellen zwischen dem Ackerboden, aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und Einzelhöfe wahrscheinlich nicht viel geringer als jetzt, die meisten nicht so menschenreich.

In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemessen und mit Ansiedlern besetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwischen Saat und Holz stand am Waldessaum oder auf einem Bergesvorsprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockenthürme hoch über die Häuser und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer großen Glocke den Grundton.

Denn unten in der Flußniederung ragten Kuppeln und Thürme eines Doms inmitten vieler Häuser, die mit starker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einst der Reiher über das Wiesenland geflogen, oder der Hirsch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der andern Seite stand gegen das Dorf auf steilem Berggipfel ein gemauerter Thurm und ein hohes Haus mit kleinen Fenstern, Eigenthum des Grafen und Wohnsitz eines reisigen Dienstmanns, der mit seinen Genossen dort oben wirthschaftete nicht zur Freude des Bauern. Umschanzte

Städte und befestigte Häuser der Reisigen erhoben sich jetzt überall auf deutschem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben, Franken und Baiern, auch im alten Sachsenland und in den Ostmarken gegen Slaven und Ungarn.

Und die Städte waren in den letzten Jahrhunderten wie über Nacht entstanden, daß man bei vielen nicht zu sagen wußte, wann sie begonnen hatten; der größte Culturfortschritt vollzog sich leise, im Zwang der Stunde, und die Zeitgenossen, welche daran arbeiteten, wußten wenig, wie unermeßlich der Segen war, den sie dadurch ihren Enkeln bereiteten.

Und wer von der Erscheinung zurückblickt auf ihren Grund, der vermag gerade hier die geheimnißvolle Arbeit schöpferischer Kraft wie in einer Werkstätte zu belauschen, und ehrfürchtig zu erkennen, wie dem Menschengeschlecht Unglück in Glück, und Verderb in den edelsten Fortschritt umgewandelt wird. Es war ein Unglück für die Deutschen, daß die Zahl der freien Landleute sich seit der Völkerwanderung mit reißender Schnelligkeit verringerte, die Zahl der Dienstpflichtigen und Unfreien sich unaufhörlich vermehrte; es war traurig, daß alle Gewalten, welche das Leben der Deutschen regierten, um die Wette dazu beitrugen: die Könige und ihre Beamten, welche zu vornehmen Gebietern des Volkes geworden waren, die christliche Kirche und ihre Bildung, welche den Vornehmen stärker vom Volke schied; nicht weniger endlich das geprägte Silber und Gold, welches Reiche erhob und Arme niederdrückte.

Aber durch dieselben Gewalten wurde auch der Fortschritt gewonnen, auf einem Umwege, doch darum nicht minder glorreich. Zuerst half eine alte Vorschrift der Kirche, aus romanischen Ländern nach Deutschland gebracht, daß Bisthümer nur in Städten angelegt werden sollten. Wo der Dom eines Bisthums sich auf deutschem Grunde erhob, da mußte die Umgebung mit Menschen gefüllt und gegen die Landschaft abgeschlossen werden. Der Bischof oder Reichsabt zog an seinen Herrensitz seine große Familie von

kunstfertigen Unfreien; der Heilige, dessen Gebeine in der Kirche Wunder thaten, sammelte an seinen Festtagen große Mengen Volkes in dem Stadtraume; auf den freien Plätzen erhoben sich die Buden der Kaufleute; sehr früh erwarben die geistlichen Herren für die Waaren, die zu der großen Messe geführt wurden, auf der Straße des Königs Schutz und Zollfreiheit. Die Landschaft gewöhnte sich, in des Bischofs oder Abtes Stadt zu pilgern, in regem Marktgewühl zu handeln. Zumal wo Deutsche gegen Slaven, Avaren und Ungarn kämpften, auf dem eroberten Grenzgebiet an der Elbe und Donau, erwiesen sich die Kirche des Heiligen und die Stadtmauer als das einzige Mittel, die Umgegend dauernd zu behaupten. So wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.

Dasselbe geschah, wo ein König oder großer Landesherr auf seinem Wirthschaftshof einen Palast: „die Pfalz,“ oder auf gefährdetem Boden eine größere Burg gebaut hatte; auch solche Orte erhielten schnell weiten Umfang, denn dorthin forderte der Gebieter sein Heer und die Gewaltigen seines Reichs. Herren und Mannschaft kamen mit großem Troß und suchten außer dem Obdach auch die Genüsse, welche die Zeit bot; sie kauften Waaren, sahen Neuigkeiten, welche ausgestellt wurden, und lachten über die Possen des wandernden Spielmanns, der mit seiner Harfe und seiner Bande herzugeeilt war. An solchen Plätzen entstanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Merseburg, Meißen.

Seitdem im neunten Jahrhundert die Normannen von der See, die Ungarn im Süden räuberisch das offene Land durchzogen, vergaßen die Deutschen in der Noth der Stunde überall die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze. Herrenhöfe und Häuser der Dienstmannen, Abteien und größere Dörfer wurden befestigt, in vielen erwuchs das städtische Leben. Was

von neuen Städten um 1100 zwischen Rhein und Elbe, zwischen Nordsee und Donau lag, war freilich einer modernen Hauptstadt sehr unähnlich. Noch schloß der umfriedete Raum Ackerbeete und Gärten ein, die Mehrzahl der Einwohner waren Landbauer, welche ihre Gespanne aus der Stadt auf die Außenäcker führten, das Ganze zunächst eine große Dorfanlage um Kirche, Bischofshaus oder Palast. Wie auf dem Dorfe galt dort das Hofrecht des Bischofs oder Königs, denn die Bürger waren Dienstpflichtige und Unfreie, unfrei vor andern fast alle Handwerker. Dazwischen saßen aber auch Freie einzeln oder in größerer Zahl, Kaufleute, Landbesitzer der Umgegend oder fromme Anhänger der Kirche, außerdem reisige Dienstmannen ihres Herrn. Aber Freie und Unfreie waren vor fremder Gewaltthat gesichert, sie standen im Schutz eines mächtigen Herrn, der mild über ihnen waltete und unter den eng Zusammenlebenden bessere Ordnung zu halten vermochte. Und sie hatten Gelegenheit zu Verdienst, wie ihn das offene Land nicht bot. Tagesverkehr und gemeinsamer Vortheil milderte sehr bald den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Denn der freie Kaufmann entnahm von dem hörigen Handwerker die Waaren, Metallarbeit und wollene Gewebe, und vertrieb sie mit seinen bewaffneten Knappen im Lande. Handwerk, Handel und Geldverkehr traten in enge Verbindung und gewannen dadurch einen plötzlichen Aufschwung. Der Segen der Arbeit und ihre Leben schaffende Kraft wurden dem Volke deutlich.

Wer um 1100 von Köln nach Hamburg, von Augsburg nach Nürnberg reiste, der kümmerte sich gar nicht darum, daß die eine Stadt um ein Jahrtausend älter war als die andere, daß in Köln die Gemahlin des Germanicus am Thor harrte und die Legionen begrüßte, den Knaben Caligula an der Hand, und daß in Augsburg ein Sohn des Augustus, von Lictoren umgeben, auf dem Marktplatze saß, während über dem Grunde von Hamburg und Nürnberg das Baumlaub rauschte und die Eichel hinabfiel, welche als alter Urbaum bei der Stadtgründung gefällt

werden sollte. Aber man merkte damals doch einen Unterschied in Aussehen, Kraft und Wohlstand zwischen den alten Römerstädten auf deutschem Boden und den neu gewordenen. Utrecht, Mainz, Köln, Trier, Regensburg, Worms, Speier und Augsburg waren die altberühmten Städte des Reichs, Sitze großer Bischöfe und alter Kaiserpfalzen; zwischen den großen Kirchen und geschwärzten Römerthürmen und neben den Dienstleuten der Bischöfe hatte sich dort eine größere Anzahl Freier angesiedelt; Köln war um 1100 bereits eine große Handelsstadt, Utrecht ein Mittelpunkt der flamländischen Wollenindustrie; die Zahl der steinernen Gebäude war größer, die Stadtmauer wahrscheinlich höher und besser mit Thürmen und Außenwerken geschützt, das Selbstgefühl der Bürger kecker, auch ihre Freiheiten besser und ihre Vornehmen stolz. Aber obgleich sie noch im Vordergrund deutschen Städtelebens standen, zu groß darf man sich den Abstand der alten und neuen Städte nicht denken, denn gerade bei mehren neuen war die Entwickelung wunderbar schnell und kräftig gewesen.

Denn groß wurde der Zudrang vom Lande nach der Stadt. Der alte Wandertrieb regte sich wieder kräftig. Dieselben Zustände der Dorfflur, welche in der Urzeit die Auswandererschaaren nach dem Süden getrieben hatten, dauerten fort, jene alte eisenfeste Einfügung des Einzelnen in das Wirthschaftssystem seines Dorfes. Und dazu war neues größeres Leiden gekommen, die Dienstbarkeit unter einem Herrn. Kaum waren die Sachsenkriege beendet und die wüste Unordnung der letzten Karolingerzeit überstanden, so wurde wieder in den Dörfern die Ueberfüllung fühlbar. Neue Rodungen und Verminderung des Weidegrundes halfen nur auf kurze Zeit. Wer nicht aussichtslos fortleben wollte in der alten Hütte, und nicht einen Theil seiner Erträge an Andere abgeben, der blickte jetzt sehnsüchtig nach den Baumstämmen oder den Steinen, welche die nächste Stadt einschlossen. Im zehnten und elften Jahrhundert begann

durch ganz Deutschland eine neue Colonisation im Inlande, mächtig und unwiderstehlich, das Landvolk drängte in die Städte. Mit märchenhafter Schnelligkeit füllten sich die neu gegründeten Orte, bei manchen mußte wenige Jahre nach der Anlage die Stadtmauer erweitert werden; an viele schloß sich von außen Neustadt und Vorstadt. Der Grundherr hatte dabei den größten Vortheil: sein Ackerland wurde in Baustellen verwerthet, wenn er die Häuser baute, und wenn er die Plätze gegen Zins den Einwanderern überließ, wurde seine Bodenrente aufs höchste gesteigert. Und der Arbeiter fand für jede Art von Thätigkeit, zu der er geschickt war, höheren Lohn, besseres Leben und größere Freiheit. Auch der unfreie Landmann, der anderem Herrn gehörte, suchte Gelegenheit sich loszukaufen oder dem Bischof verkauft zu werden, oder er entfloh in die Mauern, wo er gebraucht und gern aufgenommen wurde. Je theurer der Stadtgrund wurde, desto enger schlossen sich die Häuser in der Mauer zusammen; groß war unter den Einwohnern der Eifer für den Vortheil ihrer Stadt, die Mauern zu vertheidigen gegen den drohenden Feind, oder für den Vortheil des Stadtherrn ins Feld zu ziehen, wurde auch dem Unfreien Pflicht und Ehre, ein männlicher, kriegerischer Geist und ein schönes Freiheitsgefühl lebten in der neuen Stadt auf.

Nicht lange, und den Bürgern wurde das Herrenrecht ihres Bischofs oder Herzogs lästig und der Vogt feindselig, den der Grundherr ihnen gesetzt. Als unter Kaiser Heinrich IV. die Mehrzahl der Bischöfe und des hohen Adels gegen die kaiserliche Gewalt in Waffen trat, da fuhr es wie ein Wetterschlag durch die deutschen Städte, überall erhoben sich die Bürger gegen ihre Grundherren und stellten sich auf die Seite ihres Kaisers und des Reiches. Bereits zweihundert, ja hundert Jahre nachdem die Städte des innern Deutschlands gegründet waren, rührten sie sich als starke politische Macht, sie bildeten ein neues Fußvolk, welches gegen die Vasallenreiterei der Edeln

kämpfte. Und die Frankenkaiser wußten wol den Werth dieses neuen Bundesgenossen zu schätzen, sie minderten den Druck der Grundherrschaft, gaben den Unfreien in einzelnen Städten das Recht ihr Einkommen auf die Kinder zu vererben, sie wehrten dem Grundherrn, dem sein Höriger in die Stadt entwichen war, die schonungslose Rückforderung. Schon im zwölften Jahrhundert wurde Stadtrecht, daß kein Unfreier, der Jahr und Tag ohne Forderung des Herrn in der Stadt gelebt habe, zurückgeboten werden dürfe, und der große Satz kam in das deutsche Leben, daß die Luft der Stadt frei mache.

So vollzog sich die gewaltige Wandlung. Aus dem lockern Zusammenhang freier Landgemeinden war das deutsche Königthum aufgestiegen. Der Heerkönig hatte eine Aristokratie seiner Beamten, der Herzöge, Grafen und der Bischöfe geschaffen, durch die weltlichen Würden war das Reich verwaltet und die äußern Feinde abgewehrt, durch die geistlichen Würden war Christenthum und neue Lehre dem Volke verkündet. Beide, Bischöfe und weltliche Beamte, waren zu großen Vasallen geworden und hatten den Stamm der Freien herabgedrückt, die Volkskraft vermindert. Beide waren dadurch so hoch gewachsen, daß sie dem Kaiser und Reich nicht mehr dienen wollten. Als nun die geistlichen Herren ihre weltliche Macht im Dienste des römischen Bischofs gegen den gemeinen Nutzen verwandten, und als die herrschlustigen Fürsten ihr Hausinteresse über das des Reiches stellten, als so die Bildungen der ersten Königszeit, die einst das Reich gegründet hatten, dasselbe in Gefahr setzten zu zerfallen: da brachte ein neuer Theil der Volkskraft, der in dieser Zeit heraufgewachsen war, dem Reiche Hülfe und Rettung, die Städte und ihre Bürger.

Und die Männer, denen die Wiedergeburt deutschen Lebens zu verdanken ist, waren in der großen Mehrzahl gerade die Unfreien, die Gedrückten und Gequälten der alten Königszeit. Die Freiheit, welche sie auf der Ackerscholle zur Zeit der Merovinger

und Karl's des Großen verloren hatten, gewannen sie unter den Frankenkaisern und Hohenstaufen in den Städten wieder, eine bessere Freiheit, sie selbst als die Vorkämpfer einer neuen Cultur.

Zur Erläuterung des Gesagten wird im Folgenden ein kleines Schriftstück mitgetheilt, welchem zwar der Reiz fesselnder Schilderung entgeht, das aber mit wenig Worten in die gesellschaftlichen Zustände jener Periode einführt. Der Kampf der Geistlichen gegen die Uebergriffe des raublustigen Adels, Bau von Burgen, Befestigung von Städten, die Anstrengungen eines entschlossenen Mannes zur Rettung seines Eigenthums werden daraus deutlich. Es ist ein Bericht, welchen Marquard, Abt des Klosters Fulda (von 1150 bis 1165), hinterlassen hat*). Er war ein thatkräftiger Mann von tüchtigem Selbstgefühl, dem übrigens nicht beschieden war, bis an das Lebensende seinem fürstlichen Stift vorzustehen, denn er dankte ab, weil er in dem Kirchenstreit den Papst der Kaiserpartei nicht anerkennen wollte, und starb 1168 im Michaeliskloster zu Bamberg. Seine Schrift fällt zwar in die Zeit der ersten Hohenstaufen, aber die Zustände, welche er schildert, waren damals nicht neu, es sind genau dieselben Kämpfe und Leiden, welche schon unter den fränkischen Kaisern beklagt werden. Er beginnt in seinem Latein folgendermaßen:

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Ich, Marquard, durch Gottes Gnaden demüthiger Diener der heiligen Kirche von Fulda, wünsche allen, welche Christo und mir getreu sind, Gnade und ewiges Heil in Christo.

Ich weiß, daß es nicht meine Sache ist, die eigene Person zu empfehlen, da geschrieben steht: „Dich lobe fremder Mund, nicht der deine." Aber weil ich nach Gottes Befehl und Willen mit reinem Gewissen rede, möge man anhören, was ich vorbringe mir nicht nur zur Empfehlung, sondern auch zur Ver-

*) Gedruckt in: J. F. Böhmer, Fontes rer. germ. III. p. 165.

theidigung, damit nicht etwa die Neider meiner Werke nachtheilig auslegen, was ich in guter Absicht gethan habe, und damit sie mir nicht als Vergeudung zur Last legen, was ich aus ehrlichem Herzen zur Vertheidigung der mir anvertrauten Kirche ausgeführt. Also seit ich durch Gottes Gnade auf Befehl des Königs Konrad und durch mahnende Wahl der Brüder und dieser ganzen Gemeinde zuerst in mein Amt trat, fing ich an zu überlegen, wie ich mit Gottes Hülfe wol diese verödete und fast auf nichts heruntergebrachte Kirche von der Plünderung und Beraubung durch gewisse Leute erlösen könnte. Denn es war wirklich traurig zu sehen, wie eine so edle Stätte, allen Frommen lieb und ersehnt, zu solcher Vernachlässigung heruntergekommen war, daß in den ganzen Vorräthen der Brüder oder des Abtes nichts war, wovon man den Brüdern einer so ehrwürdigen Genossenschaft täglichen Lebensunterhalt geben konnte. Und das war nicht wunderbar, denn die Laien hatten alle Güter dieses Klosters hinter sich, und was sie wollten, gaben sie, und was sie wollten, behielten sie für sich.

Zum ersten ist dadurch dem Kloster großer Schaden geschehen; denn wer von den Laien einige Zeit ein Gut dieser Abtei in seiner Hand hatte, nahm sich die besten Hufen heraus und vererbte diese nach Beneficialrecht auf seine Söhne, so daß manches Gut mehr Hufen verlor, als es übrig behielt, und ein Gut, welches dem Kloster vierzehn Tage arbeiten mußte, arbeitete kaum sieben, und was sieben Tage hatte, arbeitete den Brüdern kaum drei oder gar nicht.

Und wieder war ein anderes Leiden noch viel unerträglicher. Die Fürsten verschiedener Landschaften nahmen sich von den nahe liegenden Kirchengütern so viel ihnen gut schien und behielten dies, als wäre es ihr Beneficium, ohne daß ihnen jemand steuerte oder dagegen sprach. Die Kleineren aber machten sich Rodungen und Dörfer in den Wäldern und Gehegen des heiligen Bonifacius. Gar nicht zu reden von den Hörigen der

Kirche, welche überall dem Raube preisgegeben waren, da sie jeder an sich riß und sagte: „Mein bist du, mein bist du, ich habe dich als Beneficium erworben." Diese und ähnliche und viel größere und schwerere Uebel zwangen unsere Vorgänger, Gefäße und Geräthe des Gotteshauses zu verkaufen und zu verzetteln, und die Schmucksachen der Kirche zu zerreißen und zu zerstreuen, wenn sie der königlichen und der römischen Curie dienen mußten, weil die Einnahmen der ganzen Abtei in die Hände der Laien gekommen waren. Und wenn ein Abt ihnen widersprechen wollte und in richterlicher Entscheidung Recht gegen sie suchte, so schlüpften sie durch listige und kluge Gründe ihres Rechtes, welches sie Lehnrecht nannten, wie eine Schlange aus seinen Händen und entkamen durch gewundene Rede ohne Schaden.

Diese ganze Gefahr und Verwüstung der anvertrauten Kirche hatte ich vor Hand und Auge und begann bei mir zu überlegen, was zu thun sei, zumal da mir viele Widerwärtigkeiten und Widersprüche erwuchsen, wenn ich einen von diesen Leuten anders stellen oder verhindern wollte. Zuerst also suchte ich Hülfe bei Gott und übergab mich ganz ihm, der in Gefahr zu helfen pflegt, und ich hielt einen Rath mit Autorität des Herrn Papst Eugenius und auf Befehl meines Herrn Königs Konrad, und habe keinem meiner Leute oder Dienstmannen irgend etwas als Beneficium gewährt, als was sein war; wenn er sonst etwas von den Gütern der Kirche in der Hand hatte durch Aneignung oder Raub, hab' ich es ihm verboten. Meine Güter habe ich den Laien untersagt und habe dieselben sogleich mit meinen Brüdern und mit Landleuten, wie es mir recht und genehm schien, besetzt. Deshalb habe ich sofort, weil der erste Zusammenstoß der schärfste ist, von der Feindseligkeit einiger Gegner großen Widerspruch erfahren, auch Totschlag der Meinigen, Augenausstechen und Blutvergießen. Aber um kurz zu sein, der allmächtige Gott, dem ich mich und all mein Eigen vertraute, hat den Meinen einen wunderbaren und unglaublichen Sieg über Gegner und

Feinde der Kirche geschenkt, und vielen erschien es als etwas Großes, daß ein Mensch ohne Hülfe seines Geschlechtes, ein Ankömmling und Fremder in diesem Lande so viel durchsetzen konnte. Aber das ist nicht wunderbar. Denn wir Geistlichen und Mönche würden die unersättliche Habsucht, welche Verwandte haben, nicht sättigen können, wenn wir auch außer der Abtei das größte Bisthum hätten, und doch würden sie uns vielleicht nur lau helfen und nur zum eigenen Vortheil. Doch genug davon.

Ich, Marquard, begann den Bau der Burg Bieberstein. Allerdings ziemt den Mönchen, nur im Kloster zu wohnen und geistliche Kämpfe zu fechten, aber die Welt liegt im Argen und enthält sich des Schlechten nicht, wenn ihr nicht mit Gewalt widerstanden wird. Denn ich dachte in meinem Gemüth: Hier ist eine Stelle für eine Burg. Wenn sie von einem Feinde der Kirche besetzt würde, könnte dieser uns alles Leid anthun und nur mit großer Einbuße an Habe und Gefahr der Menschen heraus geworfen werden. Darauf begann ich die Burg zu bewohnen und zum Nutzen der Kirche zu verwenden und mit treuen Kriegern zu besetzen, welche die Ehre des Klosters vertraten. Diese beschworen mit einem Eide, sich niemalen zu ergeben, selbst bei Todesgefahr nicht, außer zur Ehre des Klosters und Abtes.

Darauf habe ich die daran liegende Burg, Haselstein genannt, mit großer eigener Gefahr und Aufwand der Kirche eingenommen, weil sie ein Schlupfwinkel von Dieben und Räubern war, welche sich daselbst mit ihrem Herrn Gerlach in sicherem Versteck befanden, und habe sie zur Vertheidigung des Kirchengutes mit treuen Männern besetzt und habe rund herum Befestigungen errichtet, und ein Dorf und einen Markt unter der Burg angelegt. Ferner habe ich an dem königlichen Schloß Baumenburg Mauern errichtet und starke Befestigungen erbaut, und auf diesen Bau zur Ehre und Vertheidigung unserer Kirche viel Mühe verwandt in der Absicht, um mit dem Kaiser und mit den Dienstmannen des Reiches engere Genossenschaft zu

haben, und damit wir zu ihnen fliehen könnten, wenn ein Krieg hereinbräche.

Und damit nicht in der Umgegend unseres Ortes, nämlich der Stadt Fulda, von nichtswürdigen Männern ein Tumult aufgeregt würde, wie oft von solchen geschieht, welche darum in die Burgen fliehen und sich gesellen, um Beute aus der Gegend zu holen, — so habe ich mannhafte und tapfere Männer angenommen und habe sie als Besatzung in die Burg gelegt*). Und um dem Orte und unserem Volke sicheres Wohnen in aller Kriegsgefahr zu schaffen, habe ich den ganzen Ort Fulda mit sehr starker Mauer umgeben, mit Pfahlwerk und Damm befestigt, habe Wighäuser erbaut, Thore mit Eisenbeschlag und Riegel eingehängt, und das Volk selbst durch Bau und Bewaffnung wehrhaft gemacht und der ungerechten Unterdrückung durch die Vögte enthoben.

Aber ich habe nicht nur auf die Außengebäude Sorge gewandt und mir damit um Gottes willen, zur Ehre des Ortes und zur Vertheidigung der Seelen und Leiber nach Kräften Mühe gegeben, ich habe auch im Innern, nämlich zur Wiederherstellung des Klosters viel Arbeit aufgewandt, wie jedem, der es sieht, wol bekannt sein wird. Das Dach des Klosters war früher von Blei, aber vor Alter zusammengefallen, ich habe es wieder hergestellt und verbessert, und habe einen Glockenthurm aus den besten Werkstücken errichtet. Ich sah auch, daß der Quell der Wasserleitung wegen Alter und Verfall versagte, er gab unsern Brüdern zum Waschen der Hände langsam und wenig Wasser, ja manchmal gar keines; da habe ich ordentliche Kanäle eingerichtet und durch bleierne Röhren den Wasserlauf ganz dauerhaft wiederherstellen lassen, auf daß von jetzt ab niemals rinnendes Wasser fehlt, welches von selbst auf die Hände der einzel-

*) Dieser Satz der Handschrift ist durch fünf ausgekratzte Zeilen verstümmelt.

nen Brüder läuft. Aus dieser Wasserleitung habe ich auch eine Ader des Quelles in meinen Hof geleitet und einen großen Stein mit vieler Mühe durch die Stadtmauer hereingebracht und mit Wasser angefüllt. So viel über die Bauten und Befestigungen.

Aber ich kehre zu dem ersten Gegenstand meiner Vorsorge zurück. Seit ich nach Gottes Willen der Kirche von Fulda vorstand, habe ich immer gedacht und gesorgt, wie ich die Güter unserer Kirche von denen, die sie geraubt hatten, zurückfordern könnte. Und mit Gottes Willen habe ich darin durchgesetzt, was ich konnte; denn ich ging durch alle Dörfer und forschte angelegentlich, und fand endlich nach Angabe getreuer Männer, wie viel überall weggenommen war. Dann ging ich allmälich die Einzelnen in dieser Sache an und forderte wenig von Vielem zurück. Denn alle Entwendungen konnte ich gar nicht zurückverlangen, weil alle Ministerialen der Kirche ihren Vortheil, nicht den des Herrn suchten und einander beistanden. Jedoch erhielt ich in jedem Dorfe etwas, in einigen aber mehr, in andern weniger; doch so, daß wenige Dörfer sind, in denen ich nicht einen Hof oder zwei oder drei oder mehr für die Kirche behauptete. Darauf aber trat ich in Berathung mit dem ältesten Volk von den treuesten Hörigen der Kirche, umging und betrachtete die Grenzmarken der Wälder und Aecker, der Wiesen und Triften. So habe ich ermittelt und zurückgefordert durch den Umgang der Gemeinden, welcher Landleite genannt wird, viele Hufen, Aecker und Wiesen, Waldmarken, Triften und Grenzzeichen, die in alter Zeit widerrechtlich genommen waren; auch die Mühlen oder Mühlstellen, die widerrechtlich vorenthalten wurden, auch Fischteiche und Gewässer und den Wasserlauf, der widerrechtlich von dem alten Bette abgeleitet war, habe ich zurückgefordert.

Als ich das alles zurückgefordert und der Kirche von Fulda mit vieler Mühe und Gefahr erlangt hatte, begann ich lange

bei mir sorglich zu bedenken, wie ich aus diesen erworbenen Gütern dem Herrn und St. Bonifacius den besten Dienst, und meinen Brüdern nützlichen und nothwendigen Trost verschaffen könnte. Nun sandte mir Gott in meinen Sinn, daß ich an das Leiden der Brüder dachte, nämlich wie unsere Brüder das ganze Jahr an ihrer Mahlzeit Mangel leiden; und ich sagte meinem Herzen: Weil ich mit Gottes Hülfe Einiges von vielem Besitz, der dem Kloster entzogen war, zurückerworben habe, so will ich dies mit Gott zum Bedarf der Brüder anwenden; vielleicht wird durch Gottes Fügung dafür mehr und größeres in meine Hände kommen. —

Und damit kein Leser meine, dies sei zur Verkleinerung oder zum Aergerniß geschrieben, möge er bedenken, daß ich die Wahrheit sage. Haben nicht der Landgraf und der Sohn des Königs Konrad die Lehen sehr vieler Fürsten an sich gezogen und dürsten noch darnach? In ähnlicher Weise züngeln auch viele Andere krank vor Begehrlichkeit immer, ihre Gierigkeit zu befriedigen. Und doch werden sie bei ihrem Tode alles hier zurücklassen, sie mögen wollen oder nicht. Wenn sie der Kirche Treue hielten und sich mühen wollten, das Haus Gottes zu vertheidigen, so könnten sie hoffen, daß der heilige Bonifacius ihr Fürsprecher sein würde. So aber, — ohne ihrer Ehre nahe zu treten sei dies gesagt, — achten sie nicht darauf, daß dieses Kloster im großen Schutz der heiligen Väter gegründet, daß dies ehrwürdige Stift mit großen Privilegien und apostolischer Herrschaft begabt, daß diese Genossenschaft frommer Männer durch große Verordnungen der Könige und Kaiser befestigt, daß endlich dies Kloster durch großen Segen der Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle und anderer heiliger Männer geweiht und eingerichtet ist, und es ist deshalb zu fürchten, daß sie nach irdischem Gut, welches sie ohne Fug begehrt haben, den ewigen Fluch erhalten. Möge das nicht geschehen."

9.

Zwei Königswahlen.

Auf zwei großen politischen Ideen beruhen Staat und Kirche der Germanen bis über die Hohenstaufen. Eine Idee ist seit den Römerkriegen, die andere seit der Urzeit dem Volke tief in die Seele geprägt, beide haben das Schicksal des Reiches, das Leben der Könige, Fortschritt und Niederlagen der Nation bestimmt. Die erste Idee ist die volksthümliche Vorstellung, daß der deutsche Kaiser ein Nachfolger der römischen Cäsaren sei, und das Reich der Deutschen eine Fortsetzung des weströmischen Kaiserreiches.

Die Ansprüche, welche dem „römischen" König seine Stellung gab, waren die höchsten irdischen. Wer von den deutschen Fürsten gewählt, vom Volke ausgerufen war, erhielt dadurch die Ehren der ersten weltlichen Macht in der Christenheit, er galt den Deutschen für einen Erben des Augustus und Karl's des Großen, er hatte die Pflicht der Schutzherrlichkeit über die Kirche des Abendlandes, an seiner Würde hingen noch alte unsichere Ansprüche auf oberherrliche Autorität gegen andere Könige der Christenheit. In Rom gewann er die Kaiserkrone und die Herrschaft über Italien, und es war unter vielen großen Fürsten kaum einer, der die poetische Sehnsucht nach dieser höchsten Stellung in sich bändigte. Auch bei Heinrich I. sind wir viel zu wenig über die Motive unterrichtet, welche ihn der kirchlichen Weihe und Kaiserkrone fern hielten, und es ist ein gewagtes

Unternehmen, aus dem, was uns von seinem Thun berichtet wird, einen consequenten Grundgedanken zurecht zu legen, der von Anfang bis zu Ende sein Verhalten gegen die Kirche regelte. Das ist bei modernen Herrschern selten ausführbar, vollends nicht in einer Zeit, wo das Verhältniß zu einer geliebten Frau oder eine alte Prophezeiung auch einem starken Manne den Entschluß übermächtig bestimmten.

Die zweite politische Idee aber ist die der alten Gefolgeschaft, der Treupflicht des Mannes gegen seinen Schatzgeber. Diese altheimische Anschauung war immer noch die gemüthliche Grundlage für das Verhältniß zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen, obgleich das Lehnsverhältniß nicht auf geradem Wege aus dem alten Gefolgewesen hervorgegangen ist. Aber dieselbe Idee der Gefolgeschaft hatte auf einem andern Gebiet dem Deutschen eine Bedeutung gewonnen, größer, als sie je in der Urzeit gewesen war, denn dieselbe Anschauung bildete die Grundlage des deutschen Glaubens. An Stelle des irdischen Gefolgeherrn war seit Einführung des Christenthums jedem Einzelnen der himmlische Gebieter getreten. Dem großen Herrn auf dem Himmelsthron oder seinem Edlen, einem Apostel der Kirche oder einem Heiligen, war jeder Christ gebunden, an die letzteren oft nach altgermanischer Weise durch freie Wahl. Dies Verhältniß des Christen zu seinem Herrgott war für das Volk keineswegs ein mystisches in modernem Sinne, es wurde ganz naiv aufgefaßt als eine feste Verbindung für dieses und jenes Leben, für Wohlbefinden hier wie in der Himmelsburg; auch der fromme Büßer suchte in vorgeschriebener Weise die Nähe seines Herrn, und exaltirte sich, bis er die himmlische Gestalt sah und ihre Worte hörte, oder bis ihm nach gutem Werke und Kasteiung der beseligende Glaube kam, daß der Herr oder Heilige, welcher unsichtbar um ihn schwebte, seinem begünstigten Manne milde und gnädig sei. Auf derselben Grundanschauung entfaltete die abendländische Kirche ihre Macht, sie war das Gottesreich auf Erden,

der Papst, die Bischöfe und großen Würdenträger der Kirche waren die sichtbaren Vertreter des Herrn, der Apostel und Heiligen; und die gesammte Christenheit war durch Eid — das Sacrament — als große Gefolgeschaft gebunden, wie an den Himmelsherrn, so auch an die irdische Darstellung seines Reiches, an die Kirche.

Der Kampf zwischen den deutschen Kaisern und den Päpsten ist in dieser ganzen Zeit im Grunde nichts als der innere Widerstreit der beiden großen Ideen einer römischen Universalmonarchie und der Gefolgeschaft aller Gläubigen. Aber merkwürdig, die Kaiser, welche das Lebensinteresse der deutschen Nation vertreten sollen, stützen sich in dem Kampfe auf eine volksmäßige Anschauung, welche in unser Volk erst durch die Römerkriege und die Wanderzeit von außen eingetragen ist, und ein Kaisergeschlecht nach dem andern geht darüber zu Grunde. Die römischen Päpste, welche in das nationale Bedürfniß des deutschen Volkes verderblich eingreifen, stützen sich dabei auf eine altgermanische Forderung, und sie bleiben so lange Sieger, als die Idee, welche ihnen Ansprüche giebt, in dem deutschen Volke lebendig ist. Doch gerade ihre Siege, der Kampf gegen Heinrich IV., die Kreuzzüge, der Bannstrahl gegen Friedrich II., helfen den deutschen Glauben von der alten epischen Anschauung befreien, welche den Himmel betrachtet als die Methhalle oder Burg eines Fürsten, und lösen das Gemüth der Deutschen aus den Banden des Mittelalters und der Kirche.

Seit das Haus Karl's des Großen sich ausgelebt hatte, wurde der Herr Deutschlands zuweilen wieder gewählt. Die Wähler waren die Großen des Reiches, geistliche und weltliche Würdenträger. Sie bildeten zusammen seit Karl dem Großen den Adel des deutschen Volkes, eine mächtige Beamtenaristokratie, sehr verschieden von dem, was wir jetzt Adel nennen. Edle (nobiles) waren die Erzbischöfe, Bischöfe und diejenigen Reichsäbte, welche von dem König selbst eingesetzt wurden; außerdem

Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen. Die Würden der Herzöge und Grafen waren aus dem Beamtenthum der alten fränkischen Könige herübergekommen; es ist unsicher, ob sie zuerst in Nachbildung der antiken Aemter dux und comes geschaffen wurden, sie waren noch unter Karl dem Großen Beamte, welche mit der Herrschaft und gewissen Einkünften eines Herzogthums, einer Grenzmark oder eines Gaues begabt wurden, sie waren absetzbar, ihr Amt nicht erblich. Aber seit den Sachsenkaisern fingen Herzöge und Grafen an, ihr Reichsamt und Lehn für erblich zu halten, als Vasallen des Königs behaupteten sie mit ihren Familien Herrenrecht, Gericht, Münzrecht und Einkünfte. Ihre Söhne, die nicht in der Reichswürde nachfolgen, wurden ebenfalls als Edle betrachtet, sie führten den Titel freie Herren, Barone, und wurden oft nach einem Gut, das sie von dem ältern Bruder als Lehn erhalten, genannt. Die Grafenhäuser bildeten die große Mehrzahl des Adels. In einigen Familien nahmen die Häupter den Familientitel princeps, Fürst, an; unter dem Titel Reichsfürsten (principes imperii) wurden bis zum zwölften Jahrhundert außer den geistlichen Reichswürden alle Vertreter der großen Reichslehen, Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen, verstanden. Von da an wurden die Grafen von dem Fürstenstande unterschieden, sie konnten zu Fürsten erhöht werden. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert wird gewöhnlich, daß alle Söhne den Rang des Vaters annehmen, gemeinsam die Landesregierung führen, die Güter theilen; der Adel verliert ganz den Charakter des Amtes, er wird Vorzug des Blutes.

Die ritterlichen Dienstmannen aber, welche Güter von diesen Adeligen zum Lehn haben, werden noch lange nach der Hohenstaufenzeit auch im Tagesverkehr durchaus nicht zum deutschen Adel gerechnet.

Auf diesem Wege wurden die großen Familien des weltlichen Adels in Wahrheit die Gebieter der Landschaften, die Schaar ihrer Vasallen und Dienstleute bildete das Reiter-

heer; sie walteten über Gericht und Verkehr, belehnten und erhoben Steuern, sie fesselten an ihr Interesse nicht nur Dienstmannen, welche unter ihrem Hofrecht standen, auch die Freien, welche nach Volksrecht unter ihnen saßen, sie waren die ersten Vertheidiger ihres Gebietes gegen den äußern Feind. Hoch hob sich ihr Stolz, jeder der Mächtigsten durfte hoffen, daß die Krone seinem Hause erreichbar sei. Der neue König mußte um den guten Willen seiner Edlen werben, ihm wurde gleich schwer, ihre Ansprüche zu befriedigen oder zu dämpfen, ihre Gewalt war schon am Ende der sächsischen Zeit so befestigt, daß nur imponirende persönliche Eigenschaften den König auf seinem Throne sicherten.

Der Fürst, welcher mit solchen Vasallen regieren sollte, war vor seiner Wahl selbst einer von ihnen gewesen; er brachte als Aussteuer für sein hohes Amt eine Hausmacht, welche vielleicht nicht größer war als die eines andern Fürsten, wahrscheinlich schwächer als eine Coalition mehrer. Er vermochte einen Ungehorsam seiner Großen nur dadurch zu strafen, daß er die widersetzlichen Landgebieter mit seinen Getreuen kriegerisch überzog, verjagte, verurtheilte und dann entweder zu Gnaden annahm oder ihr Land einem Getreuen in die Hand gab; häufig war er gezwungen, nach offenem Aufstand und mehrjährigen Kämpfen den Gegnern zu verzeihen. Auch die Getreuen blieben ihm als Gebieter des neuen Landes in dem Zwange neuer egoistischer Interessen nicht zuverlässig, sogar nicht Männer seines eigenen Geschlechtes. Sein ganzes Regiment war deshalb höchst persönlich, seine Hausmacht zu stärken, sich mit den hochstrebenden Fürsten durch Strenge und Milde, durch die Einwirkung eines imponirenden Wesens und durch kluge Güte richtig zu stellen, war ihm unentbehrlich. Im Volke aber vermochte er nur Ansehen zu erwerben, wenn er ein gerechter Richter war, von unerbittlicher Strenge gegen die zahllosen kleinen und großen Friedensbrecher, dazu ein tüchtiger Kriegsmann und ein

Herr, der im Verkehr stattlich den König kundzugeben wußte. Es waren also sehr bestimmte Forderungen, welche das Amt an Charakter und Gemüth des neuen Königs erhob. Aber es waren einige andere Eigenschaften, welche sein hohes Amt in ihm ausbildete.

Denn derselbe König, in dem das Volk einen Wetterstrahl gegen die Raubgesellen und einen milden lächelnden Gebieter vor den Getreuen sehen wollte; derselbe Mann, der unter den stolzen Fürsten der stolzeste, in Wort und That immer gewaltig sein sollte, der war auch genöthigt, alle Virtuositäten eines welschen Staatsmannes zu gebrauchen, Miene und Geberde zu verstellen, auf verstecktem Wege sein Ziel zu suchen, den Gegner zu überlisten, geheimen Vorsatz täuschend zu bewahren. In einer Zeit, wo mündlicher Verkehr und die Eindrücke, welche der Mann dem Manne machte, in der Politik obenan standen, mußte der König seine persönliche Empfindung, Groll über erfahrene Kränkungen, neuen Argwohn und alten Haß vorsichtig in sein Herz verschließen, und klug die Stunde erwarten, wo er der stärkere war, um zu strafen; auch wo er belohnte, mußte er immer gefaßt sein, daß er in dem alten Anhänger sich einen neuen Gegner groß zog. Das waren schwierige Aufgaben für deutsche Natur; nur ein bedächtiger Muth und glückliches Temperament mochten den König davor bewahren, entweder zur Unzeit heftig zu werden, oder die Herzen durch hinterlistige Falschheit sich zu entfremden.

Der Deutsche forderte von seinem Herrn alle Tugenden des Starken, und er hatte ihn zu einer Stelle erhoben, wo er viel von den feinen Künsten eines Schwachen bedurfte; der als Herr der Welt erschien, stand in Wirklichkeit weniger sicher als einer seiner Vasallen, der mit seiner Landschaft verwachsen war. Während die Meinung der Menschen, Idee und Poesie der Kaiserwürde den Gedanken an die Weltherrschaft in die Seelen der Könige legte, waren die realen Grundlagen ihrer Macht so

unsicher, daß jeder große Erfolg nach außen durch ein Trinkgelage, einen Zank, ein Ohrenraunen in dem Hofhalt eines großen Vasallen erschüttert werden konnte. Denn solche Zufälle vermochten einen mächtigen Landesgebieter gegen seinen Oberherrn in den Harnisch zu treiben, und der deutsche Kaiser mußte vielleicht in dem Augenblicke, wo er Italien, das Mittelmeer und alle Herrlichkeit der Welt zu seinen Füßen sah, über Hals und Kopf nach der Heimat aufbrechen, um dort für seine Existenz mit irgend einer Schwurgenossenschaft heißköpfiger Lehnsherrn zu kämpfen. Man sehe, wie die lange Reihe gewaltiger Männer, welche seit Heinrich I. den Königstuhl behaupteten, mit diesen widersprechenden Anforderungen ihres Amtes fertig wurde. Das kirchliche, jugendfrische und doch nüchterne und bedächtige Haus der Sachsen das herrische, heftige, zu Uebergriffen geneigte Geschlecht der fränkischen Kaiser und die stolzen, rittermäßigen, eminent politischen Herren des Hohenstaufenstammes bieten eine fesselnde Mannigfaltigkeit von Charakteren und Schicksalen; der Franke Heinrich IV. und der Hohenstaufe Friedrich II. sind die beiden Fürsten, in denen hochsinnige Kraft und kaiserlicher Stolz sich am verhängnißvollsten zu italienischer Klugheit stellen. Heinrich IV. geht daran zu Grunde, daß seinem heftigen deutschen Gemüth die welsche List allzu übel steht, Friedrich II. aber daran, daß er zu sehr Italiener ist.

Sehr schwer wurde den Deutschen, sich in einen Staat zusammenzufügen. Immer noch war das Band, welches zusammenhielt, ein Treueid, der Person an Person, viele an wenige schloß, und auf einem System solcher Eide beruhte der Zusammenhang des ganzen Reiches, in welchem jeder Einzelne nach seinem Urtheil und zufälliger Leidenschaft befand, wie weit sein Eid ihn binde.

Seit die großen Beamten des Reiches durch die Bedeutung ihrer Familien und ihres Anhangs zu erblichen Landesherrn wurden, hatte der König Ursache, sich nach besseren Helfern seiner Herrschaft umzusehen. Wie Karl, fanden auch die Sachsen-

kaiser diese Stützen in der Kirche. Man darf sagen, durch das erste Jahrtausend waren die Würdenträger der Kirche mit all ihren Lastern und Schwächen doch die Säulen des Reiches, Verbreiter des Christenthums, Städtegründer, Förderer des Handwerks, der Kunstthätigkeit, des Handels, der gelehrten Bildung. Auch wenn sie durch das Kloster oder ihre Geistlichkeit gewählt waren, galt diese Wahl nur als Vorschlag, der König ernannte und begabte sie mit Bischofthum und Lehn; ihre Würde konnte nicht Familienbesitz werden, sie machte den Besitzern unmöglich, selbst nach der Königswürde zu streben, sie blieben in Wahrheit Beamte. Es war deshalb vortheilhaft für die Cultur des Landes und für Befestigung des Königthums, wie für die gute Aufnahme des Königs im Jenseits, wenn er auf ihre Kirchen seine Gnade ausgoß, ihren Landbesitz mehrte und gegen die Uebergriffe weltlicher Vasallen vertheidigte. Die geistlichen Würden lohnten so lange durch loyale Ergebenheit, bis ihnen Gefahren anderer Art ihre Stellung zum Reich verdarben.

Denn sie waren durch doppelten Treuschwur gebunden, wie in weltlichen Dingen an den König, so in geistlichen an die römische Kirche; was aber weltlich oder geistlich sei, darüber änderte sich allmälich die Ansicht der Kirche. Sie waren ferner die Gelehrten der Nation; wie schlecht es auch um das Wissen vieler Bischöfe bestellt war, ihr Klerus war doch Vertreter der höchsten Zeitbildung, und die Grundlagen dieser Bildung waren den Völkern des Abendlandes gemeinsam. Für die Sprache, für die Literatur, ja für den gesammten Verkehr der Kirche waren die Völkergrenzen nicht vorhanden, jede Ketzerei eines französischen oder englischen Mönches, jeder Zwist zwischen dem Patriarchen von Constantinopel und der römischen Curie konnte die Brüder im Kloster zu Corvey und die geistlichen Tischgenossen des Erzbischofs von Mainz zu heftigem Zwist aufregen. Der Stand des Klerikers und die Sprache seines Glaubens vereinigte die gesammte Geistlichkeit des Abendlandes zu einer gewaltigen Ge-

nossenschaft. Was also von Bildung, von Gedanken und literarischem Interesse in das Leben des Kirchenfürsten drang, war nicht vorzugsweise deutsch, sondern meist romanisch. Der Theil seines Lebens, den er für den besten halten mußte, gehörte in dieses Gebiet. So lange der weltliche Herr eifrig und stark war, dem Bischof das Behagen seines irdischen Lebens zu vermehren, konnte diesem die Untreue schwer werden; als aber die Kirche so stattlich und reich geworden war, daß die Freigebigkeit der Könige kleiner wurde, seit der Bischof selbst ein Heer von Vasallen befehligte und gegen seine weltlichen Nachbarn ins Feld sandte, fühlte er sich auch als weltlicher Herr, wie das Adelsgeschlecht, dessen Sohn er war, und er begann nicht mehr Königspolitik zu treiben, sondern eigene, zum Vortheil der Kirche, seines Bisthums oder seines Geschlechtes.

Als nun vollends zwischen geistlicher und weltlicher Macht ein mehrhundertjähriger Krieg ausbrach, und sein Vater, der Papst, der Stellvertreter St. Peter's, ihn als den Streiter Christi zum Kampfe rief, und als er sah, daß in diesem Streite die Macht des geistlichen Oberherrn sich als die stärkere erwies, da wurde ihm in der Regel nicht zweifelhaft, auf welcher Seite er zu stehen hatte. Unter den fränkischen Kaisern wurde der geistliche Adel in der Mehrzahl römisch, und die deutsche Kirche trat in Kampf gegen das Königthum, nicht ohne inneres Schisma, denn auch während erbittertem Kampf hielt eine Minderzahl geistlicher Würdenträger zu Kaiser und Reich.

Die Päpste waren aber auch gleich weltlichen Fürsten sorgfältig bemüht, ihren Landbesitz zu vergrößern; da lag es nahe, daß sie das Mißverhältniß empfanden zwischen der Herrschaft, welche sie im Namen des Herrn verwalteten als die höchsten Souveraine der Christenheit, und zwischen der irdischen Bedrängniß, in die sie versetzt wurden durch die Herrscherlust der weltlichen Könige und Landesgebieter. Die Päpste kamen, welche diesen Gegensatz unerträglich fanden. Wer den Charakteren

Gregor's VII., Urban's II. und Innocenz' III. gerecht werden will, der muß davon ausgehen, daß sie selbst germanisirte Männer waren, das heißt Männer, welche sich in germanischer Weise als die großen Gefolgeherren der Christenheit betrachteten. Bei jedem der drei genannten Päpste nüancirt sich je nach ihrem Charakter das Handeln verschieden, und nicht auf gleichen Wegen suchen sie ihre Forderungen durchzusetzen, aber die Auffassung ihrer Stellung und ihres Rechtes ist bei allen dieselbe.

Man ist gewöhnt, Papst Gregor VII. als Vorkämpfer des Romanismus gegen deutsche Nationalität zu betrachten. Aber er verderbte die Stellung der Kaiser im Reiche doch nur deshalb, weil er die deutsche Auffassung des Kirchenglaubens gegen den Staat anwandte. Er selbst führte einen deutschen Namen, der in jenen Jahrhunderten in aller Mund war, weil er einem Lieblingshelden unserer epischen Sage zukam; Hildebrand hatte seit seiner Jugend und später viel mit Deutschen verkehrt und unter ihnen gelebt; er war von niedriger Herkunft, und man ist versucht, daraus die Schärfe zu erklären, womit er als erster Fürst der Kirche die geistliche Oberherrschaft gegen die weltlichen Großen geltend machte, und die harte Strenge, womit er auch seine getreuesten Edeln behandelte*). Auch sonst mahnt sein ganzes Wesen in auffallender Weise an deutsche Art, gleichviel ob durch gothisches oder langobardisches Blut, oder in zufälliger Aehnlichkeit. Seine Frömmigkeit ist nicht frei von asketi-

*) Die Sage wußte kurz nach seinem Tode zu erzählen, der häßliche Sohn des Zimmermanns sei in Italien ein Gespiele des Königskindes Heinrich (IV.) gewesen und von diesem oft gehöhnt und geknufft worden, von Kaiser Heinrich III. wegen eines bedeutsamen Traumes gar eingesperrt und zum Hungertode bestimmt, aber die fromme Kaiserin habe den armen beschützt, den Sohn gescholten, den Gemahl an die Richtigkeit der Träume gemahnt. Das Volk hat bei dieser Anekdote das Wesen des Papstes und sein Verhältniß zu den Saliern sehr fein charakterisirt, das Persönliche, Scharfe, Gereizte seiner Gegnerschaft; auch die Thätigkeit frommer vermittelnder Frauen, welche für ihn Partei genommen.

schem Bedürfniß, aber er hat gar nichts von der hochgespannten enthusiastischen Vertiefung in die Gottesidee, welche dem romanischen Büßer eigen war. Er absolvirt seine Kasteiungen und die Extase des innern Gottesfriedens ernst und gewissenhaft wie ein deutscher Mönch, aber solche Stimmungen beherrschen gar nicht sein Thun. Die Idee, welche ihn erfüllt und seine Thatkraft so gewaltig spannt, wie selten bei einem Menschen, ist die politische Idee der Königsherrschaft Christi über geschworene Mannen, in dieser Idee ist ihm nichts Mystisches, es ist die gemeine Auffassung seiner Zeit, die er in großem Sinne behandelt, und es ist die praktische Verwerthung einer populären Idee, die er als kluger Politiker erstrebt. Auch seine Begeisterung ist eine dauerhafte, wie sie einem thätigen Arbeiter mit starkem Willen zu Theil wird. Es ist zuletzt auch eine deutsche Eigenschaft, welche ihm seine Erfolge stört, Ungeduld, übergroße Heftigkeit, rechthaberisches Wesen und persönliche Gereiztheit. — Er sah die gesammte Christenheit des Abendlandes durch das Sacrament, den Kriegereid, welchen sie Christo geleistet hatte, an seine Person gebunden. Stolz empfand er die Rechte, welche ihm diese hohe Stellung gab, und mit der logischen Consequenz eines eifrigen Germanen zog er sich die Folgerungen. Auch die Weltgeistlichkeit sollte unbedingt an ihn gebunden werden, kein anderer Eid, weder an ein Weib, noch in freier Vereinigung an Gesellen, noch an einen andern Oberherrn, den Kaiser, sollte dem bevorzugten Gesinde des Herrn gestattet sein. Er verbot den Klerikern die Ehe, er wehrte dem Kaiser die Ernennung der Kirchenfürsten; über der weltlichen Macht der Landesgebieter wollte er seinen geistlichen Gefolgestaat in die höchste weltliche Erdenmacht verwandeln, er selbst als Stellvertreter Christi, als großer Schatzbewahrer der Heils- und Gnadenmittel, als der Herr, der allein der ganzen Christenheit gebot, und der im Auftrage St. Peter's den Eingang in ein glückliches Jenseits gestatten und wehren konnte.

Es gelang ihm, die Geistlichkeit Deutschlands fest an Rom zu binden, es gelang ihm auch, die ohnedies unsichere Macht des Kaisers zu schwächen und Deutschland mit blutigem Bürgerkrieg zu erfüllen. Durch ihn wurde zuerst erwiesen, daß Deutschland nicht durch zwei oberste Gewalten regiert werden konnte, von denen die eine weltlich, die andere geistlich hieß, die aber in Wahrheit beide geistliche und weltliche Herrschaft behaupteten. Nicht nur Karl der Große hatte in Glaubenssachen sich als oberste Instanz betrachtet, über Ketzerei und Bilderverehrung mit seinen Bischöfen Beschlüsse gefaßt, auch die spätern Kaiser hatten die geistliche Zucht und Ordnung in Klöstern und Bisthümern überwacht oder verhindert, und in unzweifelhaften Kirchensachen, wie Rechtgläubigkeit der Bischöfe, Rechtmäßigkeit der Ehen ihren Willen der Kirche aufgedrungen. Ebenso wollten die Päpste nicht nur das geistliche Leben der Völker in ihre Hand fassen. Sie wollten auch die Wahl ihrer Könige, die Gesetzgebung ihrer Reiche, die Güter der Kirche oberherrlich leiten und die irdischen Interessen der Christenheit unter den Schemel des heiligen Petrus drücken.

Dieser politische Kampf des Kaisers und der Päpste um die höchste Herrschaft über die Deutschen und Italiener erfüllt das elfte, zwölfte und halbe dreizehnte Jahrhundert, auf beiden Seiten sind Erfolge und Einbußen; wiederholt wird der Streit durch Compromisse geschlichtet und immer wieder entbrennt er neu. Er endigt mit einer Niederlage beider Theile. Das deutsche Königthum des Mittelalters verliert die Möglichkeit, die Deutschen in einem einheitlichen Staate zusammenzuschließen, denn zwischen Kaiser und Papst steigen die Herren des deutschen Adels zu großen Landesfürsten empor, bald dem einen, bald dem andern dienend; in freien Bündnissen suchen die Städte, die kleinen Vasallen, die Herrenhäuser der Landschaft ihre Rettung vor der drohenden Anarchie, aus dem Reich wird endlich eine große aristokratisch regierte Republik einzelner Territorien

und politischer Bünde; der gewählte Kaiser ist fast nur noch ihr Repräsentant, nicht mehr ihr gebietender Herr.

Aber in dem Kampf um die weltliche Herrschaft verliert auch die Kirche an geistlicher Autorität, dem Volke wird auffällig, daß die Päpste, welche die Gefolgeherren der Christenheit zu sein behaupten, gegen den Vortheil des deutschen Reiches handeln, daß sie die Menschen rücksichtslos für ihre irdische Herrschaft verwenden, daß sie gewissenlos auch schlechte Mittel nicht scheuen, sich Schatz und Macht zu mehren. Nationale Gesinnung, billiger Sinn und Redlichkeit empören sich gegen die Kirche. Die große alte Idee der geistlichen Gefolgeschaft lebt sich in diesen Kämpfen aus, das Papstthum ist auf Jahrhunderte fast eine weltliche Macht geworden, es verfällt für diese Zeit dem Schicksal des Säculums.

Unterdeß wächst in den Städten Gemeinsinn, Wohlstand und eine neue Bildung heran, aus denen sich langsam neue Ideen über Rechte und Stellung des Menschen zum Staat und zu seinem Gotte entwickeln, es sind die großen Ideen der freien Arbeit und der freien Forschung, auf denen unser Leben ruht.

Die politische Geschichte des deutschen Reiches, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst gehören nicht in den Kreis dieser Schilderungen, wol aber einzelne Momente, in denen ersichtlich wird, wie unsere Ahnen an ihrem Staate Theil nahmen. Uns sind zwei gute Berichte überliefert von deutschen Königswahlen aus jener Zeit, deren Zusammenstellung besonders lehrreich ist, die Wahl des ersten fränkischen Kaisers, des Saliers Konrad im Jahre 1024, und gerade ein Jahrhundert später die Wahl des Sachsen Lothar im Jahre 1125. Zur Zeit der ersten Wahl ist das deutsche Reich des Mittelalters in kräftigem Aufblühen, noch ist die Kirche deutsch, noch leiten nicht die Intriguen des päpstlichen Legaten die Wahl, es ist kurz vor dem Höhepunkte der Macht, welchen der Staat des Mittelalters unter den ersten Frankenkaisern erreichte. Hundert Jahre später ist alles ver-

ändert. Die Wahl Lothar's wird gegen die Ansprüche des hohenstaufischen Hauses durchgesetzt, weil sie im Interesse der Kirche ist, der größte Theil der geistlichen Fürsten handelt im Sinne Roms, neben dem Kaiser hat sich ein anderer Gebieter auf deutschem Boden eingedrängt, und von Rom aus werden die Fäden regiert, an denen die Mitspieler der dramatischen Handlung hängen.

Der Berichterstatter über die erste Königswahl im Jahre 1024 ist Wipo, Kaplan Kaiser Konrad's II., ein gelehrter und zuverlässiger Beobachter, von dem uns außer lateinischen Gedichten ein Leben Kaiser Konrad's erhalten ist. Was er darin über die berühmte Wahl erzählt, wird hier in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Wipo meldet wie folgt:

„Es war im Jahre 1024 nach der Menschwerdung Christi. Heinrich II. hatte des Reiches gut gewaltet, schon fing er an, nach langer Mühe die reife Frucht des Friedens einzuernten; das Reich war unversehrt, sein Geist kräftig, als er von Leibesschwäche ergriffen wurde. Die Krankheit wuchs, er schied am 13. Juli aus dem Leben. Da kam Zwietracht fast über das ganze Reich, so daß an vielen Orten Totschlag, Brand, Raub verübt wurde, wenn nicht die Fürsten solchem Aufstande steuerten. Die Kaiserin Chunigunde aber sorgte für das Gemeinwesen so gut sie vermochte, obgleich sie die Kraft ihres Gemahls entbehrte, nach dem Rath ihrer Brüder, des Theodorich, Bischofs von Metz, und des Hezilo, Herzogs von Baiern; und sie wandte mit gewohnter Sorgfalt Geist und Willen darauf, das Reich wieder in Stand zu bringen.

Die Bischöfe, Herzöge und die übrigen Großen meinten, daß die drohende Gefahr nur durch ein Mittel vermieden werden könnte, und wandten größte Mühe und bemerkenswerthe Sorgfalt an, daß das Gemeinwesen nicht länger ohne Herrscher schwanke. Durch Briefe und Gesandte theilten sie unter der Hand ihre

Ansichten, und die Gesinnung der Einzelnen einander mit, ob sie übereinstimmten, ob sie verschiedener Meinung waren, oder wen einer zum Herrn wünschte. Und dies war nicht unnütz, denn es ist fürsichtig, im geheimen vorzubereiten, was öffentlich noth thut, und Rath vor der That ist der Ernte Saat. Vergebens wird man von einem Andern Hülfe erwarten, wenn man nicht weiß, was er sich selbst begehrt. In großen Dingen schafft guten Erfolg: heimlich erwägen, langsam berathen, schnell handeln. Endlich wurde der Tag festgesetzt und der Ort bestimmt, und eine Versammlung des Landes kam zusammen, wie ich vorher nie gesehen habe. Ich zaudere nicht niederzuschreiben, was auf dieser Versammlung Denkwürdiges gethan wurde.

Zwischen dem Gebiet von Mainz und Worms ist eine weite Ebene, welche eine sehr große Menschenmenge zu fassen vermag, sicher durch gesonderte Inseln und geeignet, darauf heimliche Dinge zu verhandeln. Dort kamen alle Fürsten und so zu sagen Kraft und Herz des Reiches zusammen, und schlugen ihr Lager diesseit und jenseit des Rheins auf. Auf der deutschen Seite strömten die Sachsen mit den angrenzenden Slaven, die Ostfranken, die Baiern und Alemannen zusammen; auf der gallischen Seite aber vereinigten sich die Franken von jenseit des Rheins, die Ripuarier und Liutharinger. Sie erwogen das wichtige Werk, schwankten unsicher über die Wahl zwischen Furcht und Hoffnung, gegenseitig erforschten die Verwandten und unter sich die Genossen lange Zeit einer des andern Wünsche. Denn nicht über geringe Sache war zu beschließen, sondern über eine große, welche den ganzen Körper des Reiches in das Verderben führen konnte, wenn sie nicht mit warmem Herzen sorgfältig erwogen wurde. Und um ein bekanntes Sprüchwort zu gebrauchen: dem Mund ist nütze, die Speise gut zu kochen, die roh verschluckt Gefahr bereitet, und wie man sagt, Arznei soll man in den Augen suchen und sich klug vorsehen. Auf diese Weise wurde lange gestritten, wer regieren sollte; gegen den einen sprach zu

unreife Jugend oder zu hohes Greisenalter, gegen den andern, daß seine Tüchtigkeit unerprobt war, gegen einige die offenkundige Beschwerde, daß sie übermüthig waren. Endlich wurden aus vielen wenige auserwählt und von den wenigen nur zwei ausgesondert, auf denen endlich die letzte Prüfung einig stehen blieb, welche von den höchsten Männern mit höchstem Fleiß lange angestellt wurde. Es waren zwei Chuonrade, von denen der eine, weil er mehr Jahre zählte, Chuono der Aeltere genannt wurde, der andere aber Chuono der Jüngere; beide die edelsten in Deutschfranken, Söhne zweier Brüder, von denen der eine Hezilo, der andere Chuono hieß, deren Vorfahren, wie man sagt, von dem alten Geschlecht der trojanischen Könige abstammten, die unter dem heiligen Remigius, dem Bekenner, ihre Nacken unter das Joch des Glaubens gebeugt hatten. Zwischen diesen beiden, nämlich Chuono dem Aeltern und dem Jüngern, war der übrige Adel lange unsicher. Denn obgleich fast alle Chuono den Aeltern in geheimem Rath und mit sehnsüchtigem Verlangen wegen seiner Tüchtigkeit und wackerem Sinn forderten, so barg doch jeder seine Gesinnung sorgfältig wegen der Macht des Jüngern, damit die beiden nicht aus Ehrgeiz uneinig würden. Zuletzt aber fügte die göttliche Vorsehung, daß sie selbst unter einander einen Vertrag schlossen, wie er in so zweifelhafter Sache ziemlich war, daß nämlich jeder ohne Verzug dem andern nachstehen wollte, welchen etwa der größere Theil des Volkes forderte. Ich erachte des Berichtens werth, auf welche Weise Chuono der Aeltere seinen Verstand erwies, nicht weil er selbst die Hoffnung zu herrschen aufgab, denn er merkte wol, daß schon der Hauch Gottes das Herz der Fürsten lenke, sondern um den Sinn seines Verwandten zu stärken, damit dieser nicht durch die Ereignisse verstört werde. Er redete ihn also durch diese trefflichen Worte an*): „Hüten wir uns, daß nicht der heutige Tag, der bis jetzt froh und glück-

*) Nur der Schluß der langen Rede, welche Wipo nach antikem Muster schön stilisirt hat, wird hier mitgetheilt.

verheißend war, uns langes Unheil bereite, wenn wir die Gunst, die wir beide im großen Volke gefunden, untereinander schlecht anwenden. Damit dies nicht von meiner Seite geschehe, will ich dir, du liebster unter allen meinen Gesippten, sagen, was ich von dir halte. Erkenne ich, daß der Sinn des Volkes dich will und dich fordert zum Könige und Herrn, so werde ich dir durch keine Hinterlist diese gute Meinung entfremden, sondern ich werde dich vielmehr eifriger als die übrigen erwählen, weil ich hoffe, daß ich dir werther bin als die andern. Wenn aber der Herr mich fordert, so zweifle ich nicht, daß auch du nach Gebühr mir dasselbe thun wirst."

Darauf antwortete Chuono der Jüngere, diese ganze Rede sei ihm willkommen, und er versprach fest, er wolle dem andern als seinem König alle Treue erweisen, wenn ihn, seinen lieben Verwandten das Reich fordere. Während dieser Worte beugte sich Chuono der Aeltere im Angesicht vieler ein wenig zu seinem Verwandten und küßte ihn. Durch diesen Kuß wurde zuerst klar, daß jeder von beiden mit dem andern sich vereinigt habe. Da die Fürsten dieses Zeichen von Eintracht erhalten hatten, setzten sie sich nieder, das Volk stand in großer Menge dabei.

Alle beglückte, dem Tag mit hellem Worte zu künden,
Was sie lange verhüllt in sorglich umschleiertem Busen.

Der Erzbischof von Mainz, dessen Wort zuerst zu hören war, wurde vom Volke gefragt, was ihm gut dünke; da nannte er und erwählte er mit überströmendem Herzen und mit fröhlicher Stimme Chuono den Aelteren zu seinem Herrn König und Lenker und Vertheidiger des Vaterlands. Ohne Zögern folgten diesem Ausspruch die übrigen Erzbischöfe und die andern Männer vom Kirchenstande. Der jüngere Chuono hatte sich kurze Zeit mit den Liutharingen unterhalten, er kehrte sogleich zurück und erwählte den andern mit der größten Bereitwilligkeit zum Herrn und König. Ihn ergriff der König bei der Hand und ließ ihn neben sich niedersitzen. Darauf wiederholten die Einzelnen aus

den verschiedenen Landschaften immer wieder dieselben Worte der Wahl, das Volksgeschrei erhob sich, einmüthig stimmten alle den Fürsten in der Königswahl zu. Alle forderten Chuono den Aelteren, zu ihm hielten sie und erhöhten ihn ohne Zaudern über alle Herren, ihn erklärten sie für den würdigsten zum Königthum und forderten, daß man ihn ohne Verzug weihe. Die oben genannte Kaiserin Chunegunde bot die Insignien der Königswürde, welche ihr Kaiser Heinrich hinterlassen hatte, glückwünschend dar und bestätigte den Erwählten in seinem Königthum, soweit ein Weib solches vermag. Und ich glaube, daß dieser Wahl die Gnade der himmlischen Güte nicht fehlt, da unter so vielen Herzögen und Markgrafen von großer Macht einer ohne Neid und Widerspruch gewählt wurde, der an Herkunft, Tugend und Gut zwar niemandem nachstand, aber im Vergleich zu andern großen Männern wenig Lehen und Macht im Reiche hatte. Doch gingen der Erzbischof von Köln und Herzog Friedrich mit einigen andern Liutharingen wegen des jüngern Chuono wie man sagte, oder vielmehr auf Anstiften des friedenstörenden Teufels, unversöhnt von dannen, aber sie versöhnten sich bald mit dem Könige, außer denen, welche das gemeinsame Schicksal des Todes vorher erfaßte, und nahmen gern an, was der König verfügte; und der Erzbischof Piligrin forderte vom König, gleichsam um frühere Schuld zu sühnen, daß ihm gestattet werde, in der Kirche von Köln die Königin zu weihen. Nach beendeter Wahl waren alle eifrig, dem König nach Mainz zu folgen, damit er dort das heilige Salböl empfinge. Fröhlich zogen sie dahin. Die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien deutsche Weisen, jeder auf seine Art. Nie habe ich gehört, daß Gott so viel Lobgesänge der Menschen an einem Tage und an einer Stelle erhalten hat. Wenn Karl der Große mit seinem Scepter leibhaftig gekommen wäre, hätte das Volk nicht fröhlicher sein können und nicht mehr Freude fühlen über die Rückkehr des großen Mannes, als über den ersten Anzug dieses Königs. — Der König kam nach Mainz,

dort wurde er mit geziemender Ehre empfangen und erwartete demüthig seine Weihe, welche alle begehrten.

Am Tage von Maria Geburt rüstete sich festlich der Erzbischof von Mainz und die ganze Geistlichkeit, den König zu weihen, und der Erzbischof sprach bei dem heiligen Amt der Königsalbung diese Worte zum König: „Alle Macht der vergänglichen Welt wird aus einem reinen Quell abgeleitet. Der allmächtige König der Könige, Urheber und Anfang aller Ehren, gießt auf die Fürsten der Erde die Gnade hoher Würde aus, die nach dem Quell, aus dem sie stammt, rein und lauter ist. Wenn sie aber solchen zu Theil wird, welche diese Würde unwürdig verwalten und mit Hochmuth, Neid, Listen, Geiz, Zorn, Ungeduld, Grausamkeit beflecken, so bereiten sie sich und allen Unterthanen daraus einen gefährlichen Trank des Unrechts, wenn sie sich nicht durch Buße reinigen. Möge die ganze Gemeinde der Heiligen beten und bei Gott fürsprechen, daß die Würde, welche heut unserm Herrn und König, dem gegenwärtigen Chuonrad, rein von Gott verliehen wird, auch unversehrt, soweit Menschenkraft reicht, von ihm bewahrt werde. — Zur höchsten Würde bist du gekommen, du bist auf Erden Stellvertreter Christi; nur wer ihm nachahmt, ist wahrer Herr. Auf diesem Thron des Reiches mußt du an die ewige Ehre denken. Ein großes Glück ist es, in der Welt zu herrschen, das größte aber, im Himmel zu triumphiren. Vieles heischt Gott von dir, aber vor anderem fordert er das Eine, daß du dem Vaterlande, welches immer auf dich blickt, Gericht und Recht und Frieden bereitest, daß du werdest ein Vertheidiger der Kirchen und Geistlichen, Schützer der Wittwen und Waisen; durch diese und andere gute Werke wird dein Thron hier und in Ewigkeit befestigt. Und jetzt, Herr König, erbittet mit uns die ganze heilige Kirche deine Gnade für die, welche bis jetzt gegen dich gefehlt und durch irgend eine Kränkung deine Gnade verloren haben. Unter diesen ist ein edler Mann mit Namen Otto, der dir zuwider gethan hat.

Für ihn und alle übrigen erbitten wir deine Huld, daß du ihnen verzeihest um der Liebe Gottes willen, welche dich heut in einen andern Menschen gewandelt und seines Geistes theilhaftig gemacht hat; damit auch Gott dir in derselben Weise für all dein Vergehen entgelte*)."

Durch diese Rede wurde der König zum Erbarmen bewogen, er seufzte auf und brach heftiger, als man glauben möchte, in Thränen aus. Darauf, als die Bischöfe und Herzöge mit allem Volke in ihn drangen, verzieh er allen das Unrecht, das sie gegen ihn gethan. Dies nahm das ganze Volk freudig auf, alle weinten vor Freude über die offenkundige Milde des Königs.

Ehern wäre der Mensch, der hier nicht Thränen vergossen,
Weil so gewaltige Schuld vergab so geduldig die Herrnhuld. —

Als das heilige Amt und die königliche Salbung nach aller Gebühr vollendet war, trat der König hervor. Und wie vom König Saul gesagt wird, ging er von Schultern höher als alles Volk, gleichsam umgewandelt in vorher nicht erschaute Gestalt. So kehrte er mit heiterem Antlitz, ehrbar schreitend unter geistlichem Geleit in sein Gemach zurück. Von da verfügte er sich zur Tafel mit königlichem Schmuck, und vollbrachte diesen ersten Tag seines königlichen Ansehens in größter Würde seines Amtes." — Soweit die Erzählung des Wipo.

Der Bericht des königlichen Kaplans giebt ein gutes Bild von den dramatischen Momenten der Königswahl, freilich kein vollständiges. Denn er verschweigt vieles, anderes deutet er vorsichtig an. Ohne Zweifel war die Anrede Konrad des Aelteren an seinen Vetter von entscheidender Wichtigkeit, aber nicht, weil sie an den hohen Sinn seines Rivalen appellirte und diesen in gesteigerter Stimmung fortriß, sondern weil sie den wählen-

*) Möge der deutsche Leser hier an die Schilderung der Königswahl und des Königs in Uhland's Drama: „Ernst von Schwaben" gedenken.

den Fürsten die Bürgschaft gab, daß die beiden Vettern vorher einen Vertrag geschlossen hatten, welcher dem jüngern einen Verzicht auferlegte. Denn der Deutsche trat in jener Zeit keineswegs ohne Vorsicht in entscheidende Momente seines Lebens, am wenigsten, wenn diese sich durch bedeutungsvolle Worte und Handlungen vollzogen. Sorgfältig wurde vorher jeder Umstand, Rede und Bewegung überlegt, am liebsten bewegte man sich in hergebrachten Formeln, bedenklich ersann man Neues. Das wußte jedermann, aber er freute sich doch, weit mehr als wir, äußerlich dargestellt zu sehen, was vorher zurecht gelegt war; und that der Handelnde dabei etwas Außerordentliches, das, wie man annahm, nicht in seiner Rolle stand, — hier der Kuß Konrad's, — so wirkte dergleichen mächtig.

Damals, im Jahre 1024, kehrte die Herrschaft, welche über hundert Jahre bei den Sachsen gewesen war, zu einem fränkischen Herrengeschlecht zurück, und hundert Jahre behauptete das große Haus der Salier unter harten Kämpfen mit der Kirche und Gegenkönigen die Königskrone. Als nun im Jahre 1125 nach dem Tode Heinrich V. im Haus der Salier kein Königssohn vorhanden war, galt Friedrich der Hohenstaufe, Herzog von Schwaben, dem Volke dafür, das nächste Anrecht zur Krone zu haben. Er war ein Neffe des letzten salischen Kaisers, ihn hatte der Sterbende als seinen Nachfolger bezeichnet, und die Insignien der Königswürde, gerade wie hundert Jahre vorher der letzte Sachsenkaiser, der hinterlassenen Gemahlin anvertraut, damit sie dieselben seinem erwählten Nachfolger übergebe und sich dadurch Bedeutung und Dankbarkeit sichere. Denn großer Werth wurde dem Besitz der Reichskleinodien zugeschrieben, an Krone, Scepter und den heiligen Reliquien, welche zum Königsschmuck gehörten, hing geheime Kraft und die Fürbitte der Heiligen. — Ferner aber war Herzog Friedrich ein kriegstüchtiger Herr mit großem Landbesitz, er war endlich der Schwiegersohn des mächtigen Herzogs Heinrich von Baiern;

der Süden Deutschlands, Schwaben, Baiern, Franken, schien ihm sicher, außerdem im Norden alle Feinde seines Rivalen Lothar. Aber er war ein Gegner der Kirche, mehrjähriger Feind des ersten geistlichen Würdenträgers, des Erzbischofs Adalbert von Mainz. Lothar dagegen, Herzog von Sachsen, war der vieljährige Feind des verstorbenen Kaisers gewesen, in diesen Kämpfen und gegen die Slaven hatte er einige Kriegstüchtigkeit bewährt, und er war als Gegner der Salier und Staufen der Kirche willkommen.

Unter den geistlichen Fürsten hatte die höchste Bedeutung Adalbert von Mainz. Er wurde im Einverständniß mit dem päpstlichen Legaten der diplomatische Leiter bei der großen Königswahl des Jahres 1125.

Ueber diese Wahl ist uns in einer Handschrift, welche das Kloster zu Götweih bewahrte, ein guter Bericht erhalten, auch deshalb merkwürdig, weil er als das älteste geschriebene Zeitungsblatt betrachtet werden kann. Es ist eine Relation über einen einzelnen Vorgang, ganz ähnlich den schriftlichen Berichten und gedruckten Büchlein, welche seit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts die Kunde wichtiger Ereignisse verbreiteten, und diese Relation wurde unmittelbar nach der Handlung niedergeschrieben, um die Nachricht von dem Vorfalle in die Ferne zu tragen. Der unbekannte Verfasser gehört zur Partei Lothar's; seine Schilderung wird hier nach dem oft gedruckten lateinischen Text in Uebersetzung mitgetheilt*). Das alte Flugblatt beginnt folgendermaßen:

„Was neulich auf dem Reichstage zu Mainz Denkwürdiges gethan wurde, und wie die Königswahl vor sich ging, ist hier

*) Zuletzt herausgegeben durch Böhmer in: Fontes rer. germ. III. p. 570, und durch Wattenbach, bei: Pertz, Monum. Scriptt. XII. p. 509. Damit zu vergleichen: Jaffé, Gesch. d. Reiches unter Lothar.

kurz dem Papiere anvertraut. Es versammelten sich also von hier und da die Fürsten, nämlich Legaten des apostolischen Herrn, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröbste, Kleriker, Mönche, Herzöge, Markgrafen, Grafen und die übrigen Edeln, ansehnlich und zahlreich, wie sie kein Reichstag zu unserer Zeit vereinigt hat. Denn nicht hatte sie wie sonst die Kaisergewalt, sondern die gemeinsame Pflicht zu höchstem Geschäft herbeigeführt. Und am ersten Tage wurde über die Wahl des Bischofs von Brixen verhandelt, diese Wahl von allen bestätigt und der Erwählte von einer großen Zahl Bischöfe für sein Bisthum ordinirt.

Die Fürsten der Sachsen hatten am Ufer des Rheinstroms zahllose Zelte aufgeschlagen und lagerten dort stattlich; weiter oben lagen Markgraf Liupold und der Herzog von Baiern mit großer Ritterschaar. Herzog Friedrich (der Stauffer) aber hatte sich den Bischof von Basel, die übrigen Fürsten von Schwaben und mehre Edle gesellt, und lagerte gegenüber auf dem andern Rheinufer. Als nun die Fürsten allein in großer Versammlung zusammentraten, zauderte er in den Fürstenrath zu kommen, indem er Furcht vor den Mainzern vorgab. Denn er hatte seinen Sinn schon auf die Herrschaft gerichtet und diese mit trüglicher Hoffnung in Anspruch genommen; er war bereit, zum König gewählt zu werden, nicht selbst zu wählen, und wollte vorher erforschen, wen aus allen die Stimmen der Fürsten zu erheben geneigt wären.

Es kamen also außer ihm und den Seinigen alle Fürsten des Reiches zusammen. Von dem Herrn Cardinal ermahnt, riefen sie durch die Antiphone: Veni, sancte spiritus, die Gnade des heiligen Geistes an. Darauf schlugen sie zuerst je zehn umsichtige Fürsten vor aus den Landschaften Baiern, Schwaben, Franken, Sachsen, welche wählen sollten, und alle übrigen versprachen, der Wahl beizustimmen. Die Wählenden also bezeichneten in der Versammlung aus allen Fürsten drei,

welche an Macht und Tüchtigkeit ausgezeichnet waren, nämlich den Herzog Friedrich, den Markgrafen Liupold, den Herzog Lothar, und schlugen vor, einen von diesen dreien, der allen gefiele, zum König zu wählen. Herzog Friedrich war abwesend, die beiden andern, welche zugegen waren, weigerten sich in Demuth, die angebotene Königswürde anzunehmen, indem sie Thränen vergossen und die Knie zur Erde beugten. So großen, merkwürdigen und früher unerhörten Einfluß gewährte in unserer Zeit der Herr seiner Kirche, daß die fromme Demuth ungelehrter Laien auf höhere Ehren verzichtete und dadurch erwies, wie verderblich der schädliche Ehrgeiz der Geistlichen und Gelehrten frevelt, wenn er sich in weniger wichtigen Angelegenheiten von geistlicher Art breit macht.

Der Herzog Friedrich aber, durch Ehrgeiz verblendet, hoffte, daß ihm sicher aufbewahrt und gleichsam unzweifelhaft zugetheilt sei, was er von zweien demüthig ausgeschlagen sah; er betrat jetzt ohne Geleit die Stadt, die er vorher mit Geleit zu betreten scheute, gesellte sich der Versammlung der Fürsten und stand da, bereit zur Königswahl. Nun erhob sich aber der Erzbischof von Mainz und frug bedächtig die drei vorgenannten Fürsten, ob jeder von ihnen ohne Widerspruch, ohne Zögerung und Neid dem dritten gehorchen wollte, welcher von den Fürsten gemeinschaftlich gewählt werde. Nach dieser Rede bat Herzog Lothar demüthig wie vorher, man möge ihn ja nicht selbst wählen, und versprach, jedem, der gewählt würde, als seinem Herrn und römischem Kaiser zu gehorchen. Dasselbe erklärte der Markgraf Liupold öffentlich seinerseits und wollte durch einen Eid allen Ehrgeiz nach der Königswürde und alle Eifersucht gegen den künftigen König abweisen. Es wurde also Herzog Friedrich gefragt, ob auch er wie die übrigen zur Ehre der Kirche und des Reiches und zu einem Beispiel für spätere freie Wahl dasselbe thun wollte. Da erklärte er, daß er ohne Beirath der Seinigen, die er in dem Lager zurückgelassen habe,

nicht antworten wolle und nicht könne. Und weil er überhaupt wahrnahm, daß der Sinn der Fürsten keineswegs einmüthig sei ihn zu erhöhen, so entzog er von jetzt ab der Versammlung seinen Rath und Anblick.

Die Fürsten also sahen diesen großen Ehrgeiz des Herzogs und dieses gewaltsame Heischen der Macht, als wenn ihm die Macht zukäme, und sie weigerten sich einstimmig einen zum Herrn zu küren, den sie schon vor seiner Erhebung so stolz und herrschlustig sahen.

Am nächsten Tage nun versammelten sich die Fürsten zu der Wahl, nur Herzog Friedrich war abwesend und mit ihm der Baierherzog; da frug der Erzbischof von Mainz, ob jeder von den beiden genannten, welche bei der Fürstenwahl zugegen waren, nach erfolgter Ablehnung der früheren Ernennung einmüthig und freundlich Beistimmung erweisen wolle jeder andern Person, welche durch den Willen der Fürsten erwählt würde. Darein willigten beide zugleich demüthig und fromm und setzten sich zusammen auf einen Sitz als Männer, um die man sich nicht weiter kümmern sollte, sondern die sich selbst um die Wahl eines andern kümmerten. Darauf wurden, als die vorgenannten gesprochen hatten, die Fürsten ermahnt in gemeinsamem Rath sorglich den Mann zu suchen, den sie mit Gott und zur Ehre der Kirche dem Reich vorsetzen könnten. Da plötzlich wurde von vielen Laien der Ruf erhoben: „Lothar sei König!" Sie ergreifen den Lothar, sie setzen ihn auf ihre Schultern und heben ihn in die Höhe, während er sich gegen den Königsruf sträubt und widerspricht.

Viele Fürsten aber, zumal die Bischöfe des Baierlandes, zürnten, daß das große Werk rathlos und im Tumult geschehe; sie riefen mit gerechtem Unwillen, daß sie von ihren Sitzen gedrängt wären, und schickten sich zornig an, die andern zu verlassen und vor gethanem Werk gänzlich aus der Versammlung zu scheiden. Der Mainzer aber mit einigen andern

Fürsten befahl die Thür zu besetzen*), daß niemand aus- oder eingehe, weil die einen im Innern ihren König schreiend herumtrugen, andere von außen mit lautem Geschrei andrangen, den König auszurufen, den sie noch nicht kannten. Schon wurde der Zwist unter den Fürsten so arg, daß auch Lothar heftig über den Angriff auf sich zürnte und Sühne verlangte, und daß die Bischöfe erbittert über ihre Bedrängniß ausbrechen wollten. Da beruhigten der Cardinal und die übrigen Fürsten von besserer Einsicht endlich den Aufstand mühsam durch Stimme und Hand, und bewirkten, daß alle zu ihren Sitzen und zur Berathung zurückkehrten. Der Herr Cardinal, durch die Gnade des Herrn erleuchtet, nahm die Bischöfe bei Seite, legte ernsthaft die Schuld der Trennung auf ihre Häupter und machte sie verantwortlich für Raub, Blutvergießen und Brand und alles Leiden, das aus dieser Trennung kommen werde, wenn sie nicht selbst sich zu Friede und Eintracht zurückwendeten und durch ihre Belehrung andere, welche weniger verständig wären, zurückführten. Endlich wurde möglich zu sprechen; da redeten der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg ehrbar für sich und die Ehre des Reiches, sie mühten sich, die Parteien zur Eintracht zu bringen, und erklärten, ohne den Herzog von Baiern, der abwesend war, nicht über die Königswürde beschließen zu wollen. Außerdem forderten sie wegen der unbesonnenen Heftigkeit des Angriffes, die sowol ihnen selbst, als dem ergriffenen Herzog schwere Verletzung der Hoheit sei, geziemende Sühne von den Fürsten. So geschah es, daß diejenigen, welche durch ihre Voreiligkeit den Zwiespalt verschuldet hatten, sich zu gebührender Genugthuung demüthigten und darauf Verzeihung erhielten.

Es wurde also der Baierherzog herbeigeholt, die Gnade des heiligen Geistes einte aller Sinn auf einen und denselben Willen,

---

*) Nach Wattenbach hat die Handschrift: hostium observari precepit.

und König Lothar, der Gott wohlgefällige, wurde durch allgemeine Uebereinstimmung und die Bitten der Fürsten zur Königswürde erhoben. Als nun alle Fürsten des Reiches bei der Wahl des Königs übereingestimmt haben, wird genau festgesetzt, welche Rechte der königlichen Gewalt, welche Freiheiten dem Priesterthum des himmlischen Königs, d. h. der Kirche, zukommen sollten, und das gefundene Maß beider Ehren wird auf Eingebung des heiligen Geistes der Wahlurkunde vorangesetzt. Die Kirche soll die Freiheit haben, die sie immer gewünscht hat; das Königthum soll in allem gebührende Macht haben, in Güte und Liebe ohne Kampf zu behaupten, was des Kaisers ist. Die Kirche soll in geistlichen Sachen freie Wahlen haben, die Wahlen sollen nicht durch Königsfurcht erzwungen, und nicht wie sonst durch die Gegenwart des Fürsten eingeengt, oder durch irgendwelche Bitten beanstandet werden. Der Kaiserwürde soll zustehen, den frei erwählten, canonisch geweihten feierlich durch das Scepter mit den Regalien zu bekleiden, aber ohne Kosten, und ihr soll zustehen, ihn fest zu verpflichten zu Gehorsam, Treue und gerechtem Dienst, vorbehaltlich der Rechte des geistlichen Vorgesetzten.

Da endlich Lothar von allen gewählt, allen willkommen war, saß er am nächsten Tage im Rath der Fürsten nieder und empfing zuerst nach Gebrauch die gebührende Huldigung von allen anwesenden Bischöfen, nämlich von vier und zwanzig, und von vielen Aebten, und zwar aus Ehrfurcht vor dem Reiche und zur Bestätigung der Eintracht und des ewigen Friedens zwischen Königthum und Priesterthum; aber von keinem der Geistlichen empfing oder forderte er den Vasalleneid, wie früher Brauch war. Darauf strömten von allen Seiten die Fürsten des Reiches zusammen, bestätigten ihre Treue dem Herrn König sowol durch Vasalleneid als durch Huldigung, und nachdem sie dem König die gebührende Ehre gethan hatten, empfingen sie von dem König, was zu geben dem König Recht war. Da sah auch Herzog

Friedrich, daß Menschenrath und Macht nichts vermochte gegen den Herrn, der den Sinn so vieler und großer Fürsten über alle Hoffnung auf Einen gesammelt hatte. Und der Herzog wurde durch Rath und Bitten des Bischofs von Regensburg und der übrigen Fürsten bekehrt, und erschien endlich am dritten Tage wieder in dem Reichstag. Die zweihundert Mark, deren Spende ihm der König vorher verheißen, lehnte er mit Würde ab, erwies dem König, der jetzt sein Herr war, die gebührende Ehrfurcht, und vereinigte sich so mit ihm in Gunst und Freundschaft, die um so fester sein wird, da sie freiwillig war. Endlich war alles erledigt: da verkündete der König einen festen Frieden in königlicher Majestät Schutz durch's ganze deutsche Reich bis zum Geburtsfest des Herrn und von da auf ein Jahr für jedermann. Wenn diesen Frieden jemand bricht, soll er nach Gesetz und Recht jeder Landschaft die strengste Strafe erleiden."

Der Verfasser des Flugblattes verdeckt die schlaue Diplomatie des Erzbischofs Adalbert von Mainz, welche die Hoffnungen des Staufenherzogs vernichtete. Wir vermögen die Schachzüge des Kirchenfürsten aus einem Vergleich dieser Erzählung mit andern Nachrichten ziemlich genau zu erkennen. Zuerst stellte er sich vor der Wahlhandlung durch Briefe und Boten als Anhänger Friedrich's dar, und wußte die verwittwete Kaiserin zu verleiten, daß sie ihm die Reichskleinodien auslieferte; im Besitz dieser wichtigen Helfer begann er die Fürsten für Lothar zu stimmen. Als Friedrich zur Königswahl heranzog, war sein Mißtrauen gegen den alten Feind bereits hoch gestiegen. Doch durfte er der Macht seiner Partei vertrauen, welcher die Gegner einen gleichen zusammengeschlossenen Theil deutscher Nation nicht entgegenstellen konnten. Als nun die Fürsten des Reiches aus sich vierzig Wahlmänner gewählt und diese vier Throncandidaten vorgeschlagen hatten*), suchte Friedrich, als

*) In Wahrheit wurden vier genannt, außer Friedrich und Lothar

einer von ihnen, seine Erfolge in freier Vereinbarung mit den einzelnen deutschen Fürsten und erschwerte der officiellen Bundesversammlung, welche unter dem Präsidium des Erzbischofs von Mainz berieth, jeden Beschluß dadurch, daß er mit seiner großen Partei sich ihr vorläufig entzog.

Darum galt zunächst, ihn der Autorität der Reichsversammlung zu unterwerfen, und Lothar wie Liupold mußten demüthig und feierlich auf die Krone verzichten. Als Friedrich durch diesen Verzicht sicher gemacht, in der Versammlung erschien, that der Erzbischof seinen Meisterstreich, er behandelte den Verzicht der beiden andern als vorläufige unverbindliche Erklärung, und stellte jedem der drei die Frage, ob er bereit sei, sich dem künftigen Erwählten der Fürsten in Treue unterzuordnen. Lothar, der im Geheimniß war, stimmte sogleich zu, Friedrich erkannte in dem Hereinziehen der beiden andern die Hinterlist des Gegners, weigerte die Erklärung und verließ, wahrscheinlich mit zornerfülltem Herzen, die Versammlung. Hätte er sich gefügt, man hätte ihn später beim Wort festgehalten; da er sich nicht fügte, so hatte er sich der großen Zahl schwankender Fürsten verleidet, die solchen Hochmuth gefährlich fanden. Jetzt durfte man auf große Majorität für Lothar rechnen. Aber die Wahl bedrohte das Reich mit Bürgerkrieg, wenn nicht auch gelang, die Partei Friedrich's zu schwächen. Während der Legat des Papstes die geistlichen Fürsten Baierns bearbeitete, wurden auch mit dem Schwiegervater Friedrich's, dem Herzog Heinrich von Baiern, geheime Verhandlungen gepflogen. Unterdeß hatte die Masse der wahlberechtigten Edeln, unter denen man sich die Grafen der Partei Lothar's zu denken hat, im Rathssaal einen Handstreich versucht, ungewiß, ob mit Vorwissen des Erzbischofs; aber es gelang noch nicht, die

---

und dem Markgrafen Liupold noch Karl von Flandern, der aber entschieden abgelehnt haben soll.

Gegenpartei fortzureißen, sogar die Bischöfe der Baiern widersetzten sich kräftig, der Reichstag drohte in wildem Tumulte zu enden. Es ergab sich, daß alles von den Verhandlungen mit dem Baierherzog abhing. Endlich glückte, diesen zum Abfall von seinem Verwandten zu verlocken. Als er in die Versammlung kam und seine Stimme für Lothar abgab, war die Sache entschieden. Friedrich, von einem Theil seiner Partei verrathen, mußte sich zuletzt fügen und dem König den Eid der Treue leisten.

Als der vornehmste Theilnehmer an der Wahlhandlung erschien dem Berichterstatter der Legat des Papstes.

Die Versöhnung der Rivalen, welche das Flugblatt am Schlusse freudig begrüßt, dauerte nicht; der Kaiser und die Hohenstaufen stießen bald darauf unter Waffen zusammen, nach erbitterten Kämpfen mußten die Hohenstaufenfürsten sich demüthigen, der Kaiser ihnen verzeihn. Die Wahl des Sachsen Lothar hielt den Sieg des hohenstaufischen Hauses zwölf Jahre auf. Nach Lothar's Tode errang im Jahre 1137 Konrad, der jüngere Bruder des Herzogs Friedrich, die Königskrone, diesem folgte Friedrich's großer Sohn, Friedrich der Rothbart.

10.

Aus den Kreuzzügen.

Papst Gregor VII. hatte unternommen, die Christenheit als große Gefolgeschaft unter der Oberherrlichkeit des päpstlichen Stuhles zu vereinen, sein zweiter Nachfolger, Urban II., rief die Mannen Christi zum Waffenkampf gegen die Ungläubigen.

Dem westlichen Europa war das Morgenland seit der Völkerwanderung nicht fremd geworden. Noch immer waren Byzanz, die Inseln und Kleinasien die ersten Stationen des Welthandels, den theuersten Schmuck, die kostbarsten Genüsse holte dort der Pisaner und Genuese; die heiligsten Reliquien stammten aus Palästina oder sollten dort verborgen sein, alljährlich knieten Pilgerschaaren aus dem Abendland auf dem Oelberge und Golgatha, viele Legenden und weltliche Sagen, märchenhafte Berichte von Pracht und Reichthum Constantinopels und der asiatischen Küstenländer wurden durch den fahrenden Spielmann umhergetragen. Das griechische Kaiserreich war dem Abendlande verhältnißmäßig weit enger verbunden, als jetzt das türkische Reich den Völkern des westlichen Europa's; noch immer kämpften die Ansprüche Ostroms in Italien gegen deutsche Kaiser und Heere, und griechische Prinzessinnen hatten in den deutschen Kaiserfamilien mehr als einmal verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. War das Kaiserthum von Byzanz auch in seiner Herrschaft unablässig eingeengt worden durch Ungarn, Bulgaren, Slaven, Araber und durch asiatische Völker des Altai=

Stammes, die Achtung vor der alten Größe war dem Abendländer doch geblieben. Wer von seinem Sitz im deutschen Dorfe, oder aus den Holzhäusern einer ummauerten Stadt nach Constantinopel kam, der staunte vor riesigen Gewölbbögen und steinernen Palästen, vor den ungeheuren Märkten und der Menge von Waaren und Gold, wie vor der Zahl des Volkes in der Rennbahn; er sah die orientalischen Gewänder, den bunten Schmuck der Beamten, er fügte sich vielleicht ehrfurchtsvoll dem Ceremoniell des vornehmen Hofes und fand unter der germanischen Söldnerschaar der „gebannten Wölfe", der Waräger, vielleicht deutsche Bekannte, welche dort das Glück eines Landsknechts gefunden hatten, eine schwere Goldkette, heißen Wein, Rauferei mit vielen Völkern und gefällige Frauen.

Denn noch immer seit der Wanderzeit stützten sich die Kaiser von Byzanz zumeist auf geworbene Söldner aus deutschem Stamme. Die den Namen Waräger führten, waren ursprünglich Scandinavier gewesen, sie hatten sich aber aus zugelaufenen Söldnern der verschiedensten Germanenvölker ergänzt. Neben ihnen dienten Franken, Angelsachsen, italienische Normannen, in der Regel unter eigenen Häuptlingen, wie zur Zeit des Theodosius und Justinian; und wie damals wurden fremde Heerhaufen aus allerlei Volk des Orients neben die Germanen gestellt, und jeder Abtheilung ihre Kampfweise und Nationalität sorglich geschont, um die eine durch die andere zu bändigen.

Neben dem fahrenden Kriegsmann zog nach dem Osten, wer irdische Weisheit und feine Kunst suchte. Noch lag das Abendroth hellenischer Bildung auf Griechenland, den Ländern zwischen Mittelmeer und Euphrat und am Delta des Nil. In den Werkstätten der Goldschmiede und Erzarbeiter von Antiochien lernten auch Abendländer zierliche Arbeit verfertigen, Baukünstler aus Alexandrien wurden nach Italien verschrieben, und die gelehrten Schulen von Athen galten bis in das dreizehnte Jahrhundert für Bewahrer vieles geheimen Wissens, welches den

Lateinern unbekannt war, und wurden von lernbegierigen Franken, Angelsachsen und Normannen besucht. Nicht nur aus den römischen Städten Italiens und Frankreichs, auch aus alten Colonien der Hellenen kam in die neuen Werkstuben der deutschen Staatsbürger Erfindung des Handwerks, der bildenden Kunst und Wissenschaft*).

Doch den lebhaftesten Verkehr mit dem Morgenland vermittelte der Glaube. Die Landschaft, wo der himmlische König der Christen gelehrt und gelitten hatte, hieß den Abendländern das „heilige Land", wer dorthin fuhr mit seinen Sünden in bitterer Herzensangst, der hatte sichere Hoffnung, Vergebung zu finden, und ein begünstigter Mann im Reiche des himmlischen Königs zu werden. Seit der Völkerwanderung sammelten sich die Pilger alljährlich an den italienischen Küsten, nachdem sie zu Rom die Gräber der Apostel besucht hatten, und fuhren auf den Galeeren von Pisa und Genua nach Constantinopel, von da zu dem Lande der Verheißung. Dort suchten sie die großen Erinnerungen, und wurden von den Christen, Juden und Muhamedanern des Landes gerade so geplündert, wie noch jetzt die Wallfahrer. Sie beteten an dem Stein, auf welchem Christus gesessen, und tranken aus der Quelle, deren Wasser einst seine Lippe berührte, ihr höchstes Glück war während der Osterzeit in Jerusalem zu knieen, auf den Bergen seines Leidens und an der Stätte, wo sein Leib bestattet worden war. Hatten sie betend und büßend sich ihrer Gelübde entledigt, dann tauchten sie, der Vergebung ihrer Sünden froh, den Leib in die Wasser des Jordans und pflückten Palmenzweige aus dem Garten Abrahams bei Jericho. Diese Pilgerfahrten des Abendlandes wurden

*) M. Büdinger, Buch ungarischer Gesch. S. 106. — Wer unserer Wissenschaft eine Geschichte des deutschen Handwerks schenken wollte, würde nicht nur in den Städtechroniken der Italiener Ausbeute finden, sondern auch in Technik und Handwerksbräuchen der verkommenen Industrie Kleinasiens.

allerdings zuweilen gestört. Längst war Jerusalem in den Händen der Ungläubigen, und Raubflotten muhamedanischer Fürsten machten das Mittelmeer unsicher. Aber es scheint, daß die Pilgerzüge von dem Reiche der ägyptischen Kalifen im ganzen begünstigt wurden, wie von den Griechen.

Nur zufällig wird von den Zeitgenossen berichtet, daß ein vornehmer Geistlicher oder Laie nach dem heiligen Land gefahren sei. Aber es ist ersichtlich, daß seit den Sachsenkaisern fast jeder, der von gesteigerter Frömmigkeit war oder der ungewöhnlichen Druck seiner Sünden fühlte, mit diesem Entschlusse rang. Und die jährliche Zahl der Pilger muß sehr bedeutend gewesen sein, auch der Nutzen, welchen sie brachten, sehr groß. Denn auch die wilden Seldschucken hielten seit ihrem Einbruch in Palästina das Land und die Grabkirche in Jerusalem „des Gewinnes wegen“ dem Abendlande geöffnet.

Es ist wahr, die Fahrt nach dem heiligen Lande war trotz aller Schonung, welche dem Pilger zu Theil wurde, kein gefahrloses Unternehmen. Aber der Pilger unterzog sich der Gefahr für einen Zweck, welcher seinem Gott am wohlgefälligsten war; traf ihn dabei ein Unglück für dieses Leben, so wurde es ihm reichlich vergolten im Jenseits, seine Rechnung blieb gut, sein Vortheil sicher.

Und es hätte dieser Sicherheit kaum bedurft. Denn in den Söhnen der alten Germanen, welche seit der Völkerwanderung in Europa herrschten, war der Wandermuth und die Freude an Abenteuern noch im eilften Jahrhundert sehr lebendig. Die Wanderzüge landsuchender Haufen hatten seit dem Jahre 600 keineswegs völlig aufgehört. Deutschland selbst war in jedem Jahrhundert von geschaarten Colonisten durchzogen worden. Karl der Große hatte Sachsenhaufen nach dem Süden, die junge Bevölkerung aus Franken- und Schwabengauen nach dem sächsischen Norden verpflanzt, über die Elbe, und längs dem Lauf der Donau war immer wieder deutsche Bauernkraft nach dem

slavischen Ostland gefahren, mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden. Die Flamländer hatten begonnen ihre eigene Kultur der Sumpfländer von den Mündungen des Rheins bis zur Weser und Elbe, ja in das slavische Binnenland zu führen. Fast unter jedem Kaiser zogen deutsche Heerhaufen über die Alpen nach Italien, viele fanden dort ihr Grab, nicht wenige Landbesitz und eine Heimat. Außerhalb Deutschland aber dauerte für ein anderes Germanenvolk noch die Zeit großartiger kriegerischer Besiedelung. Dies Volk waren die Normannen, welche von Karl dem Großen bis in die Hohenstaufenzeit größere kriegerische Beweglichkeit bewährten, als einst die Vandalen und Heruler. Ihre Beutefahrten und Colonistenzüge gingen von der scandinavischen Halbinsel über alle Meere zwischen Afrika und Spitzbergen, sie besetzten Island, sie fuhren nach Grönland und an die Nordostküste Amerika's, sie drangen bis tief in das Innere der russischen Ebene und gründeten dort eine Herrschaft über slavische Stämme, sie stifteten in Nordfrankreich ein Reich und eroberten das angelsächsische England, ihre schnellen Schiffe segelten in das Mittelmeer, und sie kämpften in Unteritalien und Sicilien gegen Sarracenen und Griechen, gegen Kaiser und Papst, als ein gewaltthätiges, eigennütziges Geschlecht, aber scharfsinnig, weltgewandt, gehoben durch die wilde Poesie der Abenteuer, des Goldschatzes und kriegerischer Herrschaft über friedlichere Landbauer. Auch im Westen Europa's hatte das Volksgetümmel seit Karl dem Großen nicht aufgehört, den Mauren in Spanien kamen neue Schaaren von Stammgenossen über das Mittelmeer zu Hülfe, und die Edeln der Provence führten ihre bewaffneten Haufen über die Pyrenäen zur Unterstützung der spanischen Christen.

So waren weite Kriegsfahrten zu Land und zur See, die Bewegung großer Massen und der Zug in die dämmrige Ferne den Menschen jener Zeit weit vertrauter als uns, und die Kunde von solchen Fahrten flog als Gerücht aus einem Land in das

andere, schnell wurde sie zur Sage, geschmückt mit bunten Farben und mit der Art von poetischer Heldengröße, welche das Gemüth der Menschen sich damals begehrte.

Die Kunde aus fremdem Lande verbreitete sich um 1096 in Deutschland schneller, als man meint. Es ist wahr, der Mann stand fest umgrenzt in seinem Kreise: der Dorfflur, der Stadtmauer, dem Kloster; aber zwischen den Angesessenen zog damals viel abenteuerndes Volk durch die Lande, verachtet, gefürchtet und oft begehrt. Außer Räubern und Bettlern, wandernden Händlern und Gaunern, welche ein Gewerbe daraus machten, von den Heiligen großer Kirchen geheilt zu werden, auch das rechtlose Geschlecht der fahrenden Leute.

Die weltklugen Sänger, welche einst in der Methhalle des Häuptlings ihre Lieder gesungen hatten, waren in die Ungnade der Kirche gefallen, zumeist deshalb, weil ihre Gesänge so voll Heidenthum waren, daß die Kirche allerdings Ursache hatte, in Synodalbeschlüssen dagegen zu eifern. Trotzdem klang noch der alte Gesang kräftig im Volke. Auch an die Klostermauer lehnte der wandernde Sänger das Saitenspiel und bat, den Hut in der Hand, um Einlaß, und fröhlich verzog sich das Antlitz der frommen Brüder, wenn der bunte Vogel, den vielleicht ein Weiblein begleitete, an der heiligen Pforte in die Saiten griff. Aber das Ansehen der Sänger wurde immer geringer, sie fielen endlich, wenigstens zum Theil, der Klasse heimatloser Wanderer zu, und das Volk gewöhnte sich das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Groß war die Einwirkung dieser Fahrenden auf das Volk; jedes neue Ereigniß verkündeten sie in Liedern, alle Neuigkeit, nach dem Geschmack der Hörer aufgefaßt und umgewandelt, trugen sie durch die Länder. In einer Zeit, wo keine regelmäßige Verbindung durch Boten und Schrift zwischen Stadt und Land lief, regte jede große Nachricht, die aus der Fremde

kam, die Menschen unverhältnißmäßig auf. Zog in unruhiger Zeit ein Reiter, ein fremder Wanderer die Straße, so eilten die Leute von der Burg oder aus dem Felde herzu, hielten das Pferd an und forschten, was er Neues bringe*); in den Städten sammelten sich die Bürger um ihn, und er mußte wol gar der Obrigkeit berichten, was er Neues wußte.

Groß war auch Wirkung und Zauber wohlgefügter Worte. Nicht nur der Gesang riß die Zuhörer hin, daß ihnen in Rührung der Männertrotz schmolz, oder im Zorn die Faust sich ballte, auch der Volksprediger vermochte die Menge aufzuregen, zu zerknirschen und zu begeistern. Noch war die Predigt kein regelmäßiger Bestandtheil des Gottesdienstes, und dürftig in der Regel die schöpferische Arbeit des Predigers. Trat einer vor das Volk, dem die Worte voll und warm aus der Seele drangen, und verstand er Töne anzuschlagen, welche in dem lebensfrischen, poetisch empfindenden Geschlechte stark wiederklangen, so war die Wirkung eine ungeheure. Mit Herrengewalt zog er die Seelen an sich, eine einzige Bußpredigt konnte viele zu dem Entschluß geistlicher Entsagung, zur Ablegung von Gelübden treiben, welche ihr ganzes Leben bestimmten. Und nicht das Volk allein war so geartet, daß ihm die Eindrücke einer Stunde übermächtig wurden, es ging den Vornehmen trotz weltlicher List und hartem Egoismus oft nicht anders. Gering war die Zahl der großen Ideen, an denen das Leben der Menschen hing, aber gewaltig ihr Einfluß. — Dieser Zustände muß man eingedenk sein, wenn man die Kreuzfahrten der abendländischen Völker nach dem Orient begreifen will.

Als Papst Urban im Jahr 1095 die Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufrief, ersann er nichts neues; schon hundert Jahre vorher hatte Papst Sylvester II. einen Kriegszug gegen die Heiden im heiligen Land empfohlen, schon

---

*) Ruotlieb, Fragm. bei: Haupt, Zeitschr. I. S. 404.

Gregor VII. wollte sein irdisches Papstreich über den Orient ausdehnen, er hatte Truppen gesammelt und gedachte sie nach Griechenland und Kleinasien zu entsenden, als seine Händel mit Heinrich IV. den Plan hinderten. Jetzt aber hatte sich Kaiser Alexius in Constantinopel, von den Seldschucken hart bedrängt, an den Papst gewendet und die Hülfe des Abendlandes erfleht; auch an edle Laien hatte er geschrieben, die er von ihren Pilgerfahrten kannte; in einem Brief an Graf Robert von Flandern hatte er die Scheußlichkeit der heidnischen Wirthschaft in Palästina lebhaft geschildert, wie die Heiden argen Frevel gegen christliche Töchter üben, wozu die Mütter singen müssen, und wieder gegen die Mütter, wobei den Töchtern schnöde Lieder zugemuthet wurden; er hatte auch nicht verschmäht zu erinnern, daß von den Heiden großer Goldschatz zu holen sei und daß die Weiber des Orients unvergleichlich schöner wären als die des Abendlandes.

In den deutschen Klöstern und den Sälen der edlen Herren wußte man damals sehr wohl, daß die Christenheit in dem Lande Schmach erlitt, wo ihre Entehrung dem frommen Gemüth das meiste Leid bereiten mußte. Jerusalem war unter der Herrschaft „machumetischen“ Volkes, die prächtige Christkirche zu Jerusalem, das schönste Bauwerk der Christenheit, war zu einer Moschee gemacht, kein Christ durfte über die Schwelle, ja die „Heiden“ selbst zogen die Schuhe aus und wuschen die Füße, ehe sie den heiligen Raum betraten. Nur in der Grabkirche des Herrn durften die Pilger beten, aber auch dort wurde der Gottesdienst durch die Ungläubigen geschändet, großes Geld wurde von den Wallfahrern und ihren christlichen Gastwirthen im heiligen Lande erpreßt. Seit wenig Jahren (1078), seit die türkischen Seldschucken sich in Vorderasien gebreitet hatten, waren die Bedrückungen der Christen unleidlich geworden, wer nach Jerusalem pilgerte, der fand überall zerstörte Mauern der Kirchen und Kapellen, und er sah die heiligen Bilder des Heilands an Nase und Ohr, an Arm und Bein verstümmelt, als

stumme Kläger standen sie in den Ruinen. — Aber die Deutschen waren damals untereinander verfeindet, die kaiserliche Partei in erbittertem Kampfe gegen die päpstliche, und die Meinung vieler Laien war von Rom abgewandt, zumal in den Städten.

Deshalb waren es wol nur wenige deutsche Geistliche und edle Laien, welche im November des Jahres 1095 zu Clermont die Rede des Papstes an die versammelten Vertreter der Christenheit hörten, und nach der Heimkehr von dem großen Tage erzählen konnten, wo alles Volk bei den Worten des Papstes in Schluchzen ausbrach und das Himmelsgewölbe vom Klageruf der Menge erdröhnte. Sie hatten gehört, wie der Papst Erlaß aller Sünden jedem Christen versprach, welcher den Gütern der Heimat entsagen und das Kreuz Christi auf sich nehmen würde, und sie selbst hatten das heilige Feuer gefühlt, welches bei dem Versprechen in unzähligen Herzen aufflammte. Hunderttausend wurden auf der Stelle zum Dienst des Herrn gezeichnet, aus allen Völkern Frankreichs, aus Angelsachsen, Schotten und Iren. Ein Kreuzbild heftete die Schaar auf die Kleider, die Zeit des Aufbruchs wurde festgesetzt und von allen gelobt. Aber der Bericht der Heimkehrenden regte in Deutschland nur wenige auf. Unterdeß durchflog die wundergleiche Kunde alle Welt bis zu den fernsten Gestaden des Oceans. Und im Frühjahr verkündeten die deutschen Küstenbewohner, daß in allen Nordmeeren große Bewegung sei. Weit entlegene Völker rüsteten und kamen über das Meer angezogen, deren Tracht, Sitte und Sprache kein Strandbewohner und kein Seefahrer kannte. Man hörte von fremden Schaaren, die nichts zu genießen pflegten als Brod und Wasser, und von andern, die kein Eisen kannten und deren ganzer Hausrath von Silber war. Die ganze Christenheit, sagte man, sei erschüttert und umgewandelt, am meisten die Westfranken, ohnedies aufgeregt durch Zwietracht, Hungersnoth und Seuchen in ihrem Lande.

Aber auch diese Nachrichten flogen durch das Volk des deutschen Binnenlandes nur wie ein dunkles Gerücht, sie waren noch nicht im Liede der Fahrenden lebendig geworden. Unter Ostfranken, Thüringern, Baiern und Alemannen wußten die Leute in den Städten und auf dem Lande in den ersten Monaten des Jahres 1096 wenig von der großen Bewegung, viele erfuhren erst davon, als sie die Fremden an ihren Grenzen sahen: Schaaren von Reitern, Haufen von Fußvolk, Schwärme von Bauern mit Weib und Kind, und die Deutschen nannten einfältige Thoren, die das Eigene verließen, um Fremdes zu begehren. Aber allmälich wurden sie von den Durchziehenden belehrt und die Aufregung kam auch in ihre Seelen.

Sie waren ein kriegerisches und ein frommes Volk. Was ihnen in dieser Welt Trost gab und gute Hoffnung, das war der Glaube an ihren himmlischen Oberherrn, der gütig war und voll Erbarmen, und der seinen Treuen in jenem Leben alles vergalt, was Schlechtigkeit und Unglück dieser Welt dem Menschen schädigte und raubte. Oft litt der kleine Mann durch die Gewaltthat der reisigen Dienstmannen seines irdischen Gebieters. Geschwunden war von der Erde das edle Recht des freien Landbauers, viele große Herren saßen über ihm, einer dem andern verfeindet, die Kirche verfeindet dem Kaiser, der Bischof dem Grafen, der Herzog im Aufruhr gegen seinen König, jeder riß seine Hintersassen und die Freien seiner Landschaft in seinen Kampf. Aber sie alle, die stolzen Könige und Herzöge, ja auch die Großen der Kirche, sie waren doch auch nichts höheres als Dienstmannen des himmlischen Königs, grade so wie der geringe Mann, der nichts hatte als sein Ochsengespann und das schartige Messer an seiner Seite. Auch die Kirche war hochmüthig geworden und ihre Aebte und Weltgeistlichen prunkten in kostbarem Gewande, tranken aus goldenem Becher und trugen den Falken auf dem Fausthandschuh. Aber diese irdische Pracht half ihnen wenig, vornehm zu sein im Kriegsheer des himm-

lischen Heerführers; jeder Einsiedler, der in seiner Waldklause Wurzeln aß, sich geißelte und die Herrlichkeit dieser Welt verachtete, war ein besserer Fürsprecher bei Christus, wenn er für den armen Bauer betete, und hatte selbst besseres Heil im Himmelreiche zu hoffen. Ja, auch der Bettler und der fahrende Sünder konnte das Ohr des großen Herrn gewinnen und ihm demüthig sein Leid klagen, wenn er zu Heiligthümern zog, wo der Herr am liebsten hörte; dort fand er Gnade ohne die vornehmen Geistlichen der Kirche. Der alte demokratische Bauernstolz der Germanen, welcher den Mann nur ehren und lohnen wollte nach seiner Tüchtigkeit im Kampfe und keinem ein besseres Loos gönnen an Land und Beute als dem andern, war in dem Staat des Mittelalters sehr verringert, aber er lebte fort im Glauben trotz dem aristokratischen Bau der katholischen Kirche; Christus und die Großen des Himmels, seine Heiligen, wurden im Volksglauben die edleren Gegenbilder einer schlechten Wirklichkeit, die Zustände des Gottesreiches ein ideales Gegenbild gegen die Reiche dieser Welt.

Und ebenso lebendig war die alte Vorstellung, daß jeder Christ, auch der hörige Bauer und sein Knecht, welche hier auf Erden nicht Schwert und Reiterspieß führen sollten, im kriegerischen Gefolge des Herrn Christus stehe. In der Urzeit war dem Gefolgemann eines Chattenhäuptlings höchste Pflicht und Ehre gewesen, sein Leben für den Herrn hinzugeben und ihm auf dem Todespfade zu folgen, und der Hagestalde, der sich durch Schwur und Eisenring den Kriegsgott zu seinem Häuptling gewählt hatte, verzichtete schon damals auf irdisches Gut, auf Weib und Kind, froh der Zukunft im Jenseits, wo er als auserwählter Krieger in der Methhalle des Himmels sitzen und im Gefolge des Schlachtengottes durch die Lüfte fahren würde. Die alten Volksherren sanken dahin und der alte Glaube verdämmerte, in neuen Königreichen trat der Christengott an die Stelle des wilden Sturmfahrers Wodan, aber das alte Bedürfniß der

Germanen, sich einem Herrn in Opfermuth, Treue und Selbstentäußerung hinzugeben, war Grundlage des Verhältnisses geblieben, in welchem der Christ zu seinem Gott stand.

Christi Reich aber umfaßte alle, die den Christeneid abgelegt hatten, und seine Feinde waren alle, die einem anderen Glauben anhingen, die goldleihenden Juden und die fremden Völker im Kriegsdienst des Machumet.

Allerdings, die alte Idee der Diensttreue war vergeistigter, in ihrer gemüthlichen Wirkung hoch gesteigert. Sehr schwer war es, den Forderungen des neuen Herrn zu genügen, aber er that auch unendlich mehr für den getreuen Mann, als einst der Häuptling oder der Heidengott. Die guten Werke, welche er von den Gläubigen forderte, Entsagung und Opferung irdischen Genusses, erfüllten das ganze Leben, auch der Starke mußte unsicher sein, ob er in jeder Stunde ein treuer Mann gewesen war, wenige wußten genau, daß der Fürst des Heils ihnen freundlich zulächele. Jetzt aber rief der Gott selbst zum Kriege, er begehrte für sich dieselbe Arbeit, die dem Deutschen immer noch die preiswürdigste war: irdisches Heldenthum, Krieg und Schlachtenmuth, und allen Völkern aus Germanenblut schwoll das Herz in Entzücken, in Begeisterung und Erhebung.

Denn was hatte der Landmann am Herdfeuer, der Handwerker in seiner Werkstatt am liebsten gehört? Wie Siegfried den giftigen Drachen tötete, Herr Dietrich die Riesen schlug, wie Hagene den heidnischen Hunnen auf die Füße trat. Was war hinter der Mauer eines Herrnhofs das liebste Gespräch der Knechte? Wie man Goldschatz erwerben könne und sammetnes Gewand durch verwegene Kriegsthat. Das höchste Manneswerk auf Erden war Waffenthat, welche der Sänger im Lande umhertrug. Auch für den kleinen Mann, der nimmer zu Rosse saß und ausgeschlossen war von dem Spiel der Speere bei reisigen Festen, war das Zuschauen und Hören ein theurer Genuß. Jetzt forderte sein Gott statt Buße und Spenden von ihm kräftige Hiebe, der

große König des Himmels ließ selbst ihn laden zum Streit, wenn er seine Gnade erwerben wolle. Das war Hunderttausenden ein unwiderstehlicher Ruf. Alle Poesie und Sehnsucht dieser Welt und alle Poesie und Sehnsucht des Glaubens heischten genau dasselbe. Jetzt wurde Erfüllung, was lange verheißen war, jetzt erst wurde das Volk seines Glaubens froh, jetzt erst war das Christenthum völlig germanisirt. Der Christengott war ein Schlachtengott geworden, wie einst der deutsche Heidengott, er fuhr vor den wandernden Schaaren daher, er blendete mit seinem Lichtglanz die Augen der Feinde, und führte durch seine Engel die gefallenen Krieger hinauf in seine strahlende Himmelsburg.

Die Deutschen sahen und hörten in der Natur, was sie im Herzen empfanden.

Sie schauten den Kometen am Himmel, feurige Wolken stiegen von Abend und Morgen auf und kämpften mit einander, Feuerschein erglühte gegen Norden, und brennende Fackeln flogen durch die Nacht. Sie erblickten Reiter in der Luft, welche gegen einander stritten, ein ungeheures Schwert hob sich von der Erde zum Himmel unter krachendem Donner, die Roßhirten kamen vom Felde gelaufen und verkündeten, daß sie das Bild einer Stadt in der Luft gesehen hätten und viele Schaaren zu Fuß und Roß, die von verschiedenen Seiten auf die Stadt zueilten. Auch ungeheuerliche Geburten fehlten nicht, Lämmer mit zwei Köpfen, Kinder mit doppelten Gliedern und zwei Köpfen, Füllen mit den Zähnen dreijähriger Rosse. In die Haufen, die auf dem Marktplatz und unter der Dorflinde beriethen, drängten sich Leute, welche auf ein Kreuzzeichen wiesen, das ihnen in die Stirn oder den Leib, oder in das Gewand durch ein Wunder eingedrückt sei, und sie riefen, daß dies Zeichen sie an den Dienst des Herrn binde. Im Schlaf hatten die Menschen Träume und heilige Gesichte; der Einsiedler stieg aus seiner Bergklause herab, der fahrende Mönch sprang auf die Steine des Kirchhofes, sie verkündeten, daß ihnen ihr Heiliger

erschienen war und zur Kreuzfahrt gemahnt hatte, sie hoben die nackten Arme zum Himmel und riefen über die Menge: „Fahret in Gottes Namen." Und die Hörer wiederholten den Kriegsruf der Fahrenden: „Gott will es", sie liefen schaarenweise zu den Kirchen und die Priester vertheilten und weihten Schwerter, Pilgerstab und Tasche. Bauern und Bürger verkauften Gut und Habe, wie einst in der Völkerwanderung spannten sie das Jochvieh vor ihre Karren, setzten Weib und Kind darauf und sammelten sich in bewaffneten Haufen, um mit ihrer Wagenburg gen Osten zu ziehen.

Und mit dem alten Wandertrieb, der plötzlich in dem Volke lebendig wurde, erwachten auch alte verdämmerte Bilder aus der Heidenzeit. Der alte König, der im Berge saß und dort harrte bis der dürre Baum grünen werde, war aufgewacht aus dem langen Schlaf und sein Kriegszug ging durch die Lüfte; die Leute sagten, es sei Karl der Große, aber sie nannten auch einen andern Namen, von dem ein guter Christ nichts wissen wollte*). Und es gab Haufen, die zu der Fahrt in das unbekannte Morgenland sich nach heidnischer Sitte weisende Thiere vorsetzten, den Ganser und die Gais, den heiligen Vogel, der in der Heidenzeit vor der großen Erdenmutter Berchta hergeflogen war, die Gais vielleicht deshalb, weil sie einst den Wagen des Donnergottes gezogen hatte.

Aber nicht der Glaube allein lud in die dämmrige Ferne, auch die alte Sehnsucht nach Abenteuer und Goldschatz wurde übermächtig, wie einst in der Wanderzeit. Die Edelsteine und Goldketten, welche der Kaufmann von Osten brachte, alte Sagen von Pracht und Ueppigkeit des südlichen Lebens, von märchenhaften Völkern, von Zauberei und geheimer Kunst lockten gen Morgen; jetzt konnte unendlichen Reichthum erwerben, wer in

---

*) Inde fabulosum illud confictum est de Karolo magno quasi de mortuis in id ipsum resuscitato et alio nescio quo nihilominus redivivo. Ekkehard. Chron. univ. Pertz, Monum. Scriptt. VI. p. 215.

Christi Namen dahinfuhr; dem armen Dienstmann bot sich dort Land und Volk, er hoffte Herrschaft zu erlangen über Griechen und Ungläubige und selbst ein edler Herr zu werden, der Schaaren von Bewaffneten unterhielt, und reiche Spenden und die Güter der Fremden unter seine Getreuen vertheilte.

Dieselbe Beutelust brachte alles Gesindel in Aufregung. Falsche Propheten, die ein Gewerbe daraus machten, Gesichte zu haben, sammelten gläubige Haufen um sich, die Räuber kamen aus ihren Waldnestern, die Spielleute und Gaukler drängten sich begehrlich in die Menge, fahrende Krämer boten ihre Waaren, Heilmittel, schützende Reliquien; auch die hübschen Frauen, welche singend durch das Land zogen oder an der Stadtmauer hausten, liefen schaarenweise unter die wilden „Fremden". Ohne Plan und ohne kundige Führer wälzte sich die aufgewühlte Masse vorwärts. Viele ohne Reisegeld und ohne Karren mit Vorrath, weil sie entweder der Hülfe des Herrn vertrauten oder der Beute, die sie auf dem Wege greifen würden. Unzählbar nennt ein Berichterstatter die Menge der Waffenlosen, der Kinder und Frauen, welche mit den Haufen in die Weite fuhren.

Aber auch im Abendlande saß unter den Christen ein ungläubiges Volk. Die Juden hatten den Herrn gekreuzigt, und sie waren es, welche jetzt den frommen Kreuzfahrer drückten, wenn er ihnen seine Habe verkaufen mußte, und welche reich wurden durch den Schaden fahrender Gotteskinder. So richtete sich die Wuth der Volkshaufen zuerst gegen die Juden. Mit Mord und Plünderung begann in den Städten des Rheins und der Donau das Gesindel die heilige Fahrt. Zu Mainz hatten die Juden dem Erzbischof Rothardt ihren Schatz und ihre Leiber anvertraut, er hatte sie schützend im Oberstock seines festen Hauses geborgen. Aber ein übelberüchtigter Graf Emicho aus dem Rheingau warf sich mit einem Schwarm der zusammengelaufenen Kreuzfahrer gegen das feste Haus, mit Pfeil und Speer schossen die Fahrenden zu den Juden hinauf, brachen Riegel und Thür

und schlachteten im Hause des Bischofs siebenhundert Männer, Weiber und Kinder. Als die Juden keine Rettung vor den Mördern fanden, eilten sie ihnen zuvorzukommen, die Frauen töteten in Verzweiflung selbst ihre Kinder, die Männer ihre Weiber und sich. Aehnlich ging es in andern Städten, und die Judenverfolgungen, allerdings nicht die ersten, welche den Deutschen zur Last fallen, wiederholten sich von da ab mit einer fürchterlichen Regelmäßigkeit fast jedesmal, wenn die Volksmenge durch geistlichen Eifer oder ein plötzliches Landesunglück aufgewühlt wurde. Durch Jahrhunderte waren diese Hetzen eine Schmach für unsere Nation, erst der Protestantismus bändigte sie; noch heute regt sich der Drang darnach, wo Zustände des Mittelalters in die Gegenwart dauern.

Auf verschiedenen Straßen, in vier großen Heerhaufen fuhren die verlorenen Kinder des Kreuzes durch deutsches Land nach Ungarn, geführt von einem Einsiedler oder einem alten Kriegsmann oder einem verdorbenen Edlen. Die ersten Haufen plünderten in Ungarn und übten arge Missethat, — leider werden Baiern und Schwaben als die rohesten Frevler genannt; — sie wurden von dem tüchtigen König der Ungarn, Kaloman, geschlagen und aufgerieben. Aber auch die, welche bessere Zucht hielten, bis Constantinopel drangen und über den St. Georgskanal setzten, unterlagen in Kleinasien den Türken beim ersten Zusammenstoß.

Ihnen folgte das große Kreuzheer der edlen Herren, die Hauptmasse Normannen, Lothringer, Provençalen, denen sich Deutsche und andere Schaaren aus allen Ländern der Christenheit anschlossen. Die Herren ritten unter wehenden Bannern und kostbarer Rüstung, mit großem Gefolge und schönen Frauen, hinter ihnen wol das größte Kriegsheer des Mittelalters, nach niedrigster Angabe dreihunderttausend Bewaffnete, dazu ein großer Troß von Geistlichen und Spielleuten, Weibern und Buben. Sie zogen fast alle zu Lande auf verschiedenen Straßen nach Constantinopel. Nach ärgerlichen Händeln mit dem Griechenkaiser

wurden sie über die Meerenge gesetzt und eröffneten in Kleinasien den großen Krieg gegen die Völker des Islam, welcher durch zwei Jahrhunderte das Abendland in fieberischer Bewegung erhalten sollte. Drei Jahre währte der Kampf, bevor sie sich über Nicäa und Antiochien bis in die heiligen Mauern von Jerusalem hineinkämpften. Der Bericht von ihren unerhörten Thaten und Leiden und von den Wundern, welche der Herr an ihnen gethan, füllte alle Länder; ihre Heldenthaten sang der fahrende Spielmann, und der heimkehrende Krieger berichtete, wenn er ein ehrlicher Erzähler war, getreulich, was er selbst erlebt, alles übrige sagenhaft, wie es beim Lagerfeuer zugerichtet wurde.

Wol war es ein wundergleicher Kampf. Ein ungeheures Heer von wildbegeisterten und zuchtlosen Kriegern, ohne einheitliche Führung, unter Fürsten und Bannerherren von hochfahrendem Sinn, die in der Mehrzahl Gold und eigene Herrschaft nicht weniger begehrten als die Gnade ihres obersten Heerführers Christus; so locker der militärische Zusammenhang, daß sich bei jeder Gelegenheit Schaaren ablösten und Krieg auf eigene Hand trieben, oder des Streites überdrüssig zur Heimat kehrten; auch die einzelnen Fahrer, nach germanischer Weise höchst selbstwillig, kaum durch das Band der Landsmannschaft unter dem Banner ihrer Häuptlinge festgehalten; — und dennoch trotz unaufhörlichen Reibungen und blutigem Hader ein unabläßiges Wirken der treibenden Kraft. Jahre lang wurde die Selbstsucht der Führer, gegenseitiger Haß der Landsmannschaften durch die frommen Zwecke des Krieges, das ritterliche Gefühl der gemeinsamen Verpflichtung und den Enthusiasmus der Menge überwunden. Der hochgesteigerte Thatendrang trieb die Fahrenden von Stadt zu Stadt, von einem Siege zum andern. Wenn sie unter heißer Sonne, in öder Landschaft, bei schlecht geordneter Verpflegung, durch den Kampf gegen leichtbewaffnete Feinde in arge Bedrängniß kamen, dann lief das Kriegsvolk unter den Pfeilen der anstürmenden Türken haufenweise zu den Heiligthümern des Heeres, es beich-

tete und büßte, sang Kyrie Eleison, weinte und rang die Hände gen Himmel, und warf sich dann wieder auf den siegreichen Feind, mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts stürmend. Auf dem Zuge sanken die Menschen durch Hunger und Krankheit aufgerieben längs der Straße dahin, die Kriegsrosse und Troßpferde fielen, und ansehnliche Krieger banden ihre Bündel auf Widder, Ziegen, Schweine, Hunde, und setzten sich mit ihrer Rüstung auf Rinder; aber in solcher Noth hielt einer treulich zum andern, auch fremde Landsleute, die sich nicht durch Worte verständigen konnten, halfen einander mit Speise und Trank aus und bewahrten die gefundene Habe, bis der Eigenthümer sich meldete. Es war ein erbarmungsloser Krieg. Dem milden Christengott zu Ehren wurden die Köpfe der erschlagenen Türken in Haufen geschichtet, in den eroberten Städten wurde unmenschlich gewüthet, nicht Alter, nicht Geschlecht geschont, Leichen und Blut der Erschlagenen reichten bis an die Steigbügel der stampfenden Rosse; es wurde habgierig geplündert und wenige der Fürsten widerstanden der Versuchung, Geldsummen vom Feinde zu nehmen, auch wenn es zum Schaden des Heeres war, und dann dem Ungläubigen vielleicht die gekaufte Treue zu brechen; viele Kreuzfahrer stürzten sich in arge Ausschweifungen und erschöpften ihren Leib durch die Laster des Orients; aber die unwiderstehliche Tapferkeit blieb dem Heer, ein Heldenmuth, der das kühnste wagte und in gefährlichen Lagen eine fast übermenschliche Dauer bewährte. Wenn die Fürsten uneinig wurden und nicht Rath fanden, zog die Begeisterung der Menge fort. So oft das Heer in Noth war, standen Propheten auf, welche durch Erscheinungen erweckt wurden, sie trieben zum Kampf und verkündeten Sieg; gemeine Krieger, Mönche, Einsiedler drängten sich in den Rath der Fürsten, flehten und drohten, meldeten die Gesichte, mit denen sie begnadigt waren, und erboten sich zum Zeugniß für die Wahrheit ihrer Botschaft jede Todesprobe zu bestehen; ihr Geschrei und der Aufruhr der Menge hinter ihnen bändigten die

Herrschergelüste und die ausbrechende Feindschaft der Großen. Gegen die aristokratische Führung rang siegreich die wilde Demokratie des Heeres, die Führer mußten sie benutzen und sich ihr fügen. Auf Grund eines Gesichtes fanden Provençalen zu Antiochien tief in der Erde die heilige Lanze, mit welcher die Seite des Herrn durchstochen war, die Lanze wurde dem Heere vorausgetragen, gerade wie den deutschen Bauerhaufen die Gans, und sie führte zum Siege, obgleich die Normannen das Wunder höhnten und einen Betrug nannten.

Nach drei Jahren wurde Jerusalem erobert, auf den Trümmern der türkischen Herrschaft wurden christliche Staaten gegründet. Freilich vermochten die gelichteten Haufen der Christen das weite Land, welches sie erobert, nicht allein zu behaupten, immer wieder klang der Nothruf durch das christliche Abendland: „Wo nur zwei Männer in einem Hause sind, komme einer zum heiligen Grabe."

Seitdem strömte durch zweihundert Jahre bewaffnete Kraft aus dem Abendlande nach dem Morgen. Jede der großen Heerfahrten, welche von Fürsten und Herren unternommen wurden, hatte einen besondern Charakter und ihr eigenes Schicksal. Die Deutschen nahmen in reisigem Kriegszug noch dreimal Theil an Kreuzfahrten ihrer Könige. Der letzte Kreuzzug freilich, den Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 unternahm, war bereits das politische Wagniß eines sehr unkirchlichen Eroberers, der im Trotz gegen den Papst sich selbst die Herrschaft über das Mittelmeer sichern wollte und durch eine Landeshoheit im heiligen Lande die Herrschaft über die Herzen der Christenheit.

Aber außer diesen großen Zügen gingen, selten unterbrochen, die Fahrten Einzelner und kleiner Gesellschaften, und die Verbindung mit dem Orient wurde durch Jahrhunderte den Abendländern so innig, wie jetzt die zwischen Europa und Amerika. Und in dieser Zeit fuhr während jeder Generation einmal die Begeisterung wie ein zündender Blitzstrahl durch die Seelen

der Menge. Dieselben Himmelserscheinungen, dieselben Gesichte und Wunder, derselbe wilde Taumel, Massenaufbruch und Judenhetze. Noch im Jahre 1212 faßte die heilige Wanderwuth sogar die Kinder. Aus dem Kölnischen zog ein Knabe Nicolaus mit einem großen Schwarm Knaben in die Weite, er behauptete, ihm sei Macht gegeben, mit trockenem Fuß durch das Meer zu gehen und seinen Genossen unterwegs Kost zu schaffen. Die Kunde davon flog durch Stadt und Land, Knaben und Mädchen verließen ihre Eltern und hefteten sich das Kreuzzeichen an, um durch die wilde Woge zu pilgern. Den Rhein hinauf und durch Frankreich zog der unendliche Schwarm von Kindern, Lehrjungen und Mägden dem Mittelmeere zu; an der Rhone wurde ein Theil auf Schiffe gesetzt und von Seeräubern an die Sarracenen verkauft, viele verhungerten auf dem Rückwege, die Mädchen, welche den Rückweg fanden, kamen in jämmerlichem Zustande zur Heimat. Da wurde den Leuten klar, daß der böse Feind zu dem Zuge verleitet hatte *).

Aber trotz dem unablässigen Zufluß neuer Volkskraft aus dem Abendlande siechten die christlichen Staaten in dem fremden Lande dahin. Die Eroberer wollten herrschen und handeln, nicht in der heißen Sonne das Land bauen, Sitte und Familienleben gediehen nicht zwischen griechischer Verderbniß und den Lehren des Korans, die Uneinigkeit der christlichen Parteien that das letzte. Kräftige Häuptlinge der Kurden vereinigten die Streitkräfte des Islams, das Heer Muhamed's, durch die Kriege eines ganzen Jahrhunderts zurückgedrängt, überzog wieder Palästina und Kleinasien, stürzte die Staaten der Abendländer in Asien und Griechenland, zuletzt die große Stadt Constantin's. Die Türken besetzten die Hauptstadt Osteuropas 39 Jahre bevor auf der pyrenäischen Halbinsel die Alhambra in die Hände der Christen fiel.

---

*) Hier nach der Geschichte des Klosters Ebersmünster, bei Böhmer, Fontes rer. germ. III, 24.

Die Deutschen wurden ein wenig später als andere Völker des Abendlandes von dem Kreuzeseifer ergriffen; an dem ersten Feldzuge hatten außer den verlorenen Haufen, welche kopflos voranstürmten, auch eine Anzahl Edler Theil genommen, keiner von den großen Fürsten deutscher Zunge. Und bei den Deutschen verging die Begeisterung am frühesten. Das fiel schon den Zeitgenossen auf, wir erkennen deutlich die Ursache. Es ist wahr, was die Kreuzzüge möglich machte, war ein uralter Grundzug des germanischen Wesens. Aber gegen das Wilde und Abenteuerliche der Kreuzfahrten erhob sich eine andere Richtung des deutschen Gemüthes. Das Treugefühl des Deutschen wurde durch feste Sitte und ruhige Bedächtigkeit gerichtet, seine Hingabe war von einer milden dauerhaften Wärme. Ihn riß wol einmal das heftig wallende Blut fort, aber er war gar nicht gemacht, sich widerstandslos auf die Länge großen Eindrücken hinzugeben. Die hochgespannte Einseitigkeit des Fanatismus war nicht national.

Es ist darum charakteristisch, wie die deutschen Zeitgenossen, welche von den Kreuzfahrten melden, darüber urtheilen. Sie sind erfüllt von der Größe der Idee, aber sie sind in der Mehrzahl unbefangene Beurtheiler der mangelhaften Ausführung und der widerwärtigen Erscheinungen, welche dabei zu Tage kamen. Ja sie sind mißtrauisch gegen die Motive der Kreuzfahrer und untersuchen mit verständiger Kritik die Sünden der Geistlichen und Laien, welche den Erfolg der großen Anstrengungen immer wieder verdarben. Diese Schreibenden aber sind bis zum letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts noch sämmtlich Geistliche, und es ist aus ihrem Bericht zu erkennen, daß ein großer Theil der Laien die Kriegszüge in das Morgenland noch kälter ansah. Das that nicht nur die kaiserliche Partei, wenn diese unter Franken und Hohenstaufen dem Papste gerade verfeindet war.

Es gab schon um das Jahr 1096 viele conservative Leute, die über die neue wilde Wirthschaft den Kopf schüttelten. Der

Landmann, welcher seine Hufe baute, ehrbar unter den drei Eichen oder Linden zu Gericht saß und pünktlich sein Zinshuhn auf dem Frohnhofe ablieferte, sah unwillig zu, wenn sein Nachbar Haus, Hof und Habe verschleuderte und mit dem wüsten Haufen nach unsicherer Beute auszog. Alle Ehre, die der Landmann hatte, und aller würdige Brauch hing an seiner Stellung in der Heimat; der Bau, Bauernarbeit, sagte er, ist reine Arbeit, welche alle Welt erhält, wer in Gottesfurcht fest dabei bleibt, böse Leute flieht, gegen Arme barmherzig ist, dem wird der Himmel auch in der Heimat nicht fehlen. Unser Tagewerk hier ist uns wohlbekannt, wir halten den Pflug in der Faust, wir ziehen Zäune, wir ackern und säen, schneiden und dreschen nach der Väter Art, und sie waren gute Männer. Der Rath: bleibe im Lande und nähre dich redlich, muß damals aufgekommen sein *).

Daß ähnliche Gesinnung unter den Stadtbürgern häufig war, beweist schon die zornige Beurtheilung der Judenverfolger, welche den Frieden der Stadt störten. Gerade die Städte waren in der Mehrzahl am eifrigsten kaiserlich gesinnt, sie waren sich ihrer jungen Kraft bewußt, in ihnen hatte höhere Entwickelung eines friedlichen Verkehrs begonnen, sie waren die Orte, wo die überschießende Volkskraft sich lohnend verwerthete, ihre Bürger trugen die Waffen mit Selbstgefühl, aber zur Sicherheit der Stadt oder einmal im Dienste des Kaisers, ungern für weite Kriegszüge. Aber auch der alte Reitersmann, der als Vasall seines Edelherrn im Stegreif ritt und auf der Bank seines Hofthores den Hochmuth der Kaufleute in der Stadt, die Habsucht der Pfaffen und das vornehme Treiben an dem Hofe seines Herzogs begutachtete, sah mißtrauisch auf die neue Reiterfahrt und die Gesellschaft fremder Reisigen, zu denen sich unruhige Genossen aus seiner Freundschaft schlugen. Denn die Fremden

*) Im dreizehnten Jahrhundert wenigstens giebt ihn der alte Helmbrecht seinem ungerathenen Sohn. Vergl. auch Buch der Rügen, Haupt, Zeitschr. II, S. 88.

welche durch das Land zogen, und seine Landsleute, welche aus der Fremde zurückkehrten, brachten neuen Brauch in Reiterwerk und Trinkhalle. Sie führten Schnabelschuhe mit langen Spitzen und bunte zerschnittene Narrenkleider. Er hatte Stahlkappe und Eisenhut rund und glatt getragen, wie sie gegen Hieb und Waldesdickicht nütze waren, jetzt begann das junge Geschlecht hohe Hörner und wunderliche Thierbilder auf den Helm zu setzen; er pflegte seinen Jungen ein „tumbes" Knäblein zu nennen, jetzt sollte er ihn als beas garzun behandeln; seine Rede sollte er mit welschen Wörtern verbrämen, statt der guten alten Tanzlieder fremde Weisen singen, wenn er zum Edelhofe ritt, fand er Bewaffnung, Kampfspiele, Ceremoniel geändert. Das störte ihm sein Behagen und dünkte ihm gegen die gute alte Zucht.

Auch die Frauen litten schwer unter der neuen Zeit, und ihr Urtheil hat in Deutschland zu jeder Zeit die Männer mächtig beeinflußt. Zwar fehlte es nicht an begeisterten Schönen, welche dem thatlosen Manne, der sich dem Kreuze entzog, ein fiu! nachriefen; aber sicher waren Schmerz und Empörung über die fahrenden Männer unter ihnen häufiger, und sie erregten dem Geliebten schwere Seelenangst, wenn sie ihn zürnend frugen: „wie willst du zweierlei vereinen, über das Meer fahren und doch hier sein? Du lösest dich von meinem Herzen, wie willst du dir das meine bewahren*)?" Dort war ein edler Herr in die Fremde gezogen, er blieb Jahre lang von seinem Hause entfernt, Weib und Kinder vermochten sich trotz dem Gottesfrieden, den der Papst allem Gut der Kreuzfahrer verkündet hatte, nicht gegen auffätzige Dienstleute oder gewaltthätige Nachbarn zu behaupten. Der Frau ging's, wie's zu gehen pflegt, sie wählte sich einen Liebling unter den jungen Reitern

*) So spricht die Geliebte des Albrecht von Johansdorf um 1190. Die rührenden Klagen ihres treuen Sängers gehören zu den liebenswerthesten Liedern der Minnepoesie des zwölften Jahrhunderts.

in der Nähe, während ihr Gemahl mit unehrlichen Harfenmädchen oder gar mit ungläubigen Türkinnen koste; im andern Fall, wenn sie eine tapfere Frau war, mußte sie allein im Trauerkleide mit den Reiterbuben wirthschaften und sehnsüchtig nach ihrem Herrn ausschauen. Zwar wurden die Sänger unter den ritterlichen Genossen nicht müde, die verschwiegene Liebe der Frauen zu einem erwählten Reitersmann zu besingen; aber dem Volke unter der Linde erschien die Sache weit anders, denn im Dorfe besang man den Muth der treuen Hausfrau, die als Spielmann verkleidet selbst nach dem Morgenlande zog, um ihren Herrn aus der heidnischen Gefangenschaft zu lösen, oder man beklagte die Dulderin, welche von falschen Zeugen bei dem heimkehrenden Herrn verleumdet und von ihm verstoßen wurde, bis endlich ihre Treue an den Tag kam; oder man pries das Glück einer andern, die durch falsche Nachricht vom Tode ihres Eheherrn getäuscht, sich gerade wieder vermählen wollte, als ihr Gatte unerkannt heimkehrte, den Ring in ihren Hochzeitsbecher fallen ließ und sie noch zur rechten Stunde vor der neuen Ehe bewahrte.

Dazu kam ferner, daß der redliche Sinn des Deutschen durch das Gebaren der Kreuzfahrer immer wieder gekränkt wurde. Es war zum Theil wüstes Volk ohne Gottseligkeit, zuchtlos und frevelhaft gegen die Mitchristen, und Raubmörder gegen die Juden. Das konnte doch nicht Gottes Wille sein, was solche Gesellen trieben? Und wenn man vollends vernahm, daß die Kreuzfahrt erfolglos gewesen sei, und die Heimkehrenden ansah, arme zerschlagene Leute, gealtert in kurzer Zeit, vielleicht verdorben an Leib und Seele, dann wurde in vielen der Zweifel also laut: „Wenn unserm Herrn Christus so großes Leidwesen wäre, daß die Sarracenen an seiner Grabstätte herrschen, so hätte er ja allein die Macht das heidnische Volk zu demüthigen, und er bedürfte nicht unserer Hände"*).

*) Des Minnesangs Frühling, herausg. von Lachmann und Haupt, S. 88, V. 25.

Aber nicht nur die Zurückgebliebenen bedachten prüfend den Werth der Kreuzfahrt, auch viele Kreuzfahrer, welche heimkehrten, brachten ernüchtert ein anderes Urtheil über den Papst und das Drängen der Kirche mit. Als der Papst im Vollgefühl seiner Macht bewaffnete Laienschaaren nach dem Morgenlande sandte, lockerte er zugleich die Bande, an denen seine Kirche die Seelen der Laien festhielt. Denn jetzt waren nicht mehr der Kirchenfürst und nicht mehr der einsame Büßer die bevorzugten Vertrauten des Himmels, der bewaffnete Laie war der begünstigte Diener des Herrn geworden. Wer die Heiden erschlug, wer selbst an dem Grabe Christi kniete, das er mit seinen Genossen erobert hatte, der frug wenig nach dem römischen Ablaß, er wußte den Herrn allein zu finden, er war an der Stätte, wo das Gebet am wirksamsten war, und er selbst durfte sich rühmen, Wunder zu erleben. Nicht die Fürsten und nicht die Legaten und Bischöfe begnadigte der Herr auf dem Heerzuge durch Offenbarungen und Gesichte, der kleine Mann, das gläubigste Herz empfingen diese Ehre. Ganz nichtig erschien die Größe der Edeln, ja selbst der Wille des Papstes gegen den Willen des Himmelsfürsten. Seit die Provençalen im Besitz der heiligen Lanze waren, wurde ihr Gehorsam gegen ihren Führer, den Grafen Raimund von Toulouse, unsicher. Sie trugen den Speer Gottes in ihrer Mitte, er verhieß ihnen Sieg, was kümmerte sie noch ihr eigennütziger Gebieter.

Anders wirkte das massenhafte Eindringen der Offenbarungen auf die Gescheuten. Sie wurden ungläubiger gegen Wundererscheinungen. Niemand hätte die Möglichkeit der Wunder, die Himmelskraft der Reliquien bezweifelt, aber vor dem einzelnen Falle war man geneigt, Betrug und weltliche Motive anzunehmen. Die Franken fanden zu Jerusalem einen Kopf Johannes des Täufers und die Mönche zu Angers rühmten sich, denselben Kopf zu haben. Und die Franken frugen: „der Apostel hatte doch nicht zwei Köpfe?“ Und sie zogen sich die Lehre daraus:

„Das kommt daher, wenn man die Gebeine der Heiligen nicht in Ruhe läßt; es nützt wenig sie in Silber und Gold zu fassen, wenn man sie durch die Länder schleppt und den Leuten vorzeigt, um sich Geld mit ihnen zu machen.“

Zu keiner Zeit hatte der Deutsche sich des Urtheils über die Kirche ganz begeben. Die Verschwendung und Unwissenheit der Bischöfe, der weltliche Sinn der Aebte und die schlechte Zucht der Klostergeistlichen waren seit dem sechsten Jahrhundert unablässig Gegenstand frommer Kritik gewesen. Dem Papst war es zuweilen nicht besser gegangen. Aber solches Urtheil war mit vorsichtigen Worten in Klosterannalen eingebunden worden; jetzt tönte es laut auf allen Straßen, denn die Schäden der Kirche, die Geldgier und Herrschsucht der Päpste, Versprechen, die sie nicht hielten, Summen, die sie erhoben und dem Kreuzheer nicht zugehen ließen, Gehässigkeit, die sie gegen kreuzfahrende Fürsten übten, wurden in der gefährdeten Fremde, wo jeder genöthigt war, sich um das Wohl des Ganzen zu kümmern, viel und bitter besprochen.

Aber der Kreuzfahrer, der zur Heimat kehrte, brachte auch eine freiere Ansicht über Menschenwerth zurück. Im ersten Kreuzzuge schnitten Christen und Türken einander um die Wette die Köpfe ab, in den späteren Fahrten hatte die Achtung, die der Krieger seinem tapfern Feinde nicht versagen kann, zwischen Christen und Heiden mildern Kriegsbrauch und ritterlichen Verkehr geschaffen. Beide Theile hatten Gelegenheit gehabt, einander zuweilen großen Sinn und Edelmuth zu beweisen. Sie lernten sich in einer Sprache, die aus romanischen und arabischen Wörtern gemischt war, verständigen, sie stritten in Stunden der Waffenruhe mit einander über Glaubenslehren; und sie fanden, daß ihnen manches gemeinsam war. Freilich vor der Jungfrau Maria und der wunderbaren Empfängniß des Herrn kam der unsühnbare Gegensatz auffällig zu Tage. Denn was dem Abendländer gerade dies Dogma so vertraulich machte, war im Grunde die altheimische Scheu vor jungfräu-

licher Ehre, und dafür hatte der Orientale kein Verständniß. Doch wenn der fromme Christ sich bei solchem Streit auch überzeugte, daß der ungläubige Kamerad dem Höllenfeuer verfallen sei, die schlechten Aussichten des Tapfern mußten ihm leid thun. War nun gar einmal der Heidenkrieger sein Verbündeter gegen Ungläubige oder eine Faction der Christen, so konnte ihm die üble Zukunft des Kampfgesellen sogar zweifelhaft werden. In vielen war die Folge solches Zusammenlebens mit Ungläubigen eine Toleranz, die gar nicht nach dem Geschmack der alten Kirche war, zuletzt Gleichgültigkeit gegen manche Dogmen der Kirche. Und zwar am meisten in den geistlichen Ritterorden.

In dieser Weise entstand bei den Zurückbleibenden und Fahrenden eine größere Selbständigkeit des Urtheils über die Fürsten und Diener der Kirche. Sie wird unter den vielen unermeßlichen Fortschritten, welche durch die Kreuzzüge den Deutschen gewonnen wurden, am frühesten bemerkbar. Es ist lehrreich, diese Frucht blutiger Kämpfe aus den Ansichten einzelner Zeitgenossen zu erkennen.

Gerhoh, Probst des Klosters Reichersberg im Bisthum Salzburg (geb. zu Polling in Oberbaiern 1093, gest. 1169), ist die sehr charakteristische Gestalt eines deutschen Gelehrten aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Sein äußeres Leben formte sich wie tausenden vor ihm und nach ihm. Dem Jünglinge wurden durch ein Körperleiden, das ihm als göttliche Heimsuchung erschien, die Freuden dieser Welt vergällt, er suchte Genesung, indem er seinen Frieden mit dem Herrn machte und Entsagung gelobte. Als junger Kleriker lernte er in den lateinischen Schulen zu Freising, Moosburg, Hildesheim, wurde dann selbst Lehrer an der Domschule und Canonicus zu Augsburg. Er war in dieser Zeit ein eifriger Anhänger der kaiserlichen Partei und lebte, wie die meisten Weltgeistlichen seiner Zeit, frisch darauf los, ohne Tonsur und Priestergewand

sonderlich zu beachten. Er scheint damals durch die Händel der kaiserlichen Partei mit Rom — auch sein Bischof war vom Papste gebannt — in unsichere Stellung gekommen zu sein, die ihm, wie deutsche Art ist, Gewissensangst erregte. Das weichliche Leben, welches ihn umgab, wurde ihm wieder verleidet, er zweifelte, ob dem Weltgeistlichen, der nicht auf irdische Schätze verzichtet habe, die Seligkeit vorbehalten sei, und er, der Gelehrte, frug endlich einen einsamen Büßer um Rath. Das harte Urtheil des Eremiten empörte zuerst seinen Stolz, aber es trieb ihn doch zum Entschluß und in ein Kloster. In der Mönchskutte fand er innere Ruhe, von da wurde er ein eifriger und berühmter Lehrer der Jugend, Vertrauter und Rathgeber frommer Männer. Er war ein herber und strenger Geist. Zwar sein Wissen kann im Vergleich zu guter französischer Bildung jener Jahre nicht umfangreich genannt werden. Aber er suchte ehrlich die Wahrheit und grübelte schwermüthig über die großen Probleme des Erdenlebens. Als Greis von 72 Jahren schrieb er ein Werk in mehren Büchern: „Aufspürung des Antichrists“, in welchem er die Nähe des großen Versuchers, welcher vor dem jüngsten Gericht Unheil verbreiten sollte, aus der Zeitlage scharfsinnig bewies. Die orientalische Vorstellung, daß dem letzten Siege des guten Princips am Ende irdischer Dinge ein Reich des Bösen vorausgehen solle, war sehr früh in die christliche Kirche gedrungen, und hatte unter den christlichen Germanen eine reiche mythische Ausbildung erhalten, weil sie sich mit einer festgewurzelten Vorstellung des deutschen Heidenglaubens verband. Denn nach heimischer Annahme sollten die Menschengötter und die Geister der gefallenen Helden am Ende der Tage einen Todeskampf mit den finstern Dämonen der Zerstörung bestehen, dann sollte die Menschenerde, Sonne und Mond verderben, endlich — wenn die nordische Ueberlieferung als gemeingültig für alle Germanen anzunehmen ist — sollte auf den Untergang die glückliche Herrschaft eines neuen Lichtreichs und Wiederbelebung der guten

Götter folgen. Auch der Volksglaube deutscher Christen nahm an: vor dem Weltbrand wird ein böses Gegenbild von Christus als mächtiger Herrscher auf der Menschenerde erstehen und auf Sünde und Unrecht sein Reich gründen, endlich wird er im Kampfe gegen Christus und seine Heiligen erliegen, dann wird Erde und Menschenleben vergehen, der Herr sein jüngstes Gericht halten und das Reich der Seligen beginnen. In diesem Glauben prüften seit dem achten Jahrhundert fromme Gläubige, geängstet durch das große Räthsel des Lebens, während jeder schweren Zeit die Zustände ihres Volkes. So Gerhoh. Sein Herz wurde bedrückt von der unleugbaren Thatsache, daß das Heiligste auf Erden, die Kirche Christi, verdorben werde durch untüchtige Päpste, frevelhafte Bischöfe, durch Stellenkauf, Geldgeiz, Wucher und Gier nach irdischer Herrschaft, daß die Kreuzfahrten, in so heiliger Absicht begonnen, zum Verderb für zahllose Christen ausschlugen. Er grübelte über den Träumen und Gesichten der Zeitgenossen und bemühte sich, die Fälschungen des Antichrists in ihnen zu erweisen. Bedenklich erschienen ihm die Kometen und Himmelszeichen; er sah das Wirken des Feindes in dem weltlichen Sinne vieler Zeitgenossen und den herrschenden Lastern, vor anderem dünkte ihm bedeutungsvoll, daß man sogar im Chor der Kirchen den Antichrist leibhaftig im dramatischen und geistlichen Spiel vorzustellen wagte*). In dem Werke des Gerhoh ist aber neben vieler Deutelei und großer mönchischer Härte überall, wo er über Zeitgenossen und Zustände seiner Gegenwart urtheilt, eine merkwürdige Selbständigkeit und die Redlichkeit eines warmherzigen Deutschen zu achten. Diese Sicherheit eigener Ueberzeugung galt damals mit Recht für etwas großes und ehrenwerthes, auch

---

*) Das thaten die Mönche in Tegernsee, denen ihr kunstvoller Bruder Wernher zu derselben Zeit ein lateinisches Spiel vom Antichrist verfertigt hatte, das älteste uns erhaltene Schauspiel auf deutschem Boden.

wir bewahren ihr ein Andenken, weil Gerhoh als einer der ersten, von denen Kunde überliefert ist, mit deutschem Gewissen gegen die Schäden seiner Kirche Zeugniß ablegt.

Aus dem erwähnten Werke Gerhoh's*) werden hier einige Kapitel in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Sie enthalten einen kurzen Bericht über den Kreuzzug König Konrad's III. vom Jahre 1147. Zur Ergänzung desselben wird eine gleichzeitige Stelle aus den Würzburger Annalen vorangesetzt, weil ihre Auffassung des Kreuzzugs so genau zu der des Probstes Gerhoh stimmt, daß ein Zusammenhang zwischen diesem und dem Schreiber des annalistischen Berichtes wahrscheinlich wird**). Die Annalen von Würzburg und Gerhoh erzählen folgendes:

Im Jahr des Herrn 1147 ließ Gott die Kirche des Abendlandes ihrer Sünden wegen Leid erfahren. Denn es kamen in das Land falsche Propheten, Söhne Belial's, Eideshelfer des Antichrist, welche durch nichtige Worte die Christen verführten und durch eitle Predigt alles Volk der Menschen antrieben, zur Befreiung Jerusalems gegen die Sarracenen zu ziehen. Ihre Predigt hatte so seltsame Wirkung, daß fast alle Bewohner der Landschaft mit einmüthigem Gelöbniß sich freiwillig zum gemeinsamen Verderben darboten. Und nicht nur gemeine Leute, sondern auch Könige, Herzöge, Markgrafen und die übrigen

---

*) Leider sind nur Bruchstücke des Werkes: De investigatione Antichristi aus der einzigen Handschrift des Stiftes Reichersberg herausgegeben, ein Theil des I. Buches durch den Jesuit Gretser im Jahre 1735; spätere Capitel des I. Buches und ein Inhaltsverzeichniß des folgenden durch Jodocus Stülz im XX. Bande des Archivs für Kunde östreichischer Geschichtsquellen, i. J. 1859. Das hier übersetzte steht in der letztern Abhandlung Cap. 63 u. flg. Eine Untersuchung über den Werth der historischen Angaben Gerhoh's und ihr Verhältniß zu anderen Quellenschriften ist wünschenswerth.

**) Annales Herbipolenses, zuerst herausgegeben von Pertz in Monum. Scriptt. XVI.

Würden dieser Welt waren in dem Wahne, daß sie dadurch Gott dem Herrn Folge leisteten; in demselben Irrthum gesellten sich Bischöfe, Erzbischöfe, Aebte und die übrigen Diener und Prälaten der Kirche, alle begierig, sich in unermeßliche Gefahr der Seelen und Leiber zu stürzen.

Und das war nicht zu verwundern. Denn aus irgend einem geheimen Beweggrunde und angetrieben durch Bernhard, Abt von Clairvaux, hatte Herr Eugenius, der römische Papst, dem frommen römischen Kaiser Chunrad und dem ganzen Reich, auch dem König von Frankreich, dem König von England, endlich allen Königen, allen Großen und Unterthanen der Könige, welche Christenglauben und Religion haben, einen Brief geschrieben und durch den Brief ermahnt, daß sie sich zu dieser Fahrt rüsten sollten. Und kraft des Apostelamtes, das ihm Gott übertragen, hatte er allen insgemein, die sich freiwillig dieser Arbeit unterziehn würden, Vergebung der Sünden gewährt und verheißen. Zeugniß für diese päpstliche Ermahnung sind die Briefe, welche hier und da durch das Gebiet verschiedener Landschaften und Provinzen geschickt und in sehr vielen Kirchen zur Erinnerung an den genannten Zug sorgfältig aufbewahrt wurden.

Es lief also unter einander Volk von beiderlei Geschlecht, Männer und Weiber, Arme und Reiche, Fürsten und Große der Krone mit ihren Königen[1], Weltgeistliche und Mönche mit ihren Bischöfen und Aebten. Der eine hatte dies, der andere das Begehren. Denn manche waren gierig nach neuem und zogen, um das neue Land zu beschauen, andere zwang die Armuth und dürftiges Hauswesen, diese waren bereit, nicht nur gegen die Feinde des Kreuzes Christi zu kämpfen, sondern auch gegen jeden guten Freund des Christenthums, wenn es sich thun ließ, um ihrer Armuth abzuhelfen. Andere wieder wurden durch Schulden bedrängt, oder gedachten die Dienste zu verlassen, die sie ihrem Herrn zu leisten hatten, oder sie erwarteten die verdiente Strafe für ihre Missethaten; diese alle heuchelten Gotteseifer, aber sie

waren nur eifrig, die Last ihrer großen Bedrängniß abzuwerfen. Kaum daß man wenige fand, die ihr Knie nicht vor Baal beugten, die durch fromme und heilbringende Absicht geleitet wurden, und durch die Liebe der Majestät Gottes so weit entzündet, daß sie für das Allerheiligste ihr Blut vergießen wollten. Aber nähere Erörterung dieser Sache überlassen wir dem Herrn, der die Herzen durchschaut, nur die Bemerkung fügen wir hinzu: Gott kennt die Seinen am besten.

Was soll ich sagen, der ganze Schwarm eilt der Stätte zu, wo die Füße Jesu Christi gestanden haben; mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen sie ihre Röcke gar nicht schlecht, sondern sehr auffällig, und wo sie durchziehn und Juden finden, zwingen sie diese zur Taufe, die widerstrebenden bringen sie ohne Zaudern um. So kam es, daß manche Juden in der Noth durch den Quell der Taufe abgewaschen wurden; einige von diesen blieben bei dem angenommenen Glauben, andere kehrten, als es Friede wurde, ebenso zu ihrer argen alten Gewohnheit zurück, wie Hündlein zu ihrem Gespei. Nur ein Beispiel will ich aus vielen Berichten anführen, den Judenmord, der zu Würzburg geschah, damit ich durch die genaue Angabe eines Falles den übrigen besseren Glauben verschaffe. Als im Monat Februar die Fremden, wie erwähnt wurde, in der Stadt zusammenströmten, fand man durch wunderlichen Zufall am 24. Februar den Leib eines Menschen auf, der in viele Stücke zerschnitten war, zwei größere Stücke im Mainfluß, eines zwischen den Mühlen bei der Vorstadt Bleicha, andere bei dem Dorfe Thunegersheim; die übrigen Stücke fanden sich außer der Mauer auf dem Wall gegenüber dem Thurm, welcher insgemein Katzenwighaus genannt wird*). Und als man alle Theile des zerstreuten Leibes gesammelt hatte, wurde der Leib zu dem Hospital getragen, das unterhalb der

*) Wighäuser sind gemauerte und eingedachte Gebäude mit Schießscharten zum Aufstellen von Kriegsmaschinen, zuweilen Außenwerke von Thoren.

Stadt ist, und dort auf dem Kirchhofe begraben. Darauf wurden sowol Bürger als Fremde von plötzlicher Wuth ergriffen, als wenn sie aus diesem Vorfall eine gerechte Veranlassung gegen die Juden erhalten hätten, sie brachen in die Häuser der Juden ein, stürmten auf sie und töteten Greise und Jünglinge, Frauen und Kinder ohne Unterschied, ohne Zaudern, ohne Erbarmen. Wenige retteten sich durch die Flucht, noch wenigere ließen sich Rettung hoffend taufen, die wenigsten aber beharrten, als später der Friede wieder kam, beim Glauben. Auch geschahen, wie man behauptete, bei der Bestattung des oben erwähnten Leibes Wunderzeichen, Stumme sollten gesprochen haben, Blinde gesehen, Lahme gelaufen, und andere Zeichen dieser Art. Deshalb verehrten die Fremden jenen Menschen, als ob er ein Märtyrer wäre, trugen Reliquien des Körpers einher, nannten ihn Theodrich und verlangten, daß man ihn heilig spreche. Und da Sifried, der fromme Bischof der Stadt, mit der Geistlichkeit ihrem Toben und ihrem Irrthum widerstand, so erregten sie gegen den Bischof und die Geistlichkeit eine solche Verfolgung, daß sie den Bischof steinigen wollten und in die schützenden Mauern der Thürme drängten, die Canoniker aber wagten in der allerheiligsten Nacht des Abendmahls aus Furcht vor den Verfolgern weder zum Chor hinaufzugehen noch die Mette zu singen. —

Als nun die Woche der Auferstehung des Herrn kam, machten sich die Fremden auf die beschlossene Fahrt; da wurde endlich die Aufregung in der Stadt unterdrückt, und alles kam zur Ruhe. Dies ereignete sich, wie gesagt, in Würzburg. Was aber die Haufen in andern Städten gethan haben, wird, ohne daß wir davon reden, aus diesem angeführten Beispiel erkannt werden.

Die Könige*) — Chunrad und Ludwig — nahmen mit einem zahllosen Heer, das aus allen Christenländern zu ihnen

*) Von hier erzählt Gerhoh selbst (a. a. O. C. 63).

strömte, den Landweg, die ausgenommen, welche zu Schiffe durch das Meer ihren Pfad suchten. Es gab keine Stadt, die nicht zahlreiche Fahrer, kein Dorf und keine Ansiedelung, die nicht wenigstens einige entsendete. Bischöfe mit der Heerde ihres Sprengels, auch Herzöge, Grafen und andere Große und Herren zogen jeder mit seiner Schaar; sie führten Schilde, Schwerter, Harnische und anderes Kriegsgeräth mit sich und reichlichen Vorrath von Gepäck und Zelten, die sie auf Wagen und zahllosen Pferden fortschafften. Kaum faßte die Landstraße und die angrenzende Flur die Heerschaaren, kaum das Bett der Donau die Menge der Schiffe. So unermeßlich war das Heer, daß nach meiner Meinung noch nie, seit es überhaupt Völker giebt, solche Menschenmenge, Reiter und Fußvolk, zusammengekommen ist. Kein Markt war groß genug für ihren Bedarf an Waaren, kaum ein Feld weit genug für ihr Lager. Deshalb fing zahlloses Volk, das keine Wagen und Rosse zum Fortschaffen der Lebensmittel hatte, nach kurzem zu hungern an. Denn eine Menge von Landleuten und Hörigen verließ Pflugschar und Dienst ihrer Herren, zum Theil ohne Wissen und Wollen derselben, und begann unüberlegt mit wenig oder gar keinem Golde oder Silber den weiten Zug, weil sie hofften, daß ihnen bei so heiligem Werk, wie einst dem alten Volk der Israeliten, entweder vom Himmel herab Regen fallen, oder durch himmlische und göttliche Fügung irgendwoher Nahrung werden müßte. Aber es kam weit anders, als sie hofften. Denn die größte Widerwärtigkeit betraf das Heer auf einer Fahrt, die nach ihrer Meinung heilig war. Und das erste erwähnenswerthe Unglück desselben Heeres war folgendes. Als sie in Griechenland längs dem Meere zogen, schlugen sie eines Tages ihr Lager am Ufer eines mäßigen Flusses auf, der sich ins Meer ergoß. Siehe, da schwoll plötzlich dieser Fluß gewaltig an, ohne daß ein sichtbarer Regen vorausging, entweder von einem Wolkenbruch oberwärts, oder von einem Wasserschwall, den menschliche List ihnen zu Verderben und Hinterhalt durch

ein Wehr gestaut hatte. Der Strom stürzte jähling über das Lager dahin, mächtig, weit und heftig, und riß einen großen Theil des Heeres, zugleich Zelte und Wagen mit sich in das Meer, so daß manche sich an Wagen und Geräth hingen und lebendig in die Tiefe sanken.

Darauf kam die große Menge mühsam genug nach Constantinopel. Dort wurde der römische König von den Griechen listig umsponnen, und mehre Fürsten durch Gold und Silber verlockt, so daß der König den Weg gegen Iconium durch eine Wüste nahm; er war in der Meinung Gottes Willen zu thun, wenn er gewisse Völkerschaften, die den Christen feind waren, dem Herrn unterjochen, oder demüthigen und schwächen könnte, aber er handelte nur auf Betrieb der Griechen, welche ihre Feinde unterwerfen, aber nicht den christlichen Glauben ausbreiten wollten. Der römische König theilte also die Schaaren in zwei Heere und nahm mit seinem Heere unter griechischen Führern die Richtung nach Iconium durch eine Wüste. Der König von Frankreich aber behielt mit seinem Heere die Richtung auf Antiochien und Jerusalem, die er eingeschlagen hatte, und zog theils zu Wasser, theils zu Lande. Es ist unmöglich alle Leiden aufzuzählen, welche die beiden Heere erduldeten, nur das wichtigste wollen wir kurz anführen. Das Heer, welches auf Iconium marschirte, wurde durch Anstrengung, Hunger und Durst in der Wüste erschöpft, außerdem durch sehr heftigen und fast allgemeinen Durchfall geplagt, denn diesem Leiden ist körperliche Anstrengung gar sehr schädlich. Da wurde der große Haufe durch Schwäche, Mühsal des Weges und zugleich durch Mangel gepeinigt, und es begann ein solches Sterben, daß täglich große Haufen durch Hunger, Krankheit und Mühsal aufgerieben hinstürzten. Endlich war die todbringende und mühselige Wüste durchschritten, und man kam in das Land der Feinde. Diese traten den Kreuzfahrern in Ueberfällen und Angriffen entgegen, doch nicht so, daß sie ihnen Gelegenheit zum Nahekampfe gaben,

denn sie beschossen das Heer bei Tag und Nacht mit Pfeilen und flohen beim Angriff und ermatteten das Heer so, daß weder Gelegenheit zum Kampfe noch zum Siege war, und doch kein Augenblick frei von feindlichem Anlauf. Denn wenn unsere Reiter gegen die Feinde ansprengen wollten, konnten die Unsern die fliehenden nicht erreichen, weil die Pferde der Unsern durch Mühe und Hunger ermattet, die Pferde der Feinde aber wohlgenährt und ausgeruht waren. Bei unserm Heer waren aber nur wenig Bogenschützen, und die ganze Masse der Gegner war mit Bogen bewaffnet und kämpfte nur auf diese Art. Daher faßte unser König endlich den Entschluß, das Heer von ihnen wegzuführen und denselben Weg durch die Wüste zurück zu gehen, den er gekommen war, nicht weil die Unsern den Kampf und Sieg aufgaben, sondern weil Kampf und Sieg vor ihnen flohen. Denn wenn sie kämpfen wollten und die Schaar zum Treffen gerüstet hatten, geschah von den Feinden kein Anfall; wenn sie sich aber in das Lager zurückgezogen hatten, so wurde ihnen keine Ruhe gewährt, weil die Bogenschützen sie rings herum bei Tag und Nacht belästigten. Deshalb wiesen ihnen die Unsern den gepanzerten Rücken, wie man zu sagen pflegt, und zogen durch dieselbe Wüste, weil es keinen andern Weg zur Rückkehr gab. Aber auch auf dem Abzuge durch Wald und Sumpf und dann durch spärliches Gebüsch folgten von hier und da die Feinde und beunruhigten die lange Reihe der abziehenden von rechts und links durch ihre Pfeile. Wurden sie von den Unsern verjagt, so flohen sie behend und flogen ebenso wieder herzu. Es traf sich aber einmal, daß ein großer Theil der Unsern sich zur Nacht auf einen Felsen gezogen hatte, in der Meinung, hier vor den Pfeilen der Feinde sicher zu sein. Aber die Feinde umringten und stürmten diesen Felsen, und der ganze Haufe wurde entweder mit dem Schwert getötet oder gefangen fortgeführt. Unser König aber wußte gar nichts von diesem Verlauf, denn er selbst war ein Stück vorwärts gezogen und hatte mit dem

Kern des Heeres an der bezeichneten Stelle sein Lager geschlagen. Als man die Wüste hinter sich ließ, war der ganze Weg mit toten Menschen und Thieren bestreut. Der König kam mit den Ueberresten des Heeres nach Constantinopel, von dort schlug er mit einigen Fürsten und andern Großen, denen Muth und Geld nicht ausgegangen war, den Seeweg nach Jerusalem ein.

Aber auch das Heer des Königs von Frankreich und viele Deutsche, welche auf dem Landweg gen Jerusalem zogen, wurden durch unendliches und zahlloses Unglück ergriffen. Denn als sie in die Gebirgsengen kamen, hatten die Türken daselbst ihre Schaaren vertheilt, griffen einen Theil des Heeres in offenem Kampfe an, drängten zugleich von vorn, von hinten und von der Feldhöhe, und töteten eine sehr große Zahl. Dort erlag auch Bernhard, Herzog von Kärnten *). In der Bedrängniß des Engpasses und bewaffneter Schaaren, ohne die Möglichkeit zu fechten, verließen viele ihre ganze Habe, dachten nur darauf, das Leben zu retten, und suchten die Flucht über die hohen und steilen Berge. Unter ihnen war auch Otto, Bischof von Freising, Bruder des römischen Königs, er kam mit zerrissenen Stiefeln und Füßen, von Hunger und Kälte erschöpft, an einen Ort der Küste, dort wurde er durch das Mitleid der Bürger erquickt und mit einem Darlehn versehen, und fuhr zur See nach Jerusalem. Auch der König von Frankreich erlebte ein ähnliches großes Unglück; denn als er nach Antiochien gekommen war, und dort unter Landsleuten kein Uebles argwohnte, wurde er durch List und Gewalt vom Fürsten der Stadt seiner eigenen Frau, die er mit sich führte, beraubt. Diese wurde später in Freiheit gesetzt und wollte zu ihm zurückkehren, wie in dem Bewußtsein, daß sie ihre Frauentreue bewahrt habe; aber sie wurde nicht zugelassen, und zwischen beiden dauert bis heute die Trennung, diese ist auch von der Kirche bestätigt, aber aus andern

---

*) Vergl. B. Kugler, Studien z. Gesch. d. zweiten Kreuzzuges, S. 158.

Gründen. Denn er heirathete eine andere Frau und lebte mit ihr in Ehe, und sie ist dem König von England vermählt*).

Endlich aber kamen beide Könige mit geringen Resten ihrer Heere nach Jerusalem. Denn das Heer des römischen Königs, welches dem Mühsal und den Feindesgeschossen jener Wüste entgangen war, hatte sich zum größten Theil nach der Heimat zurückbegeben, aber auch das andere Heer, welches dem König von Frankreich folgte, war zum Theil in jenem Gebirge umgekommen. Doch, wie gesagt, endlich kam man nach Jerusalem. Und man fand die Stadt ganz frei von Feindesgefahr, wie der römische König mit eigenem Munde bezeugt hat, so daß sie niemals einen bessern Frieden sich gewärtigen konnte, nur solche Ausfälle und Beutezüge fanden statt, welche überall an der Grenzmark verschiedener Völker verübt werden, und wie sie an jeder Grenze stattfinden. Und solche Belästigung haben sie stets gehabt und werden sie stets haben, und ebenso ist die Umgegend vor den Streifzügen, welche sie machen, nicht sicher und wird es nicht werden.

Sie hatten die ganze Welt in Bewegung gesetzt, indem sie Furcht vor Feinden logen, welche die heilige Stätte erobern wollten, und sie lebten doch in dem herkömmlichen und fast sichern Frieden. Endlich unternahm man einen Zug und eine Belagerung gegen Damascus, damit die große Bewegung nicht ganz umsonst gemacht wäre. Zu dieser Belagerung warb der römische König Chunrad ein neues Heer durch große Summen Geldes, die von allen Seiten nach Jerusalem gekommen waren. So schritt man zur Belagerung, und zwar die Könige von Rom und Frankreich und ihre Heere, und dazu der König von Jerusalem und alle Reisigen aus dieser Stadt. Und unser König war in dem Glauben, daß alles ehrlich und redlich zugehe, er brach

*) Die berüchtigte Schönheit, Alienor von Poitou, wird auch in deutschen Liedern erwähnt.

in die Gärten der Stadt ein und schlug das Lager außerhalb der Mauer, denn er war ein tüchtiger Mann und wollte das Werk tüchtig durchführen. Die andern aber errichteten ihr Lager anderswo an Stellen, die bequemer und weiter entfernt waren. Bei dieser Belagerung wurde endlich offenbar, in welcher Absicht die von Jerusalem die ganze Welt zu dem Zuge aufgeregt hatten, und daß sie in der ganzen kummervollen Bewegung der ganzen Welt, in so vielem Christentod durch Schwert und Pfeil der Heiden, durch Hunger und Kälte, durch Krankheiten, durch Ueberschwemmung der Flüsse und Meeressturm nicht Frieden für sich gesucht hatten, den sie ohnedies zur Genüge hatten, sondern Mehrung ihrer Schätze von Gold und Silber. Denn sobald die Stadt durch die Belagerer eingeschlossen war, fingen die Bürger innerhalb der Mauern an, mit den von Jerusalem über Frieden und Ende der Belagerung zu unterhandeln. Bald boten sie diesen auch viel Gold und erreichten ihren Willen. Die von Jerusalem schlossen also heimlichen Vertrag, nahmen große Geldsummen und traten von der Belagerung zurück, überredeten auch den König von Frankreich dazu. So ließen sie den römischen König mit den Seinen allein über der Belagerung. Als dieser sah, daß mit ihm betrügerisch gespielt worden sei, gab er auch die Belagerung auf, weil ihm nichts anderes übrig blieb. — Und das ist kläglich und zugleich wunderlich und erbärmlich, daß von einem Heere, welches auf 700,000 geschätzt wurde, kaum wenige Reste zurückkehrten und durch so große Anstrengung kein Sieg erreicht wurde.

Das also war das Ende, die Frucht, die Folge so großer Anstrengungen. — Aber wie Gott zuweilen auch hier gerecht richtet, so hatten die von Jerusalem nicht Ursache, sich über die unrechtmäßige Annahme so großer Summen zu freuen; denn die viele getäuscht hatten, wurden selbst bei diesem Gelde getäuscht, statt des Goldes empfingen sie zum größten Theil vergoldetes Kupfer, und zu spät reute sie, daß sie so vieles

Christenblut um so schnöden Preis verkauft hatten. Jerusalem, Jerusalem, einst hast du die Propheten gesteinigt, welche zu dir gesandt waren, was fiel dir ein, daß du neuen Mord der Christen zu dem alten häuftest! Wolltest du das Maß, das deine Väter zur Hälfte gefüllt haben, durch Christenblut voll machen! Dies waren die Früchte, die aus der verruchten Wurzel der Habsucht von Jerusalem sproßten. Dies war das vergossene Blut, dessen die Habsucht, das schnöde Thier, schuldig ward. Aber auch ein anderes Ungethüm, der Hochmuth des Hauses der Hospitaliter, brachte vielen Seelen Verderben, wie der Geiz den Leibern. Mit diesem Ungethüm trat die römische Kirche, die hierin und in ähnlichen Dingen mehr eine Markthalle als eine Kirche ist, durch Geben und Nehmen in Gemeinschaft, sie nahm Gold und Silber von diesem Ungethüm und gab ihm bei seiner Empörung gegen Gott Beistimmung und Bestätigung.

Aber wenn wir die Habsucht der Leute von Jerusalem anklagen, können wir auch die Unsern nicht ganz rechtfertigen. Denn oft und viel hatten sie die evangelische Lehre vernommen, welche ihnen befahl mäßig, gerecht und treu zu leben; sie aber hatten den Werth der Wahrheit, die ihnen Heil bringen konnte, nicht begriffen, deshalb sandte ihnen Gott Werke des Irrthums, auf daß alle ihrer Lüge glaubten und verurtheilt würden, weil sie nicht der Wahrheit geglaubt, sondern der Ungerechtigkeit beigestimmt hatten. Denn auch lügenhafte Zeichen und Vorbedeutungen fehlten in dieser Zeit nicht, sie wurden durch Gott einigen Männern jener aufgeregten Zeit, auch einigen Genossen jener verruchten Fahrt so häufig zugelassen, daß die, welche Lärm und Vorzeichen und Genesung begehrten, vor der Menge einbrechender Wunderthaten kaum Zeit hatten, ihr Brod zu essen.

Das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Wem ich aber die Erdichtung der Wunder zuschreiben soll, weiß ich nicht. Ich bin nämlich nicht sicher, ob sie denen zur Last fällt, welche, wie man vorgab, die Wunder verrichteten, oder denen,

welche dieselben für sich begehrten. Der Betrug aber ist sicher und an vielen erwiesen. Denn es wurden Blinde oder Halbblinde und Lahme herzugeführt, und von gewissen Leuten wurden die Hände auf sie gelegt und über ihnen gebetet. Wenn nun die Kranken während der Worte des Segnenden von den heftigen Drängern nach Wunderthat ausgeforscht wurden, ob sie sich etwas besser befänden, und die Kranken in der Begierde, gesund zu werden, unsicher etwas antworteten, so wurden sie gleich mit Geschrei hoch in die Höhe gehoben, und als wenn sie geheilt wären, durch die Hände der Fahrenden fortgetragen. Wenn sie jedoch sich selbst überlassen waren, konnten sie nicht lange ihre Genesung vorgeben, sondern sie faßten wieder nach den alten Stützen ihres Siechthums, nämlich die Lahmen nach den Krücken und die Blinden nach ihren Führern. Ich habe auch von einigen gehört, daß nach wirklicher Heilung zwei oder drei Tage darauf das frühere Siechthum sie wieder ergriffen habe.

Auch war dieser großen Aufregung als Vorbedeutung für die Menschen eine andere schreckliche und große Aufregung vorhergegangen, denn plötzlich war ein heftiger Wirbelwind losgebrochen, wie wir nie gehört und erfahren haben; er kam aus den Reichen des Westens, dauerte fast acht Stunden und zog nach derselben Himmelsgegend, auf der wir später das Heer ziehen sahen. So groß war Heftigkeit und Drang dieses Sturmes, daß er die stärksten Häuser und alte Eichen umwarf; da war kein Dorf und keine Stadt, wo er nicht die festesten Mauern einriß, kein Haus, das der Beschädigung entging. Wie geschrieben steht: Und die Schrecken werden vom Himmel kommen. Und deutlich konnte man den Zorn des Himmels erkennen über diesen fruchtlosen und verderblichen Heereszug, ihn zeigte der heftige Wind und auch das Erdbeben an. Deshalb aber sind die Urheber jenes Anschlags von Jerusalem nicht schuldlos, weil die Unsern solches Unheil verschuldet haben. — Auch andere schreckliche Zeichen wurden am Himmel offenbar, ein Komet,

der seinen Schweif weit ausstreckte, und blutige Röthe, welche ganze Nächte hindurch den Himmel übergoß; auch sah man Fleisch vom Himmel fallen, gleich einem Platzregen, welches durch den Fall selbst zerpflückt wurde, in der Sonnenwärme trocknete und verschwand, ebenso wie der Gemeinde Gottes kein erwähnungswerther und sichtbarer Vortheil aus so vielem vergossenen Menschenblut und so großer Niederlage der Christen gekommen ist." — So weit Gerhoh.

Dies kritische Urtheil übt der fromme Mann auch an anderen Stellen seines Werkes, als ein Sittenrichter, der zürnend das Ideal seiner Kirche, wie sie sein sollte, gegen die schlechtere Wirklichkeit hält. In dieser Auffassung aber steht Gerhoh nicht allein. Dieselbe Verurtheilung der Kirchenschäden, nur entschlossener und kriegerischer, klingt aus der edlen Poesie Walther's von der Vogelweide, und eifert immer wieder aus Bußpredigten und moralischen Gedichten ehrlicher Mönche. Seit im dreizehnten Jahrhundert gewöhnlich wird, die Stände und Berufsklassen tadelnd zu mustern, steht das freie Urtheil über den Papst und vornehme Geistliche obenan. Endlos klingt aus lateinischen und deutschen Gedichten Klage, Spott und Zorn. — So z. B. bei einem deutschen Predigermönch, der um 1277 den Papst anredet: „Du hast eine böse Sitte, Vater Johann, daß dir der Pfennig mehr gilt als Zucht und Adel, den Reichen nimmst du in dein Haus, den Armen stößt du vor die Thür. Achte auf dein Gewissen! Ihr Cardinäle seid weltlich, habgierig, hochmüthig, unkeusch; ihr Bischöfe brennt, raubt, entehrt Weiber und Jungfrauen, fechtet mit eigener Hand, kauft und verkauft Aemter; ihr Prälaten seid hart gegen die niedere Geistlichkeit und kümmert euch mehr um weltliche Dinge und großer Herren Rath, als um den Glauben, nichts kann geschehen, wo ihr euch nicht einmischet." Und es blieb nicht bei der Klage, die Unzufriedenheit führte zum Abfall; hier und da löften sich stille

Gemeinden von der Kirche, die Albigenser in der Provence, die Katharer am Rhein, die Stedinger an der Weser, die Waldenser in den Alpen und in Böhmen, und es bedurfte blutiger Feldzüge und ebenso blutiger Ketzergerichte, um die gefährlichen Beispiele aus der Christenheit zu tilgen.

Als die Päpste alles Volk der Christenheit zum Kriegsdienst für die Kirche aufriefen, machten sie auch alles Volk zu Beurtheilern ihrer Lehre und ihrer Thaten. Und sie selbst wandelten dadurch allmälich Urtheil, Geschmack und Neigungen der Nationen. Das Papstthum hatte sich zuerst auf die weltlichen Großen gestützt, dann dieselben benutzt und unterworfen. Jetzt zog die Kirche eine Demokratie der Geistlichen und Laien auf, und unermeßlich waren die Folgen.

Neben den reichen und aristokratischen Benedictinern wurden die geistlichen Bettelorden gestiftet. Sie breiteten sich mit wunderbarer Schnelle über die Länder und wurden sogleich höchst populäre Orden des kleinen Mannes, leidenschaftliche Kämpfer für die Kirche, oft gefügige Werkzeuge des Papstes. Durch sie erhielt die Kirche unendlich größeren Einfluß, das Christenthum ein neues volksthümliches Gepräge. In Stadt und Land drängte sich Kloster an Kloster, die Mönche traten in jede Hütte und banden durch unzählige Fäden die Seelen der Kleinen an die Altäre ihrer Heiligen. Der Gott aber, dem zu Ehren sie barhäuptig mit ungewaschenem Fuß einherliefen, war der Gott der armen Leute. Ihr Christus hatte nicht mehr die Hoheit jenes großen Gefolgeherrn aus der alten Zeit, er war der arme gedrückte Kreuzträger, das demüthige Vorbild der bedrängten Menschheit. Wie er selbst und seine Heiligen, werden auch die Menschen hier in der Vorhölle gebunden, gegeißelt und gemartert, damit sie im Jenseits die Fülle der Freuden genießen. Und wie der kleine Mann auf Erden gar nicht bis zu seinem Könige durchdrang, wenn er in Nöthen war, sondern froh sein mußte, wenn er bei dem nächsten Vornehmen Schutz fand, so wurde auch der

Himmelsherr allmälich fast vergessen über den Heiligen der einzelnen Klöster, deren jedes seinen Patron als den mächtigsten empfahl. Sinnlicher und vielgestaltiger wurde der Heiligendienst, massenhafter der Aberglaube, welcher sich daran legte, roher das Werben um die Gunst der Himmlischen und plumper die Werkheiligkeit. Die Mönche waren zum großen Theil einfältige, ungelehrte Gesellen von cynischem Wesen, schwer in Regel und Zucht des Klosters zu erhalten. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die fahrenden Mönche übel berüchtigt als böse Zungen und üppige Droher, Verläumder und Bauchfüller, und man verwünschte sie: „Der Teufel soll ihr Roß sein, damit sie darauf zur Hölle fahren." Auch ihre Frömmigkeit war wilder und fanatischer, ihre Verfolgungssucht zügelloser, sie wurden grausame Ketzerrichter und unwissende Kämpfer für den Buchstaben des Dogmas. Kein Wunder, daß sie den Unwillen der Besseren und Freieren wach riefen und daß ihre Schwächen der Kirche zur Last geschrieben wurden.

Aber die Bettelklöster vertraten nicht nur die Beschränktheit des Volkes, auch seine Sehnsucht und sein Gewissen. Es ist deshalb nicht genau, wenn man sie die treuesten Stützen des Papstthums genannt hat, weil sie die demüthigen Getreuen der Kirche waren. Denn zu keiner Zeit fehlten unter ihnen warme und ehrliche Herzen; schon unter den Hohenstaufen verfochten ihre Volksprediger und Schriftsteller die treuherzige Empfindung des Volkes gegen die Vornehmen der Kirche. In den Bettelklöstern wurden die dogmatischen Streitigkeiten mit der größten Erbitterung durchgefochten, dort regte sich am unruhigsten der reformatorische Geist. Gerade sie haben die Macht der alten Kirche gebrochen, denn in ihnen rang das Gewissen Tauler's und Luther's nach Erleuchtung. Durch die geistliche Demokratie, welche in den Kreuzzügen heraufkam, wurde der stolze romanische Kirchenbau Gregor's I. und Gregor's VII. so lange mit schnörkelhaftem Ausputz und neuer Zuthat überdeckt, bis

das Herzensbedürfniß des Volkes zuletzt das alte Kirchendach sprengte.

Aber auch auf jedem andern Gebiet des deutschen Lebens erweckte die Theilnahme des Volkes an den heiligen Kriegen ein neues Leben, überall erhoben sich die unteren Klassen zu höherer Bedeutung und eigener Cultur: die Kaufleute, die Handwerker, am schnellsten die reisigen Dienstmannen der Edeln. In den Städten Italiens, bald auch Deutschlands entwickelte der gesteigerte Verkehr mit dem Osten und das einströmende Geld der Fahrenden Blüthe des Handels, Kraft des Bürgerthums und eine höhere Geldwirthschaft, welche mit den kanonischen Gesetzen gegen Zins und Kapitalsnutzung gänzlich unvereinbar blieb. Im engen Lagerverkehr der abendländischen Krieger drang Sitte, Brauch, kluge Erfindung aus einer Nation in die andere, der Gesichtskreis wurde größer, auch Griechen und Araber gaben von ihrer fremdartigen Kunst den Franzosen und Deutschen ab. Seit der ritterliche Dienstmann durch die Kirche zum bevorzugten Kämpfer Christi geweiht war, erhob fast plötzlich die Demokratie der edlen Knechte und Ministerialen eine neue weltliche Zucht und höfische Bildung, welche nicht mehr in der gelehrten Kirchensprache Ausdruck suchen konnte. Die Geistlichen hörten auf ausschließliche Bewahrer der geistigen Habe des Volkes zu sein, die Landessprachen wurden zu Schriftsprachen und erhielten eine Laienliteratur. Die Fahrten in das Morgenland bereiteten neue nationale Grundlagen für die Bildung des Abendlandes.

Die Kirche hatte den Ausbau eines deutschen Staates verhindert. Auf der Höhe ihrer Macht, gerade durch die großartigsten Acte ihrer Herrschaft, half sie das deutsche Volksthum von den festen Banden lateinischer Gesetze befreien, und regte wider Willen aus den Trümmern alter Ordnung ein neues Leben auf, den Völkern zum Heil, ihrer Herrschaft zum Verderben.

11.

Aus der Hohenstaufenzeit.

Von 1138 bis 1254 herrschte über Deutschland ein Königsgeschlecht, stolzgesinnt, kriegstüchtig, in Tugenden und Fehlern weit über das Mittelmaß menschlicher Kraft emporragend. Unter den Hohenstaufen hob sich das römische Reich noch einmal auf wenige Jahre zu einem Umfange und Ansehen, wie kaum jemals seit Karl dem Großen. Aber auf die höchste Blüthe des mittelalterlichen Staates folgt unter denselben Gebietern plötzlich der ärgste Verfall, und als der letzte König des Hauses stirbt, erscheint das Loos der deutschen Kaiserkrone so unheilvoll, daß sich kein deutscher Fürst findet, der sie auf sein Haupt nehmen will. Gerade durch die Hohenstaufen wurde deutlich, daß der stärkste Menschenwille das Verhängniß des Reiches nicht mehr aufzuhalten vermochte. Es ist richtig, das mächtige Königsgeschlecht verging im Kampfe gegen das Papstthum, aber nicht die Feindschaft des dritten Innocenz und seiner Nachfolger war letzter Grund des Staufischen Verderbes, sondern die alte Idee der römischen Universalmonarchie. Denn der Ehrgeiz, diese Weltherrschaft aufzurichten, untergrub die Wurzeln, welche das alte Heerkönigthum noch über dem deutschen Grunde erhielten. Die gewaltthätigen Staufenherren konnten die trotzigsten ihrer großen Vasallen verjagen, zusammengeballten Landbesitz einmal verkleinern; aber sie waren nicht im Stande, die Gewalt der Fürsten über die Landschaften zu beseitigen. Denn die Reichsfürsten

waren Häupter großer weitverzweigter Familien; wenn der König ein Haupt ächtete, blieben zehn andere derselben Sippe, ebenso hochfahrend, feindselig und kriegsmuthig; sie waren ferner die obersten Beamten ihrer Landschaft, welche über Recht und Sicherheit zu walten hatten, und die Gewaltthaten von tausend kleinen Rebellen zu bändigen, das vermochten sie nur als Gebieter über eine bewaffnete Macht, und der König mußte jeden, dem er die Aufsicht über Recht und Sicherheit gab, zu einem Heerführer seiner Landschaft machen. Und endlich der König selbst konnte diese Unterfeldherren und das Heer ihrer unruhigen Dienstmannen nicht entbehren, am wenigsten, wenn er für sein Haus in der Fremde großer Heerfahrt bedurfte. Als Friedrich der Rothbart die Frucht vierundzwanzigjähriger Anstrengungen in Italien einernten wollte, zog der Sachsenherzog von ihm und gab ihn seinen Feinden preis; als Philipp sich mit dem Papste ausgesöhnt hatte und seinen Gegenkaiser Otto zum letzten entscheidenden Kampfe drängte, wurde er durch einen deutschen Reichsfürsten ermordet. Wenn Friedrich II. dabei war, den letzten Widerstand der italienischen Gegner zu brechen, mußte er eilig nach Deutschland ziehen und gegen den eigenen Sohn, oder gegen Friedrich von Oestreich, oder gegen Heinrich von Thüringen um Reich und Krone kämpfen. Kein Königshaus hat die Fürsten des deutschen Reiches gewaltthätiger behandelt und keines hat ihnen so viele Zugeständnisse machen müssen, um ihre Heerfolge zu sichern. Während Hohenstaufen über Lombarden, Normannen und Araber siegten, am Golf von Neapel Tafelrunde hielten und ihr Banner in die Mauersteine Jerusalems steckten, war ganz Deutschland mit Fehde, Raub, Gewaltthat erfüllt und die asiatischen Mongolen brachen über die schutzlose Reichsgrenze.

Aber Papstthum und Kaiserthum strahlten in einer Zeit, die beiden Verhängniß wurde, noch einmal den hellsten Glanz aus, denn die starken Männer, welche hier und dort für eine große Idee kämpften, waren Bewunderung und Schrecken ihrer

Zeitgenossen. Nicht die politischen Erfolge und Niederlagen der Hohenstaufen waren das größte, was sie den Deutschen bereiteten. Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet. Mit den Anforderungen, die es seinem Volke zumuthet, erweckt es auch Begeisterung und ein edles Selbstgefühl, Steigerung der nationalen Kraft auf jedem Gebiete irdischer Interessen, größeres Urtheil und eine Fülle von poetischen Empfindungen. Dieser Segen eines starken Lebens wirkt noch dann einen unendlichen Culturfortschritt des Volkes, wenn sich als Irrthum erweist, was den Herrschenden selbst für das höchste Ziel ihrer Kämpfe galt. Auch der Gewinn, welchen die Hohenstaufenherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden, und wir alle leben und athmen darin.

Der große Staufenfürst, welcher der Nation diesen Gewinn bereitete, war Friedrich der Rothbart. Völlig ein Herr, wie das Volk sich ihn begehrte, und zugleich ein Kaiser, der deutsche Fürsten zu bändigen wußte. Gewaltig in Erscheinung, Wort und Willen, ein Kriegsheld, der mit auserwählter Schaar in das dichteste Schlachtgetümmel ritt, der noch als Greis auf gepanzertem Roß vor seinem Heere in den Fluß tauchte; ein reicher Gabenspender für seine tapferen Getreuen, für den kunstvollen Sänger und bauverständigen Werkmeister; ein Urtheilsprecher von eherner Kraft, dabei ein weitschauender Staatsmann, der die großen Fürsten Europa's und des Morgenlandes mit stolzer Ueberlegenheit behandelte und die Schnüre fest in der Hand hielt, durch welche er ihren Eigennutz bändigte. Und doch von Herzen ein Deutscher mit dem Bedürfniß zu lieben und zu vertrauen, und nicht frei von den Einbußen, welche diese germanische Neigung einem König brachte. Er war geneigt zu Gewaltmitteln; wo er Widerstand fand, war er hart und ohne Erbarmen, und dabei im Wollen von einer zähen Festigkeit, welche durch kein Mißlingen beirrt wurde. Aber ebensogut verstand er schnell

und ganz nachzugeben, wo der Widerstand unüberwindlich wurde, und deshalb auch aus Niederlagen das Mögliche zu retten. In vielem fürwahr ist er Karl dem Großen ähnlich. Eine hünenhafte Heldengestalt war den Germanen aufgestiegen, um das römische Reich deutscher Nation aus dem Chaos der Völkerwanderung vorzubereiten; eine zweite erschien, kurz bevor die alte Kaiseridee des Mittelalters verging. Doch Friedrich war nicht nur der stolzeste Nachfahre des großen Karl, zugleich sein dunkleres Gegenbild. Sein Leben begann unter dem Zwange derselben Ideen, in denen das Leben Karl's geendet hatte. Auch er forderte sich die Herrschaft über Italien, die Oberherrlichkeit über das Abendland. Aber unvergleichlich stärker waren die widerstrebenden Mächte, mit denen Friedrich rang; die lombardischen Krieger waren zu Bürgern geworden und leisteten hinter den Stadtmauern einen zähen, heervernichtenden Widerstand, und neben ihnen war in den Normannen ein anderes Volk aus Germanenblut festgewurzelt, von härterer Natur und schärferem Schwertschlag. Auch der Papst war etwas weit anderes als jener schutzlose Kirchenfürst, der sich Hülfe flehend an den Frankenkönig angelehnt hatte, er stand jetzt als höchster Herr in der Christenheit, der wol besiegt, nicht mehr auf die Dauer unterworfen werden konnte. Sachsen, Slaven und die Ungarn im untern Donaugebiet waren Christen geworden, aber ihre Politik war dem deutschen Könige deshalb nicht weniger gefährlich, weil sie mit Ritterwaffen und als erfahrene Heergenossen widerstritten. Des Kaisers Majestät und Siege vermochten auch dort nur persönlichen Erfolg zu schaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrschaft zu fesseln. Anders ist deshalb das Zeitmaß der drei großen Acte, in denen die Tragödie dieses Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte lange Zeit fast ausschließlich für die Kriege, in denen er sich durchsetzte; gefährlicher war der Streit für ihn selbst, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Versöhnung mit den Feinden suchen.

Aber auch in seinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnißmäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch sein Leben wurde in dieser Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Cultur des deutschen Volkes; neue Bildung, neue Poesie in heimischer Sprache und neue Kunst des edelsten Handwerks sproßten fröhlich auf deutschem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkische Karl auch der Hohenstaufe, indem er der weltbewegenden Idee verfiel, welche durch die Kirche seiner Zeit verkündigt und ausgebeutet wurde. Der Gegner und Besieger des Papstes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Sieger der Saracenen im Morgenlande. So ist allerdings die Fügung seines Geschickes der des ersten deutschen Kaisers vergleichbar. Aber es ist nicht mehr das junge ungebändigte Volksthum der Deutschen, welches ihn trägt, unfreier und bedrängter arbeitet seine Riesenkraft mit untilgbaren Gegnern; er ist nicht mehr Alleinherrscher und freier Grundherr eines ungeheuren Gebietes, der auf fruchtbarem Neuland seine Saaten wirft, er ist ein vornehm gebildeter Herr unter Gegnern, deren Dasein wie das seine im Zwange eigenthümlicher Cultur und festgeformter Interessen verläuft; was sich in ihm verkörpert, ist nicht mehr die aufsteigende, sondern die niedersinkende Kraft des Reiches, und die frohe Vollkraft eines schöpferischen Geistes ist ihm versagt. Das deutsche Volk aber bildete sich die Aehnlichkeit des Hohenstaufen mit dem verdämmerten großen Kaiser der Vorzeit in Sagen aus. Seit er gestorben war, saß er wie jener frühere Gebieter nach dem Herzen des Volkes schlafend im Berge, der lange Bart wuchs ihm durch den Tisch und er mußte fragen, ob die Raben noch nicht fliegen und der entlaubte Baum noch nicht wieder grüne. Erst war dieser schlummernde Herr des deutschen Winters ein alter Heidengott gewesen, dann wurde es Karl, dann Friedrich Barbarossa. Seit ihm war die Herrlichkeit des deutschen Reiches bis in unsere Zeit Sage, Traum und Sehnsucht.

Als Friedrich römischer König wurde, hatten die Kreuzfahrten seit funfzig Jahren gearbeitet, die realen Verhältnisse Deutschlands umzuformen und den Seelen einen neuen Inhalt zu geben. Hunderttausende waren ausgezogen und nicht wiedergekehrt, darunter viel Gesindel und loses Volk; in den geschlossenen Dorffluren war das Gefühl der Uebervölkerung nicht mehr vorhanden, der dienstpflichtige Bauer, welcher arbeitsam auf der Scholle saß, fühlte seine Bedeutung, seine Arbeit war dem Herrn werthvoller geworden; auch er hatte allerlei fremde Mode und Reiterbrauch in sein Leben aufgenommen. Der Wechsel des Besitzes war groß gewesen, neue Leute waren heraufgekommen. Schneller rollte das Geld aus einer Hand in die andere und brachte die Empfindung größeren Wohlstandes. Jede bewaffnete Pilgerfahrt brachte dem Bürger reichen Verdienst, die Heere begleitete ein ungeheurer Kramverkehr, und der Großhandel dehnte sich auf allen Straßen, wo die Heere gezogen waren. Die Bekanntschaft mit der Fremde hatte nicht nur größere Kunstfertigkeit, auch unvergleichlich höhern Luxus in dem Lande verbreitet. Fürsten und Edle freuten sich glänzender Feste und Spiele, und die Verschwendung des ritterlichen Lebens entwickelte alle Handwerke, welche reisige Arbeit verfertigten, durch massenhafte Production, die Weber, Gewandschneider, Kaufleute sammelten leicht Vermögen, die Anhäufung des Geldes in den Städten wurde bemerklich.

Aber die größte Wandlung war mit den Reisigen vorgegangen, welche als Lehnsleute und Hofgenossen der Edlen überall im Lande saßen. Sie waren durch Jahrhunderte die Drohnen im Bienenstock gewesen, Friedensstörer ihrer Landschaft, die am liebsten in den Burgen lungerten und im Wald auf den reichen Bürger paßten, bei Städtern und Geistlichen übel beleumdet; aber rüstige Waffenträger, Kern der schweren Landesreiterei, beste Hülfe für die Macht der edeln Grundherren, die Stärke des Zuges, welchen der König in fremdes Land führte. Längst

waren diese gepanzerten Reiter nach germanischer Weise in fester Ordnung unter einander verbunden, durch Stolz und eigenes Ceremoniel vom Fußvolk der Bürger und Bauern geschieden*). Vor den Kreuzzügen hatten sie sich wenig um Schriftlehre und Kunst bekümmert, in den Klöstern der Edlen hatten auch sie geistlichen Trost und ein Asyl für Töchter und kränkliche Söhne gefunden, zwischen den Herrenhöfen und den Bauern des Dorfes hatten sie dahin gelebt, bei allem Selbstgefühl in der Hauptsache dörfische Gesellen. — Im Morgenlande aber lagen sie in ungeheurem Heere neben Fürsten und Edlen, allen Völkern des Abendlandes gesellt, als bevorzugte Krieger des Himmels; der Waffentüchtigste erhielt Ruhm unter Hunderttausenden, jeder seinen Theil an der Lebensklugheit und Sitte, welche der großartige Verkehr ausbildete. Die feinere Hofbildung der Provençalen und Normannen, ihre Reiterspiele und Kampfgebräuche gingen schnell zu den Deutschen über; aus Kampf und Lagersitte des Morgenlandes erwuchs ein europäisches Ritterthum. Durch gleichen Kriegsdienst und die Ehre des Schildamtes wurden die Ritter mit der europäischen Aristokratie zu einer großen Körperschaft verbunden, mit gleichen Waffen, Privilegien und Pflichten. In ihr fühlten sich alle bewaffneten Reiter des Abendlandes, welche die richtige Lehrzeit bestanden und Weihe ausgelernter Reiter erhalten hatten, als Bundesbrüder.

Den Römerfahrten Kaiser Friedrich's wurde der Ritterstand die beste Hülfe. An den ehernen Haufen brach sich der Zorn der lombardischen Städter, sie wurden den normännischen Rittern ebenbürtige Gegner. Zwanzig Jahre führte der Kaiser diese muthigen Kampfgesellen nach Italien, auch den jüngern ward Sprache, Sitte, Bildung des Südens vertraut. Durch diese ungewöhnlichen Verhältnisse wurde ein neuer Theil der deutschen Volkskraft hoch heraufgehoben, und der alten lateinischen, kirchlichen, gelehrten

*) Es wird in anderm Zusammenhange davon die Rede sein.

Bildung, welche bis dahin der Geistliche vertreten hatte, trat eine neue weltliche, ritterliche, höfische des Laien gegenüber.

Die neue Bildung war aber nicht nur weltlich, sie war in manchem nicht einmal christlich. Im Abschluß einer großen Periode zeigte die waltende Kraft unseres Volkes eine Reihe von Empfindungen und Gedanken, durch welche sie Sinn und Herz der Deutschen in der Urzeit gerichtet hatte, noch einmal in heiterem Spiel und phantastischer Umbildung. Schon der Grundton aller Lebensweisheit, welche jetzt verkündet wurde, war dem asketischen Ernst der Kirche fremd. Der Mensch soll froh sein und hochgemuth, stolzer Muth, d. h. rechter Frohsinn, ist sittig. „In Züchten froh“ wurde bestes Lob, die Fülle der Lebenskraft, welche aus Antlitz und Worten leuchtete, galt für edlen Vorzug bei Mann und Weib. Das Auge hing leidenschaftlich an schönen Zügen und innigem Ausdruck; ebenso an stattlicher Erscheinung, an guten Gewändern und kunstvollem Schmuck, an zierlichen Bewegungen und Tanz, an bunten und prächtigen Aufzügen. Nicht nur das materielle Behagen, auch Grazie und Schönheit der Empfindung wurde gesucht, und sorgfältig vermieden, was für gemein galt, für tölpelhaft oder lächerlich. Die Zucht des Menschen, d. h. die Fähigkeit, sich schicklich und wohlthuend darzustellen, wurde sehr wichtig und durch Vorschriften und Beispiel in die jungen Seelen geprägt. Keine Zeit des deutschen Lebens zeigt so viel heitere Sinnlichkeit, so eifrigen Cultus der gesellschaftlichen Vorzüge und so unbefangene Hingabe an die Eindrücke, welche irdische Schönheit erregte; und darum ist die gesammte Bildung jener Zeit antiker Bildung so verwandt; Walther ist zuweilen einem hellenischen Lyriker zum Verwechseln ähnlich, und der ausgelassene Nithart an Grazie dem Theokrit ebenbürtig, an frischer Heiterkeit ihm weit überlegen. Und erstaunt fragen wir: wie war dergleichen naive schöne Heidensinnlichkeit bei guten Christen möglich?

Aber diese Freude an schmuckvollem und lachendem Dasein

wurde in altgermanischer Weise als abhängig empfunden von dem Leben der Natur. Wenn der Mai den Baum mit Blättern schmückte und die Haide mit Blumen, wenn die kleinen Vögel sangen und das Wasser befreit von Eis und Schnee durch die Auen floß, hatte einst das Gemüth der Deutschen den Sieg der Menschengötter über die feindlichen Riesengewalten gefeiert. Die alten Feste bestanden im zwölften Jahrhundert überall, aus den Städten ritt der Maigraf mit seiner reisigen Schaar zum Speerkampf gegen den Winter und führte als Sieger den Reigen mit der blumengeschmückten Maigräfin; in jedem Dorfe kämpfte der laubumwundene Sommer mit dem vermummten Dämon des Winters; die Kinder und Erwachsenen zogen jubelnd aus, die ersten Veilchen zu suchen, sie warfen festlich geschmückt den Ball und sprangen auf der Wiese den Reigen. Auch dem höfischen Manne begann im Mai die sonnige Freudenzeit. Dann setzte er sein Waffengeräth in Stand, dachte an Schmuck und schöne Kleider und zog aus zum Liebeswerben, zu Gastereien, zu Hochzeit und Turnier, oder auch einmal zu ernsterem Kampf, um Ehre zu erlangen, oder seiner erwählten Frau zu dienen, oder Gut zu gewinnen. Wenn aber der Winter nahte, die kleinen Vögel wegzogen, die Wiese fahl wurde, die Blätter von den Bäumen sanken und der Reif die Aeste umzog, dann endete das fröhliche Treiben in der Landschaft, der Deutsche zog sich in das Innere des Hauses zurück, lebte ehrbar mit Weib und Kind und träumte goldene Träume in der Hoffnung auf das nächste Erwachen des Lebens. Diese Auffassung von einer Zweitheiligkeit des Menschenlebens, einer heitern Sonnenseite und kalter Dämmerungszeit, durchzieht die gesammte ritterliche Poesie; alles Empfinden der Stunde, jede lyrische Stimmung wird am liebsten dem Grundton angepaßt, welchen die Landschaft im Sommer- und Winterkleide der Menschenseele giebt.

Es ist wahr, das Christenthum hatte das gesammte Leben des Deutschen so sehr mit Lehre und heiligen Gestalten erfüllt

und war so eifrig bemüht, jede große Function seiner Tage durch Weihen an sich zu fesseln, daß sich der Laie vom Morgen bis Abend als treuer Christ fühlen mußte. Aber trotz der Legion der Heiligen, trotz allen guten Werken und den asketischen Uebungen, denen sich auch der weltliche Mann nicht entzog, wenn ihn gerade seine Sünden drückten, war doch die fromme Ehrfurcht vor dem Heiligsten sehr vermindert. Zwar der Jungfrau Maria werden kunstvolle Leiche gedichtet, auch zur Befreiung des heiligen Grabes wird noch in Kreuzliedern aufgefordert; aber in dieser Poesie ist oft mehr Kunst als Empfindung, es sind würdige Themata, welche der Schaffende ähnlich behandelt, wie die italienischen Maler im sechzehnten Jahrhundert die heilige Geschichte. Denn häufiger als die Gestalten des christlichen Glaubens werden in den Poesien der Minnesänger andere Gewalten angerufen von befremdlichen Namen: „Frau Sälde“, „Frau Zucht“, „Frau Ehre“, „Frau Minne“, nicht mehr wie in der Heidenzeit als wirkliche Göttinnen des Volkes, aber noch in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüth der Menschen regieren. Die Beschäftigung mit diesen Gestalten ist allerdings ein Spiel geworden, aber der Unterschied zwischen realer Wirklichkeit und poetischer Erfindung ist den Schaffenden keineswegs so deutlich wie unserer Zeit. Der Kirchenglaube aber stand dem Kreis idealer Empfindungen, welche jetzt die Menschen erhoben: dem stolzen Mannesmuth, der Kriegerehre, dem Liebesglück, dem wagefrohen Werben um Gunst und Gut, innerlich fremd und zur Zeit hülflos gegenüber. Sogar in die geistlichen Handlungen wagen sich unchristliche Gestalten. Der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein besucht im Jahre 1227 als Königin Venus, den untern Theil des Hauptes nach damaliger Sitte mit einem Schleier umhüllt, unterwegs die Messe, geht als Venus trippelnd zum Opfer, die Kirchendiener bringen ihm „das Pace“, das Kreuzesbild, welches bei der Messe der vornehmsten Frau zum Küssen angeboten wurde und von dieser mit

einem Kuß der Nachbarin zu übergeben war; Frau Venus will das Crucifix zuerst mit der Binde vor dem Munde küssen, um Heiterkeit zu erregen, dann giebt sie es einer fremden Gräfin, welche neben ihr sitzt, nimmt die Binde ab und der Mann wird unter herzlichem Gelächter von der eleganten Dame geküßt. Dies seltsame Eintragen profaner Mummerei in das Heiligste des Gottesdienstes gilt für einen anmuthigen Scherz.

Aber auch die sittlichen Forderungen, welche in der Urzeit dem Deutschen sein Schicksal geformt hatten, werden in der Bildung des zwölften Jahrhunderts noch einmal in neuen Verhältnissen maßgebend. Die Idee der Gleichheit aller Krieger drückt sich in dem neuen Ritterthum aus: eine große Genossenschaft, welche viele Hunderttausende umfaßt, macht jedem, der daran Theil hat, Ehre und Recht der Waffen gleich. Der Bauersohn, welcher Ritter geworden ist, kann — in dieser Zeit — auch dem Fürsten und Gebieter deutschen Landes bei Tjost und Turnier, im Einzelkampf und im Haufenspiel gegenübertreten; der Dienstmann und sein Landesgebieter haben gleiches Recht, um die Liebe einer edlen Frau zu werben, und die Strafen für nicht rittermäßige Haltung sollen gegen beide dieselben sein. Und wieder die frei gewählte Hingabe an andere Menschen, das altheimische Bedürfniß des treuen Dienstes, gewinnt noch einmal hohe Bedeutung in dem Dienst, den der Ritter seiner erwählten edlen Frau widmet. Es ist in neuen, wunderlichen Formen und bei auffallender Verrenkung des Gefühls, im Grunde genau der alte Drang der Selbstentäußerung. Allerdings nur noch ein Traum der Phantasie und Laune.

Denn poetisch gehoben war das Empfinden jener Zeit, und eine reiche Poesie in deutscher Sprache legt Zeugniß dafür ab.

Emsig suchen wir bei jedem großen Fortschritt unserer Nation die Wege, auf denen er angebahnt wurde, hier und da vermögen wir die geheimen Quellen bloßzulegen, deren befruchtende Kraft ödes Haideland in blühende Auen verwandelte. Aber die

Erklärerkunst vermag doch nie das Geheimniß neuen Lebens ganz zu enthüllen. Auch das Aufblühen einer originalen deutschen Poesie am Ende des zwölften Jahrhunderts erscheint uns einem Wunder gleich. Denn fast plötzlich wird etwa seit dem Jahre 1170 das deutsche Land mit einer ritterlichen Dichtkunst und Literatur gefüllt, von welcher wir in den Jahrzehnten zuvor aus überlieferter Schrift kaum die ersten Spuren entdecken. Schnell ist die deutsche Sprache eine andere geworden, der schwäbische Dialect, der dem Hofe des großen Hohenstaufen heimisch war, gestaltet sich zur gebildeten Schriftsprache; die neue Dichtung, welche aus tausend Seelen ihre Lieder durch das Land sendet, formt mit graziösem Geschmack und sehr feiner Sprachempfindung die Weisen des alten Volksliedes zu vornehmer Kunst aus, und weiß die Töne und Maße der Südfranzosen prachtvoll ins Deutsche umzuarbeiten. Noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts ist die deutsche Sprache ungeschickt die Arbeit des denkenden Geistes und seine Empfindung schriftmäßig auszudrücken. Sie hängt noch ganz in Dialecten, die schweren Vocale der sylbenreichen Flexionsendungen sind nur zum Theil verdünnt und abgeschliffen, immer noch schwerfällig; der logische Zusammenschluß der einzelnen Satztheile durch Partikeln ist noch wenig entwickelt, die Perioden suchen gegen den Geist der Sprache lateinische Satzbildungen nachzuahmen. Das wird fast plötzlich anders. Ein Gefühl für sprachlichen Wohllaut, wie es die Neuzeit gar nicht kennt, lebt in hundert Schaffenden, der Ausdruck der Gedanken ist höchst graziös, oft energisch und von epigrammatischer Kürze und Energie.

Offenbar hat das aufblühende Ritterthum diese große Veränderung nur deshalb zu Tage gebracht, weil sie im Volke längst vorgebildet war. Wir wissen, daß der deutsche Versbau in seinen Grundgesetzen uralt ist, wir erkennen wol, daß die Mönche, welche in der Karolinger- und Sachsenzeit einmal deutsch dichteten, dieselbe Klangempfindung hatten; aber von den Volks-

liedern der Staufenzeit, die in den Dorfreigen der Wiese und bei den Wintertänzen im Saale gesungen wurden, ist uns nichts erhalten, und sehr wenig von den Liedern der fahrenden Leute, welche jedes Ereigniß dem Volke episch zurichteten. Und selbst wenn wir von solchen Texten und Melodien Kenntniß hätten, würde uns nicht geringeres Wunder sein, daß sich in dem Kreise weltgebildeter Laien der alte Volkssang so schnell verfeinerte und in so einziger Weise Klang- und Sprachgefühl ausbildete während der letzten zwanzig Jahre Friedrich Barbarossa's.

Freilich hat die neue Poesie der Edlen und Dienstmannen auch alle Schwächen einer Kunstpoesie, die sich des Gegensatzes zu der volksmäßigen Habe freut. Nicht nur in der Form wird die Kunst zur Künstelei, auch im Inhalt ist die Einseitigkeit auffällig, welche allem anhängt, was in rittermäßiger Weise geschaffen wird. Aber während die höfische Bildung den Volksgesang in ihre Bahnen zog und ihm einiges von ihrem Wesen verlieh, half sie auch durch die Schrift fixiren, was das Volk geschaffen, und belehrte das Sprachgefühl des kleinen wandernden Sängers. Kurze Zeit nachdem die Gedichte der Ritter aufgeschrieben wurden, begann auch die Literatur volksmäßiger Dichtkunst.

Den Kreisen, welche jetzt in den Vordergrund des deutschen Lebens traten, lagen Abenteuer und ritterliche That vor allem am Herzen. Schmuck und Pracht des Orients, Freude am Unerhörten, gewagte Verhältnisse zu schönen Frauen, märchenhaftes und ungeheures lockte die Phantasie. Die nüchterne Auffassung der Thatsachen, welche in früheren Jahrhunderten die lateinische Geschichtschreibung gelehrter Mönche oft zuverlässig gemacht hatte, ging dieser Zeit fast verloren. Die persönlichen Erlebnisse und was schnell umbildendes Gerücht von den Thaten anderer meldete, wurde sorglos zugerichtet und niedergeschrieben. Wie den Ritter sein Herz trieb, rastlos in Einzelkämpfen seine Kraft zu erweisen, in fremden Ländern zu fahren und vor allem

Gefahren zu bestehen, die er um des Ruhmes willen suchte: so schuf er auch da, wo er Gedichtetes erzählte, oft zwecklose Abenteuer und eine Willkür der Ritterfahrten ohne innere Nothwendigkeit. Der preiswürdigste Inhalt seiner Dichtungen war immer ein Spiel mit dem Leben, ein verwegenes, launisches, zuweilen tiefsinniges, oft wunderliches und unnützes Spiel, dem die ethischen Motive aller großen volksthümlichen Gedichte, unwiderstehlicher Zwang der Verhältnisse, dämonische Größe der Leidenschaften fast immer fehlten.

Auch die Liebe des Ritters war nicht eine große Leidenschaft, sondern ein phantastisches Spiel, welches ihn wol in poetischer Träumerei erhob, selten sein wirkliches Leben mit ernstem Inhalt füllte. Es war charakteristisch für die gesammte Zeit, daß er diesen Kreis von idealen Empfindungen nicht bei der verlobten Braut und seiner Hausfrau suchte, sondern bei fremden Frauen.

Als Gregor VII. auch der niedern Weltgeistlichkeit die Ehe verbot, da that er nur, was durch die asketische Richtung seiner Zeit gefordert wurde, und der Widerstand der Geistlichen ward hie und da durch den kirchlichen Eifer ihrer eigenen Gemeinden gebrochen. Dennoch hat die alte Kirche durch nichts dem deutschen Volksthum so wehe gethan, als durch die Aufnöthigung dieser hierarchischen Maßregel. Der Schade, welchen sie der gesunden Entwickelung unserer Volkskraft bereitete, wurde für einen Theil Deutschlands erst mehre Jahrhunderte später gut gemacht, als Luther sich dem Tadel wohlmeinender Zeitgenossen aussetzte, weil er Käthe Bora zur Frau nahm. Noch heute leiden Zucht und Schule der katholischen Landschaften unter dem Nachtheil, daß der Priester nicht als Hausherr, Gatte und Vater im Volke steht.

Seit im 11. Jahrhundert die Kirche diese neuen dunkelen Schatten auf die schönste Leidenschaft und das geweihte Verhältniß zwischen Mann und Frau warf, zog das untilgbare Bedürf-

niß des Herzens die Menschen auf abenteuerliche Bahnen. In den Nonnenklöstern war Christus längst zum himmlischen Bräutigam geworden, der die entsagende Büßerin im Jenseits zu seinem Lager erhob; jetzt wurde frommen Geistlichen und Laien ebenso die jungfräuliche Gottesmutter zu einem verklärten Abbild edler Weiblichkeit, und die Herrlichkeit der reinen Magd ward in kunstvollen lateinischen und deutschen Versen gefeiert. Ihre gehobene Stellung im Christenglauben galt den Pilgern im Morgenlande für das charakteristische Wahrzeichen des Christen gegenüber dem Muhamedaner, und die süße, milde, liebevolle Frau wurde Patronin der wilden Kreuzheere.

Aber während ihre helle Gestalt den Kriegern helfen mußte die Ungläubigen zu erschlagen, vermochte sie nicht der verheiratheten Frau, die in der deutschen Heimat zurückgeblieben war, die Würde ihrer Stellung zu behüten. Der ganze Stand der Geistlichen, die Gelehrten und Gebildeten, die Rathgeber und Vertrauten der Laienschaft wandelten begehrlich im Volke, die Zahl dieser Ehelosen war durch die Bettelorden ins ungeheure vermehrt, sie saßen überall in Dorf und Stadt und hatten Zutritt in Schloß und Hütte. — Nicht weniger schadete den Ehen die Bekanntschaft mit romanischer Gewohnheit. Ueberall wo altrömisches Volksleben sich mit germanischem Wesen versetzt hatte, in Italien, Frankreich, Spanien, scheint durch alle Jahrhunderte die Innigkeit der Ehe geringer, und die Hingabe der Frauen an erwählte Geliebte häufiger gewesen zu sein. Seit Ende des elften Jahrhunderts kamen die eleganten Damen der Provençalen und Normannen mit ihren vertrauten Sängern nach dem Morgenland, ihre Liebesabenteuer waren dort ein großes Interesse der Heere, und romantische Verbindungen aus freier Wahl bei Geistlichen und Laien an der Tagesordnung. Arg war die Sittenlosigkeit und noch ärger das Geklatsch unter den Kreuzfahrern und in den neuen Christenstaaten des Orients; jahrelang that eine „Patriarchin“ von Jerusalem, eine frühere

Gastwirthin, die der höchste geistliche Herr der heiligen Stadt sich angeeignet hatte, den Edelfrauen schweren Tort durch schöne Kleider und anmaßenden Hofstaat.

Dort lernten die Deutschen, daß es dem Ritter zieme sich eine edle Dame zur Herrin zu wählen, in ihrem Dienste Gefahren zu bestehen, durch Ritterthat und Liebeslied um ihre Gunst zu werben, um Ring, Band oder Schleier, den man an die Rüstung heftete, um Liebesblick und Erhörung. Verschwiegen sollte der Ritter sein, den Namen seiner Herrin niemandem bekennen, für sie Gut und Leben dahingeben. Dagegen ziemte der Frau, den Mann, der sich in ihrem Dienste treu bewährte, und den Ruhm seiner namenlosen Dame im Lande verbreitete, nicht ohne Erhörung zu lassen.

Wie das hochmuthige und sinnlichfrohe Geschlecht diese Erhörung verstand, hätte in unserer Zeit nie für zweifelhaft gelten sollen, auch die edelsten der ritterlichen Sänger sprechen mit großer Unbefangenheit von dem Ziel ihres Wunsches. Zu jeder Zeit war die Entäußerung des eigenen Lebens für den erwählten Menschen oder Gott nicht ohne sehr praktischen Hintergrund gewesen, Leistung um Gegenleistung, um Dienst Gemach, das hieß in den verschiedenen Jahrhunderten: Freuden auf der Methbank, in der Himmelsburg, zuletzt in den Armen der Herrin.

Aber es war mißlich, daß der Ritterdienst des Mannes bei so willkürlich gesetztem Verhältniß selten Gelegenheit fand, sich in ernster Männerarbeit zu bethätigen. Das Lied des ritterlichen Sängers war doch nur ein heiteres Spiel der Phantasie. Freilich galt es strengen Charakteren, wie Wolfram von Eschenbach, nicht für das beste Werben. Aber worin bestand das Ritterwerk, welches mehr gelten sollte? Nur selten konnte es Wunsch der Frauen sein, ihrem erwählten Ritter einen Kriegszug zu befehlen; dergleichen Expeditionen geschahen unter dem Zwange sehr realer Verhältnisse, welche mit dem Minnedienst nur wenig zu thun hatten. Auch auf die Kreuzfahrt konnte die Frau ihren

Dienstmann nur dann senden, wenn sie geneigt war, ihn zu entbehren oder aus ihrem Dienste zu entlassen. Selbst phantastische Wagnisse und Abenteuer waren auf der deutschen Heerstraße nicht alltäglich, denn die Fehden und Zänkereien der Edlen tobten um Burg und Stadt nicht weil Liebe, sondern weil Haß und Eigennutz aufstachelte. Da blieb wenig anderes als die Gefahren, welche die Laune der Herrin selbst erdachte — und die deutschen Frauen pflegten ihre Ritter wenigstens nicht in die Löwenzwinger hinabzusenden, wie jene spanische Schönheit, — oder die gewöhnlichen Kampfspiele der Ritter. Aber wenn auch der kräftige Mann in solchem Speerkampfe mit unübertrefflicher Ausdauer Roß und gesunde Glieder auf das Spiel setzte und sich täglich Gefahren unterzog, welche etwa denen unserer gewöhnlichen Studentenduelle vergleichbar sind, es war doch nicht die heilsamste Arbeit, mit einem Ringlein am Finger oder einer Bandschleife am Helm allwöchentlich Volte zu reiten und in einem Monat dreihundert Speere an den Rüstungen guter Kameraden zu zerstoßen. Und darauf lief es in der Regel hinaus.

Wohin war der Deutsche gekommen seit jener Urzeit, wo die Thränen und Beschwörungen der Sigurune den getöteten Gemahl aus der Götterhalle an ihr Herz herabgezogen hatten, wo die dämonische Gewalt weiblicher Leidenschaft den geliebten Gemahl vom Himmel forderte, oder wo sich das Weib, um seinen Tod zu rächen, selbst zur Teufelin machte! Dürftig sind dagegen die zierlichen Leiden des ritterlichen Geschlechtes, abgeschmackt sein Werben und kindisch seine Sentimentalität. Es war eine arge Verbildung, das soll man nicht beschönigen. Aber die unverwüstliche Tüchtigkeit deutscher Natur ließ sich nicht lange beirren. Wenn bei den Romanen die Liebe des Ritters zu seiner erwählten Frau in einzelnen überlieferten Anekdoten eine Gewalt und Stärke zeigt, welche beiden das Leben verbrannte: von deutschen Werbern um ritterliche Frauengunst ist uns nichts dergleichen überliefert. Hier wurde durch die größte Innigkeit des Ge-

fühls das ruhige, abwägende Urtheil nicht ganz vernichtet. Das nahm der Poesie einige tragische Stoffe, in der Wirklichkeit förderte es die Befreiung. Und es stimmt heiter, Spuren dieser untilgbaren deutschen Bedächtigkeit auch da zu finden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Wenn Ulrich von Lichtenstein die conventionellen Wächterlieder tadelt, weil es in Wirklichkeit nicht vorkomme, daß Ritter und Frau einen einfältigen und unsichern Thurmwächter zum Vertrauten geheimer Besuche machen, dafür sei eine zuverlässige Dienerin weit besser, und wenn er selbst in seinem Liede eine Dienerin den nahenden Morgen verkünden läßt, so ist dieses realistische Eintragen der Wirklichkeit kein Vortheil für die Poesie, aber sehr wohl Zeugniß für eine Gemüthsrichtung, welcher untilgbares Bedürfniß ist, das wirkliche Leben zu idealisiren. In der That wird zuletzt selbst diesem Ritter, welcher nach Zeitgeschmack der treuste aller Frauendiener war, die Hohlheit seiner ganzen liebevollen Hingabe bemerklich.

Aber durch fast sechzig Jahre liefen die Herzensneigungen eines deutschen Ritters zweitheilig neben einander, in Sommerzeit und Winterzeit. Er sehnte sich nach Landbesitz und Lehn, wenn ihm das fehlte, und er dankte erfreut in artigem Liede seinem Herrn, welcher ihm spät zum Lohn für Dienst und Lobgesang solche Wohlthat gönnte. Hatte er eigenen Haushalt, dann war er wahrscheinlich verheirathet, mit der Tochter eines benachbarten Vasallen oder auch eines wohlhabenden Landmannes. Seine Hausfrau erzog die Kinder und leitete sparsam die Wirthschaft; im Sommer, wenn der Mann auf poetischen Fahrten umherzog, mußte sie Hausstand und Dienstleute fest zusammenhalten, auch wol einmal mit harter Hand den Bolzen auf die Armbrust legen, wenn ein feindseliger Nachbar ihr Haus bedreute, sie war ihrem Wirth Beschließerin, Arzt und zuverlässiger Freund. Aber diese Ehe des Ritters, sein Hauswesen, seine Kinder, seine Familiengefühle, alles holde Behagen der Heimat stand ganz außerhalb der idealen Welt, in welcher er

am liebsten lebte. Unter Tausenden erhaltener Lieder des höfischen Sanges ist kaum eins, welches die Freuden einer glücklichen Ehe, das Glück des Hauses feiert; endlos schweift Wunsch, Sehnen, Klage, Freude aus der Natur zu den Höfen der Edlen, bei den stärkeren Männern um die politischen und kirchlichen Wirren des Landes. Man würde dem höfischen Sänger sehr Unrecht thun, wenn man ihm Empfindung für die beste Habe eines Menschenherzens abspräche, nicht das Gefühl fehlt, aber die Fähigkeit des kunstmäßigen Ausdrucks. Der Burgherr war nicht gerade ein treuer, aber doch wahrscheinlich ein warmherziger Gatte und liebevoller Vater. Das war die Prosa seines Lebens. Und sie galt ihm für gemein und kunstlos.

Die vornehme Frau dagegen, welche höfisch gebildet war, fühlte sich damals leicht dem Manne überlegen. Sie konnte lesen und schreiben, was der Edle und der reisige Dienstmann selten vermochten, sogar viele Sänger nicht; der Ritter mußte wol ihr Brieflein wochenlang ungelesen bei sich tragen, wenn er gerade seinen vertrauten Kaplan nicht in der Nähe hatte. Sie verstand häufig Latein und hielt nicht nur ihr Gebetbüchlein, auch den Virgil und vielleicht den Ovid in Händen. Sie war auch gewandt in kluger Rede, strenge Richterin über Hofbrauch und entschied, ob das Stück schwere Arbeit gediehen war, welches der Mann aufgewandt hatte, um sich Sitte und höfische Zucht anzueignen. Bei den Romanen war schon vor den Kreuzfahrten das Tagesleben der Edelfrau unter strenge Aufsicht gestellt, sie lebte umgeben von weiblichem Gefolge und Hütern, welche der Vater oder Gemahl gesetzt hatte; ihr war unpassend, mit einem fremden Manne allein zu sprechen. Nach 1100 wurde diese orientalische Hut auch in Deutschland strenger. Edle Frauen verhüllten sogar auf Reisen und wenn sie unter dem Volke erschienen, mit einem Kinntuch das Antlitz. Natürlich hatte alles dies keine andere Folge, als den geheimnißvollen Reiz eines Liebesabenteuers zu vermehren und die Erfindungskraft der Be-

werber zu schärfen. Denn dieselbe Sitte, welche das adelige Weib solchem Zwang unterwarf, machte ihr auch ruhmvoll, viele Bewerber zu haben, vor andern solche, die in süßen Versen ihr Lob im Lande zu verkünden wußten. War auch der Ritter verschwiegen, man ahnte und raunte doch, wem sein Lied galt, und je größer die Zahl der Nebenbuhler, desto eifriger war ihr Dienst, und desto größer der Ruhm des Siegers.

Der deutsche Ritter forderte von seiner Frau vor allem Zucht und Sitte, das heißt die Haltung guter Gesellschaft in jeder Lage des Lebens. Seine Verehrung gab ihr gern das Prädicat „rein", ebenso wie der Jungfrau Maria; der wohlgezogene Mann feierte, wie dringend sein eigenes Werben war, ihre Keuschheit und würdige Haltung gegen fremde Männer. Denn begehrlich umherspähende Augen, zuvorkommendes Lachen für jeden ziemten der deutschen Herrin nicht. Ehrbar in Haltung und Geberde sollte sie erscheinen, von bescheidener und gehaltener Freundlichkeit, ihr holdes Lächeln war eine Belohnung des Treuen. Aber auch der Worte sollte sie mächtig sein, sinnvoll dem Anredenden Bescheid geben, den Dreisten fest zurückweisen, dem Freunde in kurzer Rede bedeutsamen Gruß spenden. Ihre äußere Erscheinung mußte fesseln, und sehr viel galt elegante und nach der Stunde passend gewählte Kleidung. Es waren dieselben weiblichen Virtuositäten, welche noch jetzt einer vornehmen Frau Erfolg sichern.

Deshalb war die tägliche Aufgabe einer Frau sich sorgfältig zu hüten, so oft sie unter Männer kam; sie war von Werbenden, von Aufsehern und der größern Menge der gleichgültigen und verleumdungssüchtigen „Merker" streng beobachtet in Miene, Geberde und Wort, wie sie einherschritt, wie sie grüßte, wem sie lächelte. Dies alles höfisch zu machen, sich nie eine Blöße zu geben, immer anzulocken und zu versagen, war die Aufgabe derer, welche sich als gefeierte Schönheiten in sicherer Stellung erhalten wollten. Daher die endlosen Klagen der

ritterlichen Sänger über die Fruchtlosigkeit ihres Dienstes, die helle Freude, wenn die Herrin ihnen einmal freundlichen Blick, Gruß und theilnehmende Rede gönnte. Bei der vornehmen Coquetterie, welche diese Stellung der Frauen ausbildete, waren zuverlässig die Charaktere am besten dran, denen ein kaltes Herz und stäte Gefallsucht das Spiel um ein Nichts zur Lieblingsbeschäftigung machten. Es scheint damals in Deutschland an solchen Damen kein Mangel gewesen zu sein.

Größeren Antheil beansprucht die hochsinnige Frau von reichem Gemüth und starker Leidenschaft, ihr brachte das Ritterspiel ernste Gefahr. Sie stand in einem Kreise, in welchem die Regel der Sitte zu unheimlicher Feinheit ausgebildet, die Sittlichkeit sehr gering war. Die große Mehrzahl der Männer gehörte einem Berufe an, der fast ausschließlich Körperkraft und Reiterkunststücke übte, trotz allen Lehren des Anstandes und guter Haltung war die Unwissenheit groß, die Zudringlichkeit schwer zu bändigen. Traf das Weib unter den wilden einmal auf wirkliche Leidenschaft, auf einen Geist, der größer war, als die Mehrzahl der andern, eigener kluger Gedanken mächtig und süßer Weisen kundig, und hörte sie das Lob ihrer Tugenden von seinen Lippen, empfand sie den Ruhm, den sie durch seine Lieder gewann, oder sah sie, daß der werthe Mann um ihretwillen sich Demüthigungen und Gefahren aussetzte, dann entstand wol zwischen ihr und ihm ein Verhältniß, dessen heimliche Innigkeit und Zartheit ihr als das höchste Glück ihres Lebens erscheinen mußte. Ihr blieb der innere Kampf zwischen Ehre und Liebe nicht erspart, denn wie frei die deutsche Sitte um 1200 auch den Mann stellte, so weit ging die höfische Verbildung nicht, der hingebenden Frau das Gefühl zu nehmen, daß sie für den Geliebten andere Pflichten verletze. Immer stellt in den ritterlichen Liedern die Geliebte dem Drängen des Bewerbers die Rücksicht auf ihre Ehre gegenüber. Und doch ist uns von diesen innern Kämpfen der Frau verhältnißmäßig

wenig überliefert, nur ahnen können wir, daß sie zuweilen tief und leidvoll waren. Dann wird auch uns das Urtheil mild, wenn aus einem erhaltenen Liede einmal die selige Freude des erhörten Geliebten hervorbricht.

Für diese innigen Beziehungen zwischen Mann und Weib werden hier aus dem 12. und 13. Jahrhundert einige charakteristische Belege zusammengestellt. — Da bis in das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts alle Lehre, welche der Frau zu Theil wurde, und fast alles was sie las und schrieb, lateinisch war, so mußte damals auch der Herzensfreund, welcher diese idealen Interessen unterhielt, der fremden Sprache kundig sein. In der Kirche hatten sich die ersten Anfänge einer Philosophie geregt, welche die Dogmen der heiligen Schrift vorsichtig prüfte und durch logische Schlußreihen zu begründen suchte. Die Frau las also damals mit dem geliebten Mann nicht nur Bücher des Cicero und Verse der römischen Dichter; auch Betrachtungen über Sein und Nichtsein, Wollen und Können wurden angestellt, und durch Definition der Tugenden und Laster tieferes Verständniß des Lebens gesucht.

Aus dieser Zeit, wo die geistliche Bildung in die Laienbildung überging, sind uns, etwa vom Jahre 1170, einige vertrauliche Briefe eines Weibes an den Geliebten erhalten, wol werth, daß unser Blick mit Antheil darauf ruhe. Wir wissen leider nicht, wer die Schreiberin und wer der Mann war. Sie sind erhalten in einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee, und werden in Uebersetzung mitgetheilt*).

---

*) Nach einer Abschrift Wattenbachs mitgetheilt von Haupt in: „Des Minnesangs Frühling", S. 221.

Das Weib an den Geliebten.

„Ihrem (Hartmuot)*) der schönsten Blume, strahlend in der Sitten Ruhme,
Der Tugenden Abbilde, der Tugenden Urbilde,
Wünscht (Imtrut) die Honigträgerin, die Turtel mit sanftem Sinn:
Alles was fröhlich ist, alles was selig ist
In der Erde Gewimmel und was lieblich ist im Himmel,
Und was dem Pyramus Thisbe begehrt. Und zuletzt sei ihm gewährt
Sie selbst, noch einmal sie, und was ihm lieber ist als sie.

Du liebster unter allen Lieben! Wäre ich erfüllt vom Geiste des Maro und strömte aus mir die Redekunst des Cicero oder eines andern großen Redners, oder etwa eines rühmlichen Reimers, ich müßte mich doch zu schwach bekennen, deiner schön gefeilten Rede ebenso zu antworten. Lache mich darum nicht aus, wenn ich für mein Theil etwas vorbringe, weniger zierlich als ich möchte. Du fühlst doch innig mit mir, was ich in meinem Gemüth trage. Es ist guten Sinnen eigen, Vertraulichkeit mit Gleichgesinnten zu begehren, und mir liegt am Herzen deinen Vorschriften bei allem Wollen zu gehorchen, und darum wollte ich durch gegenwärtiges Schreiben deinem süßen Briefe doch mit einer Antwort entgegnen, wenn sie ihm auch ungleich ist. Immer war Anfang, Mitte und Ende unserer Unterredung die Freundschaft. Da ist es in der Ordnung, daß ich von der wahren Freundschaft, dem besten, fröhlichsten und lieblichsten aller Dinge spreche. Wahre Freundschaft ist nach dem Zeugniß des Tullius Cicero Einklang in allem Göttlichen und Menschlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinn. Sie ist auch, wie ich von dir gelernt habe, das trefflichste aller Dinge auf Erden und besser als alle andern Tugenden; denn sie gesellt, was getrennt war, sie bewahrt, was sie gesellt, und was sie bewahrt, hebt sie höher und höher. Nichts

*) Die Namen fehlen in der Handschrift, der des Mannes ist darin durch H. bezeichnet, der Frauenname ist hier nach den Prädicaten, welche sie sich selbst ertheilt, ohne weitere Gewähr vermuthet.

ist wahrer, als diese Beschreibung oder Erklärung, wer sich danach richtet, der hat einen Grund von fester Bewährung.

Für sie wollen wir leben, denn durch sie wird fester unser Streben,
Sie ist ein mächtig Ding, tröstet vornehm und gering;
Sie richtet auf die Wankenden und erquickt die Krankenden,
Sie läßt nicht Unrecht üben und fordert frei zu lieben,
Und kurz zu reden, sie ordnet jedes ohn' Beschwerden.
Sie waltet mächtig und regieret prächtig.

Doch um davon abzukommen, ohne davon zu lassen, an dich richte ich meine Zeilen, an dich, den ich in meiner Herzenskammer eingeschlossen trage, der jedes menschenmöglichen Looses würdig ist. Denn von dem Tage, wo ich dich zuerst sah, fing ich an dich zu lieben. Du bist kühn in die Tiefen meines Herzens eingedrungen, dort hast du dir, wunderbar zu sagen, durch den Reiz deines lieblichen Gespräches einen Sitz bereitet, und daß er nicht bei einem Anstoß umgeworfen werde, hast du durch die Rede deiner Briefe dir deinen Schemel, ja einen Thron fest gegründet. So ist es gekommen, daß dich aus meinem Gedächtniß kein Vergessen tilgen kann, keine Dämmerung verhüllen und kein starkes Stürmen von Wind und Wetter aufstören. Doch wie kann man von Beständigkeit reden, wo immer neue Dinge aufeinander folgen? Ich würde es wol für ein wahres Sein halten, wenn ich immer in deiner Nähe sein könnte; aber da mir solches Sein versagt ist, wird alles Sein, das mich umgiebt, von mir für unwahr erachtet. Mache du also, daß ich mein Sein für wahr zu halten vermag, und das ist nicht anders möglich, als wenn etwas von dir mit mir ist.

Auch der Glaube*) wird die Königin aller Tugenden genannt, und das bezeugt nicht nur die heilige Schrift, auch die

*) Fides, der Glaube, aber auch die Treue zwischen Liebenden. Der eifersüchtige Geliebte hatte, wie aus dem folgenden deutlich wird, gefordert, daß sie dem höfischen Verkehr mit andern Männern entsagen solle.

unverwerfliche Lehre weltlicher Lehrer. Diesen Glauben willst du und ich will ihn, du suchst ihn bei mir, ich wieder bei dir, ihn hefte ich durch Wort und That eifrig in dein Herz; scheidest du dich von ihm, so sinkst du zum Abgrund; lösest du dich von ihm, so fährst du niederwärts vom Pfade der Tugend. Vermählst du dich ihm, so leuchtest du wie ein Sonnenstrahl; dienst du ihm, so eroberst du die Burg der Tugenden; folgst du ihm, erwirbst du ein seliges Leben; hältst du ihn fest, so fassest du den Anker deiner Hoffnung. Warum? Er bindet in Hoffnung, er vereint in Liebe; durch seine Fesseln sind wir zusammengesellt; daß wir ihn fühlen, darum wünschen wir uns Glück. Was soll ich mehr sagen?

Alles Gute gewinnt, wer durch Gott in Treue brinnt.

Du allein bist mir aus Tausenden erlesen, du allein bist in das Heiligthum meines Geistes aufgenommen, du allein bist mir Genüge statt allem, wenn du dich nämlich von meiner Liebe, wie ich hoffe, nimmer abwendest. Wie du gethan hast, habe ich auch gethan, aller Lust habe ich aus Liebe zu dir entsagt, an dir allein hange ich, auf dich habe ich alle meine Hoffnung und mein Vertrauen gesetzt.

Ferner wenn du mir räthst, ich soll mich vor den Rittern wie vor gewissen Ungethümen hüten, so hast du Recht. Auch ich weiß, wie ich mich wahre, damit ich nicht sinke auf die Bahre. Aber ohne die Treue gegen dich zu verletzen, verschmähe ich sie nicht ganz, wenn ich nur nicht dem Fehler unterliege, den du ihnen Schuld giebst. Denn sie sind es doch, durch welche die Vorschriften höfischer Sitte geübt werden, sie sind Quelle und Ursprung aller Ehre. So viel über die Herrn, bleiben sie nur unserer Minne fern.

Meines Gelöbnisses eingedenk, habe ich dich immer und überall in Gedanken, denn dadurch wird die Glorie meines Hauptes völlig und mein Ruhm erneut. Beständigkeit des Geistes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch

Gold und Silber der Seele, das ist Anmuth, mir erwerbe, die ich höher zu schätzen habe, als Gold und Silber. Was dir am werthesten sein mag,

Daran hange ich und das für alle Zeit verlange ich,
Dabei zu beharren in Stetigkeit, befiehlt mir mein Sinn in Wahrhaftigkeit.
Ich bin sicher dir, niemand folgt in mir
Jetzt und jemals dir von allen, du allein sollst mir gefallen.
Ich hätte mehr gesendet, doch thut's nicht noth, drum sei geendet.

Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein*)."

Der Mann an die Geliebte.

„Sehr eifrig habe ich dein vertrauliches Schreiben durchlesen, habe mich an deinem vielfältigen Lob der Treue und Freundschaft ergötzt, und wie die Aue, wenn der Winter vergangen ist, durch die Blüthen deiner Lieblichkeit verjüngt. Wenn alle Glieder meines Leibes in Zungen verwandelt würden, vermöchte ich so großem Lob nicht zu antworten, und wenn ich ganz wie ein löcheriger Schwamm würde, könnte ich so viel Herrlichkeit nicht in mich aufsaugen. Aber du hast, nach dem Bilde des Horaz, an das Menschenhaupt einen Pferdehals gefügt und der schöne Frauenleib läuft unten in einen häßlichen Fisch aus. Denn du hast eine sehr seltsame Chimäre mir vor Augen gestellt und hast aus einem Quell zugleich süßes und bitteres Wasser gegossen. Meines Herzens Aue durch dich getränkt, fing an Blumen und Früchte der Treue und Freundschaft zu gewinnen, da strömte plötzlich die salzige Fluth herüber und dörrte ihr alle holde Anmuth. Denn du hast die Zweige deiner Worte, die

*) Dieser Schluß ist in der Handschrift deutsch.

zierlich mit Blättern geschmückten, nach mir ausgestreckt und mein Herz angezogen; aber du hast mich wieder zurückgestoßen, daß ich keine Frucht deines Baumes zum Kosten pflücken kann. Fürwahr, das ist jene Feige im Evangelium ohne Frucht, und das ist poetische Sorgfalt ohne Ernst. Was liegt dir im Sinne? Glauben ohne Werke ist tot, und erst die Leistung des Werkes ist Erfüllung der Liebe. Du aber hast dich sehr im Widerspruch mit dir selbst gezeigt, denn du hast guten Grundsätzen und den süßen Lobreden, die du vorausgeschickt, nicht den entsprechenden Schluß gemacht oder angedeutet, sondern gegen das Gesetz der Freundschaft meinem Wollen dein Nichtwollen gegenüber gestellt. Denn der erste Theil deines Briefes forderte, daß du jenen rauhen Nachsatz, der gegen die Freundschaft ist, gänzlich ableugnest, und daß du durch freundschaftliche Thaten bewährst, was du in Worten so herrlich ausgeführt hast. Wenn du nicht änderst, was du zuletzt schreibst, stimmen die vorgesetzten Worte nicht. Wen willst du kränken? — Das äußerste Uebel hast du mit sanften Worten ausgesprochen. — Es gesellen sich alle M. — Warum nicht a. w. — Natürlich ist Hym. — Was entgegnest du? — — gesellt sich zu den Bösen. — Dem Br.... ich nicht vertr. — Wenn du mir la., werde ich kommen........*)."

Antwort der Geliebten.

„Ihm Sie, dem Ihren die Seine. — Zwar sagt jemand im Namen Ovid's von der Liebe:

Hoffend dient' ich dem Weibe, der Liebe Genuß mir ersehnend.

Aber ich wünsche, daß diese Zeile mir nicht Sorgen zutheile.

---

*) Der Brief endet in unverständlichen Sätzen und Abkürzungen, welche hier, so weit man etwa den Sinn muthmaßen kann, nachgebildet sind. — Auch im nächsten Briefe ist der Vers Pseudoovid's ein Zusatz, nur das erste Wort Sperabam war in der Handschrift ausgeschrieben.

Und ich hoffte, darüber werde kein Schreiben nothwendig sein. Aber ich werde wieder zu den Waffen gerufen und gezwungen, eine Weise zu beginnen, die ich nicht begehrte. Denn wer ist im Stande eine begonnene Rede zurückzunehmen? Ich will aber nicht, daß du mir zürnst, wenn ich den Eifer, der deine Seele ergriffen hat, stille. Ich habe dir, die Wahrheit zu gestehen, so vertraulich geschrieben, wie es vor dir kein Mann jemals von mir zu erreichen vermochte. Aber ihr listigen oder, besser gesagt, erfahrenen Männer pflegt uns einfältige Mädchen mit Worten zu fangen. Weil wir insgemein in Einfalt des Herzens mit euch auf das Schlachtfeld der Worte vorgehen, trefft ihr uns mit den Speeren eurer, wie ihr meint, richtigen Schlüsse. So ist es gekommen, daß du den Brief, der neulich von mir an dich gerichtet war, mit ungethümen Thieren verglichen hast, die zwar nicht irdisch, aber doch sinnvoll sind. Und darauf hast du dasselbe gethan, dessen du ohne Scheu deine Freundin beschuldigt hast. Denn zu schamlos und dreist hast du das Maß überschritten und die Zügel der laufenden Rede unvorsichtig gelockert, weil du Worte, welche nach meiner Meinung gut und ehrlich waren und aus gutem Gewissen und wahrhafter Treue kamen, mit einer Chimäre und Sirene verglichen hast. Das kommt nirgend anders her, wie ich genöthigt bin zu glauben, als weil euch der Bock*) stößt und weil ihr glaubt, daß ihr nach jedem freundlichen Worte von uns thätlich werden dürft. So ist es nicht und so soll es nicht sein. Ich würde dir schlecht gefallen, wenn ich mich allen hingeben wollte, denen ich gütlich zuspreche. Weil du mir meine Worte verkehrt hast, bist du mir tadelnswerth geworden. Das sollst du thun nimmermehre, Freund, folge meiner Lehre, die wird dir schaden nicht. Denn wärest du

*) Das durch die Schrift ausgezeichnete ist in der Handschrift deutsch. Zuletzt sind nur die kalten und belehrenden Worte lateinisch.

mir nicht lieb, so ließe ich dich in den Abgrund der Unwissenheit und Blindheit rennen. Du bist aber eines bessern werth, denn in dir sind sichtbar die Früchte der Ehre und Zucht. Ich hätte dir wol mehr in dem Briefe gesandt, aber du bist so wohl gewandt, daß du vieles aus wenigem zu nehmen weißt. Beständig und glücklich sollst du immer sein."

So weit die erhaltenen Briefe. Der stille Kampf zwischen den Liebenden läßt sich errathen. Und der Mann, an welchen ein liebenswerthes Weib schreibt, war vermuthlich ein Geistlicher.

Aber seit dem Jahre 1170 siegten die deutschen Verse der ritterlichen Bewerber in den Frauenherzen über die schönen lateinischen Perioden, worin der gelehrte Geistliche die Seelenfreundin beschwor. Ueberall an den Höfen der deutschen Edlen tönte der Minnesang, und die Frauen sammelten die Lieder ihrer Sänger und hefteten die kleinen Pergamentstreifen, welche ihnen zugesteckt wurden, sorglich zusammen. Aus diesen fliegenden Blättern wurden die ersten Gedichtbüchlein in deutscher Sprache, sie wurden umhergetragen, mit neuen Liedern vermehrt, endlich zu Sammlungen vereinigt, welche uns noch erhalten sind. Was uns diese Minnelieder von dem Verhältniß des Sängers zu seiner Herrin künden, sind immer dieselben Stimmungen: Lob der Schönheit und Tugend, Klage über Dienst ohne Erhörung, Freude über den stattlichen Aufzug und einen Gruß der Geliebten, zuweilen ein verstohlenes und sinnvolles Wechselgespräch, endlich die Klage der Frau, wenn der Geliebte am Morgen von ihr scheidet. Aber nicht häufig bieten sie individuelle Züge, welche uns die Liebenden menschlich nahe stellen. Und die Variation stehender Gedanken, Prädicate und Situationen ermüdet. Wir geben auch bei Walther manches Minnelied, welches vornehme Frauen feiert, für das reizende Lied, worin seine Jugendgeliebte,

ein Dorfmädchen, den Ort ausplaudert, wo sie mit ihm in den Blumen geruht habe: „Wenn einer wandert da vorbei, an den Rosen er wol mag, tandaradei, merken wo das Haupt mir lag." Nicht immer sind es die berühmtesten Sänger ihrer Zeit, z. B. nicht Reinmar der alte, welche uns lieb werden; zuweilen erfreut bei kleinen Talenten oder in Liedern, deren Verfasser ungewiß sind, eine herzliche Innigkeit und interessante Beziehungen zwischen Mann und Frau. In diesem Sinne wird hier in kurzer Prosa, ohne jeden poetischen Schmuck, der Inhalt einiger Lieder angegeben, welche der Ritter Albrecht von Johansdorf etwa um 1190 gedichtet hat. Noch klingen mehre in der einfachen Weise des Volksliedes, auch in den kunstvollern hat die Zierlichkeit des höfischen Ausdrucks nicht der Energie des Gefühls Eintrag gethan. Herr Albrecht klagt folgendermaßen*):

„Meine erste Liebe soll auch meine letzte sein. Das bringt oft Schaden meiner Lust, jedoch mein Herz räth mir so. Sollte ich mehr als eine lieben, wie mancher thut, dann liebte ich keine.

Ich habe um Gott das Kreuz an mich genommen und fahre dahin wegen meiner Missethat. Gott helfe mir, wenn ich zur Heimat kehre, daß ich sie in ihrer Ehre wiederfinde, das Weib, das durch mich großen Kummer hat. Dann ist mein bester Wunsch erfüllt. Wenn aber sie ihr Leben verkehrt, dann gebe Gott, daß ich auf der Fahrt vergehe.

Der Tod kann mich von ihrer Liebe scheiden, sonst niemand. Das habe ich gelobt; der ist mein Freund nicht, der sie mir verleiden will, denn ich habe sie mir zur einzigen Freude erkoren. Wenn ich durch meine Schuld ihren Zorn verdiene, so bin ich vor Gott verflucht wie ein Heide. Sie ist gut und schön; heiliger Gott, sei gnädig uns beiden! — Als sie an meinem

*) Des Minnesangs Frühling, von Lachmann und Haupt, S. 86.

Kleide das Kreuz sah, sprach die gute, da ich ging: „Wie willst du jetzt zwei Pflichten erfüllen, fahren über's Meer und doch hier sein? Wie kannst du dich in der Fremde halten gegen mich, und wie bewahren deine Eide.“ Oft fühlte ich Weh, doch nie so großes Leid. — Ach meine Herzensfrau, traure nicht so schmerzlich. Das werde ich immer als Trostspruch fest halten; wir sollen gern fahren um des reichen Gottes willen zu Hülfe dem heiligen Grabe; wer dabei strauchelt, kann ohne Schaden wanken. Denn dort kann niemand zu Schaden fallen, ihm wird doch die Seele froh, wenn sie mit Freudensang sich zum Himmel wendet.

Ich und ein Weib, wir haben lange Zeit gestritten. Ich habe viel Zorn von ihr erfahren, noch droht sie mit dem Streit. Sie wähnt, weil ich mit dem Kreuze fahre, daß ich mein Gelübde gegen sie löse! Gott bewahre mich nicht vor der Hölle, wenn das mein Wille ist. Wie sehr das Meer und die starken Wellen toben, ich will keinen Tag meinen Schwur gegen sie vergessen. Und viele Donnerschläge werden nöthig sein, bevor auch sie mich aufgiebt. Was also habe ich vor ihr voraus? — Ob ich sie jemals wiedersehe, das weiß ich nicht. Doch was ich ihr gelobe, es kommt mir vom Herzen. So oft ich erwache, ist mein erster Segen, daß Gott um ihre Ehre sorge und ihr Leben löblich erhalte. Darnach gieb ihr, Herr, ewige Freude in deinem Reich. Was ihr geschieht, das soll auch mir zu Theil werden.

Die von hinnen fahren, die sagen um Gott, daß der reinen Stadt Jerusalem und dem Lande noch nie Hülfe nöthiger war. Die Klage wird Spott der Thoren, die sprechen alle: wäre es unserm Herrn ein Aerger, er könnte es rächen ohne irgend eine Kreuzfahrt. O möchten sie bedenken, daß auch er den grimmen Tod litt, auch er hatte die große Marter nicht nöthig, aber ihn erbarmte unser Sündenfall. Wen jetzt sein Kreuz und sein Grab nicht erbarmen will, der wird arm werden an seiner Seligkeit. — Auf diese Gedanken hat mich trüber Sinn gebracht, gern

will ich meine Muthlosigkeit bannen; davon war mein Herz bisher nicht frei. Ich denke manche Nacht: wenn ich hier bleibe, was kann ich thun, Gott zu gewinnen, daß er mir gnädig sei? Ich weiß nicht grade große Schuld, die ich habe, als eine, davon werde ich nimmer frei; alle Sünden ließe ich wol, nur die eine nicht: ich liebe ein Weib über alle Welt in meinem Sinn; Gott, Herr, das halte mir zu gute!

Weiße und rothe Rosen, blaue Blumen und grünes Gras, braun, gelb und wieder roth, dazu Kleeblätter, das stand in wundervollen Farben unter einer Linde, worauf Vögel sangen. Es war ein schöner Ort, dicht gedrängt bei einander wuchs es da. Ich aber harre, ob die mir es lohne, der ich lange gedient habe. — Es ist eine gute Weile her, daß ich nicht von Freude sang, ich weiß auch wahrlich nicht, worüber ich mich freuen sollte. Es dünkt mich lange, seit ich die gute nicht sah, doch fürchte ich, ihr machte der Gedanke an mich noch nie einen langen Tag. Ich werde wenig lachen bis ich ihre Gnade erkenne. Wie ich's dort befinde, darnach will ich alsdann lachen.

Wie die Liebe anfängt, das weiß ich wol, wie sie endet, das weiß ich nicht. Sollte ich inne werden, wie dem Herzen Gegenliebe wird, dann bewahre mich, o Gott, vor dem Scheiden, denn der Gedanke daran ist bitter.

Fände ich jemand, der sagt, er sei von ihr gekommen, und wäre es mein Feind, ich wollte ihn grüßen, hätte er mir alles genommen, er würde das durch seine Botschaft sühnen. Wer sie vor mir nennt, der hat mich zum Freunde ein ganzes Jahr, und hätte er mir auch mein Haus niedergebrannt.

O Königin Sälde (Glück, Seligkeit), du hast mich gekrönt in meiner süßen Liebe, darum will ich dich immer ehren. Wenn ich die Schöne besitze, dann kann mir's nimmer übel gehen, sie ist ein Juwel von Güte. Bestätigt hat ihr rother Mund, daß ich allezeit glücklich sein kann, wohin ich auch ziehe. So

hat sie gelohnet mir, vereint hat mich mit ihr Frau Zucht durch süße Lehre.

Laß mich, Minne, frei, du sollst mich eine Weile ohne Freude lassen. Du hast mir ganz den Sinn benommen. Kommst du wieder zu mir, wenn ich die reine Gottesfahrt vollendet habe, so sei mir wiederum willkommen. Willst du aber aus meinem Herzen nicht scheiden, und mir scheint sehr, du wirst dich nicht hinausbegeben, so führ' ich dich mit mir in Gottes Land und bitte ihn, den halben Lohn meiner Fahrt der Guten hier zu gönnen. — O weh, sprach ein Weib, viel Leid ist mir durch Liebe bescheert! freudeloses Leben, wie wirst du dich gebaren, wenn er von hinnen zieht, der mir die Kraft des Lebens gab? Wie soll ich der Welt und meiner Klage leben? Dazu bedarf ich Rath, wie kann ich mich jetzt vor beiden bewahren? Nie war mir darum so angst, wie jetzt, es naht die Zeit, er fährt von hinnen. — Selig seist du, Weib, deren Frauengüte gemacht hat, daß man ihr Bild mit sich führt übers Meer. Ihr aber in der Heimat kommt das Weh, wenn sie stille denkt an seine Noth und sie spricht: „Lebt mein Herzlieb oder ist er tot? O möge der um ihn sorgen, für den sein süßes Leben dieser Welt entsagt hat."

Wir wissen sonst wenig von dem Dienstmann des Bischofs von Passau, der um 1190 so empfand, und gar nichts von seiner Geliebten, aber seine Klage tönt über sieben Jahrhunderte hinweg vertraulich in unser Herz.

In heiterem Gegensatz zu diesem elegischen Verhältniß eines Ritters und seiner edlen Frau steht anderer Minnedienst, bei welchem die vornehme Herrin ihren getreuen Dienstmann abweisend und mit muthwilliger Laune behandelt. Wer sich den Gegenstand seiner Verehrung zu hoch wählte, wer nicht gefiel, oder in seinen Huldigungen das Zartgefühl der Frau verletzte, der mochte noch ärgeres erfahren als Nichtachtung. Aus der

ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat uns der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein geschwätzig in langgesponnenen Strophen die ergötzlichen Schicksale seiner höfischen Neigung überliefert. Er hat allerdings einige Aehnlichkeit mit Don Quixote; ehrbar und ernsthaft mit größter Selbstentäußerung giebt sich sein pedantischer und ziemlich hausbackener Geist dem phantastischen Spiele hin, keine Enttäuschung macht ihn wankend, keine Verhöhnung irre, jahrelang bringt er vergebens seine Huldigungen dar und seine letzte Freude ist, die Niederlagen zu erzählen. Nur darf man nicht meinen, daß die Weise seines ritterlichen Dienstes und das Vertrödeln seines Vermögens und seines Lebens in gefahrvollem Spiel eine Ausnahme gewesen sei, welche seinen Zeitgenossen auffiel. Er that nur, was damals höfischer Brauch des Ritterthums war. Wenn er im Frauenkleide als Venus von Venedig bis über Wien hinausgezogen kam und unterwegs bei jedem Nachtquartiere in seiner Verkleidung Speere brach und zum Ritterspiel aufforderte, oder wenn er später ebenso als König Artus die östreichischen Ritter herausforderte und mit den Namen der Tafelrunde schmückte, so entsprachen diese poetischen Fahrten genau der Mode, und Männer und Frauen spielten bei der Maskerade lustig mit, zuweilen in ähnlicher Verkleidung. Anderes freilich, was er für seine Herrin that, war auffälliger. Er selbst soll davon erzählen; doch müssen aus seinem bekannten und vielbesprochenen Gedicht: „Frauendienst" die betreffenden Stellen in einem Auszug mit thunlicher Benutzung seiner Worte wiedergegeben werden. Ulrich von Lichtenstein berichtet folgendes:

„Als ich ein kleines Kindel war, hörte ich oft lesen und sagen, niemand könne Ansehen erwerben, als wer guten Frauen treu diene. Als ich zwölf Jahr alt war, schlich ich jedem schmeichelnd nach, der Frauen pries, und frug überall umher nach ihren Sitten und Tugenden. Dann kam ich in Dienst als

Knabe zu einer hochgebornen, schönen und guten Frau, die in ihren Tugenden ganz vollkommen war, und beschloß in meinem Herzen, ihr meinen Dienst zu weihen. Wenn ich im Sommer schöne Blumen brach, trug ich sie zu ihr hin; hielt sie den Strauß in ihrer weißen Hand, so war ich freudenvoll und dachte: wo du sie anfassest, hielt auch ich meine Hand. Wenn ihr das Wasser über die weißen Händchen gegossen wurde, trug ich das Wasser heimlich davon und trank es aus. Das war mein kindischer Dienst.

Darauf kam ich zu Markgraf Heinrich von Istrien, der mir Zucht und Ritterdienst beibrachte; er lehrte mich, wie man mit Frauen sprechen soll, und süße Worte für Briefe dichten. Nach vier Jahren starb mein Vater, da mußte ich heim in das Steierland, dort übte ich mich mit edlen Knechten im Reiten und Lanzenbrechen. Im Jahre 1222 wurde ich vom Fürsten Leopold von Oestreich zum Ritter gemacht, bei einer Hochzeit, als er seine Tochter einem Fürsten von Sachsen gab. Dort sah ich meine reine süße Frau, ich konnte sie nicht sprechen, aber mir wurde berichtet, daß sie zu einem meiner Freunde sagte: „Ich freue mich, daß Herr Ulrich hier Ritter geworden ist; er war als Kind mein Knecht." Darüber war mein Herz erfreut, ich dachte, ob sie mich zum Ritter annehmen möchte. Ich zog seitdem den Sommer zu allen Turnieren und ließ es um meiner Frauen willen nirgend an mir fehlen.

Im Winter kam ich mit meiner heimlichen Trauer und Sehnsucht auf die Burg eines Verwandten, dessen Frau mein Niftel war. Diese nahm mich bei Seit, frug, wie es mir gehe, und erzählte mir, die edle Frau, in deren Dienst sie stand*), hätte mich gelobt, weil die Rede gehe, daß ich mich einer Herrin zum Dienst gewidmet habe. Und mein Niftel wollte wissen, wer

*) Frauen und Töchter der Dienstmannen und kleinen Vasallen bildeten den weiblichen Hofstaat der edlen Frauen.

meine Herrin sei. Ich antwortete ihr: „Sie bleibt von mir ungesagt, wenn du mir nicht einen Eid schwörst, daß du den Namen verschweigst.“ Da schwor mein Niftel und ich sagte ihr: „Dieselbe Frau ist's, bei der du neulich warst. Willst du mich vor dem Tode bewahren, so mußt du ihr in meinem Namen schwören, daß sie meinem Herzen die liebste ist.“ Und als mich mein Niftel nicht bereden konnte von dem Dienst abzulassen, verhieß sie mir endlich meiner Frau alles zu offenbaren, und ich sagte ihr: „Ein gutes neues Lied habe ich von ihr gesungen, das mußt du ihr zu Ohren bringen und mir wiedersagen, ob es ihr gefällt.“

Das Lied sandte ich und fuhr wieder zu meinem Niftel. Sie empfing mich freundlich und sprach: „Ich habe ihr alles gesagt und dein neues Lied vorgelesen; da aber entgegnete sie: Das Lied ist gut, doch ich nehme es nicht an, sein Dienst will mir nicht geziemen, sprich mir nicht mehr von ihm; ich gönne deinem Neffen, daß er ein biederer Mann wird, denn er war einst mein Knabe, aber was er in solcher Thorheit fordert, wird ihm nie gewährt. Es ginge mir an die Ehre und wäre für ihn der Ehre zu viel. Wäre er aber auch vollkommen, was ich von ihm noch nicht gehört habe, er ist einem Weibe doch verleidet, denn sein Mund steht ihm ungefüge im Angesicht; der Mund sieht, mit Erlaub zu sagen, häßlich aus, das weißt du wol.“

Ich antwortete: „Mein Mund soll ihr besser oder noch schlechter gefallen, ich behalte nicht, was mir daran übel steht, sondern lasse mir's abschneiden. Und du rede mir nicht drein, es ist beschlossen.“ Darauf ritt ich zu dem besten Meister in Gratz und that ihm meinen Willen kund, und er versetzte: „Ich schneide euch nicht vor dem Mai, dann kommt her; ich mache euch euren Mund, daß ihr euch freuen sollt.“

Als ich die Vöglein singen hörte, dachte ich: jetzt wird dazu Zeit sein. Auf dem Wege nach Gratz fand ich einen Knecht meiner Frau, dem vertraute ich meine Absicht: ich habe drei Lefzen

und will mir um einer Frauen willen eine abschneiden lassen*). Er schalt mich unsinnig, aber begleitete mich, um die Sache mit anzusehen. Der Meister wollte mich binden, ich aber litt es nicht, ich saß vor ihm auf einer Bank, und er griff mit seinem Messer meisterlich an. Ich lag sechsthalb Wochen als ein wunder Mann und litt großes Ungemach. Der Meister rieb mir den Mund mit kleegrüner Salbe ein, sie roch so häßlich, daß ich nichts essen und trinken konnte. Endlich ritt ich geheilt von dannen zu meinem Niftel, die mir sagte: „Deinen Mund soll dir jetzt niemand mehr vorwerfen, er steht dir gut, davon schreibe ich deiner Frau, sie soll alles wissen." Und ich bat sie, ein Lied beizulegen — es war eine Tanzweise, die ich während meiner Krankheit zu Gratz gedichtet hatte.

Darauf erhielt mein Niftel diesen Brief von der Frau: „Meine Huld und meinen Dienst entbiete ich dir willig und thue dir kund, daß ich am nächsten Montag von dem Haus, wo ich verweile, aufbreche und nach dem Hause reise, das du kennst. Ueber Nacht bin ich in dem Marktflecken, der dabei liegt. Ich bitte dich also, daß du nicht unterlässest zu mir zu kommen, ich will dir auf alles antworten, was du mir entboten hast. Will auch dein Neffe dorthin kommen, den sehe ich gern wegen seinem Mund, wie der ihm steht, und aus keinem andern Grund."

Als mir der Brief vorgelesen war, machte ich mich freudig auf und ritt dorthin, wo ich die gute treffen sollte. Da war sie leider so behütet, daß ich sie den Abend nicht sah. In der Nacht schlief ich nicht, am Morgen, da die Sonne aufging, eilte ich zu ihrem Gesinde und grüßte Ritter und Knecht. Als der Kaplan eine Messe sang, wurde mir die Freude, daß ich meine Frau erblickte. Mit großer Furcht ging ich hin, wo mich die tugendreiche empfing, sie neigte sich mir, aber grüßte mich nicht mit Worten. Die Messe war mir zu kurz, was man las oder sang,

*) Es war also wol eine Hasenscharte.

vernahm ich alles nicht, ich sah nur sie an. Nach der Messe hieß man uns Männer hinausgehen, die Frau brach auf, ich aber ging zu meinem Niftel, die mich freundlich anlachte: „Du bist ein seliger Mann, meine Frau hat erlaubt, daß du sie heute auf dem Wege anreden darfst, wenn es sich fügen mag; sie denkt gut von dir, rede mit ihr, was du willst, mache es jedoch nicht zu lang.“

So ritt ich kühnlich zu ihr hin. Als sie mich in ihrer Nähe gewahr wurde, wandte sie sich ab. Davon wurde mein Sinn so zaghaft, daß mir zur Stunde Mund und Zunge verstummte und das Haupt niedersank. Ein anderer Ritter sprengte neben sie, da war ich ganz verzagt und ritt in Furcht hinten nach, und mein Herz schalt mich: „Feiger Mann, was fürchtest du ein so gutes Weib? Sie hat dir, weiß Gott, nichts gethan, weh über dich, daß du nicht zu reden vermagst“! So ermannte ich mich und ritt wieder zu ihr, und die reine, süße sah mich an. Darüber erschrak ich wieder, die Kraft der Liebe band mir meinen Mund zusammen. Ihr könnt mir fürwahr glauben, ich wußte nicht, wo ich saß. Meine Angst wurde größer, das Herz sprang und stieß an meine Brust und mahnte: Sprich! sprich! es stört dich niemand. Durch fünf Stunden that ich den Mund auf, um zu reden, aber die Zunge lag mir fest und konnte kein Wort finden. Ich will davon nichts mehr sagen. Da die Tagereise ein Ende nahm, war ich so weit, als im Anfange.

Da man zur Nachtrast die Frauen von den Rossen hob, bat ich, mir das Hebeeisen zu geben, und hub die Frauen ab. Noch hielt sie dort auf ihrem Pferde, bei ihr standen viele Ritter und Knappen, mit denen sie scherzte. Ich trug das Hebeeisen zu ihr, da sprach sie: „Ihr seid nicht stark genug und könnt mich nicht abheben.“ Darüber wurde gelacht; sie trat auf das Eisen, und als sie aus dem Sattel glitt, griff sie mir verhohlen in das Haar, ohne daß es jemand sah, und riß mir eine Locke aus: „Dies nehmt zur Strafe, weil ihr so verzagt seid, man hat mich

über euch nicht wahr berichtet.“ So ging die gute zu ihren Frauen, und ich stand in tiefer Trauer da und dachte: „Wie schlecht habe ich mich gegen sie gehalten; sie wird mir nimmer hold, ich hab's bei ihr verscherzt.“ Ich ritt zur Herberge in die Stadt und bat Gott fleißig, er möchte mir das Leben nehmen. Ich verbarg mich in einer Kammer und schwor den Leuten, ich wäre siech, und das war auch die Wahrheit. Der ganze Leib schmerzte mich, mein Herz that mir weh, ich meinte verrückt zu werden und rief: „O weh, o weh, o weh, daß ich geboren wurde!“ Bald lag ich, bald saß ich, bald stand ich auf, wand mich hin und her und rang oft meine Hände die ganze Nacht. Am Morgen kam einer meiner Magen zu mir und wollte mir einen Arzt holen. Ich aber forderte ein Pferd und einen Knecht, saß auf und sprengte wie ein tobender Mann dahin, wo ich die gute den Tag vorher gelassen hatte. Da traf ich, ihr könnt mir's glauben, meine Frau auf dem Pferde sitzend, wie sie auf der Straße mir entgegen kam, in eine Reisekappe gehüllt. Als sie mich sah, neigte sie sich, und ich schwieg jetzt auch nicht mehr. Ich sprach: „Gnade, meine Herrin, seid mir um Gott gnädig und um eurer Tugend willen; ihr seid es, an der mein Leben hängt, glaubt mir, ich habe euch gedient seit der süßen Stunde, wo ich euch zuerst sah; in Treue bin ich euch unterthan, lauter und beständig ist mein Dienst. Laßt mich euern Ritter sein und gestattet mir euch zu dienen. Nichts lieberes kann ich nimmermehr gewinnen als euch, reine, süße, selige Frau. Gern will ich Leib und Leben in ritterlicher Arbeit wagen, in allem Ritterdienst will ich für euch beharren bis an das Ende meines Lebens.“

„Schweigt“, sprach sie, „ihr seid zu sehr Kind und unwissend in so großen Dingen. Wenn euch meine Huld lieb ist, enthaltet euch solcher Rede und entfernt euch von meiner Seite. Euer Sinn ist thöricht.“

„Liebe Frau, nur darin bin ich thöricht, daß ich mit euch nicht reden kann, wie ich möchte. In ritterlichem Dienst bin ich

so weise, wie einer der besten; um als treuer Mann zu dienen, bin ich nicht zu schwach."

„Ich rathe euch, weicht von mir, wenn ihr irgend bei Sinnen seid, und laßt euer Raunen sein. Ihr wißt wol, man hütet mich; hat jemand eure Rede mit mir vernommen, das bringt Schaden. Ihr sollt mich in Ruhe lassen, fürwahr, ihr seid ein lästiger Mann."

Die gute sah sich um und sprach zu einem Ritter: „Reitet auch an meine Seite, es steht euch allen übel an, wenn mich nur einer begleitet."

Ich rief: „Sie hat Recht, es ist fürwahr eine Unschicklichkeit." Da kamen mehr als sechs herzugeritten, und mein Gespräch mußte ein Ende haben. Ich nahm Urlaub und ritt von dannen, frohen Muth im Herzen; mir däuchte, es war mir gut gelungen, ich hatte zu ihr von meinem Willen gesprochen. — Ich fuhr also den Sommer umher in Ritterschaft; als der Winter ein Ende machte, setzte ich mich hin, dichtete ihr ein Lied und Büchlein und sandte es ihr durch mein Niftel."

So berichtet Ulrich von Lichtenstein den Beginn seines Werbens. Er fuhr weiter in den Sommern zu Turnieren und reisigem Spiel und dichtete im Winter Lieder zu Ehren seiner Herrin, welche die Base, die als verheirathete Frau das Verhältniß ganz in der Ordnung fand, eine Zeit lang besorgte. Als er seiner Herrin einst die Nachricht zukommen ließ, daß er in ihrem Dienst einen Finger verloren habe, und diese dem Boten zur Antwort gab, das sei nicht wahr, und sie wisse wol, daß er den Finger noch habe, da ließ er sich den beschädigten Finger durch einen Freund abschlagen und sandte ihr das Zeugniß. Endlich machte er ihr zu Ehren die große Ritterfahrt von Venedig bis an die böhmische Grenze; als Liebesgöttin gekleidet, brach er gegen die Ritter, welche sich ihm auf dem Wege zum Kampfspiel stellten, über dreihundert Speere, und wir erfahren bei Schilderung dieses Zuges gelegentlich, daß auch er verheirathet war und wäh-

rend der vergnügten Fahrt seine Burg und Hausfrau auf einige Tage besuchte. Diese Ehe hätte ihm sein Verhältniß zu der Herrin nicht gestört; wol aber kam er gerade während dieser glänzenden Ritterfahrt in Verdacht auch andern Frauen Minnedienst geboten zu haben, die Herrin sandte ihm eine sehr unfreundliche Botschaft und forderte den Ring zurück, den sie ihm einmal gegönnt hatte. Wie Ulrich diese Trauerkunde aufnahm, ist sehr bezeichnend für die Sentimentalität jener höfischen Zucht. Er selbst berichtet darüber: „Ich klagte: Was soll mir jetzt Gut und Leben? ich will zu Fuß wie ein armer Mann mich aus dem Lande schleichen, daß niemand wisse, wer ich sei. Ich saß und weinte wie ein Kind, rang die Hände und die Glieder krachten mir vor Schmerzen. Da kam der Domvogt durch die Thür — ein Freiherr von Lengenbach, tüchtiger Ritter und Speerbrecher, der während dieser Fahrt sich erboten hatte, als Marschall der Frau Venus mitzuspielen; — er sprach: „Wie nun? was soll das sein?" Er schloß die Thür und trat zu mir: „Sagt an, wer hat euch etwas gethan, daß ich euch in solcher Klage finde? Ich will es rächen." Da er mir so freundlich zusprach, brach der Jammer von neuem meine Kraft, und ich weinte wieder und sagte ihm: „Mein Leid ist so, daß ich es niemandem klagen kann." Als der treue Mann mein Elend sah, wurde auch er bewegt und beweinte mit mir meinen Jammer so herzlich, als wäre ihm sein Vater gestorben. Und das war seltsam, denn er wußte nicht, warum er weinte. Als ich nun gar seine Thränen sah, fing ich in meinem Schmerz laut an zu schreien. Während wir beide so jämmerlich saßen, trat Herr Heinrich von Wasserberg, mein Schwager, herein und rief zornig: „Seht hier, was soll das sein? Fürwahr, das ist ein schwächliches Ritterklagen, ihr weint ja wie arme Waisenkinder und schwache Weiber; schämt euch beide."

Da sagte der Domvogt: „Herr Heinrich, hier klagt Herr Ulrich so jämmerlich, wie ich in meinem Leben nicht gehört habe,

und er will mir nicht sagen, was es ist.“ Von Wasserberg, der biderbe Mann, versetzte: „Herr Domvogt, mein Rath ist, ihr geht hinaus; er soll mir fürwahr gestehen, was er auf dem Herzen hat.“ Der Domvogt ging, und Herr Heinrich sperrte die Thür und trat zornig vor mich hin: „Wie nun, schwacher Mann? Pfui, Herr, pfui, wie geberdet ihr euch! Wir alle sollten froh sein über den Ruhm, den ihr gewonnen habt. Erfahren so etwas die Frauen von euch, sie werden euch stets wegen eurer Schwäche hassen. Seht zu, daß ihr dies nicht wieder thut.“ Ich sah ihn an und sprach: „Ich werde nimmer froh, und sollte ich tausend Jahre leben. Was mir aber fehlt, das sage ich nicht.“ Er versetzte: „Wenn ihr mir eure Herzensklage auch nicht gesteht, ich weiß doch, was euch freudenarm macht. Wollt ihr mir's sagen, wenn ich's errathe?“ Ich schwieg, da fuhr er fort: „Merkt, was ich euch sage. Die Frau, der ihr in Minne gedient habt, hat euch ihre Huld aufgekündigt, daher die Seufzer und das Leid; nicht wahr, ich hab's errathen?“

Da er so sprach, brach mir das Blut aus Mund und Nase und ich stand mit Blut beschüttet. Als er mich so bluten sah, rief der höfische Mann: „Süßer Gott, ich preise dich, daß du mich noch vor meinem Tode den Mann sehen ließest, der ein Weib so ohne Wandel liebt.“ Er kniete nieder und hob seine Hände in die Höhe: „Wohl mir, daß ich diese Herzensfreude erlebte!“ Darauf stand er auf und umarmte mich: „Sei ruhig, ich will dein reines Herz trösten, bei meiner Treue, in wenig Tagen schließt dich deine Frau in ihre Arme; ich kenne die Art der Frauen besser als du, lieber Freund; sie will damit nur deine Beständigkeit versuchen. Hüte dich, daß du kein Wanken zeigst, und alles wird gut. Sei stolz und froh; wer Lohn von Frauen begehrt, der muß frischen Muth zeigen, dann rührt er ihr Herz, weiches Trauern halten sie nicht für guten Dienst. Ich rathe dir, waffne dich. Es ist dir große Unehre, daß so mancher wackere Mann, der deinetwegen hergekommen ist, auf dich warten soll.

Schon harren sie vor der Herberge, waffne dich." Mich aber erschütterte wieder das Weinen, und ich sprach kläglich: „Ich will nicht turnieren, ich habe keinen frischen Muth, Ritterwerk in Trauer gedeiht nicht." Er aber lachte: „Ich habe meinen Willen darauf gesetzt, du mußt den Harnisch anlegen, es sei dir lieb oder leid. Du sollst in deinen Waffenrock." Da rüstete mich der wackere Mann, ich aber wußte ihm keinen Dank."

So erzählt Ulrich von Lichtenstein, und wir Modernen staunen über eine Sentimentalität in der Staufenzeit, die fast genau so aussieht, als hätte sie einer schönen Seele des vorigen Jahrhunderts die Stimmung getrübt. Aber auch diese träumerische Beschaulichkeit, welche über dem eigenen Leiden genußvoll verweilt, war ein altnationaler Zug, etwas davon hatte schon der Vandalenkönig Gelimer gezeigt. Sie ist jetzt unwahrer und kindischer geworden. Denn man beachte wohl, der Lichtensteiner hat die Frau seines Herzens seit seinen Knabenjahren nur selten auf Augenblicke gesehen, nur wenige Worte mit ihr gewechselt; er ist verheirathet und ein Lebemann, der unruhig umhertreibt. Die phantastische Neigung hat denn auch ein Ende, welches ganz der innern Unwahrheit des Verhältnisses entspricht. Als aussätziger Bettler verkleidet, muß Ulrich vor das Schloß seiner Herrin kommen, dort leidet er Tage lang Noth und Schmach; endlich wird er in der Nacht mit Tüchern an der Mauer heraufgezogen. Die Herrin empfängt ihn im Fürstenschmuck, auf ihrem Lager sitzend, von vielen Frauen umgeben, beim Glanz von hundert Lichtern, und sagt: daß sie ihn in solcher Art heimlich sehe, sei die höchste Gnade, die sie ihm erweisen könne; andere Gunst dürfe er von ihr nicht fordern. Sein Stolz wird dadurch tötlich gekränkt, vergebens verhandelt er in der Nacht mit seiner anwesenden Base, um sein Ritterrecht an die Herrin geltend zu machen, und sehr fremdartig für unser Empfinden ist der Inhalt dieser Verhandlungen. Da er sich weigert, das Schloß zu verlassen, wird er endlich durch eine List

der Frauen wieder aus der Burg entfernt und fühlt die Schmach, die ihm dadurch widerfahren, so tief, daß er Lust hat sich ins Wasser zu stürzen. Man erkennt deutlich, daß seitdem das Verhältniß seinen Zauber verliert, obgleich die Eitelkeit des Ritters sich nicht versagen kann, einige schwache Andeutungen zu machen, daß er doch noch bei seiner Herrin Gnade gefunden habe. Denn gleich darauf singt er Klagelieder gegen sie mit sehr bittern Anspielungen, und aus der ungesunden Neigung wird ein dauerhafter Haß. Zuletzt sucht er sich andere Herrinnen.

Der höfische Frauendienst verlor seine Bedeutung in der eisernen Zeit, welche etwa seit 1220 über Deutschland kam. Doch ganz verschwand er nicht aus den deutschen Burgen, noch im funfzehnten Jahrhundert, kurz bevor Götz von Berlichingen im Walde auf die Nürnberger lauerte, werden wir ähnlichen abenteuerlichen Huldigungen begegnen. Bald auch hörten die Dienstmannen und Ritter auf, Träger der nationalen Poesie zu sein, aber der deutsche Gesang, welcher bei ihnen begonnen, klang fort in den Stuben der Bürger, am Studirtische der Mönche, auf den Kreuzwegen, wo fahrende Leute hielten. Der unermeßliche Segen blieb der Nation, den Versen folgte die deutsche Prosa; Urkunden, Rechtsbücher, Chroniken wurden jetzt deutsch geschrieben, zwei Jahrhunderte nach dem Tode Kaiser Friedrich's II. wurde das erste Buch gedruckt.

Die Trumme gesplitterter Speere lagen in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auf allen Spielplätzen großer Edelhöfe, die Minnelieder Walthers sang der Bote, der auf der Straße ritt, und leiser die Edelfrau in ihrem Zimmer und die Nonne in ihrer Zelle. Mit Speerkrachen und zierlichem Versklang endete die erste Periode deutscher Geschichte.

Es sind dreizehnhundert Jahre voll ungeheurer Wandlungen: Sturz des Römerreichs und germanische Besiedelung

Europa's, Aneignung des Christenthums und lateinische Schule, Wiederbelebung und Verfall eines großen Kaiserreichs, eine neue Völkerwanderung nach dem Orient und eine neue deutsche Bildung. Dennoch sind es im Grunde wenige große Gedanken, welche Sinn und Willen von Millionen richten, es sind einige geheime Neigungen germanischer Natur und einige Lehren, welche seit Bekanntschaft mit der antiken Welt in die Seelen gekommen sind. An die Stelle der Häuptlinge, welche einst den Zwiespalt zwischen Chatten, Cheruskern und Chauken erhielten, sind die deutschen Fürsten getreten der Franken, Sachsen und Schwaben, an Stelle der reisigen Bankgenossen in der Halle des Häuptlings steht das Ritterheer der belehnten Dienstmannen, statt der holden Herrin und weißen Frau wandelt die reine Magd Maria unsichtbar durch die Lande; schon in der Völkerwanderung haben Gothen und Perser im ritterlichen Zweikampfe Speere gegen einander verstochen, wie 600 Jahre später Kreuzritter und Saracenen. Derselbe Zug, welcher die Vandalen in die dämmerige Ferne lockt und dem gothischen Landwirth die Sehnsucht nach Goldschatz und Abenteuern erregt, treibt auch den deutschen Kaiser, den Rittersmann und Bauer an den Golf von Neapel, nach Constantinopel und Jerusalem. Der Elephant, wie er unter Karl dem Großen als Beweis von der Macht und Herrlichkeit des Kaisers hochgehalten wurde, wandelte auch als Ghibelline unter Kaiser Friedrich dem Zweiten, gepanzert, mit einem viereckigen Thurm und sarracenischen Bogenschützen besetzt, in der lombardischen Ebene*). Immer wieder hat der Deutsche den Drang, Kraft und Leben im Dienst seines Herrn zu opfern; wie das Gefolge des Alemannenkönigs Chnodomar freiwillig die Hände den römischen Fesseln darbietet, als ihr Herr ergriffen wird, so geißelt sich der Mönch, weil sein himmlischer König gegeißelt worden ist, so hackt sich zuletzt der Ritter einen Finger ab, um

*) F. Salimbene Chron. in Mon. Parmes. III. pag. 48.

seiner Frau zu gefallen. Während dreizehnhundert Jahren harter Kämpfe haben hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinsinn dem Deutschen immer wieder seinen Staat verdorben, den die Riesenkraft einzelner Könige zusammenfügte.

Den Ursprung, die Herrschaft und das Ausklingen dieser herrschenden Ideen darzustellen war Aufgabe dieses Buches. Aber während altehrwürdiges sich auslebte, war still und geheimnißvoll neuer geistiger Inhalt in dem Volke aufgeblüht, welcher Bürgschaft für Dauer und höhere Entwickelungen gab: einige unvergängliche Lehren des Christenthums, lateinische Bildung, Städteleben, Gliederung der Interessen in geschiedenen Ständen, nationale Kunst und Industrie, eine deutsche Literatur. Gesteigert war trotz aller Einbußen und Verluste die dauerhafte, vorwärts treibende Lebenskraft, gestärkt trotz aller Verbildung der Zeit ein billiger Sinn, ein liebevolles Gemüth und ein rastlos nach Verständniß der Welt ringender Geist. Es war das erste Jugendalter unserer Nation, aus welchem hier Stimmen vergangener Menschen hörbar wurden, sie tönten fast alle aus der lateinischen Schulzeit der Deutschen.

Seitdem leiten durch Jahrhunderte neue Ideen das Schicksal des Volkes: das Hausinteresse der Fürsten, die Genossenschaften Gleichberechtigter, die privilegirte Arbeit, die Anfänge heimischer Wissenschaft und das ängstliche Suchen nach Wahrheit, endlich die Colonisation in den Ostmarken, zunächst im Ordensland Preußen.

Inhalt.

Seite

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Freytag, Gustav,

Bilder aus der deutschen Vergangenheit Herausgegeben von Gustav Freytag

Bd.: 1

Leipzig 1867